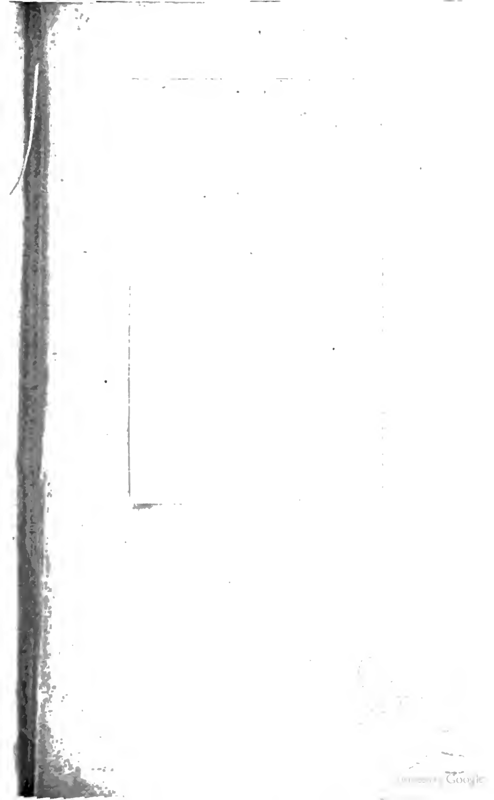
Die Grenzboten



Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

48. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1889


THE NEW
PUBLIC
60255


THE ASTOR LIBRARY
NY

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1889. Viertes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Heerwesen

Geschichte und Kulturgeschichte

Sprach- und Litteraturwissenschaft

Kunstwissenschaft und Kunstpflege

Verschiednes

Erzählungen

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)



Die Wahlen in Frankreich

Sonntag den 22. September haben in Frankreich die Wahlen stattgefunden, denen die dortigen Parteien und viele von unsern Zeitungspolitikern erwartungsvoll entgegengesehen hatten. Das französische Volk sollte sich, wenn man diesen Kreisen glauben durfte, in einer Weise wie noch nie seit Errichtung der Republik über seine Stellung zu dieser Staatsform aussprechen, es sollte zunächst „über die Männer des 16. Mai seinen Wahrspruch fällen," es sollte „seine zukünftigen Geschicke entscheiden", und was dergleichen Redensarten mehr waren. Unser Gedächtnis, das die Erinnerung an wichtigere Wahlschlachten des westlichen Nachbarvolkes bewahrt, unsre Kenntnis des Volksgeistes überhaupt und unsre Anschauung von der gegenwärtigen Stimmung der Massen in Frankreich gestatteten uns keine so weit reichenden Erwartungen von der bevorstehenden Abstimmung, wir sahen keine entscheidende Schlacht herankommen, weder einen großen Sieg der herrschenden, noch einen Sieg der nach der Herrschaft begehrenden Parteien; denn wir schätzten beide Gruppen, von denen die eine die Freunde des Bestehenden, die andre die Gegner zunächst der jetzigen republikanischen Verfassung, dann die der Republik überhaupt umfaßte, für ungefähr gleichstark, indem der letztern Seite zwar die Lust des französischen Volks am Wechsel, verstärkt durch den Blick auf die geringe Befähigung der herrschenden Partei, fruchtbar zu regieren, auf deren grobe Mißgriffe und Unterlassungssünden zugute kam, der andern Seite aber zuvörderst ihre Eigenschaft als beati possidentes, als Inhaberin der Regierungsgewalt und damit der Macht, die Wahlmaschinerie durch ihre Beamten in ihrem Interesse zu lenken, dann der neben jener Wechselsucht bestehende, an sich schon nicht seltne und durch das Gelingen der Ausstellung weiter verbreitete Wunsch, es möge beim Alten

bleiben, das näher besehen gar nicht so übel sei, nicht wenige Wählerstimmen zuführen mußten. Die Wahlen vom 22. September haben der hierauf gegründeten Erwartung entsprochen, sie haben an dem Bisherigen nicht viel verändert, sie haben nur gezeigt, daß die Republikaner stärker sind, als ihre Gegner vermuteten; aber von einem großen Erfolge zu reden ist Thorheit, die der Republik abgewendete Masse des Volkes zeigte sich ihr wieder etwas günstiger, aber auch wenn die Stichwahlen dies bestätigen sollten, wird es sich damit ganz bedeutend bessern müssen, ehe der Freiheitsbaum, um den man jetzt jubelt und tanzt, als fest gepflanzt angesehen werden darf. Noch heute liegt die Axt, die ihn abhauen sollte, an seiner Wurzel. Der Boulangerschwindel ist, wie es scheint, im Absterben begriffen, aber er kann wieder aufleben, er wird auf alle Fälle Nachfolger in andrer Gestalt finden, und er ist durchaus nicht der ärgste Feind der Republik. Alle Untugenden des Parlamentarismus werden nach Zusammentritt der neuen Volksvertreter ihr Spiel von neuem beginnen, die Republik wird fortdauern, und je länger desto besser für den Frieden der Welt, denn sie wird, wenn nicht Wunder geschehen und überraschende Wiedergeburten erfolgen, schwach bleiben und auf unsichern Füßen stehen. Endlich aber wird sie doch fallen, und zwar sobald ein hochbefähigter und willenskräftiger Geist in ihr ersteht, an dem es unter den bisherigen Politikern gänzlich mangelte. Wankte sie doch geraume Zeit vor den Ränken eines Wichts wie Boulanger, der freilich auch nur Mittelmäßigkeiten vor sich hatte. An diesen Mittelmäßigkeiten, diesen kleinen Politikern, die nur in Selbstsucht, Parteigezänk und Parteiumtrieben groß sind, wird die Republik schließlich zu Grunde gehen. Aber noch einmal: je länger sie sich mit diesen von ihr untrennbaren Eigenschaften auf den Beinen erhält, desto besser für den Frieden, und deshalb können wir jeden Ausgang von Krisen gleich dem jetzigen mit Genugthuung begrüßen. Wie die Dinge jetzt liegen, ist Frankreich in politischer Beziehung ein Kranker, der nicht leben und nicht sterben kann, und solche Kranke hat die Welt nicht zu fürchten.

Sehen wir uns die Wahlen vom 22. September etwas genauer an. Ihr Ergebnis ist im ganzen unentschieden. Die Republikaner haben nur vorläufig die Mehrzahl ihrer Kandidaten durchgesetzt, die Gegner nur vorläufig einen Teil der ihrigen, worunter sich in Paris Boulanger, den die Regierung unvorsichtig und inkonsequent zur Bewerbung um ein Mandat zuließ, und vier von seinen Anhängern befinden.*) In vielen Wahlbezirken ist der Kandidat, der die meisten Stimmen der Wählerschaft erhielt, nicht wirklich gewählt, da ihm die gesetzlich erforderliche Zahl der Stimmen, d. h. wenigstens eine über die Hälfte derselben, mangelte, und so wird hier eine Stichwahl notwendig. Solcher Fälle weist die Wahl sehr viele auf, und dadurch wird das endgiltige Urteil über ihr Gesamtergebnis hinausgeschoben. Zwei Punkte sind aber schon jetzt

*) Boulangers und ebenso Rocheforts Wahl ist inzwischen für ungiltig erklärt worden.

klar. Erstens haben die Wählerschaften sich diesmal sehr zahlreich beteiligt, und das beweist, daß die Bevölkerung ein lebhafteres Interesse an den Wahlen gehabt hat als bei frühern Gelegenheiten. Zweitens scheint die Wahlhandlung trotz der Aufregung, die sie natürlich hervorrief, doch nirgends zu Unruhen und andern ungehörigen Kundgebungen ernster Art Veranlassung gegeben zu haben, wozu wir den Franzosen umsomehr Glück wünschen dürfen, da es sonst gerade keine hervorstechende Eigenschaft derselben, namentlich der Pariser ist, dergleichen Rechte und Pflichten in Ruhe und Ordnung auszuüben. Ob schließlich, d. h. nach den Stichwahlen, eine sehr viel größere Zahl der Mandate den republikanischen Parteien oder denen der Revisionisten gehören wird, ist einigermaßen fraglich, wenn auch die Opportunisten und ihre nächsten Verwandten, die übrigen aufrichtigen Anhänger der Republik, mehr Aussichten zu haben scheinen als die, welche Abänderung der Verfassung, Boulangers Diktatur oder die Rückkehr zur Monarchie mit einem Orleans oder einem Napoleon IV. wollen. Aber wenn diesmal eine größere Menge von Wählern ihre Zettel in den Stimmkasten geworfen hat als früher, und wenn keine erhebliche Ruhestörung dabei zu beklagen gewesen ist, so ist wohl der Schluß daraus zu ziehen, daß die Freunde der Ordnung, die Ruhigen und Nüchternen, die, die ihre Parteileidenschaft im Zaume zu halten verstehen, kurz die, die man bei uns konservativ nennen würde, da sie wenigstens Anlage dazu haben und es unter Umständen zu werden versprechen, diesmal überwogen haben, und darunter werden vermutlich nicht wenige gewesen sein, die der Meinung sind, man solle die Dinge mit einigen durchaus notwendigen Abstellungen und Zusätzen gehen lassen, wie sie in der letzten Zeit gegangen sind. „Revision," das Feldgeschrei der Boulangisten und der Radikalen wie der Monarchisten, bedeutet am letzten Ende Revolution, und die Parteien, die das Bestehende umstürzen möchten, haben sich in der Regel nicht durch Liebe zu ruhigem Verhalten bei öffentlichen Handlungen hervorgethan. Doch darf man aus der Ordnung, die bei den Pariser Wahlen herrschte, auch nicht zu viel Gutes ableiten. Auch die Maßregeln, die die Regierung zur Verhütung von Unruhen getroffen hatte, wirkten unzweifelhaft zu dem erfreulichen Verlaufe der Sache mit, und der Himmel that mit einem zuletzt einfallenden reichlichen Regen ein Übriges.

Die Stichwahlen werden bis zu Ende der ersten Oktoberwoche vollzogen sein und volle Gewißheit geschaffen haben. In der Zwischenzeit bietet Frankreich ein lehrreiches, aber etwas düsteres und trauriges Schauspiel dar. Man pflegt zu sagen, Frankreich scheine in der zivilisirten Welt die Aufgabe zu haben, die Probleme der Politik zu lösen, die sich in andern Ländern kaum über den Gesichtskreis erhoben, geschweige denn sich zur Dringlichkeit entwickelt hätten. Träfe diese Behauptung zu, so würden wir jetzt an den Erfahrungen unsrer Nachbarn inne werden, nicht bloß, was für Verirrungen und Mißgriffe in

Demokraticen möglich, ja unausbleiblich sind, sondern was in solchen Gemeinwesen sich ereignen muß, wenn in ihnen ein „reichlicher Mangel“ an großen politischen Talenten herrscht, und das ist in Frankreich in den meisten Fällen zu bemerken. Sie dulden nur Mittelmäßigkeiten, da der Neid in ihnen der herrschende Geist ist und die unbeschränkte Freiheit besitzt, jede auftauchende sittliche oder geistige Größe auf das allgemeine Niveau herunterzureißen und aus dem Wege zu schaffen — natürlich, wenn die Größe von der Art ist, daß sie sichs gefallen lassen muß, herabgezogen und beiseite geschoben zu werden. Das aber war in Frankreich die Regel. Wäre hier ein wirklicher großer Staatsmann aufgetreten, so würde er sich ohne Frage sehr bald mit seiner Begabung an Weisheit, an Wissen und Willensstärke über allen Neid emporgeschwungen haben und zu Ansehen und Unabhängigkeit gelangt sein, wobei dann freilich die Demokratie zu Schein und Form geworden wäre, wie im athenischen Staate, als nach der Theorie der biedere Demos, in Wirklichkeit aber Perikles regierte. Wo finden wir aber im heutigen Frankreich einen solchen gebietenden Helden? Gambetta besaß annähernd einiges Zeug dazu, seit seinem Tode ist niemand der Art wieder aufgetreten, am wenigsten ein Geist, der, auf sich selbst beruhend, über den Parteien gestanden und sie auch gegen ihr Interesse und Streben beherrscht und dem Staatszwecke dienstbar gemacht hätte. Auch von Jules Ferry, auf den sonst sich vielleicht noch hinweisen ließe, ist dies nicht mit Grund zu behaupten. So kam es, daß jedes kleine politische Talent abwechselnd, um sich sein Verbleiben auf der erstreberten Stelle, sein Ansehen und seinen Einfluß für möglichst lange Dauer zu sichern, mit andern Parteien liebäugeln mußte, und daß die große republikanische Partei in ein halbes Dutzend kleine Gruppen zertrümmert ist, die nicht vielmehr als Widerspruch gegen einander, Ränke und Gezänk leisten. Alle haben das Gefühl ihrer Schwäche, und die Regierungen, die sie, heute die eine, morgen die andre, stellen, leiden an derselben Empfindung, woraus dann gelegentlich plötzlich Akte kleinlicher Tyrannei hervorgehen, die das Bewußtsein von Stärke zeigen sollen, aber nur wenig imponiren. Wir erinnern nur an den Minister Thévenet, der die ohnedies dem Staate entfremdete Geistlichkeit durch sein abgeschmacktes Verbot, auf die Wahlen zu wirken, nur noch mehr der republikanischen Sache abwendig machte. Andrerseits zeigt die Opposition, wenn man die Gegner der Partei Ferrys und Tirards so nennen darf, ein stetes Schwanken des Übergewichts der in ihr neben einander hergehenden Parteien. Vor kurzem war die herrschende Idee die „Boulange“ mit ihrer Verfassungsveränderung und ihrer Diktatur, dann, nach der Wahl der Generalräte, traten die monarchischen Parteien mit ihrem kläglichen Grafen von Paris und ihrem gleichfalls unbedeutenden Viktor Napoleon in den Vordergrund, und jetzt scheint der Stern des „braven Generals“, oder des concussionnaire en fuite, wie ihn die République Française nennt, sich noch mehr dem Horizonte zu nähern und untergehen zu wollen. Aber

keine einzige Gruppe dieser wie der andern Seite ist stark genug, ihre eigne Politik zu treiben, keine ist unabhängig, jede auf Unterstützung angewiesen, die durch Zugeständnisse, also durch Abschwächung und Verhüllung ihres eigentlichen Programms zu erkaufen ist.

Es ist nicht schwer, aus diesem wirren und wechselvollen Durcheinanderwogen kleiner Parteien und vielfältig verschiedner Bestrebungen und Leidenschaften das Interesse Deutschlands herauszufinden. Sie sind uns alle ungefähr gleich feindlich gesinnt, aber am wenigsten hätten wir bei einem schließlichen Triumph der Monarchisten zu gewinnen, am meisten durch den Sieg der parlamentarischen Republik; denn es ist kaum zu befürchten, daß es dem Präsidenten Carnot und seinen jetzigen Ministern gelingen werde, die Parteien, die diese Staatsform wollen, auf die Dauer unter einem Hute zusammenzuhalten, weil das eben der Parlamentarismus mit seiner zersetzenden Natur und seiner Selbstsucht nicht erlaubt, und daneben würde, auch wenn es gelänge, immer eine monarchische Opposition fortbestehen, mit der sich bei Gelegenheit auch mißvergnügte Republikaner zum Sturze der Minister verbinden könnten, die strebsamen Parlamentariern überall und immer zu lange regieren.

Werfen wir noch einen Blick auf das bis jetzt feststehende Wahlergebnis. Frankreich hat am 22. September 369 Republikanern aller Schattirungen ein Mandat erteilt, während von den Oppositionsparteien 201 Kandidaten Abgeordnete geworden sind. Beide Heerhaufen haben in der Schlacht viele Tote auf dem Platze gelassen, d. h. alte Abgeordnete sind nicht wieder gewählt, sondern durch neue Leute ersetzt worden, sodaß insofern die Kammer der Deputirten ein etwas andres Gesicht zeigen wird als bisher. Einen schweren Verlust haben die Republikaner dadurch erlitten, daß Jules Ferry, der sich in seiner Geburtsstadt Saint Dié um ein Mandat beworben hatte, und ebenso der frühere Minister Goblet, dieser in Amiens, unterlegen sind. Beide mußten nichtsbedeutenden Anhängern Boulangers das Feld überlassen. Nicht zu beklagen hat die republikanische Partei die Niederlage von Leuten wie Clovins Hugues, Camellinat, Vaillant, Gaulier, Lyon, Allemand und andrer Jakobiner, die Zeit ihres Lebens nur dazu gut gewesen sind, Stecken zwischen die Speichen der Räder des ohnehin schwerfälligen und langsam vorwärtskommenden Parlamentswagens zu schieben. Was Boulanger betrifft, so haben die Wahlen eben keinen Beweis dafür geliefert, daß man berechtigt war, ihn „den Pfeiler der Hoffnung des Volkes" und „den Mittelpunkt aller Wünsche des Landes" zu nennen. Wenn sein Anhang und seine geheimen Gönner erwarteten, daß sein Name immer noch geeignet sein werde, Geister zu beschwören und zwar in Masse, in imponirenden Haufen, so müssen die Wahlen sie arg enttäuscht haben. Wenn er und sein Programm ziemlich rasch in die Mode kamen, so scheinen sie, seit er sich selbst verbannt hat, noch rascher aus der Mode gekommen zu sein. Jedenfalls hat seine Beliebtheit selbst in der Hauptstadt für jetzt außerordentlich abgenommen. Im

Januar d. J. fielen in Paris für ihn allein eine Viertelmillion Stimmzettel in die Urne, er schlug seinen republikanischen Nebenbuhler mit mehr als 80000 Stimmen, nur in einem einzigen Arrondissement der Stadt wurde ihm die Mehrheit nicht zu teil. Jetzt haben für ihn und die Kandidaten seiner Partei nur etwa 200000 Wähler von Paris gestimmt, und nur in drei Arrondissements haben die Boulangisten eine gesetzlich genügende Mehrheit erlangt. Sie hatten dreiundvierzig Kandidaten aufgestellt und hofften davon wenigstens fünfundzwanzig durchzusetzen. Das ist eine arge Abnahme, eine verdrießliche Erfahrung für die bisher so zuversichtlichen Himmelsstürmer. Gewiß ist freilich, daß die unfreiwillige Abwesenheit des Häuptlings, die gegen ihn vor dem Senate als Obergerichtshof erhobnen und leidlich bewiesenen Beschuldigungen und die entschlossene Haltung des Ministeriums zu diesem Ergebnisse beigetragen, seine Anhänger geschwächt und seine Gegner ermutigt und vermehrt haben; und wenn die Wahlen sowohl in Paris als in den Departements weit davon entfernt sind, die Bedeutung eines Plebiszits zu Gunsten des Exgenerals und Zukunftsdiktators oder auch nur einer dem ähnlichen Kundgebung zu haben, so dürfen wir doch keineswegs alle Gefahr, die von dieser Seite der Republik drohte, schon für völlig beseitigt halten. So weit, müssen wir uns sagen, hat Frankreich sich diesmal gegen das persönliche Element, das Ansehen und die Macht eines Einzelnen, ausgesprochen, ein Element, das so oft schon in seiner Geschichte eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Aber Boulanger ist, wie der dritte Napoleon, als er noch abenteuernder Prätendent war, ein „Stehaufchen," das umgestoßen sich immer wieder aufrichtet. Er hat zunächst genug Einfluß behalten, um sich den Wählern eines Pariser Kreises, wo die Demokratie am stärksten vertreten ist, als Kandidat vorstellen zu können und zwar neben Joffrin, dem rotesten aller roten Demokraten, und er hat ihn geschlagen. Dieser Erfolg der Bewerbung eines Militärs neben einem Arbeiter, eines mit adlichen Royalisten und Reaktionären verschwornen Kandidaten neben einem radikalen Freiheits- und Gleichheitshelden ist ein seltsames Zeichen des wankelmütigen und zu allen möglichen Ränken und Streichen zu verwendenden Geistes der Pariser Roten. Andre Kreise der Art sind aber ganz ähnlich beschaffen, und es ist daher nicht unmöglich, daß der General sich diesen Umstand einmal mit Erfolg zu nutze macht. Ihm ist bei seiner rührigen und vollkommen gesinnungslosen Dreistigkeit überhaupt vieles möglich; und die Republikaner werden, wie wir sie kennen, dazu beitragen, daß ihm ein Feld für sein Spiel bleibt. Es ist ihm jetzt nicht geglückt, aber er bleibt eine Kraft im politischen Getriebe Frankreichs und darf von seinen Gegnern nicht übersehen oder über die Achsel angesehen werden; fällt er aber einmal weg, so wird der Boulangismus fortleben als eine stete Warnung für die, die gerade am Staatsruder stehen. Er wird sie lehren, daß kein Ministerium in Frankreich, ganz abgesehen von den parlamentarischen Gefahren, im Volke dauernd festzuwurzeln, keine politische Ein-

richtung Bestand zu gewinnen vermag gegenüber dem Wunsche des Volkes, sich in einer imposanten und glänzend auftretenden Persönlichkeit, seinem Abbilde, gewissermaßen dem Normalfranzmann abgespiegelt zu sehen. Dazu sind keine großen Eigenschaften, keine militärischen Erfolge, keine politischen Leistungen nötig; es genügt die Gabe, sich geschickt und dreist vorzudrängen, und beharrliche Anwendung dieser Gabe.

Wir bemerken noch, daß von den Mitgliedern des Kabinets Tirard bis jetzt vier gewählt sind: Spuller, Thévenet, Rouvier und Fallières. Yves Guyot und der energische Constans haben sich der Stichwahl zu unterwerfen, sind aber so gut wie sicher, ein Mandat zu erhalten, da neben ihnen sich nur Republikaner beworben haben, die zu ihren Gunsten zurückzutreten bereit sind.



Das Sozialistengesetz und die nationalliberale Partei



Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der bevorstehenden Reichstagssession die Frage über Fortbestand oder Nichtfortbestand des Sozialistengesetzes zur Entscheidung kommen wird. Wir sehen aber in der Art und Weise, wie diese Frage in der Presse behandelt wird, eine Gefahr, welche die Errungenschaften der Reichstagswahl vom 21. Februar 1887 von neuem in Frage zu stellen droht.

Nachdem die Abstimmung vom 24. Mai 1878 für die nationalliberale Partei so verhängnisvoll geworden war, hat diese Partei vom 19. Oktober 1878 bis zum 17. Februar 1888 ohne Unterbrechung für die Fortdauer des jetzt in Geltung bestehenden Sozialistengesetzes gestimmt. Seitdem haben gewichtige Organe derselben die Losung ausgegeben, es dürfe das Gesetz keinesfalls verlängert, vielmehr müsse es durch ein Gesetz andern Inhalts, das aber dann dauernd werden solle, ersetzt werden. Ob dieses mit so großer Bestimmtheit auftretende Verlangen von der ganzen Partei oder nur von einer Anzahl einflußreicher Mitglieder gestellt wird, wissen wir nicht. Ebenso haben die Organe der Partei uns im Unklaren darüber gelassen, wie denn nun eigentlich das Gesetz gedacht wird, das an die Stelle des bisherigen Gesetzes treten soll. Die Regierungen sollen nach etwas suchen, was es ersetzen könne. Auf einigen Seiten scheint man dabei das alte Schlagwort von der „Rückkehr zum gemeinen Recht“ im Sinne zu haben, d. h. man verlangt allgemein formulirte Vorschriften, die dann auch zur Bekämpfung der Sozialdemokratie ausreichen sollen.

Von andrer Seite würde man zwar wider die Beibehaltung eines besonders gegen die Sozialdemokratie gerichteten Gesetzes (eines sogenannten Spezialgesetzes) nichts einzuwenden haben; das Gesetz soll dann aber mildere Bestimmungen enthalten und mit größern Rechtsbürgschaften umgeben sein. Man will also unter allen Umständen ein Gesetz, das minder einschneidend, folglich auch minder wirksam sein, dafür dann aber auch dauernd gemacht werden soll. Die Frage ist nun die: ist ein solches Gesetz möglich, ohne daß die Gefahren der Sozialdemokratie bedeutend wachsen?

Mit „gemeinrechtlichen" Vorschriften der Sozialdemokratie entgegenzutreten, hat man ja schon mehrfach versucht. Bereits die Strafgesetznovelle, die im Jahre 1875 dem Reichstage vorgelegt wurde, enthielt folgende wider die Sozialdemokratie gerichtete Bestimmung: „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedne Klassen der Bevölkerung gegen einander öffentlich aufhetzt, oder wer in gleicher Weise die Institute der Ehe, der Familie oder des Eigentums öffentlich durch Rede oder Schrift angreift, wird mit Gefängnis bestraft." Der Vorschlag fand keinen Beifall. Minister Eulenburg der ältere, der ihn vertrat, wurde namentlich von dem Abgeordneten Bamberger, der im Namen der Nationalliberalen redete, mit dem größten Hohn überschüttet. Das Haus lehnte den Paragraphen ab.

Als dann im Herbst 1878 das Feuer auf den Nägeln brannte, trat die Fortschrittspartei, um das in ihren Augen so heillose Sozialistengesetz abzuwenden, mit dem Vorschlag einer „gemeinrechtlichen" Bestimmung hervor. Bei der Kommissionsberatung stellte der Abgeordnete Hänel einen Antrag auf folgenden Artikel: „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise oder wer durch beschimpfende Äußerungen über die religiösen Überzeugungen andrer, oder über die Einrichtungen der Ehe, der Familie oder des Staates, oder über die Ordnung des Privateigentums die Angehörigen des Staates zu feindseligen Parteiungen gegen einander öffentlich auffordert oder aufreizt, wird mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft." Der Antrag wurde in der Kommission mit 13 gegen 8 Stimmen abgelehnt. Bei der Plenarverhandlung wurde kein Versuch gemacht, ihn zu erneuern.

Neuerdings hat verlautet, daß in einer preußischen Vorlage beim Bundesrate die zu unterdrückenden Bestrebungen der Sozialdemokratie folgende „gemeinrechtliche" Definition haben erhalten sollen: Bestrebungen, welche die Grundlage der Staats- und Gesellschaftsordnung, insbesondre Monarchie, Religion, Ehe und Eigentum gefährden. Sämtliche nationalliberale Blätter erklärten eine solche Bestimmung für unannehmbar. Die Vorlage ist nicht über den Bundesrat hinausgekommen.

Nach allen diesen Versuchen sind wir der Ansicht, daß es nicht möglich sein wird, eine „gemeinrechtliche" Bestimmung so zu formuliren, daß sie einer-

seits der sozialdemokratischen Agitation wirksam entgegenträte, anderseits nicht zugleich die Gefahr in sich trüge, auch andre Parteien in ihren minder gefährlichen Bestrebungen zu unterdrücken. Eine Bestimmung zu finden, die in beiden Beziehungen nichts zu wünschen übrig ließe, ist die Quadratur des Zirkels.

Gesetzt nun, man überzeugte sich, daß mit „gemeinrechtlichen" Bestimmungen nichts zu machen sei, daß vielmehr nur ein gegen die Sozialdemokratie gerichtetes Spezialgesetz den notwendigen Schutz gewähren könne, so entsteht die Frage: was will man denn nun an dem bestehenden Gesetze geändert haben, um es als bleibendes anzunehmen? Gerade darin herrscht die größte Unklarheit. Man hat die Agitation begonnen, ohne zu wissen, was man eigentlich will. Und das ist stets ein Fehler. Es erinnert das an die wüste Bewegung, die sich in Frankreich unter dem Schlagworte „Revision" gegen die bestehenden Zustände gebildet hat.

Weiter aber müssen wir dieser Agitation folgende Fragen gegenüberstellen: Ist denn mit dem bisherigen Gesetze ein über dessen Zweck hinausgehender Mißbrauch getrieben worden? Und sind die Gefahren der Sozialdemokratie, die im Jahre 1878 mit eiserner Notwendigkeit zu dem Erlaß dieses Gesetzes führten, seitdem etwa geschwunden oder auch nur geringer geworden?

Kein Aufrichtiger wird diese Fragen mit Ja beantworten können. Dann aber hat die ganze Agitation gegen das bestehende Gesetz von seiten einer Partei, die überhaupt die bürgerliche Gesellschaft gegen die Gefahren der Sozialdemokratie schützen will, einen reinen doktrinären Charakter.

In dieser Auffassung können wir uns auch nicht durch Schlagworte beirren lassen, wie sie noch jüngst ein Artikel der National-Zeitung brachte. Die Sozialdemokratie soll „zur gesetzlichen Ausübung ihrer Bürgerrechte zurückgeführt werden." Wir halten das nicht für geboten, so lange beinahe Gewißheit dafür besteht, daß die Sozialdemokratie die gesetzliche Ausübung ihrer Bürgerrechte zu nichts anderm benutzen würde, als eine Revolution zum Umsturz der ganzen gesellschaftlichen Ordnung vorzubereiten. Von der „Versöhnung," die durch Aufhebung des Sozialistengesetzes angebahnt werden soll, halten wir so wenig, daß wir überzeugt sind, die gesamte Sozialdemokratie würde diese Aufhebung nur mit einem Hohngelächter beantworten. Es ist auch durchaus unwahr, wenn gesagt wird, das Sozialistengesetz sei damals, als es gegeben wurde, nur auf eine kurze Frist berechnet gewesen. Gerade der Abgeordnete Bamberger, der auch am 16. September 1878 im Namen der Nationalliberalen, und zwar für das Gesetz, das Wort ergriff, legte dar, daß von einer Wirksamkeit dieses Gesetzes innerhalb weniger Jahre gar keine Rede sein könne, und daß nur deswegen eine Befristung desselben geboten sei, weil man doch Vollmachten von so außerordentlicher Tragweite nicht für immer einer Regierung in die Hand gebe. Die Befristung des Gesetzes sollte also

nur dazu dienen, dem Reichstage eine Bürgschaft für dessen ordnungsmäßigen Gebrauch zu gewähren. Darnach ist es fast komisch, wenn nationalliberale Organe jetzt ihre Partei gewissermaßen entschuldigen, daß sie so lange Jahre hindurch für Aufrechthaltung des Gesetzes gestimmt habe. Bei allen Verständigen der Partei ist dies im vollen Bewußtsein der andauernden Notwendigkeit geschehen; gerade so, wie im Bewußtsein dieser Notwendigkeit auch große Teile der Freisinnigen und des Zentrums bei der Abstimmung im Jahre 1884 für die Verlängerung des Gesetzes gestimmt haben.

Fragen wir nun, wie etwa ein gemildertes gegen die Sozialdemokratie gerichtetes Spezialgesetz aussehen könnte, so sind die in dieser Beziehung gemachten Vorschläge äußerst dürftig.

Die Kölnische Zeitung, die in diesem Preßfeldzug eine relativ maßvolle Stellung eingenommen hat, hat kürzlich verkündigt, wie sie sich die neue Spezialgesetzgebung „in allgemeinen Umrissen" etwa denke. An die Stelle der Verwaltungsorgane und der Beschwerdekommission sollen die höchsten Gerichtshöfe — Reichsgericht, Oberverwaltungsgericht, Oberlandesgericht — treten. Die strafbaren Bestrebungen und Vergehen sollen eine schärfere, jeden Mißbrauch ausschließende Begriffsbestimmung erhalten. Die Ausweisungs- und Unterdrückungsbefugnisse sollen beschnitten, die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes auf Berlin beschränkt werden. Es leuchtet ein, daß auch diese Vorschläge noch sehr verschwimmend gehalten sind. Am wenigsten können wir uns einen praktischen Erfolg von der begehrten „schärfern Begriffsbestimmung" versprechen. Es wird doch immer alles von den Menschen abhängen, die sie handhaben. An die Stelle der jetzigen Organe die schwerfälligen höchsten Gerichtshöfe zu setzen, halten wir für keinen glücklichen Gedanken; und vor allem möchten wir im Namen dieser Gerichtshöfe selbst eifrigen Widerspruch dagegen erheben. Auch ist bei allen Verweisungen an die Gerichte im Auge zu behalten, daß bei diesen die öffentliche Verhandlung erst recht Gelegenheit giebt, agitatorische Reden zu halten und damit Öl ins Feuer zu gießen. Die Ausweisungen sind ja stets der schmerzlichste Punkt des Sozialistengesetzes gewesen. Es fragt sich nur, was daraus wird, wenn die sozialistischen Agitatoren in die großen Städte, wo sie förmliche Agitationsnester bildeten, zurückkehren.

Erklärten die Regierungen, daß sie auch mit geringern Mitteln, als den durch das gegenwärtige Gesetz in ihre Hand gelegten, der sozialdemokratischen Bewegung Herr bleiben zu können glaubten, daß sie namentlich auf die Ausweisungsbefugnis in den Orten des Belagerungszustandes verzichten könnten, so würden auch wir das mit Freuden begrüßen. Ihr Urteil würde in dieser Beziehung für uns maßgebend sein. Wie nun aber, wenn die Regierungen erklärten, daß sie nicht glaubten, mit geringern Mitteln, als denen des bestehenden Gesetzes, auskommen zu können, und deshalb an diesem in allem Wesentlichen festhalten müßten? Wie wird sich dann namentlich die nationalliberale Partei stellen?

Wird sie glauben, das große Wort, das ihre Organe geführt haben, auslösen und mit Hilfe der Freisinnigen und des Zentrums die Regierungen aufs Trockne setzen zu sollen? Das ist die Frage.

Die Organe der nationalliberalen Partei spielen hiernach — wir sagen dies im vollsten Wohlwollen gegen sie — ein gefährliches Spiel. Sie können ihre Partei in die Lage bringen, entweder die gedachten Vorausverkündigungen verleugnen zu müssen — was der Partei eine Flut von Hohn bei den übrigen Parteien eintragen würde — oder in einen ernsten Konflikt mit den Regierungen zu geraten. Die Sachlage ist für die Partei ganz ähnlich, wie die im Mai 1878. Auch damals hatte sie sich in doktrinärer Weisheit verfangen. Die Folgen davon sind nicht ausgeblieben. Wir würden es im Interesse der Partei und ganz Deutschlands tief beklagen, wenn jetzt an den Kampf über das Sozialistengesetz sich ähnliche Folgen knüpfen sollten.

Der Gedanke, das Sozialistengesetz müsse, weil es nun schon so lange bestanden habe, wieder abgeschafft werden, ist damit vergleichbar, daß ein Mann, der einen Leibesschaden erlitten hat und deshalb ein schützendes Band trägt, auf den Gedanken käme, er müsse das Band, weil er es doch nun so lange getragen habe, wieder ablegen. Angenehm zu tragen ist ein solches Band auch nicht. Wer es aber unvernünftigerweise ablegt, dem kann das sehr verderblich werden.



Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart

Von E. J. Groth

4. Sully-Prudhomme



In unserm letzten Streifzuge haben wir gesehen, in wie enger Berührung und Wechselwirkung der Entwicklungsgang der litterarischen Kritik mit den philosophischen Strömungen unsers Jahrhunderts in Frankreich steht, wie alle auf einander folgenden Richtungen des spekulativen Lebens, der Spiritualismus und der Eklektizismus, der Positivismus und Materialismus, die Auffassung und Würdigung litterarischer Erzeugnisse unverkennbar bestimmt haben.

Bei der eifrigen Pflege der ästhetischen Kritik im neunzehnten Jahrhundert ist es um so auffallender, daß die Franzosen so wenig auf dem Gebiete der Kunsttheorie gearbeitet und fast garnichts zu dem selbständigen Ausbau dieses

wichtigen Teiles der Philosophie beigetragen haben. Kant, Schelling, Hegel gelten ihnen noch immer als die fondateurs de l'esthétique, qui depuis eux n'a pas fait un pas.

Es ist notwendig, auf die Eigentümlichkeiten der französischen Philosophie unsers Jahrhunderts näher einzugehen und die sich daraus ergebenden allgemeinen Gesichtspunkte festzustellen, wenn wir das dichterische Schaffen Sully-Prudhommes verstehen wollen.

Kein französischer Denker, außer Lamennais, hat den Versuch gemacht, alle Zweige der Philosophie im Zusammenhange zu behandeln. Weder die Sensualisten, wie Cabanis und Broussais, noch die Spiritualisten, wie Cousin und Jeoffroy, noch die sozialistischen und theologischen Vertreter sind über Einzeluntersuchungen hinausgekommen. Die Gesamtheit aller philosophischen Gesichtspunkte über Gott, Welt und Mensch einheitlich zusammenzufassen, wie es die Deutschen in ihren „Systemen" gethan haben, ist bei den Franzosen eine ungelöste Aufgabe geblieben. Ja selbst den eignen Systemen sind die französischen Philosophen nicht treu geblieben, wie Paul Janet in seiner Abhandlung nachgewiesen hat: La philosophie de Lamennais (Revue des deux Mondes vom 15. März 1889). Cousin ging vom deutschen Pantheismus zum spiritualistischen und kartesianischen Theismus über, Comte von seiner objektiven, rein wissenschaftlichen Weltauffassung zu einer sentimentalen und religiösen Richtung, Lamennais von einer theologischen zu einer rein philosophischen Betrachtungsweise. Dieser Systemwechsel ist eine sehr beachtenswerte Erscheinung, die auch auf das litterarische Leben unbedingt zurückwirken mußte. Die Gründe dafür können nur zum Teil in den Einwirkungen des Auslandes oder in der eigenartigen Anlage des Philosophen gesucht werden.

Taine führt die ganze sich überstürzende Entwicklung der französischen Philosophie, in der sich kein System ganz ausleben konnte, geradezu auf die geschichtlichen und politischen Ereignisse zurück, die das ganze geistige Leben Frankreichs mit fieberhafter Gewalt bald nach der, bald nach jener Richtung fortgerissen habe; der katholisirende Spiritualismus der zwanziger Jahre sei nur eine Folge der das hierarchische Wesen begünstigenden Bourbonenherrschaft gewesen; die nach dem juste milieu strebende Regierungsform des Juli-Königtums habe den Eklektizismus großgezogen; durch die auf nüchterner Realpolitik ruhenden Bestrebungen des zweiten Kaiserreiches sei eine völlige Abneigung gegen alle abstrakten Spekulationen hervorgerufen und die ganze Geistesrichtung in eine rein empirische Auffassung, den Positivismus, hineingeleitet worden.

Wenn aber im Kulturleben eines Volkes zwei so gewaltige Mächte wie die Politik und die Philosophie fortwährend in ihren Grundsätzen, Mitteln und Zielen hin und herschwanken, dann können wir schlechterdings auch von der Litteratur nicht verlangen, daß sie in so bewegten Zeitläuften eine ruhige Entwicklung aufweise. Der litterarische Geschmack ändert sich denn auch that-

sächlich in Frankreich mit jedem neuen Regime, und was die Schulen und Gruppen zusammenhielt, das waren im Grunde keine gemeinsamen kunsttheoretischen Prinzipien, sondern lediglich der einheitliche Angriff auf eine veraltete Geistesrichtung. In dieser rein negativen Haltung, die nur kräftig bleiben konnte, so lange noch etwas anzugreifen war, liegt auch die Erklärung für die seltsame Erscheinung, daß die Schulen nach dem Siege immer bald auseinandergefallen und auf die verschiedenartigsten Abwege geraten sind. Die Romantik blieb nur so lange auf der Höhe ihrer Kraft, wie der Kampf gegen den Pseudo-Klassizismus währte, der Realismus zeigte nur so lange ein lebensfrisches Schaffen, als er gegen die Verirrungen der Romantik zu Felde zog; von dem Augenblicke an, wo diese aus dem Sattel geworfen war, schwand auch sein Einfluß, und nur durch eine geschickte Wendung zum Naturalismus kann er gegenwärtig das Feld behaupten.

Schon um das Jahr 1850 scheint die französische Romantik besiegt. Die Dichter dieser Schule fanden mit ihren nur dem Phantasieleben entsprossenen Schöpfungen keinen rechten Beifall und zogen sich schmollend vom dichterischen Schaffen zurück. Lamartine war schon damals ganz zur Politik übergegangen, Théophile Gautier opferte seine poetischen Fähigkeiten dem Feuilleton; er nannte sich selbst vieux rimeur, abruti par l'abus de la prose; Sainte-Beuve lebte nur in seinen kritischen und litterargeschichtlichen Studien; Vigny und Musset hatten abgewirtschaftet, nur Victor Hugo verblieb noch von der ganzen romantischen Schule als einsamer Fels inmitten der rollenden Wogen.

Für diesen durch den wissenschaftlichen Aufschwung verursachten Rückschlag aus dem Überwiegen der Phantasie und Spekulation in die sinnliche Anschauung und nüchterne Lebensauffassung ist das Jahr 1857 bezeichnend. Damals erschienen auf dem Theater La question d'argent von Dumas dem Jüngern, in der Romanlitteratur Madame Bovary von Gustave Flaubert, in der lyrischen Poesie Les fleurs du mal von Charles Baudelaire, in der litterarischen Kritik, ein Jahr später, die Essais de critique et d'histoire von Taine. So verschiedenartig auch die Gebiete sind, auf denen diese vier Geister den Angriff gegen die Ausläufer der romantischen Schule unternahmen, so gemeinsam sind doch die Mittel, mit denen sie ins Feld rückten. In der Form zeigte sich bei ihnen das Bestreben nach einer gewissen Kraft, Selbständigkeit und Gediegenheit, im Inhalt offenbarte sich mit einem Schlage die auffallende Richtung zur unverfälschten Wiedergabe der Wirklichkeit, die ausschließliche Wahl von Stoffen, die nicht aus der Einbildungskraft, sondern aus der sinnlichen Anschauung geschöpft waren. So trat Dumas der Jüngere mit seinen Bühnenstücken den Machwerken eines Scribe und Bayard entgegen; so hob Flaubert den Roman aus der Sphäre eines Charles de Bernard und Jules Sandeau, so suchte Baudelaire an Stelle der abgedroschnen Liebeslyrik andre, selbst brutale Regungen der menschlichen Seele dichterisch zu verwerten. Das Recht der Form, la mystérieuse loi de

la création de la belle phrase, war nicht nur für Flaubert der Leitstern, es wurde auch für die Lyriker zum Losungswort. Leconte de Lisle und Théodore de Banville und die sich anschließende Schule der Parnassiens wurden geradezu Fanatiker der dichterischen Form. Die Sprache der Vorgänger, selbst eines Lamartine, Musset, Hugo galten ihnen für ungeschickt und nachlässig, die Reime erschienen ihnen armselig und kraftlos, die Metaphern verworren, die Bilder zusammenhangslos. „Die Parnassiens, sagt Brunetière, haben versucht, mit der romantischen Poetik zu brechen und in allen Dichtungsarten, der lyrischen, der beschreibenden, der volkstümlichen und der philosophischen, sich so nahe wie möglich der Wirklichkeit anzuschließen, um die sich die Romantik herzlich wenig gekümmert und deren Mißachtung sie zum Grundsatz erhoben hatte." Man hat daher die Parnassiens auch geradezu Brüder des Naturalismus genannt, wenn auch mit der Einschränkung, daß es in Wahrheit feindliche Brüder seien. Ihr Bestreben, die eigne Individualität hinter dem Kunstwerk zurücktreten zu lassen, la théorie de l'impassibilité, wie sie es nennen, war auch Gesetz eines Flaubert und der Goncourts.

Aus der Schule der Parnassiens ist Sully-Prudhomme, der bedeutendste der zeitgenössischen Dichter, hervorgegangen; er ist der Begründer der sogenannten poésie scientifique. Was ihn an die Parnassiens knüpft, ist seine heilige Scheu vor dem Genius der Sprache, die Genauigkeit des Ausdruckes, die Schönheit des Rhythmus und die Kraft des Reimes. Während aber jene über der ängstlichen Beobachtung des rein Formellen in ihren miracles d'un vain mécanisme zu trocknen Sprachvirtuosen herabsanken und grundsätzlich dem Inhalt keine hohe Bedeutung beilegten, will Sully-Prudhomme die schönen Gefäße auch mit großen Gedanken angefüllt wissen, mit Gedanken, wie sie der unerschöpflichen Quelle des geistigen Lebens fortwährend entspringen. Die tiefsten und mächtigsten Bewegungen der Menschheit haben heutzutage ihren Grund nicht mehr in den vorübergehenden Stimmungen der Seele, in dem ewigen Liebesleiden und tändelnden Gedankenspielen, in der natürlichen Harmlosigkeit und selbstquälerischen Grübelei, in der unklaren Melancholie des Weltschmerzes und den Ausbrüchen aufgeregter Sinnlichkeit — in Motiven, die von den Nachtretern eines Lamartine, Musset, den pleurards imbéciles et les rieurs débraillés bis zum Überdruß abgeleiert werden —; was die Seele der gegenwärtigen Menschheit im tiefsten Grunde aufregt, erhebt und demütigt, sind die Werke und Bestrebungen des menschlichen Geistes, die gewaltigen Errungenschaften und unseligen Gebrechen der modernen Kultur, die staunenswerten Ergebnisse und großartigen Gesetze der Wissenschaft, die quälenden Rätsel der Philosophie. Aus diesen der Dichtkunst scheinbar fernliegenden Gedankengletschern will Sully-Prudhomme einen kraftvollen Lebensstrom in die Adern der Poesie leiten.

Es ist eine sehr interessante Erscheinung, daß wir diesen Versuch einer Annäherung von Poesie und Wissenschaft bereits gegen Ende des vorigen Jahr-

hunderts in der französischen Litteratur hervortreten sehen. Unter dem mächtigen Einfluß der Naturwissenschaften schwanden schon damals die alten abgegriffenen Stoffe dahin. Schon Voltaire erkannte, daß eine Erneuerung der Poesie notwendig durch die Einwirkung der Wissenschaften mit ihren weiten Perspektiven und weltbewegenden Problemen eintreten müsse. Le Brun und Fontanes versuchten zuerst die ausgetretnen Pfade zu verlassen und die naturwissenschaftliche Gedankenwelt Büffons für die Poesie zu verwerten. Aber sie waren sich über ihre Ziele selbst nicht klar und sind auch über bruchstückartige Versuche nicht hinausgekommen. Erst bei André Chénier offenbart sich diese Richtung in greifbarer Gestalt. Er sagt in seinem Gedichte L'invention: „Toricelli, Newton, Kepler und Galilei haben jedem neuen Vergil Schatzkammern eröffnet; die menschlichen Wissenschaften können die Gebiete ihrer Herrschaft nicht ausdehnen, ohne auch den Raum der Dichtkunst zu erweitern. Welche lange Arbeit hat ihr das Weltall erobert! Vor den Blicken eines Büffon öffnet die Erde unverschleiert und ungehindert ihren Schoß, ihre Quellen, ihre Wunder. Welche Fülle von Bildern, von erhabnen Anschauungen hebt sich aus diesen großartigen Dingen, die unserm Zeitalter aufbewahrt worden sind.“ Aber auch André Chénier hat seine wissenschaftliche Dichtung Hermès als Torso hinterlassen; die Revolution machte den Versuchen des unglücklichen Dichters ein Ende.

Jetzt, nach hundert Jahren, regt sich derselbe Geist; von den Naturalisten wird, wie wir in der Abhandlung „Zur Ästhetik des Häßlichen“ gesehen haben, nicht allein der Stoff, sondern angeblich auch die strenge Methode der Physiologie in die Romandichtung herübergenommen; die Parnassiens und insbesondere Sully-Prudhomme erwarten ebenfalls durch den Einfluß der wissenschaftlichen Bestrebungen eine Wiedergeburt der ganzen französischen Poesie. Es ist klar, daß ein moderner Dichter das Gebiet der Wissenschaft nicht so behandeln kann, wie es Lukrez in seinem Lehrgedicht De rerum natura gethan hat; denn alles, was der römische Dichter von der Physik und Physiologie, der Theologie und Ethik zu erzählen weiß, ist im Grunde doch nur eine andre Art von Poesie. Nur auf der ersten Stufe kann die Wissenschaft Hand in Hand mit der Dichtung gehen, wie wir das auch thatsächlich bei den ersten griechischen Philosophen sehen; je mehr sie sich aber von dem Spiel der Phantasie ablöst und mit festen, selbstgeschaffenen Begriffen arbeitet, desto weniger wird sie in der poetischen Sprache ein geeignetes Ausdrucksmittel finden. Für die Entdeckungen und Gesetze eines Laplace und Cuvier kann auch nur die Sprache eines Laplace und Cuvier die einzig wahre sein. Es wäre thatsächlich eine Verirrung, wenn ein Dichter die positiven Ergebnisse der heutigen Wissenschaft so darstellen wollte, wie es Lukrez seiner Zeit gethan hat. Für den modernen Dichter kann sie immer nur als mittelbare Quelle gelten, aus der er Begeisterung für gewaltige Ideen schöpft. Was ist geeigneter — ruft der Philosoph E. Caro aus, ein eifriger Anhänger der

poésie scientifique —, die Seele eines Dichters zu bewegen, seine Phantasie anzufeuern, ihn aus platten und gemeinen Alltäglichkeiten herauszuziehen, als die verständnisvolle Betrachtung des Weltalls durch die Werke oder Unterweisungen der Gelehrten, als das beständig wachsende Erkennen der Erscheinungswelt, das sich in dem Maße erweitert wie unsre Beobachtungswerkzeuge zuverlässiger und feiner werden, wie unsre Erfahrung, durch die Berechnung unterstützt, die Grenzen des Raumes und des Lebens in die sinnliche Anschauung verlegt! Jede Entdeckung ist gleichsam eine ungeahnte Offenbarung der Einheit, die durch die Mannichfaltigkeit und selbst durch den offenbaren Widerspruch der Erscheinungen hindurchschimmert. Die Gesetze scheinen uns die unzerstörbaren Elemente des göttlichen Gewebes der Dinge zu sein. Giebt es hier nicht einen unerschöpflichen Stoff für die Poesie?

Es ist richtig, jede wissenschaftliche Hypothese, jede philosophische Lehre steht immer mit einem Fuße auf dem Boden der Dichtung; wer an jene mit dichterischem Genius tritt, dem wird sich sofort ein unabsehbares Gebiet großartiger Gedanken erschließen, eine Fülle innerer dramatischer Kämpfe zwischen liebgewordnen Ideen und unbequemen Wahrheiten, zwischen alten Dogmen und neuen Weltanschauungen.

Diese Gedanken mußten vorausgeschickt werden, um die Stellung zu würdigen, die Sully-Prudhomme in der Entwicklungsgeschichte der französischen Litteratur einnimmt.

Sully-Prudhomme, seit acht Jahren Mitglied der französischen Akademie, wurde 1839 in Paris geboren. Seine Jugendbildung war vielseitig; er besuchte die École polytechnique, studirte Mathematik, machte dann sein baccalaureat ès lettres, trat in die École de droit und widmete sich neben seinen Rechtsstudien mit aller Kraft der Philosophie. Im Jahre 1865 erschienen seine ersten Dichtungen Stances et Poëmes, in denen er sofort neue Bahnen einschlug. Bezeichnend für seine selbständige Richtung, die der Poesie ganz neue Stoffe zuführen will, sind die Verse:

Et ses chants, pour matière,
N'ont-ils pas la science aux sévères beautés,
Toute l'histoire humaine et la nature entière.

Noch deutlicher tritt dieses Streben nach tieferer philosophischer Lebensauffassung in den Épreuves (1866) hervor. Liebe, Zweifel, Träumerei und Thätigkeit gelten ihm als die vier Bewegungsrichtungen der menschlichen Seele; mit überraschender Feinheit und psychologischem Scharfblick weiß der Dichter in diesen Sonetten die dunkle Tiefe des innern Lebens zu ergründen. In dem vierten Teile, wo er die Thätigkeit als erlösende Macht preist, und die Errungenschaften des menschlichen Geistes in dithyrambischem Schwunge feiert, wird er ganz, wie ihn Lemaître nennt, ingénieur-poète. Er besingt die Schnelligkeit

des Rades, die Allmacht des Eisens, die Wunder der Großwerkstatt, der enfer de la Force obéissante et triste; er führt uns in die Arbeitsräume des Chemikers, er zeigt uns die eisernen Fäden, die unter dem Meere die Wellen verbinden.

Immer deutlicher wird in ihm das Verlangen, eine großartige Epopöe der Wissenschaft zu verfassen, seiner Zeit ein zweiter Lukrez zu werden; er versenkt sich mit Eifer in das Werk dieses römischen Dichters und übersetzt das erste Buch aus De natura rerum. Aber das Jahr 1870—71 mit seinen furchtbaren Szenen, Opfern und Greueln reißt ihn aus seinen beschaulichen Gedankenkreisen und treibt ihn gewaltsam zum Pessimismus. Er erkennt die Schwächen seines Volkes, er hält mit seinen bittern Vorwürfen nicht zurück, und doch glaubt er an die Zukunft seines Vaterlandes.

Mit Schaudern hab ich stets in deinem Buch gelesen,
Wie unheilvoll dein Ruhm zu jeder Zeit gewesen.
Allein ich spür in dir der Zukunft mächtges Walten . . .
Von dir hab ich mein Herz, an Schätzen reich, erhalten
Und fühl mich menschlicher, je mehr ich bin Franzose.

Von allen französischen Dichtern, die der deutsch-französische Krieg erweckt hat, ist Sully-Prudhomme unzweifelhaft der bedeutendste; er hält sich fern von aller chauvinistischen Prahlerei und weiß der furchtbaren Begebenheiten höhere Gesichtspunkte abzugewinnen.

Den schwierigsten Problemen völlig gewachsen zeigt sich der Dichter bereits in der Dichtung Les destins (1872); hier sucht er den spinozistischen Gedanken poetisch darzustellen, daß die Welt weder gut noch böse sei, daß nur ein subjektiver Optimismus oder Pessimismus diese Anschauungen in den „tiefen Akkord der schwebenden Geschicke" hineintragen könne. Das böse Prinzip will eine möglichst schlechte Welt schaffen; es macht das Leben empfänglicher für den Schmerz, es giebt ihm die marternde Liebe, die qualvolle Sehnsucht nach makelloser Schönheit, nach der ewig fliehenden Wahrheit, nach der unerreichbaren Freiheit — es giebt ihm das Beste, aber alles unaufhörlich bekämpft durch das Schlechteste. Das gute Prinzip will alles verbessern und erteilt der Menschheit dieselben Güter wie das böse: Liebe und Eifer zur Wahrheit und Freiheit, aber das Schlechte dabei unaufhörlich bekämpft durch das Gute. So kommt der Dichter zu dem Schlusse, daß der Schöpfer alles in der Welt vernünftig eingerichtet habe:

Wir richten nur nach uns, nicht nach den wahren Gründen.
Was schadet, ist strafbar, und was uns nützt, gerecht.
Doch du läßt jedes Sein den Zweck im andern finden,
Denn Alles ist Vernunft, nichts ist gut oder schlecht.

Aber Sully-Prudhomme bleibt nicht auf diesem Standpunkte, der sich auch in der Dichtung Les vaines Tendresses (1875) ausspricht, stehen; in seiner

folgenden Dichtung La Justice (1878) hat er sich nicht allein den Pessimismus Schopenhauers, sondern auch dessen ganze Willensmetaphysik zu eigen gemacht. Er sagt im Vorwort zu diesem philosophischen Epos: „Ich möchte zeigen, daß die Gerechtigkeit weder aus dem Wissen allein hervorgehen kann, das die unbewußten Triebe des Herzens verdächtigt, noch aus dem edelmütigen Nichtwissen, das sich völlig auf das Herz verläßt, sondern daß die Ausübung der Gerechtigkeit das zarteste Mitleid für den Menschen erfordert, das durch die tiefste Kenntnis seines innern Wesens erleuchtet wird."

Mit großer Kühnheit im Entwurf und mit staunenswerter Kraft in der Ausführung hat der Dichter diese moralische Frage zum Gegenstande seiner Dichtung gemacht. Im ersten Teile, Silence au coeur betitelt, sucht der Forscher (le chercheur) die Gerechtigkeit; er findet sie weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart. Jedes Wesen hat nur einen Zweck: den Willen zum Leben; es stößt von sich, was ihm das Dasein beschränkt oder zerstört, und sucht zu ergreifen was es ihm erhält; daher der große Kampf, den eine Gattung fortwährend mit der andern ausficht. Aber der Forscher sucht weiter, obwohl ihm seine Begleiterin la Voix zuruft: La justice est un cri du coeur, er findet die Gerechtigkeit auch nicht innerhalb einer Gattung und am wenigsten in der menschlichen. Selbst die Natur täuscht uns und verfolgt, auch wenn wir zu genießen scheinen, ihren eignen Zweck: die Erhaltung der Gattung. Der Liebesrausch, die Schamhaftigkeit, die Schönheit, alles sind nur Kunstgriffe der Natur, um unsern „Widerwillen, eine so rauhe Erde zu bevölkern," völlig zu besiegen. Alle Gedanken, die Schopenhauer in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" ausführt, finden wir hier in poetischem Gewande wieder:

Meurent donc les vivants! la vie est assurée.

In der ganzen Welt der Erscheinungen findet der Forscher nirgends die Gerechtigkeit; es giebt auch keine Freiheit, außer in dem ganzen Sein und Wesen der Menschen, d. h., um mit Kant zu sprechen, in seinem intelligiblen Charakter. Hiermit kommt Sully-Prudhomme zum zweiten Teil in seiner Dichtung, zum Appel au coeur. Während der erste, beeinflußt durch die Katastrophe von 1870/71 von einem düstern Pessimismus erfüllt ist, läßt der Dichter in seiner später geschriebnen „Berufung an das Herz," wo er endlich in dem Gefühl der Verantwortlichkeit die Gerechtigkeit findet, sein Werk versöhnend ausklingen:

Und bist du in der Welt auch nur ein leerer Schall,
Du lebst im Menschen selbst, regierst ihn überall.
Seit der Geburt als Trieb für jeden auserlesen,
Bist du, Gerechtigkeit, des Menschen eignes Wesen.

Ein noch stärkeres Streben nach philosophischer Durchdringung großer Rätsel, eine noch erstaunlichere Fähigkeit, der Poesie wissenschaftliche Ergeb-

misse dienstbar zu machen, finden wir in seinem jüngst erschienenen Werke Le Bonheur, Poëme (Paris, A. Lemerre, 1888). Sully-Prudhomme hat diese Dichtung dem Romanisten Gaston Paris gewidmet, dem geistvollen Förderer seiner Muse, der im Gegensatz zu jener Gruppe verbohrter französischer Gelehrten steht, die, wie z. B. Paul Meyer, jeder ästhetischen und philosophischen Bildung bar, ihre geistlose Buchstabengelehrsamkeit hinter Anmaßung und Dünkel zu verbergen suchen.

Wie der Dichter in La Justice die Gerechtigkeit suchte, so will er in Le Bonheur ergründen, ob und wo das Glück zu finden sei; aber er sagt selbst in der Einleitung, was er entdeckt habe, sei nur ein Traum, ein stiller Wunsch, den seine Phantasie nicht mit vollem Einverständnis der Vernunft erhören könne; er habe die Augen über viele Unwahrscheinlichkeiten und grausame Ungewißheiten schließen müssen; er habe seine Begeisterung zuweilen aus der Philosophie und Wissenschaft geschöpft, denn die großen Entdeckungen erschienen ihm so weltbewegend, daß man sie nicht aus dem Gebiete der Dichtkunst ausschließen dürfe, solange die kalten Formeln in die dichterische Sprache umgebildet werden könnten.

Der Plan des Gedichts ist in großartigen Zügen entworfen. Faustus ist nach seinem Tode auf einen andern Weltkörper geführt worden; er erwacht und staunt über die Herrlichkeit der Natur, die ihn umgiebt, über sein eignes Aussehen, das er im klaren Wasserspiegel erblickt, über seine Wiedererweckung, die er nicht zu fassen vermag. Ein Grauen faßt ihn bei dem Gedanken, daß er vielleicht alles nur träume und in Wirklichkeit im düstern Grabe liege. Er sieht eine Gestalt auf sich zukommen — es ist Stella, seine Geliebte, von der ihn auf der Erde ein Vorurteil der Menschen getrennt hatte. Stella befreit ihn aus seiner Erstarrung. Warum, sagt sie, soll nur die düstere und kleine Erde unter allen Weltkörpern den Vorzug haben, ein Gefäß zu tragen, worin der Gedanke wohnt, worin der Odem zum Glücke lebt? Das Grab schließt einen Himmel, um einen andern auf einem bessern Gestirn zu öffnen. Befreit von aller rohen Sinnlichkeit, wollen sie nun mit reinen, idealen Empfindungen die Wunder des neuen Sternes genießen. Sie durchkosten mit geläuterten Sinnen die Zauberwelt des ungetrübten Wohlgeschmacks und Wohlgeruchs (saveurs et parfums). Die Poesie des Duftes hat wohl niemand schöner besungen, als es unser Dichter hier thut. Sie ist ihm „Musik ohne Töne." „Der Duft ist keusch wie die Scham unter langen und weichen Augenwimpern, oder durchdringend, wie die Glut eines tötlichen Blickes, er ist leicht, wie die aufkeimende Hoffnung jungfräulicher Freundschaft, oder mächtig, wie die Herrschaft einer verhängnisvollen Liebe; er ist warm, wie der Mund bei glühenden Seufzern oder frisch, wie reine und furchtsame Lippen bei ihrem Geständnis; er ist zart wie die Güte der melancholisch liebenden, aufreizend, wie das ungezügelte Glutverlangen der Bacchantin, quälend wie die Laune einer grau-

samen Spötterin, einschmeichelnd wie die Honigworte der schlauen Verführerin". Jeder Wohlgeruch erweckt andre Empfindungen, andre Gedanken, andre Ideale in Faustus; inmitten dieser Duftsymphonieen versetzt ihn der Geruch einer blauen Blume in solche Verzückung, daß er überwältigt in Thränen ausbricht und ohnmächtig zusammensinkt. Stella bringt ihn durch einen Labetrunk wieder zu sich.

Alle idealen Zustände, die der Forscher in La Justice vergebens auf der Erde gesucht hat, findet Faustus auf dem neuen Sterne. Kein Wesen lebt hier auf Kosten eines andern, niemand braucht zu schaden, um zu genießen, die Gattungen bekämpfen sich nicht mehr, und das Bedürfnis ist nicht mehr Schmerz. Aber dumpf und verworren klingen die Stimmen des menschlichen Elends von der Erde herauf. Doch Faustus und Stella eilen weiter in das Reich der Formen und Farben, wo jeder Künstler vor seinem erträumten Ideale steht, Correggio vor dem glänzenden Morgen, Rubens vor dem flammenden Mittag, Tizian vor dem purpurnen Abendlicht, Rembrandt vor seinem Helldunkel, Poussin und Ruisdal vor dem prächtigen Himmel, den sprühenden Kaskaden, den herrlichen Laubbildungen. Dann kommen die beiden Verklärten in das Reich der Harmonie und der Schönheit, sie hören die Nachtigall schlagen, und in schwärmerischer Stimmung erinnert sich Faustus der irdischen Liebesstunden. Hier bietet uns der Dichter eine Elegie, die wir zu den schönsten der ganzen französischen Litteratur rechnen. Folgende Stelle ist besonders bezeichnend:

Gedenkst du noch des Hags, durch den wir traurig irrten?
Wir schritten beide einsam und versteckt
Auf einem Pfad, von Flieder ganz bedeckt,
Wo Dämmrungsfarben mit den Blüten sich verwirrten.

Und unsre Herzen schweiften in ein fernes Land,
Wo alles wächst in einer andern Sonne,
Als sich ein goldner Klang voll süßer Wonne
Im Widerhall zu uns erhob vom Waldesrand.

Und du berührtest deine Lippen still:
„Die Nachtigall! Ihr klagend Liebeszeichen,"
Du horchtest bang, dem Engel zu vergleichen,
Der wieder heim zum Paradiese will.

Und melancholisch stieg in stiller Feier
Die Nacht hernieder auf den Blütenpark,
Die wie mit leichter Asche zartem Schleier
Der Formen Umriß nach und nach verbarg.

Allein Stella erscheint plötzlich mit allen Reizen ihrer unsterblichen Schönheit, und berauscht ruht Faustus in ihren Armen, und hört nicht auf die irdischen Stimmen unter sich. Doch bald ergreift ihn eine unbestimmte, dumpfe

Unruhe: Tout l'homme en lui n'était pas satisfait — ein qualvoller Trieb, alles zu wissen und selbst das große Unbekannte zu ergründen. Er durcheilt im Geiste die Lehren der griechischen Weisen von Thales bis Epikur, aber er sieht nur ein unfruchtbares Chaos zusammengewürfelter Gedanken. Er wendet sich zu den Lehren der Kirchenväter; er prüft die Systeme der neuern Philosophen Bacon, Descartes, Malebranche, Spinoza, Leibniz, Berkeley, Hobbes, Hume, Condillac, Locke, Voltaire, Rousseau, Jacobi, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und schließt mit Schopenhauer:

Volonté, ton salut c'est de tendre au néant.

Das sollte das letzte Wort des menschlichen Denkens sein? Unmöglich! Faustus wendet sich von der Philosophie zu den Forschungen der empirischen Wissenschaft; er durchfliegt das ganze Gebiet von Hipparch bis Darwin, aber er findet auch hier keine Antwort auf seine Frage. Nirgends wird ihm eine Lösung des großen Rätsels geboten, überall wird die große Frage, die sein Glück umschließt, nur verschleiert, verschoben und zurückgedrängt. Die Wißbegierde treibt ihn rastlos weiter: da erscheint ihm Pascal und erklärt, daß sein Streben vergeblich sei, daß der Mensch das höchste Wesen, Gott, mit dem Verstande niemals begreifen könne. Des Menschen Geist hat zum Gebiete die Dinge, die ihn umgeben; hier erkennt er die Ordnung und löst die Verwicklungen; er beschreibt die Wege, die von den Gestirnen durchlaufen werden, da er selbst Kraft und Stoff ist wie sie; aber das unendliche Sein liegt außerhalb seiner Grenzen:

Das einzge Gut im Weltgetriebe,
Uns näher als der Wahrheit Macht,
Das ist der reiche Schatz der Liebe,
Glaub mir, ich hab es lang bedacht!

So kehrt denn Faustus, von seinen Zweifeln befreit, zu Stellas Liebe zurück, und heitere Genien umschweben die Glücklichen. Aber wieder senkt sich ein Stachel in sein Herz; von der Erde klingen die Klagestimmen der Sklaven herauf, die nach Gerechtigkeit schreien, der Kranken und Armen, die um Erlösung flehen; er hört die Seufzer des Prometheus, Sokrates, Christus, die um der Menschheit willen gelitten haben, und mächtig fühlt er sich mit einemmale von Menschenliebe ergriffen. Er liebt die Erde um ihrer verwelkenden Blumen willen, er liebt seine Brüder auf der Erde um ihrer Schmerzen willen. Wenn wir, sagt er zu Stella, den Schrei ihres maßlosen Elends hören, wenn wir in ihren Blicken die Angst einer endlosen Verzweiflung sehen, können wir uns selbst dann noch glücklich fühlen? Sollen wir von unserm Wissen, das ihnen nützlich sein würde, nur einen unfruchtbaren und eitlen Gebrauch machen, nur für uns leben und nichts für sie versuchen? Stella ist bereit, ihren Geliebten auf die Erde zurückzubegleiten: auf den Flügeln des Todes, der in der

Gestalt eines bleichen Engels erscheint, steigen sie hinab. Aber Jahrtausende sind ihnen im Rausche vergangen, ohne daß sie es gespürt haben — die Erde trägt das Menschengeschlecht nicht mehr. In prächtiger Sprache schildert nun der Dichter die menschenverlassene Stätte, die Ruhe des Todes über den Trümmern einer untergegangenen Kultur; der Krieg, die Genußsucht, die Sinnenlust haben die Menschheit aufgerieben; Faustus kommt mit dem Opfer seiner Menschenliebe zu spät. Er ist verzweifelt, er fühlt, wie ihn alle Verwünschungen und Seufzer der hilflos dahingesunknen Brüder treffen, aber Stella reißt ihn aus seiner Zerknirschung mit dem Gedanken, niederzusteigen, auf der Erde zu bleiben und ihr ein neues Geschlecht zu schenken, das glücklich werden soll ohne zu kämpfen. Lange genug, sagt sie, hat uns eine fruchtlose Liebe berauscht. Ich strebe nach einer zwiefachen Ehre, die mich allein zum Glück führen kann! Meinem Gatten einen ihm ähnlichen Sohn zu schenken und einen Himmel auf Erden zu gründen, Engel und Mutter zugleich zu sein! Steigen wir hinab! — Wir spielen ein furchtbares Spiel! ruft Faustus aus. — Stella: Nous le jouons ensemble! Aber der Todesengel wendet der Erde den Rücken und trägt die Seligen durch die Bahnen der Sternenwelt, dorthin, wo das Glück in der Vergötterung besteht, où sans remords s'évanouissent en extases les volontés. So erreicht denn Faustus endlich das Glück, das er weder in dem geläuterten Sinnenrausch (les Ivresses), noch in der Welt des Geistes (la Pensée) gewinnen könnte, durch den erhabnen Aufschwung seiner Menschenliebe (le suprême Essor).

Das Glück ist der Lohn der Thätigkeit; nicht der egoistische Taumel im Gefühlsleben, nicht der Forschungsrausch in der Geisteswelt führt dahin, sondern die freie Bethätigung selbstentsagender Menschenliebe, des wahren Mitleids, das ja im tiefsten Grunde auf Erkenntnis der metaphysischen Identität mit allen andern Wesen beruht. Alle wahre und reine Liebe ist Mitleid, und jede Liebe, die nicht Mitleid ist, bleibt Selbstsucht.

So kommt Sully-Prudhomme trotz aller Anstrengung nicht aus dem Zauberbanne heraus, in den ihn Schopenhauers Ethik versetzt hat. Der Dichter hat seine poetisch-philosophische Untersuchung mit einem staunenswerten Aufwand von Gedanken durchgeführt, aber er hat gut gethan, das ganze Werk eine Träumerei zu nennen, in der man nicht die strenge Lösung großer Probleme erwarten dürfe; man hätte ihm sonst häufig ins Wort fallen und ihn oft an eigne Widersprüche und offenbare Unwahrscheinlichkeiten erinnern müssen. So aber lassen wir uns selbst, wie Faustus und Stella, auf den Flügeln der suprême berceuse traumhaft von einem Zauberbilde zum andern tragen, von einer poetischen Freude zur andern leiten, von einer geistvollen Betrachtung zur andern emporheben.

Die französische Kritik hat dem Dichter vorgeworfen, daß die künstlerische Form und Ausführung nicht immer den großartigen Gedanken entspreche.

Aber man muß bedenken, daß, wer mit Granitblöcken baut, keine zierlichen Nipptempel aufführen kann. Es erfordert eine staunenswerte Formengewandtheit, die philosophischen Systeme eines Spinoza, Kant oder Hegel, oder die Theorie eines Darwin in wenigen Versen wiedergeben. Mit welcher sprachlichen Fertigkeit, die nur wenig an Klarheit zu wünschen übrigt läßt, weiß der Dichter z. B. die Grundgedanken der Kantischen Philosophie auszudrücken: „Ah, du behauptest deine Sinne über die Natur zu öffnen und das Licht in deinen Kerker eintreten zu lassen! Ich werde dich das unzerbrechliche Schloß desselben befühlen lassen! Die Welt — das bist du selbst, und Zeit und Raum sind nur dein Auge, durch das die Erscheinung durchgeht. Du machst dir selbst deine Sinne, deine Erde, deinen Horizont. Wer giebt dir genaue Kunde davon? Sprich, und ich werde dich verwirren, wenn du dich in Frieden wähnst, herrscht der Kampf selbst hinter deiner Stirn. Die Sinne bezeugen, die Vernunft widerspricht und läugnet immer, was jene behaupten. Das Weltall ist begrenzt, aber es kann es in Wirklichkeit nicht sein; es hat beginnen müssen, aber es hat nicht entstehen können. Nichts ist gewiß, als die Stimme, die befiehlt oder verteidigt! Ein Gott macht dir Freude! Nun gut, ich gewähre ihn dir, wie man ein Kind mit einem Bilde tröstet."

Es ist kein Wunder, daß ein Dichter wie Sully-Prudhomme, der an die Leser höhere Forderungen stellt als die ganze Reihe viel gefeierter Schriftsteller in Frankreich, keine sehr zahlreiche Gemeinde hat, dennoch wird er einst zu den wenigen Säulen gezählt werden, die in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts die französische Litteratur vor ihrem völligen Zusammensturz bewahrt haben.



Die Davidsbündler

Ein verloren geglaubter Aufsatz Robert Schumanns



elche Bedeutung die musikkritische Thätigkeit Robert Schumanns nicht nur für seine eigne künstlerische Entwicklung, sondern für die Entwicklung unsrer ganzen musikalischen Zustände gehabt hat, hat Gustav Jansen in seinem reichhaltigen Buche „Die Davidsbündler" (Leipzig, 1883) trefflich nachgewiesen. Das Buch ist seinerzeit eingehend in den Grenzboten besprochen worden. Schumann bekämpfte die Flachheit und Philisterhaftigkeit, die namentlich seit Beethovens

Tode in der musikalischen Produktion herrschte und von einer ebenso flachen und philisterhaften Kritik begünstigt wurde, die ihre Mittelpunkte in der von Fink in Leipzig herausgegebnen „Allgemeinen musikalischen Zeitung" und der von Rellstab in Berlin redigirten „Iris" hatte. Zur nachhaltigen Führung des Kampfes hatte er eine eigne musikalische Zeitung gegründet, die „Neue Leipziger Zeitung für Musik," die seit dem April 1834 erschien. In dieser kämpfte er anfangs mit Vorliebe unter einer eigentümlichen Maske, unter derselben, unter der er auch eine Anzahl seiner Jugendkompositionen in die Welt geschickt hat: unter der Maske des „Davidsbundes." Die Hauptgestalten dieses Bundes sind Eusebius, Florestan und Raro. In den beiden ersten hatte Schumann die zwei Hauptseiten seines eignen Wesens, die träumerische und die stürmische, personifizirt; Raro, der vermittelnd zwischen und über ihnen steht, ist das Abbild seines verehrten Meisters Friedrich Wieck. Zu diesen dreien trat aber, teils in Wirklichkeit, teils in seiner Phantasie, eine Menge gleichgesinnter Freunde in Leipzig und außerhalb Leipzigs unter allerhand romantischen Namen. In den ersten Jahrgängen der „Neuen Zeitschrift" ist eine ganze Reihe der geistsprühenden, poesieerfüllten Aufsätze Schumanns unter der phantastischen Firma des „Davidsbundes" oder einzelner Bündler veröffentlicht. Schumann hat sie alle später im ersten Bande seiner „Gesammelten Schriften über Musik und Musiker" (Leipzig, 1854) vereinigt.

Nun war bekannt, daß Schumann, schon ehe er seine eigne Zeitschrift gründete, mehrfach versucht hatte, an andern Orten sein Herz auszuschütten, und zwar auch da schon unter der Maske der „Davidsbündler." Der erste nachweisbare Aufsatz von ihm, den er auch wieder an die Spitze seiner „Gesammelten Schriften" gestellt hat, ist die unter der Überschrift „Ein Werk II" erschienene wundervolle Besprechung der Chopinschen Variationen über das Thema aus dem „Don Juan": Là ci darem la mano. Sie ist zuerst gedruckt in der von ihm dann so leidenschaftlich befehdeten „Allgemeinen musikalischen Zeitung" (1831, 7. Dezember, Nr. 49). Aber Fink hatte ihm einen schlimmen Streich gespielt; er hatte die Besprechung zusammengekoppelt mit einer zweiten aus der Feder eines ungenannten Verfassers, die die Wirkung der Schumannschen zum Teil geradezu wieder aufheben mußte, und beide Besprechungen durch folgende Vorbemerkung eingeleitet, die zugleich eine Vorstellung von Finks Schreibweise geben kann. „Wir geben hier einmal über ein Werk zwei Beurteilungen; die erste von einem jungen Manne, einem Zöglinge der neusten Zeit, der sich genannt hat;*) die andere von einem angesehenen und würdigen Repräsentanten der ältern Schule, der sich nicht genannt hat: allein wir versichern, und haben es kaum nötig, von einem durchaus tüchtigen, wohlgeübt und umsichtig kenntnisreichen. Wir meinen, durch diese Zusammenstellung

*) In der Überschrift steht infolge eines Lesefehlers: Von K. Schumann.

nicht nur unsre Aufmerksamkeit auf den Verfasser des zu besprechenden Werkes auf hier ungewöhnliche Weise an den Tag zu legen, sondern auch zugleich, und ganz besonders, unseren geehrten Lesern zu mancherlei eigenen und höchst nützlichen Vergleichungen Veranlassung zu bieten, die mit ihrem großen Nutzen eine Unterhaltung gewähren, die zu viel Anziehendes hat, als daß sie irgend einem denkenden Musikfreunde anders als höchst willkommen sein könnte. Mit dem Werke in der Hand wird es wohl am glücklichsten gelingen." Diese unliebsame Erfahrung verleidete es Schumann, weitere Beiträge in die Finksche Zeitschrift zu geben, er suchte zunächst eine Zuflucht in der damals in Leipzig erscheinenden belletristischen Zeitschrift „Der Komet." Jansen hat in seinem Buche ein Bruchstück eines längern Schumannschen Aufsatzes aus dem „Kometen" abdrucken lassen, der geradezu unter der Überschrift „Die Davidsbündler" dort erschienen ist und uns mitten hinein versetzt in die Ereignisse des Leipziger Musiklebens im Winter 1833 auf 1834. Aber nur ein Bruchstück, die zweite, kleinere Hälfte. Das Ganze aufzutreiben war Jansen trotz der vielfältigsten Versuche nicht gelungen; er scheint auch weitere Nachforschungen darnach für gänzlich aussichtslos gehalten zu haben, denn er schreibt, von diesem Kometenaufsatze sei „leider nur ein Bruchstück erhalten geblieben."

Es ist mir nun kürzlich nach vielen vergeblichen Bemühungen geglückt, eine längere Reihe ganz vollständiger Bände des „Kometen" aufzutreiben, nicht in einer größern öffentlichen Bibliothek — dort fragt man wohl überall vergebens darnach —, sondern in einer ältern Leihbibliothek einer kleinen Stadt, darunter auch die beiden Jahrgänge, in denen sich der vermißte Aufsatz Schumanns befindet: 1833 und 1834, und ich freue mich, ihn den Lesern der Grenzboten nun vollständig mitteilen zu können. Ein paar Bemerkungen über die ungemein selten gewordene Quelle werden zuvor willkommen sein.

Der „Komet" erschien unter der Redaktion von Karl Herloßsohn seit Neujahr 1830 in der Hofbuchdruckerei in Altenburg im Verlag von C. H. F. Hartmann. Er bestand aus einem Hauptblatt von wöchentlich sechs Nummern: „Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt," und zwei Beilagen: einer „Zeitung für Reisen und Reisende" und einem „Literaturblatt," die wöchentlich nur einmal erschienen. Aber schon im zweiten Vierteljahre kam es zu heftigen Zwistigkeiten zwischen Verleger und Herausgeber, infolge deren sie sich trennten und nun jeder auf eigne Faust die Zeitung fortsetzten. Hartmann gab vom August 1830 an eine Zeitung heraus: „Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater," für deren namenlose Redaktion er selbst die Verantwortung übernahm. Herloßsohn setzte den „Kometen" unter seinem bisherigen Titel fort und gab ihn in Kommission bei Fr. A. Leo in Leipzig. Beide Zeitschriften wurden übrigens friedlich neben einander in der Altenburger Hofbuchdruckerei weiter gedruckt. Der „Planet" erlebte unter wechselnden Verlegern und Herausgebern dreizehn und einen halben

Jahrgang, er erschien bis Ende des Jahres 1843. Der „Komet“ überdauerte ihn noch um fünf Jahre, er erschien bis 1848, ebenfalls unter vielfachem Wechsel, namentlich auch seiner Titel. Aus dem „Literaturblatt“ wurde vom zweiten Jahrgange an eine „Beilage für Literatur, Kunst, Mode, Residenzleben und journalistische Controle.“ Zu den beiden Beilagen trat von Neujahr 1834 an noch eine dritte: „Der Dampfwagen. Ein Gratismagazin zur Unterhaltung und Belehrung,“ an seine Stelle wieder seit Neujahr 1835: „Der Luftballon. Ein Blatt für Herz, Geist, Kopf und Magen.“ Dieser verwandelte sich zu Neujahr 1837 wieder in den „Leipzig-Dresdner Dampfwagen. Ein Blatt der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,“ ein Jahr später in den „Leipzig-Berlin-Dresdner Dampfwagen.“ In den vierziger Jahren ist die „Zeitung für Reisende“ weggefallen, das „Literaturblatt“ noch da, an die Stelle des „Dampfwagens“ ist das „Teleskop“ getreten; dabei wiederholter Wechsel des Verlags, des in Holz geschnittenen Titelkopfes — kein Wunder, daß bei dieser fortwährenden Veränderung wohl nur wenige das Blatt regelmäßig fortbezogen und sammelten; ein vollständiges Exemplar von 1830 bis 1848 dürfte in Deutschland gegenwärtig nirgends aufzutreiben sein.

Schumanns Aufsatz steht nicht im Hauptblatt, sondern in der „Zeitung für Reisen und Reisende,“ und zwar geht er durch die drei Nummern vom 7. und 14. Dezember 1833 und 12. Januar 1834. Er besteht aus zwei Artikeln, von denen der zweite unvollständig geblieben ist; die versprochene „Fortsetzung“ blieb aus, ein Vierteljahr später, am 3. April 1834, schickte Schumann die erste Nummer seiner eignen Zeitschrift in die Welt. Ein paar Bruchstücke aus seinem Kometenaufsatz hat er bald darauf mit unbedeutenden Veränderungen in seiner Zeitschrift (7. und 11. August 1834) unter der Überschrift „Grobes und Feines“ wieder abgedruckt — offenbar aus Stoffmangel, an dem die „Neue Zeitschrift“ im Anfange manchmal litt —, später auch unter die „Aphorismen“ im ersten Bande seiner „Gesammelten Schriften“ wieder aufgenommen. Der erste Artikel ist im „Kometen“ mit zahlreichen Druckfehlern gedruckt, von denen Schumann die „stärksten Verbrecher“ im zweiten in einer launigen Druckfehlerberichtigung verbessert.*) In dem nachfolgenden Abdruck sind selbstverständlich nicht nur diese, sondern auch noch einige andre offenbare Fehler berichtigt, auch ist die klägliche Interpunktion verbessert. Das von Jansen bereits mitgeteilte Bruchstück hier nochmals zu wiederholen, empfahl sich aus mehreren Gründen: erstens weil der Abdruck bei Jansen weder ganz getreu, noch ganz vollständig ist, sodann weil manches darin erst im Zusammen-

*) Zu einem dieser Druckfehler macht Schumann die für seine damalige Kompositionsweise höchst verräterische Bemerkung: „Im letzten Falle beschämt der Druckfehler den wahren Sinn, ähnlich wie Referenten ein Fehlgriff auf dem Klavier oft auf die herrlichsten Gedanken brachte, den Maler ein zufälliger Strich, den Bildhauer ein verunglückter Meißelschlag.“

hange des Ganzen verständlich wird, endlich weil wohl die wenigsten Leser in der Lage sein werden, Jansens Buch sofort zur Ergänzung herbeizuziehen. In einer neuen Ausgabe der Schriften Schumanns wird der Aufsatz natürlich nicht fehlen dürfen. Folgendes ist sein Wortlaut.

Die Davidsbündler

Mitgeteilt von S*

1. Leipziger Musikleben

Erster Artikel

Ein Fenster ward über mir hastig zugeworfen, hinter dem ich im Halbschatten einen scharfen, schiefnasigen Schwedenkopf erkannte. Als ich eben aufsah, flog und spielte mir etwas wie feinduftendes Blätterlaub um die Schläfe: heruntergeworfenes Papiergeschnitzel wars. Aber wie angewurzelt las ich zu Hause auf einem in stärkeres Papier gewickelten Blatte folgendes:

Unsre italienischen Nächte währen fort. Der Himmelsstürmer Florestan ist seit einiger Zeit stiller denn je und scheint etwas im Sinne zu haben. Eusebius ließ aber neulich ein paar Worte fallen, die den Alten wieder in ihm weckten. Jener sagte nämlich nach Lesung einer Irisnummer: Er machts aber zu arg. — Wie? was? Eusebius, fuhr hier Florestan auf, Rellstab machte es zu arg? — Soll denn diese verdammte deutsche Höflichkeit Jahrhunderte fortdauern? Während die litterarischen Parteien sich offen gegenüberstehen und befehden, herrscht in der Kunstkritik ein Achselzucken, ein Zurückhalten, das weder begriffen, noch genug getadelt werden kann. Warum die Talentlosen nicht geradezu zurückweisen? Warum die Flachen und Halbgesunden nicht aus den Schranken werfen samt den Anmaßenden? Warum nicht Warnungstafeln vor Werken, die da aufhören, wo die Kritik anfängt? Warum schreiben die Autoren nicht eine eigne Zeitung gegen die Kritiker und fordern sie auf, gröber zu sein gegen die Werke? Hat nur einer angefangen einzuschlagen und zu dezimiren, so seid ihr außer euch. Ist denn die Waffe, mit der jener Ehrenfeste angreift, der Spott, der nur verwundet, nicht tötet, nicht noch gut genug für eine Klasse, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß? Sind denn überhaupt edlere Tiere nicht leichter zu vertilgen als gemeine — ich bitte dich, Eusebius! Aber nun wird es einmal Zeit, aufzustehen gegen das Schutz- und Trutzbündnis, was die Gemeinheit mit dem Trotze geschlossen hat, ehe es über uns zusammenwächst und dem Jammer gar kein Ende abzusehen ist. Aber was meint Ihr, Meister Raro?

Du kennst Raros greisenden Sprachstil, durch den italienischen Accent noch fremder gemacht, wie er ordentlich fugenartig Satz an Satz reiht, auseinanderlegt, wieder verschränkt, noch enger führt, am Schlusse noch einmal alles zusammenfaßt und zu sagen scheint: das wollt ich.

Florestan, erwiederte der Meister, Ihr sprecht wahr, obgleich ich Eure Ausdrucksweise nicht billige. Ziehe die Maske ab, wo es auf die höchsten Güter und Fähigkeiten des Geistes ankommt! Ich nehme die einzelnen Hohen aus — sie wissen vielleicht nicht einmal, daß sie gemeint sind. Aber welche Zeit! Reizt das Natürliche noch? ists nicht der Putz, das Verhüllte? Rührt das Große noch? muß es nicht prächtig sein? Bleibt nicht das Studium auf halbem Wege stehen, um gleich nach dem Letzten zu greifen? Giebt sich nicht eine Geheimnisthuerei den Schein des —. Hier war das Blatt abgerissen; auf der Rückseite stand aber:

Finder! Zu Gutem und Großem bist du erkoren! Davidsbündler sollst du werden, die Geheimnisse des Bundes der Welt übersetzen, d. i. des Bundes, der da totschlagen soll die Philister, musikalische und sonstige! Hier weißt du alles — handle nun! Ordne jedoch keineswegs kleinstädtisch, sondern giebs recht kraus und verrückt! Meister Raro, Florestan, Eusebius, Friedrich, Bg., St., Hs., Knif, Balkentreter an St. Georg.

Göttlich! war meine ganze innere Antwort, entzückt, daß ich in fremde Namen gewickelt meine eignen herrlichen Gedanken glücklich einschmuggeln konnte. Ich konnte mich kaum enthalten, weiter zu ziehen:

38. Sitzung des Davidsbundes. — Schon die Zeitnähe beider Konzerte bringt auf Vergleiche, die interessant ausfallen könnten, da beide denselben Musiksatz desselben Komponisten, der auch sein Spieler war, gewählt hatten, wäre nicht manchem Charakter jedes Suchen der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit zuwider. Selten und glücklich das jugendliche Talent, an das schon nicht mehr der Maßstab des Alters, sondern der der Leistung gelegt zu werden braucht, wenn sich auch vielleicht über die Knospe mehr sagen läßt als über die Blüte, über das Strebende mehr als über das Vollendete (giebt es überhaupt eines in der Kunst), da jenes noch die Hoffnung der Zukunft einschließt. Lächerlich aber wäre es, an Virtuosen wie an Kalkbrenner oder Clara Wieck etwas aussetzen zu wollen, erstens weil es niemand glauben würde, zumal in Leipzig, das wohl berühmte Namen berühmter macht, unberühmte jedoch tiefer eingräbt als Rußland seine Künstler (musikalische sowohl als demagogische), sodann weil nichts auszusetzen ist, obgleich es Unvernünftige genug giebt, die von Moscheles etwa fordern, er möge doch merken lassen, daß er auch Hummelsche, Fieldsche Spielart kenne, oder von Kalkbrenner meinen, er leiste allerdings Menschenmögliches, aber es verlange einen einmal nach alter, echter Kost, nach Händelschen, Bachischen Klavierkonzerten u. dergl. E.

Und dann (was aus dem Vorigen folgt) ergreife nur der Mensch etwas recht und lange, einen einzigen Teil der Kunst oder einen der Wissenschaft selbst bei Gefahr der Einseitigkeit (diese und Flachheit findet man selten beisammen) und bilde, verarbeite, veredle, virtuosire diesen einen, so ist er des Sieges gewisser, als der Unglückliche, der bei vielleicht höherem Genius unter Kolossen ungekannt zusammenstürzt. R.

Ich mag den Menschen nicht, dessen Lehre mit seinen Werken nicht im Einklang steht. Bg.

Kein Mensch kann den eignen in seinen Werken treuer kopiren als Kalkbrenner. So fein, ungezwungen, geistreich, liebenswürdig, wie er sich im Umgang giebt, zeichnet er auch seine Tonbilder; selbst die Kraftstellen in seinen Kompositionen wie in seinem Spiele sind kaum mehr als Charitinnen in Helm und Panzer. Dennoch ist im allgemeinen nicht anzunehmen, daß der Komponist, selbst als berühmter Virtuose, seine Werke auch am schönsten und interessantesten darstellen müsse, namentlich die neuesten, zuletzt geschaffenen, die er noch nicht objektiv beherrscht. So trugen (nach dem Urteil der Kunstkenner) z. B. die Szymanowska das A-moll-Konzert von Hummel, die Belleville die Bravourvariationen von Herz, Clara Wieck das Konzert von Pixis bei weitem bedeutender vor, als man Hummel, Herz, Pixis zu hören gewohnt war. E.

Denn der Mensch, dem die eigne physische Gestalt entgegensteht, erhält leicht im andern Herzen die idealische. Wollte ich mich daher auf Vergleiche einlassen, wie ja schon der Tageblatt-Rezensent das Kalkbrennersche Spiel ernsthaft genug mit der Julirevolution, seine Triolen aber mit leichter Kavallerie verglich, so würde

mir beim Mann das Meer einfallen, das alle heitere und düstere Gestalten des Himmels treu zurückspiegelt, beim Mädchen (Clara) die Iris, die über dem ruhigen Wasserfall ausgespannt auch ruhig in Farben spielt, aber stark zittert, wenn jener bewegt wird. Fl.

Ich lobe dich, Florestan, daß du oft statt eines Urteils ein Bild giebst, durch welches das Verständnis leichter erreicht wird als durch Kunstsprachausdrücke, die dem Ungebildeteren unverständlich bleiben. Wenn du daher einmal von einem Pixisschen Klavierkonzert sagtest, es wäre zum Orangenstrauß in Claras Hand geworden, oder von Moscheles, er teile reiche, orientalische Perlenschnüre aus, oder von Kalkbrenner, daß Papillonen von den Tasten aufflögen, hoch, hoch ins Blaue, so schätz ich das so sehr, als wenn der andre meint: der sehr präzise Anschlag des Cajus, durch schulgerechte Unabhängigkeit der Handmuskeln von denen des Armes (es giebt nichts Gräßlicheres als steifes Armabhobeln) hervorgebracht, giebt uns den eigentlichen Cymbalton, der zu Clementis Zeiten u. s. w. R.

Die Kalkbrennerschen Etuden von ihm selbst vorgetragen waren Meisterstücke en miniature (Mignongesichte, durchsichtig bis auf die feinste, verschlungenste Ader). Das ganze Publikum schien hier ein Schüler, der jedem Laut des Meisters aufmerksam und gespannt zuhorcht. E.

Mag das Vorspielen von kürzern, rhapsodischen Sätzen im Konzert nicht ohne Nachahmer bleiben. (Es gehört weiter nichts als ein berühmter Name dazu. Fl.) Der Virtuose kann da auf die schnellste Weise seinen Geist in allen Brechungen spielen lassen. R.

Bei der vierstimmig-einhändigen Fuge, die K[alkbrenner] gar vollkommen spielte, fiel mir der verehrte Th[ibaut], der Dichter des Buches „Über Reinheit der Tonkunst" ein, der mir einmal erzählte, daß in einem Konzert in London, das Cramer gegeben, eine vornehme, kunstverständige Lady sich gegen alle englische Sitte auf die Zehen gestellt, die Hand des Virtuosen starr angesehen, was natürlich die Nachbarinnen zur Seite und im Rücken, nach und nach die ganze Versammlung gleichfalls gethan, und endlich Th. ins Ohr, aber mit Ekstase gesagt hätte: Gott! welcher Triller! Triller! Und noch dazu mit dem vierten und fünften! Das Publikum (schloß damals Th.) murmelte leise nach: Gott! welcher Triller! Triller! und noch dazu u. s. w. R.

Doch scheint dies das Publikum zu charakterisiren, das am Virtuosen, wie im Konzerte überhaupt, auch etwas sehen will. E.

Aber beim Himmel! es wäre ein wahres Glück, wenn in der Künstlerwelt einmal ein Geschlecht der Bilfinger aufwüchse, das bekanntlich an zwei garstigen Überfingern litt; dann würden wir zehn Virtuosen weniger und einen Künstler mehr haben. Fl.

Warum spielt Clara nicht mehr auswendig wie früher? Nennt es nun ein Wagstück, dessen Größe gegen den Tadel gehalten, der beim Mißlingen mit Recht darüber ausgesprochen wird, zu wenig vom Publikum anerkannt ist, oder Charlatanerie, die Kugeln auf Nadelspitzen erhalten will, so wird das doch immer von großer Kraft des musikalischen Geistes zeugen und findet, eben aus Mangel daran, wenig Nachahmer (die Vorgänger Paganini und Romberg ausgenommen). Sagt ihr aber, es sei weder das eine noch das andre, sondern gar nichts, und sagt ihr es noch dazu ohne Grund, der fehlen muß, so frage ich: Wozu diesen Souffleurkasten? warum den Fußblock an die Sohle, wenn Flügel am Haupte sind? Wißt ihr nicht, daß ein noch so frei angeschlagner Akkord von Noten gespielt noch nicht ein halbmal so frei klingt wie einer aus der Phantasie? O, ich will aus eurer

Seele antworten: Allerdings klebe ich am Hergebrachten, denn ich bin ein Deutscher. Erstaunen würde ich freilich in etwas, brächte plötzlich die Tänzerin ihre Touren, der Schauspieler oder Deklamator seine Rollen aus der Tasche, um sicherer zu tanzen, spielen, deklamiren; aber ich bin wirklich wie jener Kunstspießbürger, der, als dem ruhig weiter spielenden Virtuosen die Noten vom Pulte fielen, siegend ausrief: Seht! seht! das ist eine große Kunst! der kanns auswendig! — O Drittel vom Publikum! man sollte dich in eine Kanone laden, um das zweite der Philister totzuschießen. Fl.

Die Don Juan-Variationen von Chopin können wohl kaum vollendeter gedacht werden, als sie Clara spielte, so zart, gewählt und bedeutungsvoll war da das Kolorit und so zirkelrund das Ganze. Wäre man ein Rezensent, so ließe sich mehr darüber sagen. Doch darf die lebendige Kraft, mit der sie jedes Stück vom leisen Zucken der Empfindung an bis zur ausschlagenden Leidenschaft, immer drängend und steigend, bis zum Schluß ausführt, nicht unerwähnt bleiben. Denn die Summe alles dessen, was Kalkbrenner spielte, gab kaum mehr als zwei Drittel im Verhältnis zum Fazit der von Clara gespielten Stücke, die noch bei weitem schwieriger in sich waren. E.

(Ich finde, daß Eusebius sehr langweilig schreibt!) Apropos, wer ist denn das anonyme Schaf, das über die Chopinschen Variationen in einem früheren Jahrgange der „Musikalischen Zeitung" geblökt hat, obgleich Sch. in der voraustehenden Rezension die Davidsbündler, ohne zu fragen, mit figuriren ließ, was ihm einen Verweis vom Meister zuzog? Ist jenes über die Mazurken, die Etuden, über das Trio, über das Konzert nicht vor Schreck umgefallen? Fl.

Ists aber nicht geradezu gemein, aus einem Werk, das als vielversprechend (Chopin hat gehalten) von Meistern anerkannt worden ist, kleine Mängel, die man höchstens am Meister rügen müßte, einzeln hervorzuheben und gleich großmaulig hinzuschreiben: Seht! das ist die neue Zeit! Geht denn so ein Kritikhandwerker jemals in das Ganze? Denkt er je daran, daß außer Korrektheit und Stil des Kunstwerks noch etwas vonnöten ist, wie etwa Lebensdrang, Notwendigkeit, da zu sein? Bemüht er sich je auf das mögliche spätere Wirken junger Künstler aufmerksam zu machen, dieses vorzubereiten und ihre Leistungen mit Wärme zu fördern? Sezirt er nicht Geister wie Leichname, um Gallensteinsammlungen anzulegen, während er Geist und Phantasie, die ja der Jugend innewohnen, geflissentlich verhüllet? Hs.

Himmlisch ists zu lesen, mit welcher Salbung der Kopf von Rezensent schließt. Nachdem er sich vorher zwei Seiten lang unbändig gelobt, einen zu großen Griff als zu groß, ein paar Durchgangnoten (transitum irregularem) als Durchgangnoten gerügt hat, meint er: „Nach einer Einleitung, die in der Prinzipalstimme fünf Folioseiten [einnimmt] (Largo, B-dur, späterhin ein wenig bewegter), folgen das Thema, diesem vier Variationen in raschem Zeitmaße, eine Variation (Adagio, B-moll) und endlich zum Schluß ein à la polacca auf acht Seiten. In Bezug, fährt er ausholend fort, auf die äußere Ausstattung dieses die 27. Lieferung des Odeon ausmachenden Paradewerks braucht etwas Lobendes nicht noch gesagt zu werden. Der Haslingersche Verlag zeichnet sich stets durch deutliche Schrift, guten Druck und schönes Papier aus. Auffallende Druckfehler, deren Verbesserung nicht [sogleich] in die Augen fallen (hier hat sich eine Sprachquinte eingeschlichen), sind dem Rezensenten nicht vorgekommen. Doch kann er nicht für die Orchesterstimmen stehen, da er das Werkchen mit dem Orchester nicht gehört hat." Lache, Rezensentenkopf, über den Schweiß und die Zeit, die mich das Abschreiben kostete. Aber du bist

wahrlich derselbe, der, wenn er vergötternd hinschreibt: O du einziger Beethoven! schnell die Parenthese anhängt: (geboren zu Bonn 1770). Fl.

Recht habt Ihr, Florestan! Die Rezension ist Weibergewäsch. Aber grob hättet Ihr sein sollen, nicht witzig. Erfreulich ist es, daß die verehrte Redaktion ihr Unrecht der Aufnahme jener Kritik durch eine vortreffliche Rezension des Chopinschen Trios eingestanden hat. Raro.

Sommernachttraum! träumerisches, sprechendes Bild, das sich über die gemeine Tonmalerei erhebt, wie etwa ein Sommernachttraum über einen nüchternen, dumpfen Nachmittagsschlaf — spielen möchte ich mit dir und etwa deinem Dichter die Hand drücken, aber wenig sprechen als mit den Augen! Wie durften ungeweihte Hände dich beklatschen, dein Bild gleichsam begreifen und dich ungeschickt im Träumen stören, wie andre im Nachträumen? Ist denn ein höchstes Lob (wie der bitterste Tadel) etwa auszusprechen? E.

Da ärgere ich mich stets bei einer Stelle im Adagio der A-dur-Symphonie (es giebt nur eine), wo die Melodie in weichen, fast Spohrschen Vorhalten auf- und niederschwebt, was dem Feind alles Weichlichen und Weibischen bekanntlich ganz zuwider ist. Ich wette auch, Beethoven schrieb es ironisch hin, schon der bald eintretenden scharfen Bässe wegen. Da steht nun einer neben mir und stöhnt einmal über das andre: O du einziger Beethoven! — O es ist schrecklich! Fl.

Verachten der materiellen Mittel entfernt vom Kunstideal. Die Aufgabe ist, den Stoff so zu vergeistigen, daß alles Materielle darüber vergessen wird. R.

Warum bewegen sich aber manche Charaktere erst selbständig, wenn sie sich an ein andres Ich gelehnt haben, wie etwa Shakespeare selbst, der bekanntlich alle Themas zu seinen Trauerspielen aus älteren oder aus Novellen u. dergl. hernahm? E.

Eusebius spricht wahr. Manche Geister wirken erst, wenn sie sich bedingt fühlen, frei; umgekehrt würden sie im Unendlichen zerflattern und verschwimmen. R.

Würde ohne Shakespeare dieser klingende Nachttraum geboren worden sein, obgleich Beethoven manche (nur ohne Titel) geschrieben hat (F-moll-Sonate)? Der Gedanke kann mich traurig machen. Fl.

Über den Symphoniesatz von S. (vielleicht Schumann?) hab ich schwerlich ein Urteil. Ist er denn nicht mein ältester Bruder und Doppelgänger, und wuchs das Werk nicht unter meinen Augen auf? Ob die Unruhe im Werke dem Orchester, das bei der Schwierigkeit des Satzes vielleicht nicht sicher genug spielte, auch noch nicht die rechten, zartesten Tinten fand, zuzuschreiben, ob das Werk so geboren ist (das ist meine Meinung), oder ob der Deutsche, der nicht gleich umflutet sein will vom Allegro, vielleicht eine Einleitung (die Beethoven so schön persiflirt in der A-dur-, wie die Schlüsse in der F-dur-Symphonie) vermutet hatte, entscheide ich nicht. Sehr paßte ich auf die kritisirende Nachbarschaft. Der liebenswürdige, echt musikalische Stegmayer meinte, Routine und Vielschreiben würden halt Sicherheit und Leichtigkeit in die Instrumentirung bringen, die zu kolorirt sei. Fehlerhaft aber ists gewiß überhaupt, fiel der geistreich praktische Hofmeister ein, einen ersten Satz spielen zu lassen, gleichsam den ersten Akt zu geben; da sei noch nichts in der Entwicklung, sondern erst im Moment des Werdens, der Dichter oft noch nicht aufs Reine u. dergl. (Ich will nur gestehen, daß die ganze vorige Periode gar nicht von den Davidsbündlern ist, sondern von mir selbst, darf aber eine Bemerkung Raros nicht übergehen:)

Verlangt nicht vom Manne die Schwärmerei des Jünglings, von diesem die Ruhe jenes; verwerft es sogar! Zu großer Ernst mißfällt am Jünglingswerke, wie umgekehrt ein tanzender Vierziger.



(Livia Gerhard im Wieckschen Konzert.) Schade wär es und unverantwortlich, wenn dieses liebliche Talent nicht ruhig genug entwickelt würde. Mit der ätherischen Stimme muß zarter verfahren werden als mit der Ausbildung der Hand, und das Zuviel ist dort ebenso schlimm als das Zuwenig hier. Vielleicht täuschte ich mich auch; aber mir schien bei sonst vorgeschrittener Bildung die Stimme etwas an Frische und Glanz verloren zu haben. E.

Kein wahrer Davidsbündler bist du, Eusebius, sondern ein rechter lederner Philister mit tauben Ohren. Es gab ein Gesetz der Griechen, schöne Statuen schweigend anzuschauen, nun vollends eine atmende und tönende. Ein rechter Philister bist du, Eusebius. Fl.

Kritiker sollten sich aber nicht verlieben, obschon es der Franzillakritiker, dem übrigens (wenn er auch anerkannte Autoritäten zum Schaden*) anreifender Talente zu oft zitirt) ein warmer, nichts scheuender Sinn fürs Echte zugesprochen werden muß, neulich selber gethan, indem er von derselben, freilich entzückenden Sängerin auf derselben Seite sagt: daß sie 1., obgleich noch Anfängerin, eine der ersten Sängerinnen unsrer Zeit zu werden verspräche, daß sie 2. bald als Stern erster Größe am musikalischen Horizont erglänzen würde, daß sie 3. in solcher Vollendung aufgetreten wäre, daß man sie mit Recht unter die ersten Sängerinnen zählen könne, daß sie 4., obgleich sechzehn Jahre alt, gewiß eine der ersten Sängerinnen würde, daß sie 5. eine der ersten Sängerinnen und außerordentliche Erscheinung sei, sodaß alle hier in Leipzig lebenden Sängerinnen (dies unterstrichen) als Pygmäen daständen, daß 6. u. s. w. E.

Lasse dich dadurch nicht irre machen, schöner Schwan! (Sultanssprüche wirken in der Kunstkritik nichts), und hüte dich, solche Dikta, sind sie nicht im Zusammenhang unterstützt und in Gründen entwickelt, für mehr zu nehmen als für Einfälle, nicht für Resultate tiefen Forschens! Fl.

Verheimliche die Kritik nichts! Allerdings ist alles Kunststreben approximativ, kein Kunstwerk durchaus unverbesserlich — kein Ton der Stimme, kein Laut der Sprache, keine Bewegung des Körpers, keine Linie des Malers. Wird dies zugestanden, mag aber nicht vergessen werden, daß oft Virtuosität in der einen Leistung Impotenz in der andern ersetzt, und daß ein Werk sogar klassisch genannt werden kann, ist sonst die Manier komplet und eigentümlich. Raro.

Daher thut die Kritik Unrecht, das Fehlen einzelner Eigenschaften, die man vom Kunstwerk fordert, tadelnd zu bemerken; doch sei ihr das erlaubt, wenn andre Geisteskräfte sich in ihm so stark äußern, daß notwendige vermißt werden. So fehlt dem Gesang der Grabau gewiß der lyrische Aufflug des Franzilla-Pixisschen; aber es sind dafür andere Seiten (Reinheit und Wahrheit in Stimme und Ausdruck) so komplet ausgebildet, daß jener gar nicht vermißt wird. R.

Je gereifter das Urteil, desto einfacher und bescheidner wird es sich aussprechen. Nur wer durch zehnfach wiederholtes Lernen, durch gewissenhaftes Vergleichen in lang fortgesetzter Selbstverleugnung den Erscheinungen nachgegangen, weiß, wie spärlich unser Wissen sich mehrt, wie langsam unser Urteil sich reinigt, und wie wir demnach vorsichtig in unsern Aussprüchen sein müssen. „Ohne die mannichfaltigsten Erfahrungen und Leitkenntnisse sind wir dem Kunstwerk gegenüber mit offenen Augen blind" las ich irgendwo. R.

* * *

*) Denn der Lehrling wird dadurch verleitet, Kreise zu überschreiten, die er noch nicht vollständig gefüllt hat.

So weit war ich im Kopiren, als ein schwarzgelockter, schöner Bube eintrat und mir stumm einen Brief hinreichte. — Wer bist du? — Hinaus fuhr er zur Thüre. Aber was stand im Brief? Ich wills dir ins Ohr sagen — — — — — — — Hast du gehört?

Zweiter Artikel

Das letzte Du war an die schöne Leserin gerichtet. Überhaupt mag sich das Publikum, dem jetzt alles so bequem und encyklopädisch eingegeben wird, nur Glück wünschen zur Konfusion, die weniger in den Davidsbündlern als in ihrer Bundeslade (sie besteht aus dem Buche) merklich vorherrscht, wobei ich einen Florestanschen Papierschnitzel nicht übersehen darf, der meint: „Bei Gott, ist denn die Welt eine Fläche? und sind nicht Alpen darauf und Ströme und verschiedene Menschen? und ist denn das Leben ein System? und ist es nicht aus einzelnen halbzerrissenen Blättern zusammengeheftet voll von Kindergekritzel, Jugendköpfen, umgestürzten Grabesschriften, weißen Zensurlücken des Schicksals? Ich behaupte das letztere. Ja es dürfte gar nicht ohne Interesse sein, das Leben einmal wirklich so abzumalen, wie es leibt und lebt, und seinen Roman in Aphorismen zu schreiben, wie schon ähnlich Platner und Jacobi ganze philosophische Systeme gaben." So unkünstlerisch der Gedanke zu nennen, so verhehle ich nicht, daß mich Raro getröstet mit zukünftiger logischer Ordnung, mit gleichschwebender Temperatur der angeschlagenen Tonart, kurz mit Aufklärung über die im einzelnen nicht zu verkennende Schreibmanier eines „unendlich geliebten" deutschen Schriftstellers, mit welcher der Mensch zufrieden sein würde.

Dies alles hab ich aus dem Briefe, den mir der schöne italienische Knabe samt bedeutenden Inlagen überbrachte. Ich hatte mich gewundert, unter keinem der vorigen Papierschnitzel die Namen des Balkentreters und Friedrichs anzutreffen, finde aber ausreichenden Grund im folgenden Brief:

Euer Hochedelgeboren,

Eben hundemüde von einer Fußreise nach Venedig zurückgekehrt, die ich dahin in Geschäften des Meisters mit dem tauben Maler Fritz Friedrich machte, bitte ich, die Kürze zu entschuldigen, da mir (mit Cicero zu reden) Zeit fehlte, den Brief kürzer zu machen. Im Auftrage des Davidsbundes habe zu melden, daß er nach genauer eingezogenen Nachrichten über das kritische Talent Ew. Hochedelgeboren mit der getroffenen Wahl nur zufrieden sein kann. Anbei folgt mehr Material, woraus man ersehen möchte, wie sehr es Bestreben des Bundes ist, Licht über seine Verhältnisse Ihnen wie dem Publikum zu verschaffen.

Euer Hochedelgeboren
gehorsamer Diener
Knif, Balkentreter (richtiger Bälgetreter).

Im Brief lagen außer der Fortsetzung der kritischen von Knif protokollirten Notizen (die ich jedoch nur sehr gewählt mitteilen darf, weil Florestan oft grob ausfällt) die Porträts zweier Jungfrauenköpfe, denen ich keine Namen geben will als ihre eignen: Zilia, Giulietta, eines des italienischen Knaben mit der Unterschrift: Hektor, ein Brief aus Venedig von Zilia, einer Raros an mich mit der Bitte, über alle Geheimnisse vor der Hand Stillschweigen zu beobachten. Könnte ich sagen, was ich wüßte, obwohl vieles halb! Dürfte ich reden über Zilia, Florestan — wie der Bund kein unterirdisches, schleichendes Vehmgericht und der kritische Blumenstaub nur ein leiser Abfall von einem ganzen Künstlerwonneleben,

und wer der Meister ist, den wir alle schon kennen — man würde mehr erstaunen, als wenn man bei einem geographischen Professor einschliefe und etwa unter Orangenblüten in Italien aufwachte. Einstweilen müssen aber die tausend Millionen gespannter Menschen mit dem kritischen Teil vorlieb nehmen.

Zu großer Freude entdeckte ich eben die Fortsetzung des abgerissenen Raroschen Satzes im ersten Artikel, der einem Briefe an eine ungenannte Person entlehnt zu sein scheint. Nach Raros Worten: „Giebt sich nicht eine Geheimnisthuerei den Schein des" geht es fort: Tiefen — nichts Ganzes, nur Zerrissenes — keine Würde, lauter Leichtsinn.

Sprecht Ihr vom Ganzen, warf hier Florestan ein, der niemanden, wenn er seiner Meinung war, gern aussprechen ließ, so stimm ich Euch bei, Meister. Anders aber als die, die immer über Genialitätsfrechheit, Verachtung aller geachteten Formen, neuromantisches Rolandswüten schreien, finde ich in der neuen Musik eher etwas Gedrücktes, Schmerzhaftes, Halbwahres, das der alten freilich fremd war. Auch ich meine das, fuhr Raro fort, ich bin übrigens kein Anbeter des allzu Antiken; im Gegenteil laß ich diese antediluvianischen Untersuchungen wohl als historische Liebhaberei gelten, halte sie aber für wenig einflußreich auf unsere Kunstbildung. Ihr wißt aber auch, wie nachdrücklich ich Euch zum Studium der Alten angehalten. Denn wie der Malermeister seinen Schüler nach Herculanum schickt, nicht daß er jeden einzelnen Torso zeichne, sondern daß er erstarke an der Haltung und Würde des Ganzen, es auf echtem Boden anschaue, genieße, nachbilde, so leitete auch ich Euch in dem Sinne, nicht daß Ihr über jedes Einzelne jedes Einzelnen in ein gelehrtes Staunen geraten möchtet, sondern die nun erweiterten Kunstmittel auf ihre Prinzipien zurückführen und deren besonnene Anwendung auffinden lernet.

Der Meister kam hierauf auf das zu sprechen, was die Gegenwart charakterisire, auf die Parteien, als — Knif mit Friedrich eintrat aus Venedig zurückkehrend. Über die allgemeine Freude sag ich nichts. —

47. Sitzung des Davidsbundes. — Schon längst war es mir aufgefallen, daß in Fields Kompositionen so selten Triller vorkommen, oder nur schwere, langsame. Es ist so. Field übte ihn tagtäglich mit großem Fleiß in einem Londoner Instrumentenmagazin, als ein stämmiger Geselle sich über das Instrument lehnt und stehend einen so schnellen, runden schlägt, daß jener das Magazin verläßt mit der Äußerung: Kann der es, brauch ich es nicht zu können. — Sollte aber hierin nicht der tiefere Sinn zu erkennen sein, daß der Mensch sich eigentlich nur vor dem beugt, was mechanisch nicht nachzumachen ist? Und könnte das nicht der Seelenfaden sein, der sich durch eine 47. kritische Sitzung des Davidsbundes zöge? Fl.

Witzlinge ließen sich verlauten, daß man zur Einweihung des neuen Saales lieber den Marcia funebre aus der „Heroischen Symphonie," als den griechischschwebenden Jubelchor aus den „Ruinen von Athen" wählen sollen; ja man konnte noch stärkere Sachen hören. Meiner Meinung nach sollte man das Versehen nicht der Direktion zur Last legen, die gewiß das Beste gewünscht und gewollt hat. Endlich sollten nicht sechshundert Menschen denselben Küchenwitz wiederholen, sondern einen neuen machen. Freilich hat Novalis Recht (wollte man nicht das Raffinirte im Gedanken rügen, da man am Ende gar noch alle Künste auf einmal zu genießen verlangte), wenn er sagt: Man sollte Musik nur in schön dekorirten Sälen hören, plastische Werke nur unter Begleitung von Musik anschauen. E.

An und für sich wäre deine Verteidigung recht gut, liebenswürdiger Eusebius! Aber dem Philister die Unbehaglichkeit im ungewohnten Lokal zu vertreiben, hätte

man sich nicht so gar anspannender Mittel bedienen, nicht nach dem Jubelchor eine Jubelouverture, nach dieser wieder eine Triumphphantasie von Pixis (wenigstens war sie es für Clara Wieck) setzen, den Jubel einem hochlöblichen Publikum ordentlich einbläuen sollen. Fl.

Im Jubelchor seid ja auf die psychologische Wahrheit drinnen recht aufmerksam! Denn wie namentlich bei öffentlichen Festen eine durchwehende Empfänglichkeit, ein helles Abspiegeln der Lust im Auge des andern vorher sichtbar sein muß, und wie den Sturmeskreisen des Jubels erst die Wellenlinien der Freude voranziehen, so beginnt Beethoven erst mit unschuldigen Flöten und Hoboen. Nun paßt auf, wie er bei aller Natürlichkeit der Empfindung immer höher geht, wie er von Takt zu Takt die Massen wachsen läßt, und wie sie sich verschmelzen bis zum letzten, stärksten Dreiklang. Während in der Jubelouverture ein einziger mehrere Wünsche ausspricht (den der Preßfreiheit glaube ich in den hohen Violoncells stark zu sehen, schaltete Florestan ein), vereinigen sich bei Beethoven alle zu einem und demselben. Ich halte aber den Unterschied für bedeutend. E.

Allzu jahnisch und einseitig wäre es, alles Rossinische in Konzerten zu unterdrücken; doch sollte man in der Wahl vorsichtiger sein und einen deutschen Konzertcyklus mit einem deutschen Gesang anfangen. Rossini ist der vortrefflichste Dekorationsmaler, aber nehmt ihm die künstliche Beleuchtung und die verführende Theaterferne, und seht zu, was bleibt! Daß die Grabau herrlich sang, versteht sich ohne mich.

Überhaupt wenn ich so von Berücksichtigung des Publikums, vom Tröster und Retter Rossini und seiner Schule reden höre, so zuckt mirs in allen Fingerspitzen. Viel zu delikat geht man mit dem Publikum um, das sich auf seinen Geschmack ordentlich zu steifen anfängt, während es in früherer Zeit bescheiden von ferne zuhorchte und glücklich war, etwas aufzuschnappen vom Künstler. Und sag ich das ohne Grund? Und geht man nicht in den „Fidelio" der Schröder wegen (in gewissem Sinne mit Recht), und in Oratorien aus purem, blankem Mitleiden? Ja erhält nicht der Stenograph Herz vierhundert Thaler für ein Heft erbärmlicher Variationen, und Marschner für den ganzen „Hans Heiling" achthundert? Noch einmal — es zuckt mir in allen Fingerspitzen. Fl.

Man müßte es ein offenbares Geheimnis nennen, daß der bildsame, tiefsinnige Deutsche, der, zum Teil in klassischer Zeit erwachsen und erzogen, so leicht und gern das Echte vom Schein unterscheidet, seine vaterländischen Talente erst aus dem Auslande kommentirt und besternt herholt, nimmt man nicht an, daß es auch hier das Theater der physischen Entfernung ist, welches blendend idealisirt und ihn verleitet, ausländische Glasperlen für Demanten zu halten. Freilich trägt am Elende niemand Schuld als alle, Komponisten wie Virtuosen, Verleger wie Käufer, am meisten aber die, welche den direktesten Einfluß auf die Geschmacksbildung des Volkes äußern können — Theater und Lehrer. Und hier drängen sich so viele trübe Gedanken auf, wie auf der einen Seite der Staat eine Kunst, den höchsten ebenbürtig, so wenig fördert, auf der andern, wie für die glücklichste Idee oft erst die Feder gesucht werden muß, die sie aufschreibt, daß man recht gemahnt wird, der in die Menge einreißenden Flachheit in möglichst vereinter Kraft entgegenzuwirken. E.

Hüte dich jedoch, Eusebius, den vom Kunstleben unzertrennlichen Dilettantismus (im bessern Sinn) zu gering anzuschlagen. Denn der Ausspruch „Kein Künstler, kein Kenner" muß so lange als Halbwahrheit hingestellt werden, als man nicht

eine Periode nachweist, in der die Kunst ohne jene Wechselwirkung geblüht habe.*) R.

Florestan treibt sich seit einiger Zeit in den elendesten Bier- und Weinkellern herum, einen Meßviolinspieler zu hören, der ihn, wie er meint, ordentlich aufgerüttelt und aufgewärmt; denn (fuhr er fort) Violinspieler höre man wohl, aber Violine wenig. Was aber Keckheit der Bogenführung und gesund genialische Auffassung bis in die kleinsten französischen Airs herab anlange, so suche der Mann seinesgleichen, der sich beiläufig Großmann nenne und vielmal besser spiele, als er sich einbilde. Da ihm bei seinen Talenten Anerkennung höchster Kritik nicht fehlen könne, so ließe schon der Umstand, daß er das herumziehende, poetische Troubadourleben dem vornehmen Kapellensiechtum vorziehe, das Beste hoffen. Ja (schloß Florestan), göttlich denk ich es mir, Davidsbündler, wenn ich so in Wolffs Keller spielte, und etwa Paganini hereinträte; die miserabelsten Rutscher würde ich im Anfang auftischen — Paganini horchte kaum hin; das ärgerte mich, und ich brächte Sachen aus „Don Juan“ und langen, schweren Gesang — da finge er an zu stutzen; aber mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt, als ob ich den Mann kaum kännte, würde ich weiter spielen und etwa in eine von ihm gesetzte Caprice fallen — und da erfaßte mich der Gedanke der Nähe des Großen, und ich würde anfangen zu weinen, zu lachen, zu brausen, zu beten, alles vergessend und fortgerissen zum Entzücken! Und wenn er dann zu mir träte — und mir die Hand gäbe!

Zur Erläuterung des Aufsatzes hat schon Jansen einige Beiträge gegeben, natürlich nur für das Bruchstück, das ihm vorlag. Wir fügen hier noch einige auch zu dem bisher unbekannten Teile hinzu.

Der „scharfe, schiefnasige Schwedenkopf“ in den ersten Zeilen ist niemand anders als das Haupt des „Davidsbundes“: Raro, Meister Wieck. Man braucht nur das Bild anzusehen, das früher schon dem Büchlein von A. v. Meichsner: Friedrich Wieck und seine Töchter (Leipzig, 1875) und neuerdings wieder dem Buche von Kohut über Friedrich Wieck (Leipzig, 1889) als Titelbild beigegeben ist: da haben wir das scharfgeschnittne Gesicht des Alten mit der auffällig schiefen Nase. Die Anzahl der Bündler scheint nach dem Druck im „Kometen“ nur fünf zu sein, denn Bg. St. Hf. Knif erscheint dort nur als eine Person. Offenbar ist aber die Interpunktion falsch, es muß hinter jedem der abgekürzten Namen ein Komma stehen, denn von Bg. sowohl wie von Hf. ist je ein besonders unterzeichnetes Blättchen da. Auf wem die Abkürzungen zu deuten sind, läßt sich freilich nicht mehr sagen. Unter Friedrich soll, wie Jansen mitteilt, der Maler und Dichter Lyser verborgen sein, unter Knif, dem „Balkentreter an St. Georg“, d. h. der Waisenhauskirche zu St. Georg, der Klavierlehrer Julius Knorr. Auffällig ist es, daß die Buchstaben

*) Des Umstandes noch zu gedenken, daß von den Redaktoren der bekannten musikalischen Zeitschriften der eine Offizier, der eine Prediger war, der eine Generalstaatsprokurator, der des Wiener Anzeigers Zivilbeamter ist.



des Namens Knif in umgekehrter Reihenfolge den Namen Fink ergeben; es handelt sich wohl um einen neckenden Spitznamen, den einer der Bündler führte. Der „schwarzgelockte, schöne Bube" soll, wie mir A. Dörffel mitteilt, Wenzel gewesen sein.

Die Klavierspieler und Klavierspielerinnen, die Schumann außer Clara Wieck erwähnt und mit ihr vergleicht, ebenso die Sängerinnen, die er nennt, hatten sich sämtlich in den letzten Monaten vor Abfassung des Aufsatzes im Leipziger Gewandhause hören lassen; der ganze Aufsatz ist, wie schon die Überschrift andeutet, voll von Reflexen aus dem Leipziger Musikleben der unmittelbar vorhergegangnen Zeit. Die beiden Konzerte, deren „Zeitnähe" Schumann hervorhebt, waren das von Clara Wieck (29. April 1833) und das von Kalkbrenner (11. Mai 1833). Das erstgenannte war fast in jeder Beziehung ein Ereignis im Leipziger Musikleben. Es wurde durch Mendelssohns Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" eröffnet, die damit ihre zweite Aufführung erlebte (die erste hatte wenige Wochen zuvor stattgefunden), dann spielte Clara Wieck das damals neue A-moll-Konzert von Kalkbrenner, das der Komponist dann auch in seinem eignen Konzert brachte, dann „auf Verlangen" die Chopinschen Variationen, endlich das neueste Werk von Pixis: Les trois Clochettes, ein Konzertrondo mit drei obligaten Glöckchen, das wenige Monate später (8. Oktober 1833) ebenfalls vom Komponisten selbst gespielt wurde in einem Konzert, worin seine Tochter Franzilla sang und auch Clara Wieck wieder mitwirkte; zwischen den Chopinschen Variationen und den „Drei Glöckchen" aber stand die erste Aufführung des ersten Symphoniesatzes in G-moll von Robert Schumann — eines Werkes, das nie gedruckt worden und heute leider verschollen ist. Fräulein Belleville aus München hatte im Oktober 1830 und im Januar 1831 gespielt. Fräulein Henriette Grabau, später Frau Bünau, gehörte schon seit 1826 zu den Lieblingen des Gewandhauspublikums, Fräulein Gerhard, später Frau Frege, trat ihr seit dem Sommer 1832 an die Seite; sie sang zum erstenmale in einer „Musikalischen Akademie" von Clara Wieck (9. Juli 1832). Nur bei Madame Szymanofska, der „ersten Pianofortistin Ihrer Majestäten der Kaiserinnen von Rußland" war Schumann auf die Erinnerungen und das Urteil älterer Freunde angewiesen, sie war 1823 in Leipzig gewesen; daher schreibt er wohl auch: „nach dem Urteil der Kunstkenner."*)

Der Hieb gegen das „anonyme Schaf," das die unglückselige Rezension über Chopins Variationen verbrochen hatte, war nicht der einzige, den Schumann führte; die Zusammenkoppelung dieser Rezension mit seiner eignen muß ihn schwer gewurmt haben. Schon in der Kometennummer vom 18. Dezember

*) Über alles dies findet man jetzt die ausgiebigste Belehrung in der nicht genug zu schätzenden Geschichte der Gewandhauskonzerte von A. Dörffel.



1833 findet sich die boshafte „Aufforderung“: „Der Verfasser der zweiten geistreichen Rezension (die erste ist von unserm genialen Schumann) über Chopin, Là ci darem la mano in der Leipziger musikalischen Zeitung mag sich in der Expedition dieser Zeitschrift melden. Die ehrenvollste Anerkennung seiner Weisheit und andere interessante Mitteilungen erwarten ihn daselbst.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Fink selber die Rezension geschrieben hatte; sicherlich hielten ihn wenigstens Schumann und andre für den Verfasser, und er war es wohl auch. Der „Komet“ macht sich auch sonst öfter über den Unsinn lustig, der in der Finkschen Zeitschrift aufgetischt wurde; namentlich giebt ein sehr hagebüchener Artikel in der Nummer vom 1. November 1833 deutlich zu verstehen, daß man Fink so ziemlich für alles verantwortlich machte, was damals in seiner Zeitschrift stand; er schrieb sie sicherlich zum großen Teil selbst, unterzeichnete aber, um dies zu verhüllen, immer nur einen Teil seiner Sachen. „Herr Fink — heißt es in dem erwähnten Aufsatz — scheint seine Firma »Mitgeteilt von G. W. Fink«, »Angezeigt von G. W. Fink« u. s. w. mit großer Wohlgefälligkeit anzubringen. Uns indessen steht sie leider! noch nicht oft genug unter den Kritiken, Rezensionen, Berichten, Anzeigen u. s. w., sonst wären wir radikal außer Zweifel, wer der Verfasser der zahlreichen interessanten, gründlichen, tiefsinnigen, Kunst- und Geistesreichtum verratenden, witzsprudelnden, ausgezeichneten, vortrefflichen, frischen, lebendigen, seelenvollen, innigen, zierlichen, vielseitigen, vielsaitigen, ungekünstelten, kunstschönen, einfachen, großartigen u. s. w. Aufsätze der genannten Gattungen ist.“

Von den beiden freundlichen Kritikern des Schumannschen Symphoniesatzes war der eine, Stegmayer, Kapellmeister am Leipziger Theater, der andre, Hofmeister, der bekannte Musikalienhändler. Der schwärmerische Franzillakritiker, dessen künstlerische Gesinnung Schumann übrigens bereitwillig anerkennt, war ein gewisser Gustav Bergen (Pseudonym?), der im „Kometen“ im Winter 1833 auf 1834 regelmäßig die Gewandhauskonzerte besprach, auch den erwähnten bösen Aufsatz gegen Fink geschrieben hatte. Seine übertriebene Verherrlichung der sechzehnjährigen Franzilla Pixis steht in der Kometennummer vom 18. Oktober 1833.

Eingeleitet wurde der Konzertwinter von 1833 auf 1834 durch eine Erneuerung des Gewandhauskonzertsaales, bei der man die vielgepriesenen Öserschen Deckengemälde von 1781, die freilich nicht länger zu erhalten gewesen waren, zugepinselt und die Wände mit einem Anstrich versehen hatte, der im Eröffnungskonzert (29. September) das größte Befremden erregte. Bergen schreibt im „Kometen“ (11. Oktober) in seinem ersten Konzertbericht: „Wenn früher der Saal durch geschmackvolle Einfachheit imponirte, so waren wir nicht wenig erstaunt, hier in Leipzig, dem Sitze des feingebildeten Geschmacks, diesen herrlichen Saal auf eine Weise dekorirt zu sehen, welche unmöglich den Beifall des Publikums erhalten kann und wird. Wenn ein Reicher seinen Marstall

oder seine Küche auf diese Weise dekorirte, so würden wir sagen: Der Mann hat Geschmack." Und in derselben Nummer steht folgende „Anfrage": „Behufs einer neu einzurichtenden Küche bittet man um den Namen des Maurers, der den großen Leipziger Konzertsaal angestrichen hat".*) Hierauf bezieht sich Schumanns Bemerkung über den Küchenwitz.

Leipzig **G. W.**



Das erste Amtsjahr des neuen Pfarrers

(Aus Süddeutschland)

eute ist großer Festtag im Dorfe: der Tag des Einzugs für den neuen Pfarrer ist da. Der Vorgänger ist vor mehreren Monaten versetzt, die Stelle inzwischen von einem Nachbargeistlichen verwaltet worden. Die Gemeinde, der das Wiederbesetzungsrecht zusteht, hat einstimmig — wie der Neugewählte nicht ohne Stolz seiner Braut erzählt — den Nachfolger erkoren. Sie wünscht sein baldiges Kommen. Daher wird die Hochzeit des jungen pfarrherrlichen Paares beschleunigt, und schon nach wenigen Tagen fährt es der neuen Heimat entgegen.

Die Sonne macht ihr freundlichstes Gesicht. Was Wunder, daß heute nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft im rosigsten Lichte erscheint! Am Pfarrhause begrüßt der Kirchenvorstand mit einigen herzlichen Worten die Ankömmlinge. Unter Leitung des Lehrers zieht die Schuljugend auf und singt ein geistliches Lied. Der Lehrer hält eine kurze Ansprache, die mit warmen Worten erwiedert wird. Abends „läßt es sich das(!) Ortsverein nicht nehmen," auch seinerseits durch ein musikalisches Ständchen seiner Freude über die Neubesetzung der Pfarrei einen hörbaren Ausdruck zu geben. Dem Pfarrer ist von „wohlmeinender Seite" zu verstehen gegeben worden, daß man für diese Aufmerksamkeit „Freibier" erwarte. Dies wird denn auch im Vereinslokale gespendet. Der Pfarrer geht selbst auf ein Ständchen hin und findet eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Ganz glücklich kehrt er heim, er dünkt sich fast wie im Traume. Hier, das fühlt er schon jetzt, ist ihm das Los aufs lieblichste gefallen. Er kann die zurückhaltenden Äußerungen seines Amtsvorgängers, die fast wie versteckte Seufzer und Warnungen lauteten, nicht verstehen. Er fühlt eine Armee — wenn auch nicht in der Faust, so doch im Herzen. Siegesgewiß will er die sicherlich nur kleine Schar von Widersachern und Hindernissen seines Wirkens bald beseitigen. Hat er sich doch vorher während eines kurzen Vikariats gut mit der frühern Gemeinde verstanden, hat guten Kirchenbesuch gehabt, freundlichen Verkehr und zuweilen auch ein reelles Zeugnis für seine Beliebtheit obendrein. Da sieht ers natürlich schon jetzt klar vor Augen, daß der ältere Vorgänger doch jedenfalls ein Grillensänger gewesen und den Leuten nicht in der rechten Weise entgegengekommen ist.

*) Vergl. auch die Mitteilungen bei Dörffel, a. a. O. S. 76.

Aber schon der nächste Morgen bringt ihm eine kleine Abkühlung, als die stattliche Zahl von Litern bekannt wird, die die fröhliche Gesellschaft des letzten Abends „auf sein Wohl" bezwungen hat. Schweigend zahlt er dem freundlichen Gastwirte die harten Thaler auf den Tisch. Doch was schadet das schließlich? Er tröstet sich: „Die Stelle gehört ja zu den bessern im Lande." Und zu Anfange darf man sich ja nicht lumpen lassen! Trotz alledem bleibt eine unangenehme Erinnerung zurück, die von Enttäuschung und Beschämung nicht frei ist.

Doch bringen die nächsten Tage bis zum Sonntage der Einführung neben der mancherlei Unruhe im Hause, die das unvermeidliche Zurüsten, Kuchenbacken u. s. w. im Gefolge hat, nur Gutes. Schmunzelnd erscheint der Metzger mit seiner schweren Last Fleisch; schmunzelnd streicht er sein Geld ein und weiß durch seine Dankesworte durchblicken zu lassen, wie die frühere Pfarrersfamilie ihm doch gar zu wenig zu verdienen gegeben habe. Auch an Lobsprüchen für den Gatten der geschäftigen jungen Frau Pfarrerin fehlts dabei nicht. Der junge Pfarrer sei — das hätten alle Leute sogleich gemerkt — denn doch ein ganz andrer Mann als der alte Herr von ehedem u. dergl. m. Ähnliches wissen auch die Nachbarinnen zu rühmen, die im übrigen recht fleißig im Pfarrhause vorsprechen, auch unaufgefordert ihre guten Ratschläge geben, die Einrichtung der Wohnung und die festlichen Speisen besichtigen und prüfen. Außerordentlich teilnehmend erkundigen sie sich noch überdies bei der offenherzigen jungen Frau nach allerlei, selbst nach Dingen, die, nach deren Meinung, sie eigentlich nichts angehen. Dabei berichten sie allerlei Neuigkeiten aus dem Dorfe, warnen vor diesem und vor jener.

So kommt denn der Sonntag der Einführung. Es erscheint der Dekan, eine ehrwürdige Greisengestalt, mit seinen zwei Assistenten, zugleich mit ihnen die Kirchenvorstände aus dem Dorfe und den eingepfarrten Ortschaften und die lange Schar der Vertreter der Kirchengemeinde. Ein näheres Bekanntwerden mit den geistlichen Kollegen außer durch die allgemeinsten Höflichkeitsbezeugungen ist vor der Hand unmöglich. In feierlichem Zuge gehts zur Kirche. Die erste Predigt im neuen Amte wird von dem jungen Seelsorger mit Zagen, aber mit freudigem Vertrauen auf Gottes Hilfe gehalten, die drei ältern Kollegen reden nach ihm aus langjähriger Erfahrung heraus zu seinem Herzen. Fast will es scheinen, als ob auch durch ihre wohlgemeinten Worte ein ernsterer Ton der Warnung vor zu großen Erwartungen klinge. Nach dem Gottesdienste ist allgemeiner Schmaus im Pfarrhause. So will es die alte Unsitte, statt daß die Gemeinde ihrem neuen Hirten das Mahl zurichtete, wie es schöner Brauch anderwärts ist, z. B. im Rheinlande. Heute fehlt keins der Mitglieder der zwei Gemeindeorgane von hier und von auswärts, auch sonst sind noch einige Ortsgenossen geladen, die sich dem jungen Paare beim Einzuge gefällig erwiesen haben. Auch jetzt ist abermals ein Bekanntwerden mit den drei Kollegen unmöglich. Die bäuerlichen Gäste weichen und wanken nicht, ihre Augen und Ohren stehen weit offen. Endlich ist auch der Schmaus überstanden. Abermals — diesmal schon mit etwas weniger Gleichmut — muß eine lange Rechnung bezahlt werden. Doch auch hier hilft der Humor über die trübere Stimmung hinweg: „Die Stelle gehört ja zu den bessern im Lande!" Auch giebts wieder allerlei im Hause und Amte zu ordnen und zu erledigen, sodaß der unwillkürliche Gedanke, es sei den Leuten auch wohl mehr ums Essen und Trinken als um den neuen Pfarrer zu thun gewesen, zurücktritt.

Während der nächsten Tage bildet aber dieses Mahl den Hauptgesprächsstoff für das ganze Dorf einschließlich der Nachbarschaft. Dem einen ists zu fein hergegangen, der andre ist nicht oft genug genötigt worden, der dritte hat sich die

Zahl der Gläser Wein gemerkt, die die vier Pfarrer getrunken haben. Doch schließlich heißts auch hier: „Sie könnens ja, denn die Stelle ist gut."

So vergehen wieder Wochen und Monate. Immer bescheidener wird der Inhalt des vielgeprüften Geldbeutels. Wo bleiben nur die Einnahmen der so gut dotirten Pfarrei? Endlich, endlich rührt sichs. Es wird ein Geburtsschein bestellt und prompt bezahlt: eine Mark fünfzehn Pfennige!

Inzwischen ists zum Befremden der jungen Hausfrau den Küchenvorräten ähnlich ergangen wie dem Kassenbestande des Herrn Gemahls. Mit unglaublicher Schnelligkeit schwinden Kaffee, Zucker, Reis u. s. w., die sämtlich in stattlichen Büchsen im offenen Schranke aufbewahrt werden, dahin, als ob sie sich selbst gegenseitig auffräßen. Sollten etwa unberufene Hände an diesen Schätzen teilnehmen? Unwillkürlich wird das Gebaren des dienenden Geistes, einer „warm empfohlenen" Frau aus dem Dorfe, die mit zahlreichen Kindern gesegnet ist, mit Teilnahme beobachtet. Der Erfolg ist, daß der Schlüssel des Schrankes von nun an sich stets in der Tasche der Hausfrau befindet. Schon in den nächsten Tagen verbreitet sich im Dorfe das Gerücht, die neue Frau Pfarrerin sei gar zu „spitz." Brühwarm wird ihr diese interessante Neuigkeit von einer Nachbarin mit der erforderlichen sittlichen Entrüstung über die böse Welt zugetragen. Doch bleibt die Quelle in Dunkel gehüllt.

Endlich reißt dem Pfarrer der Faden der Geduld. Halb verlegen, fast als ob er ein Unrecht begehe, befragt er den Kirchenrechner, der in dienstlicher Angelegenheit bei ihm vorspricht, ob wohl Geld in der Kirchenkasse sei. Die Antwort ist wenig tröstlich. Jetzt, im Sommer, sei gerade Ebbe, aber einige Wochen nach der Heuernte werde es wohl wieder besser gehen. Dann könne ja wohl der alte Herr (der Amtsvorgänger) einen Teil seines Guthabens bekommen; auch wolle der Nachbarpfarrer für seine längere Vertretung während der Vakanz berücksichtigt sein, und den Rest des Stelleneinkommens aus der Vakanzzeit habe der Zentralkirchenfonds zu fordern. Das werde sich schon mit der Zeit machen, der alte Herr habe ja die Leute auch nie ums Bezahlen von Güterpacht und Kirchensteuer gedrängt.

So ist denn ein ziemlich trostloser Blick in die Zukunft eröffnet. Stillschweigend nimmt der junge Inhaber der guten Stelle diesen nicht undeutlichen Bescheid hin und entläßt den Rechner mit dem Bedeuten, daß er doch nach Kräften die alten Ausstände beitreiben möge. Jetzt verbreitet sich ebenso geheimnisvoll im Dorfe und in der Umgegend das Gerücht, der neue Pfarrer sei „hungrig." Dieser selbst aber leiht sich auf den Rat eines erfahrenen ältern Kollegen in der Stille eine stattliche Summe gegen die landesüblichen Zinsen, um wenigstens der drückendsten Verlegenheiten enthoben zu sein. Innerhalb der nächsten Jahre hofft er, falls nicht anderweitige Hindernisse dazwischen kommen, sie bei möglichster Einschränkung allmählich wieder abtragen zu können.

Aber der Schleifstein des Lebens mit seinen mancherlei unliebsamen Erfahrungen dreht sich rüstig weiter.

Die bisher gut besuchte Kirche zeigt jetzt allsonntäglich mehr und mehr leere Plätze. Den Leuten ist eben die Annehmlichkeit, wieder einen eignen Pfarrer in ihrer Mitte zu haben, nichts Neues mehr. Eine herzliche Bitte von der Kanzel um bessern Kirchenbesuch wird abends von den durstigen Musikfreunden des Einzugstages bewitzelt. Auch der freundliche Wirt lacht mit. Bezieht doch der Pfarrer seit kurzem sein Bier nicht mehr von ihm, sondern von seinem Konkurrenten, weil dieser bessern Stoff und mäßigere Preise hat!

Der Lehrer, tüchtig in seinem Beruf und ernst in der Zucht, hat einen der bösesten Schulbuben nachdrücklich gezüchtigt. Glühend rot vor Aufregung betritt die in ihren heiligsten Gefühlen gekränkte Mutter des Schlingels das Pfarrhaus und schreit in den gellendsten Tönen um Gerechtigkeit. Wie eine Furie fordert sie ihr Recht: Bestrafung, am liebsten sofortige Amtsentsetzung des Schultyrannen. Vergebens redet der junge Geistliche in seiner leidigen Eigenschaft als Schulvorstandsdirigent des Orts zum Frieden. Seine sanften Worte verhallen ungehört; seine nachdrückliche Versicherung endlich, daß der Lehrer nur im Rechte sei, erleichtert zwar der Megäre den Abschied, doch nun schreit sie statt des Lehrers den Namen des Pfarrers in allen Gassen aus.

Ein betrunkner Landstreicher, der als armer Reisender um einen Zehrpfennig (Schnapsgeld!) vorspricht, wird abgewiesen. Auch er stimmt in den Lobgesang ein. Jetzt gilt der Pfarrer für parteiisch und hartherzig. Da war der alte Herr doch ein ganz andrer Mann! Der hatte ein Herz für alleinstehende arme Witwen und ließ keinen Notleidenden unbeschenkt von seiner Thüre gehen!

Auch den anfänglichen guten Freunden ist trotz all ihrer Teilnahme am Ergehen des jungen Paares doch nicht recht zu trauen. Der eine, der sich gelegentlich zur Zeit des Abendessens im Pfarrhause einzufinden pflegte, hat von allerlei Herrlichkeiten erzählt, die jederzeit dort auf dem Tische stünden. Seine Phantasie ist unermüdlich, vor den staunenden Zuhörern die Ehre seiner zeitweiligen Bewirtung durch den Herrn Pfarrer ins rechte Licht zu stellen. Jetzt ists sonnenklar, wo das viele Geld bleibt. Da braucht man sich freilich nicht mehr zu wundern, daß der Rechner nie genug Geld herbeischaffen kann. Da war der alte Herr doch ganz anders, viel einfacher. Deshalb habe bei ihm auch immer das Geld gereicht. In Wirklichkeit hat jedoch der alte Herr infolge seiner mehr als gutmütigen Nachsicht zuweilen bei aller Einschränkung geradezu Not gelitten. Und vom Rechner hat der junge Herr bis jetzt noch keinen Pfennig erhalten.

Ein andrer erstattet gleichfalls mit allerlei Beiwerk der absichtslos dichtenden Phantasie einem jederzeit dankbaren Publikum den Tagesbericht über alles, was im Pfarrhause — noch dazu in seiner Gegenwart und mit ihm selbst — gesprochen und besprochen werde. Bescheidnerweise unterläßt ers jedoch, beizufügen, wie übel er dort abgelaufen ist, als er allerlei Dorfklatsch behufs bessern Aushorchens der Gesinnungen des pfarrherrlichen Ehepaars anbringen wollte.

Ein dritter hat nicht vergebens auf die Gutmütigkeit des Pfarrers gerechnet. Er hat in den ersten Wochen bereits den Versuch einer Anleihe gemacht und seinen Wunsch über Erwarten anstandslos erfüllt gesehen. Jetzt sind bereits Monate über den von ihm selbst feierlich versprochnen Termin der Rückgabe hinaus verstrichen. Auffälligerweise hat er nach Empfang des Geldes das Pfarrhaus gänzlich gemieden — jedenfalls aus überzarten Rücksichten auf sein Verhältnis als Schuldner. Zufällig erfährt jedoch inzwischen der weltunerfahrne Gläubiger, daß der Schuldner im Rufe eines schlechten Zahlers und übeln Haushalters stehe. Ein paar höfliche Zeilen der Erinnerung an sein Versprechen sind daher doch wohl am Platze. Der ganze Erfolg aber ist eine mehr als grobe Antwort, der Schwergekränkte umgürtet sich mit dem ganzen Stolze eines Ehrenmannes, der noch niemand um sein Eigentum gebracht habe. Der Pfarrer legt den Brief schweigend ad acta. Er ist, wenn auch die Schuld eine ewige bleibt, wieder um eine Erfahrung reicher geworden.

Endlich, nach etwa dreiviertel Jahren, bringt der Rechner das erste, nunmehr wirklich dem jungen Stelleninhaber gehörige Geld. Er ist sich der Tragweite dieses denkwürdigen Ereignisses bewußt. Wie sauer ists doch, Rechner zu sein,

wie schwer, Geld zu bekommen! Dazu gehört ein Mann von besondern Gaben! Schließlich zieht er mit Stolz den Beutel und zählt in Silber, Nickel und Kupfer ganze dreißig Mark auf den Tisch. Dazu giebt er die beruhigende Versicherung, daß nunmehr dank seinem regen Eifer schon der größte Teil der Rückstände für den alten Herrn und den Nachbar eingetrieben sei, der Rest werde wohl bis Ostern getilgt sein; nachher könne auch der Zentralkirchenfonds befriedigt werden. Also eine entzückende Aussicht für neues Warten in Geduld! Schließlich ist die Osterzeit da, wieder fließen einige spärliche Tropfen in die Kasse des jungen Pfarrers, bis zum fröhlichen Pfingstfeste sind mit Ach und Weh die vorgehenden Gläubiger befriedigt. Jetzt gehört das ganze Einkommen der guten Stelle dem jungen Herrn — sobald es nämlich einzugehen beliebt. Wieder heißts warten wie im vorigen Jahre nach langerprobtem Brauche, bis die Heuernte vorüber ist. Von da ab wird unser Pärchen endlich seines Lebens etwas froher durch die Gewißheit, nicht nur die Pflichten, sondern auch wirklich den Nutzen der ehedem vielgepriesenen guten Stelle zu haben.

Und das Ergebnis dieses ersten Amtsjahres? Viele Enttäuschungen, viel Ärger, viel Undank. Daneben nur der Trost, stets das Gute nach dem Maße des Könnens und Wissens gewollt zu haben.

Wie schief ist so manches Urteil über das Leben und Verhalten solch eines Dorfpfarrers! Die meisten von ihnen tragen schwerere Lasten, als der oberflächliche Augenschein vermuten läßt. Einsam, unverstanden von den derben Bauern, angefeindet von vielen, ungerecht getadelt, verkannt und gescholten, wo er Gutes wirkte oder wenigstens erstrebte — das ist wohl so ziemlich das allgemeine Los des Landgeistlichen.

Und dennoch ein gesegnetes Amt, wenn auch vor der großen Menge Augen verborgen!



Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

1

Westlich von Balderöd, in geringer Entfernung von dem Städtchen, liegt ein eigentümlicher, großer See, der neben seinem gewöhnlichen bürgerlichen Namen Balleröder See auch hin und wieder von poetischen Gemütern mit geheimnisvollem Ausdruck der „Nixensee“ oder das „Nymphenbad“ genannt wird. Daß man ihn trotz seiner ziemlich beträchtlichen Ausdehnung nicht sehen kann, ehe man ganz nahe hinangekommen ist, hat seinen Grund darin, daß er sehr tief inmitten

hoher Hügel und großer Wälder liegt, die ihn von allen Seiten umschließen. Die Bäume drängen sich wie eifersüchtige Liebhaber dicht neben einander und entziehen das Gewässer sorgfältig den Blicken des Nahenden; und manchen fremden Wanderer, der nichts von ihm ahnte, durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag, wenn er bei einer plötzlichen Biegung des Waldpfades vom Gipfel des Königshügels herab auf einmal die weitgestreckte, sonnenbeschienene Fläche sah, die sich dort unten zwischen den dunkeln, leise säuselnden Waldmassen ausbreitete und wie mit großem, geheimnisvoll blinkendem Auge zu ihm heraufsah. Geborgen vor allen Winden, sanft lächelnd, seiner Schönheit sich wohlbewußt, ruht er dort unten in ungestörtem Frieden. Der Wald breitet seine langen, durstigen Zweige zu ihm herab und senkt seine grünlichen Schatten in seine Tiefe. Und wie ein mächtiges, schwellendes Blättermeer, Woge auf Woge von gewölbten Buchenkronen, umgürtet von Birken und dunkeln, sausenden Tannen, erheben sich die Hügel hoch und ernst von seinen Ufern und schließen allen Erdenlärm aus.

Es hat etwas Sinnbedrückendes, in später Nachmittagsstunde an diesem See zu stehen, wenn die Schatten länger werden. Kein Laut als das ewige Rauschen dieses Laubmeeres dringt ans Ohr. Der einsame Vogel, der mit seinem Gesang über dem Wasser schwebt, verstummt, als ob ihn der Klang seiner eignen kleinen Stimme erschreckte inmitten dieses tiefen Schweigens. Es wird einem zuletzt ganz wunderlich zu Mute in diesem ungeheuern Grabe, wo nur die segelnden Wolken über unserm Haupte uns mit der lebenden Welt verbinden, die da draußen liegt. Der dumpfige Geruch von faulendem Holz legt sich auf unsre Brust, das Herz beginnt zu klopfen, und gleich einem gefangenen Adler schweift der Blick suchend bald hierhin, bald dahin, über die unendlichen Waldwogen, die zu dem blauen Himmel emporschwellen und alle Auswege versperren.

Nur an einer Stelle, im Osten, dort, wo die Hügel am niedrigsten, wo die Wälder am wenigsten dicht sind, wird die Einförmigkeit der Landschaft von einer mächtigen, wilden Kluft unterbrochen, die wie mit verzweifelter Kraft den Ring sprengt, um sich Luft zu schaffen. Ihre steilen, weißen Wände schimmern durch das Grün hindurch, das den See von allen Seiten umgiebt. Nähert man sich ihr aber, so weitet sie sich aus, und man sieht zwischen den jähen, zerrissenen Felsabhängen hindurch das große, flache, helle Küstenland meilenweit draußen liegen.

Prachtvolles, saftig grünes Ackerland drängt sich in die Kluft herein bis hart an den See, der seinerseits einen breiten, wasserreichen Bach quer durch das Land entsendet. Von der getheerten Pfahlbrücke aus, die ein wenig weiterhin die schilfbewachsenen Ufer des Baches miteinander verbindet, kann man seinen gewundenen Lauf verfolgen, der an roten Dörfern mit weißgetünchten Kirchen vorüberführt, durch üppige Felder mit Scharen schwarzgescheckten Viehes und

große, sumpfige Moorwiesen, wo Mädchen mit hellen Kopftüchern Heu machen, bald verbirgt er sich dem Auge in einem kleinen, dunkelgrünen Hain, bald breitet er sich wie zum Ausruhen in kleine flache Seen aus, in denen sich die Sonne wie in Fensterscheiben spiegelt. Weiterhin, dort, wo die Wiesen dunkler werden, fangen die großen braunen Moore an. Aber hinter diesen kommen dann wieder üppige Felder mit winzig kleinen, rot angestrichenen Dörfern und winzig kleinen, weißen Kirchen, bis schließlich alles mit dem fernen Blau des Horizonts verschwimmt und ein sonnenbeschienenes Segel oder eine Rauchsäule das Meer verrät.

Hinter diesem aber geht die Sonne auf. Ihre ersten, wagerechten Strahlen, die sich wie ein Fächer über das flache Land entfalten und in tausend Fensterscheiben rötliche Glut entfachen, bahnen sich auch einen Weg bis herein in die Kluft, um das schlummernde Leben am Strande des Sees zu erwecken, um mit dem frischen Morgenwinde die schlaftrunknen Wälder aufzurütteln und die Vogelstimmen aus ihren Nestern zu locken. Die feinen Seidennebel der Nacht, die, weißen Gespenstern gleich, ihr Spiel über der Fläche des Sees getrieben haben, rollen sich vor dem brennenden Blick auf und flüchten ängstlich unter die schattigsten Felsabhänge, wo sie langsam aufsteigend verschwinden. Noch frieren im nassen Grase die Waldblumen, die im Schatten auf den Lichtungen zwischen den Büschen am Ufer entlang stehen, aber beim ersten Sonnenstrahl, der über den Abhang blickt, recken und strecken sie ihre zarten Stengel und öffnen die fast zu schweren Kelche der goldnen Flut, die über das Gras hinweg sie überströmt. Über ihren Häuptern beginnt die Spinne im thaubesprengten Gewebe ihr emsiges Tagewerk. Aus Löchern und Spalten schlüpft das Gewürm munter und morgenfrisch hervor; es ist ein Eilen und Treiben, als wüßten sie alle, daß der Tag an diesem Orte nur kurz ist und die Nacht schnell wiederkehrt. Denn schon am Nachmittage nähert sich die Sonne mit Riesenschritten den westlichen Hügeln, dort wo sich diese am höchsten zum blauen Himmel emporheben. Und kaum ist ihre Scheibe hinter dem dunkeln, zackigen, tannenbesäumten Rande des Königshügels versunken, so schleichen auch schon die Schatten aus dem Dickicht hervor und eilen abwärts dem Wasser zu. Am Ufer scheinen sie plötzlich stille zu stehen, als zögerten sie; aber ehe man sichs versieht, haben sie über den Grund hinweg den östlichen Rand des Sees erreicht und klettern da eilig hinauf zu den Baumwipfeln. Und während sie so steigen und den Höhen das Licht rauben, senkt sich tiefe Stille über das Thal. Noch ehe die letzten sonnenvergoldeten Waldkuppen entschwunden sind, dämmert es unten schon in allen Winkeln, und unter den zum Wasser herabhängenden Zweigen des Waldkranzes gleitet das Dunkel schnell weiter, während das große, tagesgeblendete Auge des Sees sich langsam in einem unergründlichen Blick erschließt. Da beginnen die Sperber ihren nächtlichen Flug auf weichen Schwingen. Lautlos wie ein Schatten entschlüpft die Eule dem

dunkelsten Dickicht. Die Wälder hüllen sich in einen bläulichen, gespenstischen Dunst, und in den weißen Nebeln des Sees beginnen die Fledermäuse ihren Hexentanz, dahintaumelnd, indem sie den steifen Schwanz wie einen kleinen Besenstiel unter den ausgebreiteten Flügeln vorstrecken. In wildem Fluge streifen sie über die Wasserfläche dahin und tummeln sich zwischen den wilden Felsschluchten oder umkreisen auch das Haupt des einsamen, unglücklichen Wandrers, der sich im Dunkel der Nacht auf den Waldpfaden verirrt hat und jetzt klopfenden Herzens zwischen den Baumstämmen umhertastet, angstvoll des Augenblickes harrend, wo die Sichel des Mondes über dem Waldeskamm hervorlugen wird.

Denn zu dieser Stunde beginnt — so sagt man — ein wunderbares Gaukelspiel. Da erklingt aus der tiefsten Tiefe des Waldes ein kläglicher Ruf: Zu Hilfe! Zu Hilfe! Hastige Schritte und der Schall knackender Zweige klingen vom Fuße des tannenbekleideten Hügels herauf, dort, wo der See seinen verborgensten Winkel bildet. Ein Boot wird hinausgeschoben, man vernimmt deutlich seinen schurrenden Laut und das Plätschern der Ruder im Wasser, und dann verschwindet alles.

Zu andern Zeiten erklingen in der Ferne Hundegekläff und Jägerhorn. Und draußen vom See her vernimmt man schwache, klagende Mädchenstimmen, die von den Wellen ans Ufer getragen werden, Stimmen — so erzählt man sich —, die aus alten, längst entschwundnen Jahrhunderten herüberklingen, wo Wegelagerer und Geächtete in diesen Wäldern hausten und ihre Höhlen unter den Eichen bauten, wo stolze Herren mit schimmernden Federbüschen und stolze Damen auf milchweißen Zeltern in prunkenden Aufzügen das wilde Getier zwischen diesen Stämmen jagten, wo sich die schönen Töchter aus den roten Dörfern in dunkeln Nächten zwischen den Klüften hindurch bis an dies Gewässer schlichen, um in seiner kühlen Tiefe für immer die Liebkosungen der adlichen Herren abzuwaschen.

Wenn aber zur Johanniszeit der Vollmond über dem See steht und sein Silber über den Wald ausgießt, dann lacht es seltsam drinnen unter den Bäumen. Nach dem Wasser zu wird ein Zweig zur Seite gebogen, ein Kopf guckt hervor, und in das Mondlicht hinaus schreitet mit vorsichtigem Schritt ein junges, schönes Weib, völlig nackt (wenigstens behauptet das der Prediger), ein Johanniswürmchen im dunkeln Haar. Ängstlich beugt sie sich vor, blickt spähend umher, wendet sich dann plötzlich um und legt den Finger auf ihren roten Mund. Denn hinter ihr tauchen andre auf, aus den Büschen, von den Abhängen — vier, acht, zehn —, alle nackt wie sie, Johanniswürmchen im Haar. Errötend unter ängstlichem Schweigen schleichen sie sich hin zum Silberbade. Zu zweien oder in Gruppen zu vieren und sechsen, das lange, dunkle Haar über den glänzenden Rücken herabwallend, gleiten sie zögernd und vorsichtig über den auf dem Grunde des Sees liegenden Sand dahin; sie schaudern

leicht und lächeln furchtsam dem flüssigen Metall zu, das um ihre weißen Leiber fließt. Plötzlich wirft sich eine mit schlanken Armen über die Fläche. Ein halb erstickter Schrei — und alle tauchen unter die Wellen und wälzen sich in der Tiefe. Der Mond, der alte Tugendwächter, spitzt verdächtig die Ohren und lauscht, ob er nicht ferne Tritte vernehme. Eifrig späht er umher in den Wäldern, als fürchte er, daß sich verborgne Feinde der entzückenden Gruppe nahen, die er mit seinen Strahlen liebkost. Und immer neue Gestalten steigen vom Grunde des Sees auf, einige mit Schilf in dem langen, blonden Haar, andre in leichten Gewändern, aus dem Silbergespinst der Mondstrahlen und seidenweichem Nachtnebel gewebt. Aber bei dem ersten Hahnenschrei, der durch die Schlucht dringt, verschwindet das ganze Bild, und der Mond bleibt einsam zurück mit seinem fahlen, verdrießlichen Gesicht.

2

Einer der merkwürdigsten Punkte des Sees ist der sogenannte „Echowinkel." Es ist das ein langes, tintenschwarzes Gewässer, das hart an der Kluft in einen halbverdorrten Fichtenwald einschneidet, und das seinen Namen einem eigentümlichen, geheimnisvollen Gemurmel verdankt, das, wie man sagt, jedem antwortet, der darüber hinruft.

An dem schmalen, offenen Ende des Gewässers werden die Ufer durch einen gewöhnlichen Steg verbunden, der auf ein paar grünlich schleimigen Pfählen ruht, über die sich der Waldweg fortsetzt. Dieser führt, aus dem großen Walde kommend, ein Stück am Rande des Sees entlang, ehe er in die Schlucht einbiegt. Und gerade hier, halb im Schatten von vier hohen, schlanken, fast kahlen Fichten, halb durch dies große Fenster des Thales schauend, liegt die einzige menschliche Wohnung am See.

Es ist ein langes, braungestrichenes Gebäude, äußerst kümmerlich und zerfallen, mit winkligem Fachwerk aus Eichenholz, weißen Fensterrahmen, flaschengrünen Fensterscheiben und einem alten, schiefgewachsenen Hollunderbusch, der sich wie eine Totenhand, die den Greis mitleidig in den Mutterschoß der Erde herabzuziehen sucht, über dem mit Rasen bedeckte Hause wölbt. Das ist der alte Fährkrug.

Seit die Brücke vor einem Jahrzehnt über den Abfluß des Sees gebaut wurde, hat er seine Bedeutung völlig verloren. Die gelbe Postkutsche, die Wagen der Küstenbewohner mit ihren niedrigen Rädern, ja selbst die Fuhrleute und Pferdehändler rollen schnell vorüber, ohne seiner zu achten, höchstens werfen sie einen mitleidig lächelnden Blick auf die beiden altmodischen Flaschen mit Pomeranzen- und Pfeffermünzliqueur, die noch in dem Fenster neben der Thür stehen.

Diese Thür, niedrig und verfallen wie sie ist, pflegt denn auch bis tief in den Tag hinein geschlossen zu sein. Und unter dem vorspringenden Rande

des Daches, unter dem die Schwalben nisten, vermodern die Mauern ungestört, als habe der alte Krüppel endlich begriffen, daß seine Zeit um sei, als warte er jetzt, in alte Erinnerungen versunken, nur auf seine völlige Auflösung.

Denn in frühern Zeiten war sein Name in ganz Jütland bekannt. Von Sallingland bis Hamburg gab es damals keinen wandernden Handwerksburschen, der sich nicht einen ehrlichen Rausch im Balderöder Fährkrug angetrunken und die schmucken Schenkmädchen geküßt hatte.

In jenen Zeiten konnten sich, wenn der Wald fahrbar war, lange Reihen von Wagen vor der Thür ansammeln, ganze Züge von Fuhrwerken: haushohe Frachtwagen mit einem Dach aus Segeltuch und einer Theerbütte zwischen den Rädern, Schlächterkarren, Krämerwagen und gräfliche Kutschen, einer nach dem andern bis weit in den Wald hinein, während vier Männer ohne Unterbrechung die Reisenden mit Prähmen und großen Boten über den Bach setzten. Und drinnen unter der verräucherten, wurmstichigen Eichendecke des Schenkzimmers konnte man sich zu Zeiten kaum durchdrängen vor lammfellbekleideten Fuhrleuten, in Pelzwerk gehüllten Probenreitern, bärtigen herrschaftlichen Kutschern und Bauern mit silbernen Knöpfen, Spangenschuhen und samtnen Kniehosen.

Auch große Herden fetten Schlachtviehs, die damals südwärts nach Schleswig getrieben wurden, pflegten sich des Abends um die Mauern des Kruges zu lagern. Wiehernde Pferdetransporte — fünfzehn, zwanzig Tiere in einer Reihe — weither vom Limfjord und aus der Viborger Gegend, zogen bei Tag und bei Nacht über den morschen Steg, der damals an dem Echowinkel vorüberführte.

Am lebhaftesten war es aber im Spätherbst, wenn die großen Märkte in den Provinzstädten abgehalten wurden. Da konnte sich allmählich ein solches Lager von Wagen, Leuten und Vieh auf dem nach dem Walde zu gelegnen, abgeholzten Platz ansammeln, da vernahm man ein so wirres Durcheinander von blökenden Lämmern, schreienden Kindern und verstimmten Leierkasten, daß man glauben konnte, man befinde sich hier schon auf dem Marktplatze. Taschenspieler und Bärenführer, die sich zufällig dem Zuge angeschlossen hatten, schlugen ohne weiteres ihre Zelte unter den Bäumen auf. Und drinnen im Kruge selber, der buchstäblich bis an den Dachstuhl vollgepfropft war, indem zwischen den Dachsparren mit Streu und Brettern Nachtlager hergerichtet wurden, saßen wohlbeleibte deutsche Pferdehändler mit fetten, glänzenden Nacken zusammen mit ihren kleinen jüdischen Kollegen aus Ungarn und Siebenbürgen, schreiend und mit der Faust auf den Tisch schlagend.

Zuweilen, wenn alle diese Leute, die oft tagelang darauf warten mußten, bis an sie die Reihe kam, an das andre Ufer hinübergesetzt zu werden, allzu heiße Köpfe bekommen hatten, konnte der Aufenthalt hier ganz gefährlich werden.



Nur ein verletzendes Wort, ein Stoß mit dem Ellenbogen oder auch nur ein kleiner Scherz mit dem Mädchen eines andern konnte plötzlich das ganze Lager in Aufruhr versetzen. Und wenn dann der Kampf den Krug selber erreichte, wurde die Verwirrung unbeschreiblich. Als lauerten die Leidenschaften in diesem unbändigen Schwarm nur auf eine Gelegenheit, loszubrechen, konnte sich im Handumdrehen ein wahrer Sturm von geballten Fäusten und drohenden Stöcken erheben, der sich mit Schreien und Flüchen bis an die Thür fortsetzte und Unruhe und Verwirrung unter die sich bäumenden Pferde brachte. Da flohen die Frauen mit Angstgeschrei und verbargen sich mit den Kindern unter den Wagen. Schwere Schläge fielen von den nervigen Fäusten der Jüten, während die gellenden Stimmen und die Knotenstöcke der Deutschen die Luft durchdrangen.

3

Um diese Zeit, d. h. vor ungefähr zwanzig Jahren, lebte hier im Lande ein kleines drolliges Männchen mit rotem, krausem Haar und schwarzen Augen, das unter verschiednen Kosenamen, wie der „kleine Teufel" oder der „Bandjude," mit einem schwarzen, hölzernen Kasten, der an einem Riemen über dem Rücken hing und einem weißen Stocke von Dorf zu Dorf zog, und der, ohne still zu stehen, allen, denen er begegnete, freundlich grüßend zurief: „Der Jakob ist wieder da, ihr guten Leute! Hier ist allerhand Band und Brüsseler Spitzen für die kleine Liebste, hier ist Schnupftabak für die alte Tante, hier ist Mandelkleie, Seife und wohlriechendes Wasser! Hier ist alles, was das Herz begehrt an Brillen, Broschen, Nadeln, Federn, Scheren, Messern —." Ehe er noch seine Aufzählung beendet hatte, war er schon wieder von dannen. Und der Bauer, dem Jakob ein alter Bekannter war, ließ seinen Pflug ruhen und blickte dem Kleinen lächelnd nach, der auf seinen dünnen Beinen am Grabenrande entlang storchte.

Sobald im Orte verlautete, daß der Jude Jakob gekommen sei, fuhr es — so erzählt man — wie ein Fieber durch das ganze weibliche Geschlecht. Selbst gesetzte Frauen, die ihr Haus für gewöhnlich in züchtiger Ehrbarkeit hüteten, ließen Kochlöffel und Säugling fahren, um im Kruge oder in der Schule oder wo er sonst seine Waaren auszukramen pflegte, die Ersten zu sein; ja alte Großmütter sah man an ihrem Stabe die Straße hinabhumpeln, eine leere Schnupftabaksdose oder irgend einen andern altmodischen silbernen Gegenstand in der zitternden Hand. „Wo die Sau ist, da sammeln sich die Ferkel!" rief ihnen Jakob mit seiner lustigen Rabenstimme entgegen und klatschte laut in die langen, sommersprossigen Hände, um den Handel zu beginnen.

Aber man erzählte sich, daß in dem Juden Jakob mehr als eine Krämerseele wohne. Wenn er so mitten unter all den Frauenzimmern stand und

seine hastigen Augen über ihre gesunden Glieder und bloßen Hälse gleiten ließ, oder wenn er mit schmachtender Geberde vor einem kaum erwachsenen kleinen Mädchen, das sich ihm schüchtern mit einer alten silbernen Spange oder einem Stückchen Goldtresse näherte, seine spitzen Schultern bis an die Ohren in die Höhe zog, dann konnte man es seinen feinen, schmalen Lippen und den großen ausgespannten Nasenlöchern ansehen, daß sein Herz nach etwas anderm als nach ihren Sechsern verlangte. Wie merkwürdig es auch klingen mag: das kleine, blasse Männchen sollte den jungen Frauenzimmern, auf die seine Augen fielen, gar nicht ungefährlich sein. Eingeweihte wollten sogar wissen, daß bis dahin noch kein Mädchen, auf das er es ernstlich abgesehen hatte, auf die Länge dem schwarzen Zauber dieser Blicke habe widerstehen können. Und mehr als eine bekümmerte Mutter fand ihre Ruhe erst wieder, wenn sie ihn glücklich über die Grenze wußte.

Jedes Jahr zu Weihnachten und zur Fastnachtszeit kam Jakob auch nach dem Balderöder Fährkrug. Und da er von Alters her mit dem Krüger Kren bekannt war, so richtete er sich gerne so ein, daß er hier sein Nachtquartier aufschlug.

Nun kam es zu dieser Jahreszeit häufig vor, daß ein mehrtägiger Regen oder ein Schneefall mit darauffolgendem Thauwetter die Wege völlig ungangbar machte. Sobald deswegen die Kunde von dem ersten Wagen kam, der im Moraste stecken geblieben war, hörte aller Verkehr von und nach der Küste gänzlich auf. Und da es oft einen bis zwei Monate währte, ehe der Frost aufs neue eine sichere Brücke über die Erde legte, so konnte es zeitweise recht einsam und melancholisch in dem sonst so lebhaften Fährkrug aussehen.

Um diese Zeit pflegte Jakob zu kommen. Schon der Ton seines schnarrenden „Guten Tag, guten Tag, ihr lieben Leute!“ während er auf der Diele seinen Kasten vom Rücken gleiten ließ und die Kälte von den Füßen stampfte, wirkte wie ein belebender Hauch aus der Welt auf das große, leere Gastzimmer, wo ein paar trinkende Bauern aus der Nachbarschaft, irgend ein Krämer oder Wollhändler aus der Umgegend zusammen mit den Bewohnern des Kruges die ganze Gesellschaft ausmachten. Sogar der alte Krüger Kren, der gewöhnlich schlafend am Tischende saß, erhob seinen feurigen, sonnengebräunten Zigeunerkopf und blickte mit erwartungsvollem Lächeln auf.

Jakob selber war niemals besser aufgelegt, als wenn er nach einem guten Gericht Mehlbrei mit gehackten braunen Zwiebeln und einer Kanne süßer Molken zwischen ihnen am Eichentische saß. Und obwohl er selber niemals hitzige Getränke anrührte, brachte er einzig und allein durch seine kleine, muntere Person und seine lustige Krähenstimme eine festliche Stimmung in den großen, dunkeln Raum, wo nur ein einziges Talglicht einen kümmerlichen Schein über die versammelten Köpfe verbreitete. Oft saß man bis tief in die Nacht hinein, um seinen vielen köstlichen Liedern und seinen unzähligen spaßhaften

Geschichten zu lauschen, die den Mädchen das Blut in die Wangen trieben, sodaß sie sich verschämt hinter ihren Spinnrocken versteckten.

Der Krüger hatte eine Tochter. Sie hieß Ellen und war ein großes, handfestes Mädchen von achtzehn Jahren, mit blauschwarzem Haar und ein paar scharfen, nußbraunen Augen, mit denen sie sich jegliche Annäherung vom Leibe zu halten wußte, zu der ihre schwellenden Formen unter diesen Verhältnissen wohl verlocken konnten.

Trotz ihrer Jugend bewegte sie sich wie in einem Harnisch von Mißtrauen und stillem Argwohn, den das Leben unter diesen Menschen sie anlegen gelehrt hatte. In ihren dichten, schwarzen Augenbrauen, in ihrem schnellen, aufmerksamen Blick, mit dem sie alle musterte, lag etwas Kaltes, Feindliches, wovor selbst ihre besten Freunde niemals sicher waren.

Jakob, der sie hatte aufwachsen sehen, redete dagegen väterlich mit ihr. Ihr gegenüber bewahrte er schlauerweise den Ton des ältern Mannes, der sie beruhigte. Und sie, die trotz ihrer Größe doch kaum den Kinderschuhen entwachsen war, hatte hinter ihrem verschlossenen Wesen wenigstens etwas von dem offnen, kindlichen Vertrauen für das kleine lächerliche Männchen bewahrt, in dem sie von jeher alle Weisheit und Erfahrung der Welt vereinigt gesehen hatte. Sie betrachtete ihn stets mehr als alten, treuen Freund des Hauses, nicht als zufällig hergereisten, ja sie konnte sich sogar in trüben, dunkeln Wintertagen förmlich nach ihm sehnen, der gemütlichen Munterkeit wegen, die stets in seinem Gefolge war.

Da saß sie dann in ihrer dunkeln Fensterecke und lauschte seinen Scherzen mit einem stillen, sinnenden Lächeln, während sie fleißig ihr Spinnrad drehte. Sie genoß ein eignes Wohlbehagen, wie sie so geborgen dasaß und alle diese bunten Bilder der Welt mit ihrer Thorheit und ihrem Getümmel an ihrer Seele vorübergleiten ließ. Und wenn er wieder abgereist war, konnte sie sich wohl darauf ertappen, daß sie ringsum in den Stuben ein Gefühl unerklärlicher Leere überkam, oder sie überraschte sich selber bei der Entdeckung, daß sie stundenlang draußen am See gestanden und sich gegen ihre Gewohnheit Träumereien hingegeben hatte.

Zuweilen, wenn sie allein waren, rückte er zu ihr hin auf die Bank, wo sie ihm schweigend, aber willig gestattete, Platz an ihrer Seite zu nehmen. Er erzählte ihr dann ausführlicher von seinen vielen Reisen in der Heimat und in fremden Ländern, von den vielen neuen, seltsamen Dingen, die er in fernen Gegenden gesehen haben wollte, wo die Sonne über schneebedeckte Berggipfel und glutrote Weingärten wandert. Er schilderte das Leben des Südens, das Volksgewühl der großen Städte und die Mönche in ihren einsamen Klöstern. Und gelegentlich verflocht er in diese Schilderungen verstohlene Reden über das Glück der Liebe und die heimliche Lust des Lebens, indem er vorsichtig seinen Blick von ihrem Fuße aufwärts gleiten ließ und sich im stillen freute, wie sie heranreifte.

Endlich, eines Abends, als sie lange so bei einander gesessen hatten, und das Licht fast herabgebrannt war, nahm er, wie in Gedanken, ihre Hand und fing an, mit ihren Fingern zu spielen. Sie blickte ein wenig verwundert zu ihm hinab, legte jedoch kein weiteres Gewicht darauf, sondern lächelte sogar leise, als er nach einer Weile ihre Hand sinken ließ und sie verlegen, wie um Verzeihung bittend, ansah. Gleich darauf aber war es ihr, als rückte er ihr heimlich näher, und als er endlich seinen Arm um ihren Leib schlang und sie dabei mit einem seltsamen, zitternden Lächeln ansah, da flog eine flüchtige Röte über ihre Wangen. Sie hätte vor Angst schreien können.

Sie hatte Kräfte wie ein Mann und hätte ihn wie einen Handschuh von sich schleudern können. Aber was war es, das sich in diesem Augenblick wie lähmend auf sie legte und sie zwang, sich diesem häßlichen, kleinen Menschen wie ein willenloses Ding hinzugeben? — Jedesmal, wenn sie später in ihren vielen schlaflosen Nächten und trüben Tagen an diese Stunde zurückdachte, faßte sie es weniger und weniger. Es war, als hätte sie unter einem Zauberbann gelegen. Von dem Augenblick an, wo sie sich von seinem Arme zu ihm hingezogen fühlte, hatte sie alle Besinnung verloren. Von dem, was dann folgte, wußte sie nichts, gar nichts, so plötzlich und unerwartet war es über sie gekommen.

Merkwürdigerweise sollte dies Jakobs letzter Besuch im Balderöder Fährkruge sein. Schon im Spätherbst drang das Gerücht her, daß man ihn in einem Moor auf Fünen gefunden habe, ausgeplündert mit zerspaltenem Schädel. Ein Hopfenhändler, der ihn genau gekannt haben wollte und, wie er behauptete, der Beerdigung beigewohnt hatte, überbrachte die Nachricht. So konnte denn kein Zweifel an der Richtigkeit der Sache sein. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit nahm schnell eine andre Richtung, denn an demselben Tage war Ellen plötzlich spurlos verschwunden.

Sie war zuletzt auf ihrem gewöhnlichen Platz in einer Ecke des Gastzimmers gesehen worden. Bei der Erzählung des Hopfenhändlers hatte sie sich leichenblaß von ihrem Stuhl erhoben und war seitdem nicht zu finden gewesen. Man sandte Boten nach Osten und Westen, man verteilte sich im Walde und rief. Als die Dämmerung hereinbrach, liefen Scharen mit Laternen und Stangen um den See herum, aber alles vergebens. Erst spät in der Nacht fand man sie auf einem abgeschlossenen Bodenraum, wo sie einem kleinen wachsgelben Dinge mit rotem Haar und schwarzen Augen das Leben gegeben hatte, einem Wesen, dessen Dasein sie acht Monate hindurch ängstlich vor ihrer Umgebung verheimlicht hatte. Der alte Vater, der Einzige vielleicht, der Unrat gemerkt hatte, kam gerade rechtzeitig genug, um dem Kinde bei dem Eintritt ins Leben seinen Fluch zu schenken.

Das war eine ungewöhnliche Überraschung! Man kann wohl behaupten, daß seit vielen Jahren kein „Fall“ dort in der Gegend so viel Aufsehen erregt

hatte wie dieser. Ellen konnte zwischen Himmel und Erde keinen Ort finden, um ihre Scham und ihre Verzweiflung zu verbergen. Noch nach Monaten hielt man sie nur mit Gewalt davon zurück, sich in den See zu stürzen, um sich dort dem spöttischen Lächeln und den schadenfrohen Blicken zu entziehen, die der früher so spröden Jungfer überall begegneten.

Aber nach des Vaters, des alten Krens bald erfolgendem Tode versank sie in eine Stumpfheit, in einen nachtwandlerischen Zustand, aus dem sie fast nicht mehr erwachte, und dem sie sich von nun an auch ungestört hingeben konnte, da gerade um diese Zeit die Brücke über den Bach gebaut wurde. Vorher war auch das Kind in der Dorfkirche getauft worden und hatte den Namen Martha erhalten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Fremdwörterfrage. Mit Recht ist schon von verschiednen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Fremdwörterfrage im Grunde eine Bildungsfrage sei. Man kann geradezu mit Rücksicht auf den Gebrauch unnötiger Fremdwörter — um solche handelt sichs ja immer nur — die Deutschen in drei Bildungsklassen einteilen: die unterste Klasse braucht die Fremdwörter falsch, die mittelste Klasse braucht sie richtig, die oberste Klasse braucht sie — gar nicht. Daneben giebts natürlich allerhand Misch- und Zwischenklassen, aber die Hauptklassen sind doch die drei genannten. Der gewöhnliche Mann aus dem Volke weiß in den meisten Fällen gar nicht, daß er Fremdwörter braucht. Woher sollte ers auch wissen? In eine fremde Sprache hat er nie hineingeblickt, über seinen Wortschatz macht er sich keine Gedanken, er versteht entweder ein Wort oder er versteht es nicht — die Fremdwörter versteht er meistens nicht —, ob die Wörter, die er braucht, deutsche sind oder einer fremden Sprache angehören, vermag er nicht zu beurteilen. In Leipzig ist z. B. dem Mann aus dem Volke, dem kleinen Handwerker und Geschäftsmann, dem untern Beamten, dem Kutscher, dem Kellner, dem Packträger das Wort zurück fast unbekannt. Wenn ers gedruckt liest, versteht ers wohl, aber seinem eignen Wortschatze gehört es nicht an, er kennt nur das Wort redur (retour), das ist für ihn deutsch! Er sagt: Ich kriege zehn Fennche redur — schieb emal de Karre redur — um zehne fahrmer redur — Müller is in seinen Jeschäfte redurjekommen. Ebenso wenig braucht er z. B. die Wörter Wohnung und wohnen, gegenüber, gerade oder dicht, er wohnt nicht dem Bahnhofe gegenüber oder dicht am Bahnhofe, sondern er loschirt dem Bahnhofe wiesawieh oder direkt am Bahnhofe.

Es giebt Dutzende von Fremdwörtern aus dem täglichen Leben, die er ganz richtig braucht, die aber eben für ihn so gut wie deutsche Wörter sind. Die meisten aber braucht er falsch oder halbfalsch: entweder er verdirbt oder verstümmelt ihre Form, oder er wendet sie in einem Sinne an, den sie nicht haben, oder er verwechselt zwei mit einander — der Beispiele bedarfs wohl nicht, es giebt fast keine Posse, in der nicht irgend eine Gestalt aus dem Volke unter anderm auch durch ihre falsche Anwendung der Fremdwörter gekennzeichnet würde. Das ist die unterste Klasse.

Nun die mittlere. Das sind die, die sich soviel Kenntnis fremder Sprachen (namentlich des Lateinischen und Französischen) angeeignet haben, daß sie von einer großen Anzahl von Fremdwörtern die Ableitung, die eigentliche Bedeutung kennen, auf dieses bischen Wissenschaft, wenn sie sich mit den unter ihnen stehenden armen Schluckern vergleichen, welche *Gratifikation* und *Gravitation* verwechseln, ungeheurer stolz sind, und ihre hohe Bildung nun durch möglichst häufigen Gebrauch von Fremdwörtern an den Tag zu legen suchen. Dieser Klasse gehören die meisten Kaufleute an, auch die meisten Volksschullehrer, die sich durch ihre Seminarbildung in der Regel hoch über die Masse emporgehoben fühlen, aber leider auch ein großer Teil derer, die das Gymnasium und die Universität durchlaufen oder halb durchlaufen haben, denen dieser Bildungsgang aber doch nicht zu der Geistesfreiheit verholfen hat, daß sie die Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit unsers Fremdwörterunfuges empfänden. Das ist die gefährlichste Klasse, und die allergefährlichsten darunter sind die, die auf dem Katheder sitzen oder hinter der Ladentafel stehen oder vom Zeitungsgewerbe leben. Sie werfen sich in die Brust und meinen, sie hätten wunder was gesagt, wenn sie von *lokalem Konsum* reden statt von *örtlichem Verbrauch*, von *drei Faktoren* oder *drei Momenten* anstatt von — *dreierlei*.

Eine Hauptaufgabe des Sprachvereins ist es nach unsrer Meinung, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß es über dieser Stufe noch eine höhere giebt, daß es ein Zeichen höchster und vornehmster Bildung ist, wenn man durch das Erlernen fremder Sprachen zugleich seine Muttersprache so beherrschen gelernt hat, daß man die fremden Flicken und Lappen entbehren, daß man wirklich deutsch reden kann. So ist auch der Goethische Spruch zu verstehen: Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.

Taschendiebe. Die glänzenden Kaisertage in Hannover haben für viele aus der zahllos zusammengeströmten Menge ein ärgerliches Nachspiel gehabt, die Entdeckung, dabei ihrer Geldbörsen, Uhren u. s. w. durch die Kunst der Taschendiebe beraubt worden zu sein. Allem Anschein nach haben diese unter den freudig erregten und vielfach zu arglosen Leuten eine reiche Ernte gehalten. In der That ist es ja auch schwer, sich dieser Langfinger und ihrer haarscharfen Werkzeuge in solchem Volksgewühle zu erwehren, sodaß diese Zwangssteuer sich als eine, wie es scheint, unvermeidliche üble Beigabe derartiger Festlichkeiten erweist.

Als vor Jahren in Hameln das „Rattenfängerfest" gefeiert wurde, meldete man (wenn ich mich nicht sehr täusche!) mittels Drahtes von Berlin dorthin: Soeben zehn bekannte Taschendiebe vermutlich nach Hameln abgereist!

Erstaunt fragt man: Wenn unsre Sicherheitsbehörde so gut Bescheid weiß, weshalb läßt sie dann solches Gesindel überhaupt zu solchen Zeiten „abreisen," dorthin, wo sein Handwerk einen wirklich goldnen Boden findet? Oder wenn der Behörde solche Befugnis noch nicht zusteht, warum giebt man sie ihr nicht? Etwa

indem man den § 39 unsers Strafgesetzbuches, wonach dem unter Polizeiaufsicht gestellten Diebe der „Aufenthalt an einzelnen bestimmten Orten von der höhern Landespolizeibehörde untersagt werden kann," so ausdehnt, daß derartigen Verurteilten auch noch der Aufenthalt an einem bestimmten Orte oder in ihrem Hause, wenn auch nur zeitweilig, bei Vermeidung von Strafe und nötigenfalls Anwendung sofortiger Zwangsmaßregeln auferlegt würde (Konfinirung oder Verstrickung)? Ähnliches hatte schon § 28 des Preußischen Strafgesetzbuches. Die Schwierigkeit der Durchführung einer solchen Maßregel würde nicht ohne Weiteres gegen die Maßregel selbst sprechen, da sie häufig genug sich recht wirksam erzeigen dürfte.

Unser Strafrecht entbehrt, neben der mittelbar wirkenden Abschreckungsmacht der Strafandrohung selbst, der unmittelbaren Schutzmaßregeln gegen geplante Verbrechen fast ganz. Man erinnere sich der vielbesprochnen, aber ungelösten Frage, wie man die Gesellschaft gegen den Gewohnheitsverbrecher schützen soll: ob nicht gegen ihn lebenslängliche Einsperrung innerhalb oder außerhalb des Landes (wie nach dem französischen Gesetze vom Mai 1885) geboten sei.

Im wesentlichen muß bei uns die Polizeiaufsicht und im allgemeinen die Wachsamkeit der Sicherheitsbehörden aushelfen. Als sonstige Mittel wüßte ich nur noch das Anzeigegebot nach § 139 des Strafgesetzbuches zu nennen, an denjenigen gerichtet, der „von dem Vorhaben eines Hochverrats, Landesverrats, Münzverbrechens, Mordes, Raubes, Menschenraubes oder eines gemeingefährlichen Verbrechens zu einer Zeit, in welcher die Verhütung des Verbrechens möglich ist, glaubhafte Kenntnis erhält"; daneben nur etwa noch die Befugnis zur Einziehung solcher Gegenstände, „welche zur Begehung eines vorsätzlichen Verbrechens oder Vergehens — bestimmt sind" (a. a. O. § 40, 42). Nicht einmal auf Messerhelden, denen doch die Ausschließung von öffentlichen Festlichkeiten u. s. w. sehr heilsam wäre, ist jener § 39 ausgedehnt!

Ein solches Verbot würde ähnliche gute Dienste thun, wie die bekannte, außerordentlich wirksame Polizeimaßregel, einem Dorfe, worin beim Tanz Raufereien vorgekommen sind, zunächst auf längere Zeit die Erlaubnis zu öffentlichen Tanzvergnügungen zu versagen. Ein „freisinniges" Herz wird dabei allerdings mit Schaudern an die Behandlung wilder Völkerschaften denken, deren Dörfer man niederbrennt, wenn aus ihnen ein heimtückischer Schuß gefallen ist, dessen Urheber nicht entdeckt werden konnte, wenngleich jenes Beispiel, das auf Selbstsucht der Bevölkerung oder eine Art von „Selbstverwaltung" in der öffentlichen Ordnung abzielt, nur eine sehr abgeblaßte, aber allerdings vollkommene Parallele dazu ist.

Vielleicht lassen sich durch diese Gedankenspäne gelehrtere Herren dazu anregen, es öfter einmal mit solch örtlich „bedingter Verurteilung" zu versuchen.

Nochmals das Hutabnehmen. Zu dem Aufsatz über das Hutabnehmen in Nummer 35 d. Bl. erlaube ich mir eine Parallele zu der Seite 408 erwähnten Gudrunstelle aus dem Nibelungenliede mitzuteilen; sie steht in der Lachmannschen Ausgabe Strophe 2110, in der Simrockschen Übersetzung im 37. Abenteuer. Rüdiger von Bechlaren hat sich nach langem innerm Kampf entschlossen, mit den Burgunden zu streiten und geht jetzt mit den Seinen „unterm Helme" (2107) nach dem Saal, wo jene sich befinden. Volker erkennt auf der Stelle, daß neue Feinde nahen, aber Giselher, der auch sonst als Jüngling dadurch gekennzeichnet ist, daß er da noch hofft, wo die Erfahrung der andern keine Möglichkeit der Rettung mehr sieht (z. B. 2059), glaubt, Rüdiger, der Vater seiner Braut, komme

ihnen zu helfen. Da erwidert ihm Volker: „Saht Ihr wohl je zur Sühne so viele Helden kommen mit aufgebundnem Helme und die Schwerter in der Hand"? Darin liegt doch ausgesprochen, daß, wenn Rüdiger eine Aussöhnung der Burgunden mit Etzel beabsichtigte, er nach der Sitte der Zeit ohne Helm und Schwert hätte erscheinen müssen.

Glogau — Alfred Bähnisch



Litteratur

Berliner Neudrucke. Erste Serie. Band 3 und 4. Nikolaus Peuckers wohlklingende Paucke und drei Singspiele Christian Reuters. Herausgegeben von Georg Ettinger. Musen und Grazien in der Mark (Gedichte von F. W. A. Schmidt). Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel, 1889

Die Fortsetzung des hier bereits angezeigten Unternehmens bringt in „Schmidt von Werneuchens" Gedichten eine gewiß vielfach willkommne Gabe. Durch Goethes bekanntes Gedicht, das auch hier zum Stichwort für ihn dient, zum „Vetter Michel" der Poesie geworden, ist er für die Gebildeten nicht mehr als ein seltsamer Kauz, für die Litteraturgelehrten, die durch die Urteile der Romantiker bestimmt sind, ein schlechter Versemacher. Die wenigsten wissen, daß kein Geringerer als Jakob Grimm für ihn lebhaft Partei gegen diese Urteile ergriffen und ihn beim deutschen Wörterbuch vielfach benutzt hat. Es hat jedenfalls schlechtere Dichter in Deutschland gegeben und solche, die sich mehr darauf einbildeten, als der biedere märkische Landpastor. Seine nur zu flüssigen Verse, deren meist sehr häuslich und bürgerlich solide Vorwürfe und nur allzu bekannter sandiger Landschaftshintergrund in einem abenteuerlichen Gegensatz zu ihrem überzeugten Odenschwung und gesuchten Wortschmuck stehen, entbehren für uns freilich nicht des unfreiwilligen Humors. Aber ebensowenig eines wenn auch nicht urkräftigen, so doch immerhin innigen Behagens. Die ganze gesammelte Daseinslust einer eng umfriedeten, aber in ihrem Kreise sich seelenvergnügt um sich selbst drehenden Existenz ist hier „auf Strophen abgezogen."

Weniger Gutes läßt sich von der erstangeführten Erneuerung sagen aus der Zeit der Hochblüte deutscher Zunftlitteratur und ihrem damals auch poetisch sandigsten Winkel. Als Belege ehrenfester alter Stadtpoesie der gegenwärtigen Reichshauptstadt haben die Gelegenheitsgedichte des poetisch paukenden Stadtrichters, als Erzeugnisse des Verfassers des „Schelmuffsky" und durch ihre Verwendung am jungen preußischen Königshofe die drei Singspiele Interesse. Wer jedoch für die „Idee" des Philisteriums schwärmt, kann hier geheilt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der amerikanische Kongreß und die Monroe-Doktrin

In diesen Tagen — am 14. Oktober — wird in Washington eine Versammlung eröffnet werden, die in verschiednen Beziehungen auch diesseits des Atlantischen Meeres zu denken giebt. Es ist der Kongreß zur Beratung einer Anzahl gemeinsamer Interessen und Einrichtungen, zu dem die Regierung der Vereinigten Staaten die obersten Behörden der übrigen politischen Gemeinwesen Amerikas, soweit sie unabhängig sind, Vertreter zu schicken eingeladen hat. Die Sache nimmt sich für die, die ihr fernstehen und sich überhaupt um die Politik der Yankees in den letzten Jahrzehnten nicht ernstlich bekümmert haben, ziemlich harmlos aus, etwa wie ein größeres Seitenstück zu den Bestrebungen, die eine Annäherung der skandinavischen Staaten im Münz-, Zoll- und Rechtswesen zum Ziele haben. Näher betrachtet und mit frühern Ereignissen verglichen, gewinnt sie aber weit größere Bedeutung und erscheint als Glied in einer Kette von Thatsachen, die sich nur der an die Seite stellen läßt, der wir in der rasch wachsenden Ausdehnung der russischen Macht in Asien begegnen, als Äußerung eines weltgeschichtlichen Prozesses, der, wenn sich ihm für jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegendämmen, in nicht zu ferner Zukunft sein Ziel zu erreichen und eine Macht in die Welt einzuführen bestimmt zu sein scheint, der nur die Gesamtheit aller Großmächte Europas die Spitze zu bieten vermöchte. Es ist der panamerikanische Gedanke, den wir vor uns haben, der Gedanke, nach dem es offenbare Bestimmung (manifest destiny) ist, daß die Vereinigten Staaten dereinst alle Staaten Amerikas unter ihrer Fahne vereinigen werden, weshalb sie sich auch amtlich als United States of America nicht of North-America bezeichnen. Der Glaube, daß es der Wille der Vorsehung sei, daß die Union sich allmählich alle Staaten der westlichen

Welt angliedere und deren Kern und Herz bilde, ist in seinen Anfängen schon ziemlich alten Datums, er äußerte sich bereits, als der nordamerikanische Staatenbund erst zehn Millionen Bürger umfaßte, schon vor siebzig Jahren, zwar nur in negativer oder, wenn man will, defensiver Form und diplomatischer Fassung, aber doch mit hinreichender Deutlichkeit, und zwar in einem Aktenstücke, dessen Inhalt und dessen spätere Variationen in Reden, Büchern und Zeitungen die sogenannte Monroe-Doktrin bilden. Unsre Presse und das ihr nachsprechende Publikum reden viel von dieser „Lehre," wir zweifeln aber, ob sie etwas rechtes, ob sie mehr davon wissen, als was mit Benutzung jener Eselsbrücken davon zu erfahren ist, die in den Konversationslexicis für Redakteure, Leitartikler und Berichterstatter und sonst für „jedermann aus dem Volke," soweit es wißbegierig ist, bereitstehen, und das ist ausnahmslos ein recht kärgliches Wissen. So halten wir es nicht für überflüssig, zunächst einmal ausführlich zu sagen, was es mit der Monroe-Doktrin bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten für eine Bewandtnis hatte.

Es war in der europäischen Restaurationszeit, in den Tagen der heiligen Allianz. Diese hatte sich mit dem Schwerte der Bourbonen in die Angelegenheiten Spaniens gemischt, wo die Liberalen sich gegen ein tyrannisches Königtum erhoben und ihm eine freisinnige Verfassung und Regierung abgezwungen hatten, und dort die alte Ordnung wieder hergestellt. Ungefähr zu gleicher Zeit hatten die amerikanischen Neuspanier das drückende Joch des Mutterlandes abzuwerfen versucht, nach schweren Kämpfen den Sieg behalten und die Monarchie durch eine Anzahl von Republiken ersetzt, die von der Union im Norden ohne Verzug anerkannt wurden. Europa zögerte nicht nur damit, sondern ließ die amerikanischen Politiker auch befürchten, daß wenigstens einige seiner Mächte es für Recht und Pflicht ansehen könnten, sich auch hier einzumengen und den politischen Neubildungen ein schleuniges Ende zu machen. Im Hinblick auf diese Gefahr und Not erließ der demokratische Präsident Monroe am 2. Dezember 1823 seine siebente Jahresbotschaft an den Senat und das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten, worin er nach Erörterung innerer Fragen der Angelegenheit ausführlich gedachte und die Stellung der nordamerikanischen Union zu ihr darlegte. Die betreffende Stelle seiner Ansprache lautet in deutscher Übersetzung:

Bei Beginn der letzten Session wurde berichtet, daß man in Spanien und Portugal große Anstrengungen mache, die Lage des Volkes dieser Länder zu verbessern, und daß man dabei mit außerordentlicher Mäßigung zu Werke zu gehen scheine. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Ergebnis bis jetzt sehr verschieden von dem gewesen ist, was damals erwartet wurde. Allezeit haben wir den Ereignissen in der Gegend der Welt, mit der wir so viel Verkehr pflegen, und von der wir unsern Ursprung ableiten [Amerika als Ganzes ist natürlich gemeint, nicht Spanien und Portugal, wie man aus der unmittelbaren Anknüpfung an das Vorhergehende schließen könnte], als lebhaft teilnehmende und dabei interessirte Zu-

schauer gegenüber gestanden. Die Bürger der Vereinigten Staaten hegen die freundschaftlichsten Gefühle zu Gunsten der Freiheit und Wohlfahrt ihrer Mitmenschen auf dieser Seite des Atlantischen Meeres. In den Kriegen der europäischen Mächte, in den Angelegenheiten, die sich nur auf sie selbst beziehen, haben wir niemals irgendwie Partei ergriffen, auch stimmt das nicht zu unserm politischen Interesse. Lediglich wenn man sich Eingriffe in unsre Rechte erlaubt oder sie ernstlich bedroht, fühlen wir uns beleidigt oder treffen Vorbereitungen, uns zu verteidigen. Mit den Bewegungen auf dieser Halbkugel stehen wir notwendigerweise in unmittelbarer Verbindung, und zwar aus Ursachen, die allen erleuchteten und unparteiischen Beobachtern in die Augen fallen müssen. Das politische System der verbündeten Mächte [der heiligen Allianz] ist in dieser Beziehung wesentlich von dem Amerikas verschieden. Dieser Unterschied geht aus dem hervor, der in den Regierungen der einen und der andern besteht. Und der Verteidigung unsers Systems, das mit Verlust so vielen Blutes und Gutes errungen worden und durch die Weisheit unsrer erleuchtetsten Bürger zur Reife gelangt ist, und unter dem wir uns beispiellosen Glückes erfreut haben, weiht sich diese ganze Nation. Wir sind es daher der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten bestehen, schuldig, zu erklären, daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgend welchen Teil dieser Halbkugel auszudehnen, als Gefährdung unsers Friedens und unsrer Sicherheit betrachten würden. In die Angelegenheiten der vorhandnen Kolonien oder sonst abhängigen Gebiete einer europäischen Macht haben wir nicht eingegriffen und werden wir nicht eingreifen. Aber in Bezug auf die Regierungen, die ihre Unabhängigkeit erklärt und behauptet, und deren Unabhängigkeit wir nach reiflicher Überlegung und nach gerechten Grundsätzen anerkannt haben, könnten wir irgend welche Einmischung zu ihrer Unterdrückung oder zur Beeinflussung ihrer Geschicke in irgend einer andern Weise, die von irgend einer europäischen Macht ausginge, in keinem andern Lichte betrachten, als in dem einer unfreundlichen Kundgebung gegen die Vereinigten Staaten. In dem Kriege zwischen jenen neuen Regierungen und Spanien erklärten wir zu gleicher Zeit mit ihrer Anerkennung unsre Neutralität, und an dieser hielten wir fest und werden wir weiter festhalten, vorausgesetzt, daß keine Veränderung eintritt, die nach den Urteilen berufner Autoritäten unsrer Regierung eine entsprechende Veränderung auf Seiten der Vereinigten Staaten zur Folge hat, von der sich im Interesse ihrer Sicherheit nicht absehen läßt.

Die letzten Ereignisse in Spanien und Portugal zeigen, daß Europa noch nicht geordnet ist. Für diese wichtige Thatsache läßt sich kein stärkerer Beweis beibringen, als der, daß die verbündeten Mächte es auf Grund eines ihnen genügenden Prinzips für passend erachtet haben, gewaltsam in die innern Angelegenheiten Spaniens einzugreifen. Bis zu welcher Ausdehnung diese Einmischung nach demselben Prinzip getrieben werden darf, ist eine Frage, bei der alle unabhängigen Mächte, deren Regierungen sich von den ihren unterscheiden [insofern die einen republikanisch, die andern monarchisch sind], interessirt sind, selbst die entferntesten und keine mehr als die Vereinigten Staaten. Unsre Politik in Bezug auf Europa, die in einem frühzeitigen Stadium der Kriege angenommen wurde, welche so lange diesen Teil der Erde aufgeregt haben, bleibt demungeachtet dieselbe, d. h. die der Nichteinmischung in die innern Verhältnisse irgend einer von seinen Mächten, die, daß wir die Regierung de facto als die rechtmäßige Regierung für uns betrachten, daß wir durch eine offne, feste und mannhafte Politik freundschaftliche Beziehungen zu ihr pflegen, wobei wir uns den gerechten Ansprüchen jeder Macht fügen, aber

Ungerechtigkeiten gegen uns von keiner dulden. Dagegen liegen die Umstände hinsichtlich der Länder unsers Weltteils wesentlich und augenfällig anders. Es ist unmöglich, daß die verbündeten Mächte ihr politisches System auf irgend einen Teil des einen oder des andern Kontinents [des südlichen oder des nördlichen von Amerika] ausdehnen, ohne unsern Frieden und unsre Wohlfahrt zu gefährden, auch kann niemand glauben, daß unsre südlichen Brüder, sich selbst überlassen, es von selbst annehmen würden. Es ist also gleich unmöglich, daß wir solche Einmischung in irgend welcher Gestalt gleichgiltig mit ansehen würden. Betrachten und vergleichen wir die Stärke und die Hilfsquellen Spaniens und jener neuen Regierungen und die Entfernung derselben von einander, so liegt es auf der Hand, daß es sie niemals unterwerfen kann. Doch bleibt es die wahre Politik der Vereinigten Staaten, die Parteien sich selbst zu überlassen, jedoch in der Hoffnung, daß andre Mächte denselben Weg verfolgen.

Das ist die viel erwähnte Monroe-Doktrin in ihren Anfängen. Sie erklärt die Gemeinsamkeit der Interessen der republikanischen Staaten Amerikas gegenüber den europäischen Monarchien, dem System der heiligen Allianz, sie verlangt, daß letztere die neuen Regierungen im Süden der westlichen Kontinente sich selbst überlasse, wie die Regierung der Vereinigten Staaten sich jeder Einmischung in die innere Politik Europas enthalten habe und ferner zu enthalten gedenke, und sie droht, gegenüber jener Einmischung Europas oder vielmehr der europäischen Mächte außer Spanien in die Verhältnisse der neuspanischen Republiken nicht gleichgiltig bleiben zu wollen.

Dabei ist man nun in Washington geblieben und auch nicht geblieben. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat es stets vermieden, sich in die innern Fragen europäischer Länder zu mischen, was ihr freilich, auf gewaltsamem Wege versucht, nicht gelungen sein würde, es müßte denn in Irland unternommen worden sein. Sie hat sich auch diplomatischer Schritte in dieser Richtung enthalten, obwohl ihr solche einmal von einer Bewegung in der öffentlichen Meinung zugemutet wurden. Wir meinen die Zeit nach der Einmischung der Russen in die ungarischen Wirren und der Niederwerfung des revolutionären Magyarenstaates, wo Kossuth seine Rundreise durch die Union unternahm (1851) und den Yankees unter dem Beifall eines guten Teils ihrer Presse und vieler strebsamen Parteiführer über das Thema Intervention for Non-intervention predigte, womit er selbstverständlich in den Kreisen der Regierung kein Echo erweckte. Wohl aber hatte sich das Selbstgefühl der Nation seit Monroes Zeit gehoben, und mit ihm hatte sich eine starke Begehrlichkeit nach Einfluß auf die amerikanischen Nachbarn und selbst nach deren Landbesitz entwickelt, die besonders im Süden, in den Staaten der Sklavenhalter, viele Gemüter ergriffen hatte, da man hier das Gebiet zu erweitern wünschte, wo Baumwollenbau unfreie Arbeit zu erfordern schien und zu lohnen versprach, weil sich dann neue Staaten der Union angliedern ließen, deren Senatoren und Volksvertreter das Gewicht der sklavenhaltenden und freihändlerisch gesinnten alten vermehrt hätten. Monroes Gedanke war aus der Defensive in

die Offensive übergegangen. Er hatte nicht ohne Berechtigung Mexiko und die südamerikanischen Republiken vor der europäischen Reaktion schützen wollen, weil mit diesen der republikanische Bundesstaat des Nordens für eine nahe Zukunft bedroht wurde, also mit ihnen zu verteidigen war. Jetzt aber wurden die „Brüder" im ehemaligen Neuspanien von ihren Verwandten im Norden selbst bedroht, und zunächst nahm erst die öffentliche Meinung, dann auch die Regierung den mexikanischen Nachbar aufs Korn. So war schon lange vor 1851 der Staat Texas von Mexiko losgerissen und der Union angefügt worden, und so war 1847 der Eroberungskrieg ausgebrochen, worin die Generale Taylor und Scott das Heer Mexikos besiegten und bis zur Hauptstadt vordrangen, und dessen militärischer Erfolg das Gebiet Bruder Jonathans bis an das Stille Meer erweiterte und ihm ungeheure Strecken wertvollen Landes verschaffte, aus denen sich seitdem eine ganze Reihe von Staaten zum Teil von großer Bedeutung entwickelt hat. Der Appetit wächst mit dem Essen, und wenn die Regierung für die nächste Zeit gesättigt war, so gab es Parteien, die ihre aggressive Politik fortsetzten. Ihre Absichten auf Kanada, deren Träger vorzüglich das eingewanderte irische Element mit seinem Haß gegen England war, hatten vorläufig nicht viel zu bedeuten und konnten nur später, in der Zeit des Alabamahandels, ernsthafte Folgen haben. Bedenklicher aber waren die Flibustierzüge nach Cuba, die eine Losreißung dieser Insel, des lone star, von der Krone Spanien, wozu die Partei der dortigen Unzufriednen die Hand bot, zum Ziele hatten, und noch gefährlicher die Banden von wilden und dreisten Abenteurern, die unter William Walkers Führung in Mittelamerika den Staat Nicaragua eroberten und eine Zeit lang in ihrer Gewalt behielten. Die Staatsbehörden beteiligten sich an diesen Versuchen, dem Banner Uncle Sams neue Sterne hinzuzufügen, nicht; man hatte mit der Verdauung der mexikanischen Beute und dann mit dem großen Streit im Innern, der die Pflanzer und Sklavenhalter des Südens mit ihren freihändlerischen und zentrifugalen Bestrebungen den schutzzöllnerischen Fabrikanten, Abolitionisten und Unionsfreunden des Nordens gegenüberstellte, reichlich zu thun. Aber wenn man in diesen Kreisen die Begehrlichkeit, die die Erfolge gegen Mexiko nicht gestillt, sondern verstärkt hatten, schweigen ließ, so konnte sie zu jeder gelegenern Zeit wieder zu Thaten führen und die republikanische Großmacht, zu der die Vereinigten Staaten allmählich geworden waren, weiter anschwellen, ihrem panamerikanischen Endziele um weitere große Schritte sich nähern und schließlich auch der europäischen Staatenfamilie eine Gefahr werden lassen.

Da brach der große Bürgerkrieg zwischen den Föderalisten und Unionisten aus. Er schien sich zu einem Existenzkriege für den Bundesstaat gestalten zu wollen, und eine Zeit lang konnte man die Sezession für stark genug ansehen, sich dauernd zu erhalten. Jetzt war für Europa Gelegenheit gekommen, sich der Gefahr, zu der sich die Union entwickelt hatte, zu entledigen. Ein rascher

Entschluß, ein Bündnis zwischen den Westmächten gegen den amerikanischen Riesen wie kurz vorher gegen den russischen, kräftige Unterstützung der Sezessionisten durch eine Armada mit Landungstruppen, und die Union wäre für immer zerfallen, und zwar nicht bloß in zwei, sondern über kurz oder lang mindestens in vier Stücke: die atlantischen und Yankeestaaten, die des Mississippibeckens bis an Dixons und Masons Linie, die am Stillen Meere und die im Süden dieser Grenze, die allesamt mehr oder minder verschiedne Interessen hatten und eine Bevölkerung verschiednen Charakters zeigten.

Unfähigkeit, sich rasch zu einem großen Schritte zu entschließen, Überschätzung der Schwierigkeiten, die ihn immerhin als ein gefährliches Wagnis auffaßte, ließen es nicht zu rechter Zeit zur Intervention kommen, und inzwischen begann sich die Wagschale des Krieges, in der die bundesstaatlichen Interessen und Bestrebungen lagen, schon sichtlich zu neigen, und damit erhob die Monroe-Doktrin, positiv der Ausdruck des Kraftgefühls der Yankees, wieder ihr Haupt. In Mexiko war eingetreten, was Monroe in seiner oben angeführten Botschaft für unmöglich gehalten hatte: man hatte sich im Erzherzog Maximilian einen Kaiser gegeben, Napoleon der Dritte unterstützte ihn mit einem ansehnlichen Heere, dem sich englische und spanische Truppen anschlossen. Aber die Gelegenheit war nicht zu der einzig geeigneten Zeit und nicht am rechten Orte, d. h. nicht am Potomac oder sonstwo in den Vereinigten Staaten selbst, wahrgenommen worden, und so erwies sich die Expedition als eine Halbheit, die über kurz oder lang mißglücken mußte. England und Spanien zogen sich sehr bald vor dem nun drohenden Quos ego aus Washington zurück, Napoleon räumte etwas später, nicht ohne Schaden für sein Ansehen, aus gleicher Rücksicht das Feld, und Kaiser Max, dessen Ehrgeiz das Sprichwort: Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um, außer Acht gelassen hatte, wurde hingerichtet, mit demselben Rechte ungefähr, mit dem man amerikanische Eindringlinge erschossen oder gehenkt hätte, die irgendwo in einem europäischen Staate dem Volke die Republik zu bringen gewagt hätten. Die Monroe-Doktrin war es, wenigstens mittelbar, gewesen, die ihn auf den Sandhaufen geschickt und seinen dreiköpfigen europäischen Beistand heimgefegt hatte. Sie hatte sich als hinreichend kräftig bewährt, es gab fortan für die nordische Republik keinen monarchischen Nachbar mehr, an den sich die Südstaaten, die bei längerm Bestehen oder etwaigem Wiederaufleben der Sezession, dem Charakter der in ihnen herrschenden Klasse folgend, wahrscheinlich selbst eine Monarchie geworden wären, hätten anlehnen können, und nachdem man sich gewehrt und gesichert hatte, konnte man wieder, wenn auch jetzt nur diplomatisch, die aggressive Seite der Doktrin hervorkehren und bei Gelegenheit der Welt den Panamerikanismus, das Streben mindestens nach der Hegemonie der Vereinigten Staaten über Amerika fühlen lassen und unter der Hand langsam die Einverleibung der übrigen Republiken des Weltteils vorbereiten.

Diesem Zwecke soll nun offenbar auch der Kongreß dienen, den die nordamerikanische Regierung auf den 14. d. M. nach Washington berufen hat.*) Sein Programm sieht, wie schon bemerkt, auf den ersten Blick ziemlich harmlos aus. Die Punkte, die es der Beratung unterbreitet, sind vorwiegend wirtschaftlicher Natur: sie bestehen in der Einführung eines gemeinsamen Münz-, Maß- und Gewichtssystems, einheitlicher Regelung des Patentwesens und des Markenschutzes, einheitlicher Gesetzgebung in Bezug auf die Sicherheit der Personen und des Eigentums und Bildung eines alle amerikanischen Staaten von unabhängiger Stellung umschließenden Zollvereins und Herstellung regelmäßiger und häufiger Dampferfahrten zwischen den Häfen der verschiednen Länder; ferner Einsetzung eines obersten Schiedsgerichts zur Erledigung bestehender und etwa in Zukunft sich ergebender Meinungsverschiedenheiten wirtschaftlicher Natur, endlich Vereinbarungen mit der Bestimmung, die gemeinschaftliche Abwehr von Einmischungen europäischer Mächte in amerikanische Fragen und Verhältnisse zu erleichtern. Der Gedanke ist augenscheinlich von Kreisen ausgegangen, als deren Mittelpunkt der Minister des Präsidenten für das Auswärtige, Blaine, ein hitziger und nach Art seiner irischen Stammesgenossen mit viel Phantasie begabter Kopf, zu betrachten ist, und wird wahrscheinlich noch weniger gelingen als der in England verfolgte, die in Amerika, Asien, Afrika und Australien gelegnen Kolonien in der Weise untereinander und mit dem Mutterlande enger zu verbinden, daß sie mehr als seither ein Reich bilden. Denn steht dem hier die große Verschiedenheit der Interessen im Wege, so ist dies dort, wo es wesentlich verschiedne Nationalitäten und festgegründete Staaten zu vereinigen gilt, noch weit mehr der Fall, und es läßt sich nicht wohl darauf hinweisen, daß in den nordamerikanischen Staaten ja bereits sehr verschiedne Nationen, Engländer, Irländer, Deutsche, Franzosen (in Louisiana) und Spanier fest mit einander verbunden sind. Jedenfalls hat die Ausführung des Planes der Partei Blaines sehr große Hindernisse vor sich, die nicht bloß für die Gegenwart bestehen. Amerika ist zunächst keine geographische Einheit, es zerfällt in zwei Hälften, einen südlichen und einen nördlichen Kontinent, die nur durch eine verhältnismäßig schmale Brücke, Zentralamerika, zusammenhängen, welche sich durchaus nicht zu einem Handelswege eignet, sich auch nicht dazu machen läßt. Sodann sind die ethnographischen Verhältnisse in der Südhälfte nach ihrer natürlichen Beschaffenheit wesentlich anders als in der nördlichen. Hier beherrscht das englische Element fast gänzlich die übrige Bevölkerung, hier sind weite Strecken bereits dicht bewohnt, andre füllen sich rasch mit Menschen, und die indianischen Urstämme sterben zusehends aus. Dort dagegen wohnen Spanier, in Brasilien Portu-

*) Die Abgeordneten sind nach den letzten Nachrichten bereits eingetroffen und von dem Staatssekretär Blaine feierlich begrüßt worden, werden aber ihre Beratungen erst im November beginnen und sich inzwischen auf einer Rundreise das Land Uncle Sams besehen.

giesen, gemischt mit Indianern in großer Zahl, die sich teils noch im Urzustande befinden, teils, namentlich in Mexiko, seßhaft geworden sind und so weit sich dem Kulturleben eingefügt haben, daß sie im Parteitreiben und im Staatsdienste eine Rolle spielen, wie denn z. B. der Hauptführer bei der Bekämpfung des Kaisers Maximilian, der spätere Präsident Juarez, von indianischem Blute war. Der Süden ist endlich fast allenthalben nur an den Küsten einigermaßen dicht bewohnt, und ungeheure Strecken im Innern bestehen aus Urwäldern und menschenleeren Grasebnen, die nur an den großen Strömen und auch hier nur wenig bekannt sind. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der hier sich ausbreitenden Staaten, Verhältnisse, um die es sich bei dem Blaineschen Kongresse in erster Reihe handeln soll, drängen also keineswegs zu einem Anschluß an den Norden, der überdies diesen Anschluß selbstverständlich nicht der schönen Augen wegen, die ihm an den Südamerikanern gefallen haben könnten, auch nicht aus allgemeiner Menschenfreundlichkeit, sondern aus selbstsüchtigen Gründen vorgeschlagen hat, die zunächst darin liegen, daß er als größtes und stärkstes Mitglied der wirtschaftlichen Genossenschaft die Hauptrolle darin zu spielen und sie nach Möglichkeit seinen Interessen dienstbar zu machen hofft, dann aber in der Absicht bestehen, den wirtschaftlichen Bund der transatlantischen Republiken in Zukunft allmählich in einen politischen zu verwandeln und in der Zwischenzeit ihn den europäischen Mächten und deren Interessen gegenüber zu stellen. Anlaß dazu würde sich z. B. in der Durchstechung Mittelamerikas und der damit herbeigeführten Annäherung Europas an die zukunftsreiche Südsee ergeben.

Nicht sowohl in den etwa zu erwartenden Beschlüssen des jetzt der Eröffnung entgegengehenden Kongresses liegt die Bedeutung und die Gefahr desselben für uns, als darin, daß mit ihm der Grundgedanke verfolgt und vielleicht gefördert werden wird, daß den Vereinigten Staaten von rechtswegen ein ausschlaggebender Einfluß auf beide Hälften Amerikas, eine Art Hegemonie zuvörderst in wirtschaftlichen, dann auch in politischen Fragen gebühre. Die Südamerikaner haben eben sehr wenig Ursache, diesen Gedanken anzuerkennen und ihm Opfer an Selbständigkeit zu bringen. Ihre natürlichen Interessen weisen sie, wie aus einem Blicke auf ihre Handelsstatistiken erhellt, weit mehr auf die europäische Aus- und Einfuhr als auf die nordamerikanische hin, und nach dem Segen, den ihnen die Union in politischer Hinsicht verheißen könnte, werden sie schwerlich viel mehr Verlangen tragen als wir. Man hat in dem Verhalten der Washingtoner Regierung zu dem Panamakanal und zu dem Nicaraguaprojekt, desgleichen in der Aufdringlichkeit, mit der Hurlbut, der Vertreter dieser Regierung, 1881 in dem Streite zwischen Peru und Chile den Vermittler zu spielen versuchte, einen genügenden Vorgeschmack von diesem Segen gehabt. Wir täuschen uns hierin nicht. In der That haben mehrere südliche Republiken ihrer Abneigung, der Einladung nach Washington zu folgen,

Ausdruck gegeben, und die, die kommen, werden schwerlich verfehlen, mehr oder minder entschieden zu erklären, daß sie die amerikanischen Ansprüche nicht als durchaus selbstverständlich und ohne reifliche und gründliche Prüfung annehmbar betrachten können. In den meisten südamerikanischen Staaten fürchtet man heutzutage viel weniger die Gegnerschaft europäischer Mächte als die nach dem vermehrten und verbesserten Monroe gepredigte Beglückungstheorie des Bruders Jonathan oben am Potomac. Besonders ist dies in Mexiko der Fall, wo man zu erwarten hat, daß auf Grund eines zweideutigen Landkaufvertrags demnächst an den Staat Unterkalifornien die Reihe kommen wird, von dem Nachbar, der den Kongreß mit dem Schiedsgerichte vorgeschlagen hat, verschlungen zu werden. Und in Buenos Ayres wird man sich seit 1856 wohl auch nicht anders besonnen haben, als wie es in der Antwort lag, die dieser Staat an der Spitze einiger andern auf die Einladung erteilte, zur Vereinbarung des Kontinentalvertrags Bevollmächtigte nach Washington zu senden. Sie ging dahin, das unabhängige Amerika brauche keine Furcht vor Europa zu haben, wohl aber bedürfe es noch für unabsehbare Zeit des Zuflusses europäischer Kapitalien und Arbeitskräfte geistiger und physischer Art.



Die Kündigung der Banknotenprivilegien

Nach dem deutschen Bankgesetze vom 14. März 1875 hat das der Reichsbank und den Privatnotenbanken, die sich dem Bankgesetze unterworfen haben, erteilte Privileg zunächst auf weitere zehn Jahre vom 1. Januar 1891 ab fortzubestehen, wenn es nicht bis Ende Dezember 1889 für Ende 1890 gekündigt ist. In § 44 des Bankgesetzes ist den privilegirten Banken zugesichert, daß von Seiten des Bundesrates eine Kündigung nur eintreten werde zum Zwecke weiterer einheitlicher Regelung des Notenbankwesens oder wenn eine Notenbank den Anordnungen des Bankgesetzes zuwider gehandelt habe.

Das Herannahen des Kündigungstermins hat begreiflicherweise manche Meinungsäußerung hervorgerufen, aber die Frage ist immer recht einseitig und, wenigstens vor Erscheinen von Nasses Aufsatz im Maihefte der Preußischen Jahrbücher,*) nirgends mit tieferm Erfassen der wichtigen Entscheidungsgründe

*) Der vorliegende Aufsatz lag bereits druckfertig da, als die Nasseschen Ausführungen erschienen, die in manchen Punkten unsern Ansichten entsprechen. Wir lassen daher unsern Aufsatz, wie er war, und fügen nur an einigen Stellen den Vergleich mit Nasse hinzu. Gegen-

behandelt worden. Die Gegner der jetzigen Einrichtung, die Befürworter einer einzigen Reichsbank ohne Privatkapital, haben dieses System mehr aus einem dunkeln Instinkt, als mit durchschlagenden Gründen empfohlen, während die Verfechter des jetzigen Zustandes, insbesondre die Vertreter der überwuchernden Hochfinanz, ihn aus allen Tonarten preisen, Bücher und Gutachten aller Art zu seinen Gunsten haben schreiben und dabei von seinen Gebrechen nicht ein ein Sterbenswörtchen haben verlauten lassen.

Unter diesen Umständen ist es wohl angebracht, endlich einmal ganz bestimmt zu begründen, weshalb unsrer Meinung nach der Bundesrat, wenn er sein Recht wahren und seine Pflicht erfüllen will, ganz und gar nichts andres thun kann, als die bestehenden Privilegien kündigen und vom 1. Januar 1891 ab die Reichsbank als reines Reichsinstitut ohne Privatkapital und ohne die gefährliche Einmischung der Großfinanz in die Verwaltung einrichten.

Sehen wir uns zunächst um, aus welchen Gründen unsre Privatnotenbanken errichtet worden sind, so werden wir kaum irgendwo lediglich unanfechtbare Gründe finden. Nur einige Banken geringern Geschäftsumfanges sind hervorgegangen aus einem gewissen, der Anerkennung nicht unwerten Lokalpatriotismus mögen dabei eine Ausnahme machen. Aber selbst an Orten, wo solche lokale oder kommunale Schöpfungen geplant und im Entstehen begriffen waren, wurden diese Vorbereitungen von eigennützigen Gründungen der Großfinanz erdrückt.

Fast alle Privatnotenbanken wurden von den größern Bankhäusern Deutschlands gegründet, zunächst um an den von ihnen gezeichneten Aktien bald einen sichern, recht netten Agiogewinn von der großen Menge einzuheimsen, sodann aber auch, um sich auf viele Jahre hinaus fette Aufsichtsratsstellen zu sichern, und hauptsächlich, um sich in den so gegründeten Banken willige Werkzeuge eigner Finanzoperationen und bereiteste Diskonteure größter Wechselbeträge zu niedrigsten Diskontosätzen zu sichern.

Einflußreiche Personen, die solche Privilegien vermittelten, hatten bisweilen auch ihren Nutzen davon. Sie wurden von den Gründern mit größern oder kleinern Trinkgeldern abgefunden, namentlich in der Form, daß für die Helfer, ohne daß sie selbst Geld hergaben, angeblich erste Zeichnungen bewirkt und ihnen nach Eintritt der Kurssteigerungen die Agiogewinne unter dem Vorgeben ausgezahlt wurden, die von ihnen gezeichneten Aktien seien mit dem Kursgewinne verkauft. Das wurde so geschickt gemacht, daß der Beschenkte die Gabe oft kaum als Geschenk erkannt haben mag. Die privilegirten Staaten als

---

über seinen Gründen gegen das Fortbestehen der Privatnotenbanken sind einige wesentliche der von uns gebrachten neu. Von Nasse weichen wir ab, wenn wir die Reichsbank in ein reines Reichsinstitut verwandelt wissen wollen. Nasses Gründe haben uns nicht überzeugen können. Wir glauben sie mit dem genügend widerlegt zu haben, was bereits vor Erscheinen seiner Abhandlung von uns über diese Frage niedergeschrieben worden ist.

solche aber konnten sich rühmen, durch die Erteilung des Privilegs einen unwiderlegbaren Beweis ihrer Souveränität erbracht zu haben! Übrigens sind unmittelbar vor Erlassung unsers Reichsbanknotensperrgesetzes von 1870 Konzessionen in einer Weise verlängert und erweitert werden, daß sie, wenn nach Erlassung des Gesetzes erteilt, vielleicht nicht dem Wortlaute, aber doch sicher dem Geiste des Gesetzes widersprochen hätten.

Während die Preußische Bank mit ihrem straffen und unbestechlichen Beamtenorganismus bei niedrigen Beamtengehalten die Vorsteher der Zweiganstalten für die Sicherheit der einzelnen Geschäfte in strengster Weise verantwortlich machte und doch dabei Kredit gewährte, wo entsprechende Kreditwürdigkeit vorhanden war, namentlich in kritischen Zeiten den Kreis der Kreditnehmer nach Möglichkeit unterstützte und dadurch die Krisen abschwächte, wurden die Direktoren der Privatnotenbanken mit hohen Gehalten und Gewinnanteilen angestellt, ohne daß sie mit solchen für unentschuldbare Verluste hafteten, wurde ferner von den meisten in kritischen Zeiten der Kredit dem Publikum eingeschränkt,*) um dagegen den Vettern und Freunden, der im Aufsichtsrate sitzenden Hochfinanz, noch mehr als sonst Kredit zu gewähren, sodaß diese Begünstigten solche Zeiten nicht bloß mühe- und verlustlos überstehen, sondern auch den Verlusten der übrigen Bevölkerung entsprechend Gewinne dabei einstreichen konnten.

Diesen bevorzugten Geschäftsfreunden der Privatnotenbanken wurden überhaupt von Zeit ihrer Gründung an durch die oben geschilderte Diskontirung von Wechseln zu niedrigstem Zinsfuße, zu einem solchen, der oft mehrere Prozente unter dem offiziell, d. h. für das gemeine übrige Publikum gehandhabten stand, nach und nach viele Millionen zugewendet, die nicht bloß der Dividende der Aktionäre abgingen, sondern auch die begünstigten Kreditnehmer beim ganzen geschäftlichen Wettbewerb in eine bevorzugte Stellung gegenüber allen andern Mitbewerbern brachten. In der stärksten Weise ist dies vor dem Inkrafttreten des Bankgesetzes vom 14. März 1875 geschehen. Durch die Niedrigkeit des ihnen berechneten Diskonts haben die Millionäre ihre Vermögen um fernere Millionen vergrößert.**) Solche Ungerechtigkeit haben die Privatnotenbanken

*) In Nasses Aufsatz bestätigt.

**) Wie leicht es ist, eine Notenbank, deren Kapital aus Aktien besteht, einem Ringe oder gar einem einzelnen Kapitalisten gänzlich dienstbar zu machen, weiß jeder, der das Verhalten der Aktionäre in den meisten Fällen kennt. Fast ausnahmslos bleiben ziemlich alle Aktionäre gegenüber der Verwaltung der Gesellschaft unthätig, insbesondre erscheinen immer nur einige wenige in den Generalversammlungen. In diesen ist meist kaum der zwanzigste Teil des Aktienkapitals vertreten. So ist es einigen Großaktionären, die zusammen eine immerhin kleine Quote des Gesamtkapitals besitzen, gar leicht, die Stellen im Aufsichtsrate durch ihre eignen Personen, ihre Freunde und vielleicht noch einige Jasager zu besetzen, die der Welt gegenüber einen Zierat abgeben sollen. Bei den Privatnotenbanken sind die Aufsichtsratskollegien fast ausnahmslos in solcher Weise zusammengesetzt. Da aber der Aufsichtsrat die Direktoren

in die Welt gesetzt und fast ununterbrochen gepflegt, anstatt nach dem von selbst sich aufdrängenden obersten Grundsatze zu handeln: daß, wo auf Grund des staatlich eingeräumten Notenprivilegs Kredit gewährt werden kann, dieser allen Beteiligten gleichmäßig, zu gleichem Zinsfuße einzuräumen sei, daß überhaupt alle Einrichtungen der Notenbanken der ganzen ihre Thätigkeit und Hilfe mit Recht beanspruchenden Bevölkerung gleichmäßig zur Verfügung zu stellen seien.

Die Reichsbank hat, in den soliden Bahnen der Preußischen Bank sich fortbewegend, solche Bevorzugungen für unthunlich erklärt und unsers Wissens vor Jahren beim Bundesrate beantragt, daß er sie den Privatnotenbanken verbiete. Der Bundesrat hat aber leider geglaubt, außer stande zu sein, nach dem gegenwärtig geltenden Bankgesetze den Privatnotenbanken solche Bevorzugung ihrer Vettern und Freunde sowie der Großfinanz zu verbieten. Dadurch ist die Reichsbank geradezu genötigt worden, in Zeiten großen Geldüberflusses Wechsel zu einem etwas niedrigern als dem offiziellen Zinsfuße am offnen Markte anzukaufen, jedoch in einer Weise, daß die Bevorzugung einzelner Kreditnehmer möglichst ausgeschlossen blieb.

Wir Deutschen sehen mit Verachtung und Entrüstung auf einen großen Nachbarstaat herab, wo das Unwesen der Frachtrückvergütungen (Refaktien) bei den Eisenbahnen eine trotz aller Gegenanstrengungen unausrottbare Seite der weit verbreiteten Korruption bildet, zum Schaden der Eisenbahnen und der meisten Verkäufer wie der meisten Abnehmer, namentlich der kleinen Geschäfttreibenden und zum alleinigen Nutzen der (durchweg aus einem aufdringlichen fremdartigen Bevölkerungsteile hervorgehenden) Großspediteure. Und doch ist das Geschäftsgebaren der Privatnotenbanken derart, daß unsre geschmähten Nachbarn füglich das Sprichwort vom Splitter und vom Balken anwenden könnten.

Aber auch in andrer Weise als durch die Ermäßigung des Zinsfußes bestehen bei den Privatnotenbanken Einrichtungen, durch die die großen Finanzmänner, insbesondre die Bankiers, vor dem übrigen Publikum bevorzugt werden. Die Reichsbank hat, um Handel und Verkehr zu unterstützen, den Giroverkehr eingeführt und dadurch allerdings diesen Seiten des Geschäftslebens viel genützt. Als Teil des Giroverkehrs kam später die völlig spesenfreie Einkassierung von Wechseln hinzu. Die Reichsbank besorgte ihren Girokunden am Platze die Einkassierung ihrer Wechsel, indem sie die nicht eingegangenen innerhalb der Protestfrist an den Auftraggeber zurückgab. Für diese Geschäftsbesorgung

anstellt, die mit den einzelnen Mitgliedern des Aufsichtsrats als Kunden der Bank Geschäfte abschließen, so ergiebt sich, daß unsre Privatnotenbanken das allerstärkste Beispiel dafür bieten, wie im allgemeinen Interesse erteilte Staatsprivilegien im wesentlichen einigen wenigen reichen Leuten dienen, um diese durch weitere lawinenartige Vermehrung ihres Reichtums aus der ganzen Bevölkerung herauszuheben und diese ihnen immer mehr unterthan zu machen.



wurden zwar nicht unmittelbar Gebühren verlangt, aber der Mindestbetrag, den der solche Aufträge erteilende Girokunde jederzeit auf Girokonto unverzinslich zu fordern haben muß, wurde nach dem Umfange dieses Wechselinkasso mit bemessen. Natürlich war die Benutzung der Reichsbank als Kassendiener nur für die Firmen vorteilhaft, die größere Mengen von Wechseln gleichzeitig einzuziehen hatten. Dadurch wurde diese Einrichtung von selbst zu einem Privilegium der Bankiers. Sie führte aber auch zu ungeahnten unsoliden Abmachungen der Bankiers unter einander und mit andern Geschäfttreibenden, Abmachungen, die entschieden keine Billigung finden können und einen schlechten Gegensatz zum richtigen Diskontogeschäft bilden. In der Erkenntnis solchen Mißbrauchs hat die Reichsbank ihm entgegengewirkt und deshalb diesen Geschäftsverkehr durch Belastung der aus Mangel an Zahlung zurückzugebenden Wechsel mit einer kleinen Gebühr angemessen eingeschränkt. Sobald die Reichsbank diesen richtigen Schritt gethan hatte, haben Privatnotenbanken einen Giroverkehr eingeführt, bei dem sie die Bankierwechsel kostenfrei einkassirten, um die Bankiers als ihre bevorzugten Kunden weiter an sich zu fesseln und den Grundsatz bevorzugender Behandlung gewisser Teile der Geschäftswelt weiter auszubilden.*)

Man könnte vielleicht sagen, daß diese Mißstände nicht die Aufhebung der Privatnotenbanken zur Folge haben müßten, vielmehr zwar eine formelle Kündigung des Banknotenprivilegs, aber Fortdauer der Privatnotenbanken nach Verschärfung des Bankgesetzes herbeiführen sollten, d. h. eine Verschärfung etwa des Inhalts, daß bei Verlust des Bankprivilegs 1) bei Wechseldiskontirungen und bei Lombardirungen niemand unter irgend einer Form ein niedrigerer oder ein höherer als der öffentlich bekannt gegebne Zinsfuß berechnet werden darf; 2) daß keinerlei Einrichtungen getroffen werden dürfen, die ihrer Bestimmung oder ihrer Natur nach eine Bevorzugung einzelner Kreise der Geschäftswelt enthalten; und daß 3) (wie bei Post und Eisenbahn), unbeschadet der Bestimmung eines Mindestsatzes, bei Geschäften, die im Interesse andrer besorgt werden, die

*) Diese Einrichtung eines Giroverkehrs der Privatnotenbanken, die dabei der Reichsbank dadurch den Rang abzulaufen suchen, daß sie einige wenn auch ganz niedrige Zinsen gewähren, ist aber — wie in den Ausführungen Nasses zweifellos begründet wird -- eine Maßregel, die die im Bankgesetz durch Festsetzung eines Maßes der steuerfreien Notenemission bewirkte Begrenzung des Notenprivilegs insofern geradezu aufhebt, als die Giroguthaben in die von den Banken teilweise durch Baarvorrat zu deckenden Passiven nicht eingerechnet werden, noch weniger ganz durch Baarvorrat zu decken sind. Bei der Reichsbank mag das ungefährlich sein; daß aber eine solche Einrichtung bei den Privatnotenbanken unerträglich ist und daher, wenn die Privatnotenbanken fortbestünden, untersagt werden müßte, etwa mit der Bestimmung: „daß bei den Privatnotenbanken deren Verpflichtungen gegen Girogläubiger und sonstige in zu bestimmender kurzen Frist fällige Verbindlichkeiten neben der in § 17 des Bankgesetzes vorgeschriebenen Drittelbaardeckung der Noten jederzeit vollständig baar zu decken sind," bedarf keiner Ausführung.

dafür zu berechnende Gebühr stets in gleichmäßig fortschreitendem Verhältnis zur Höhe der in Frage kommenden Beträge stehen muß.

Diese Vorschriften scheinen uns übrigens so selbstverständliche, dem Notenprivileg entsprechende Beschränkungen zu enthalten, daß ein neues Bankgesetz sie auch der Braunschweigischen Bank auferlegen könnte, obwohl sich diese dem Bankgesetze nicht unterworfen hat.

Die Privatnotenbanken selbst, d. h. die Aktionäre, würden durch die Aufhebung des Banknotenprivilegs fast nirgends Schaden erleiden, denn die Rente ist fast allenthalben seit Jahren sehr dürftig gewesen, und der Kurswert der Aktien entspricht meist dem Liquidationswerte. Deshalb könnte man nicht sagen, daß die Aktionäre unter dem ungehörigen Verhalten der von ihnen eingesetzten, daher aber auch von ihnen zu vertretenden Verwaltungsorgane dann zu leiden hätten, wenn ihnen wegen dieses Verhaltens das Privileg entzogen würde.

Nebenbei mag hier darauf hingewiesen werden, daß die Privatnotenbanken vielfach Banknoten wieder ausgeben, die verschossen, beschmutzt und geflickt an sie zurückgekommen waren, sodaß die bei Erlaß des Bankgesetzes gehegte Hoffnung, eine Strafe auf solches Verhalten zu setzen, werde unnötig sein, sich als zu optimistisch erwiesen hat.

Auch könnte der künstlichen Überflutung des Verkehrs mit Noten der Privatnotenbanken dadurch etwas begegnet werden, daß ihnen aufgegeben würde, mehr große, leichter an sie zurückfließende Stücke auszugeben, dies in der Weise, daß bei Strafe nur eine gewisse geringe Quote ihrer jeweilig im Umlaufe befindlichen Noten aus Noten von je 100 Mark oder 200 Mark bestehen dürfe, also eine gewisse größere Quote der umlaufenden Noten aus Stücken über 1000 Mark (oder 500 Mark) bestehen müsse.

Sprechen alle diese Umstände gegen das Fortbestehen der jetzigen Privatnotenbanken, so giebt es anderseits für das Bestehen eines einzigen Reichsinstituts einige unanfechtbare Gründe.

Bei der hervorragenden Bedeutung des Verhaltens unsrer Notenbanken für die Regelung des ganzen Geldumlaufs, insbesondre die Sicherung unsrer Valuta (die Verhinderung zu starker Goldausfuhr), überhaupt für das Verhältnis unsers vaterländischen Wirtschaftsgebietes zum Weltverkehr und unsrer Nation als politisches Ganzes gegenüber dem Auslande durch Erhöhung des Zinsfußes und andre geeignete Mittel muß die Macht zur Ergreifung aller solcher Maßregeln in eine einzige kräftige Hand gelegt werden. Bisher hat die Reichsbank, wenn sie aus solchen wichtigen Gründen den Zinsfuß erhöhte, die Privatnotenbanken ersucht, dies in gleicher Weise zu thun. Die Privatnotenbanken haben das dann zwar anscheinend meist gethan; aber manche davon haben insgeheim dem entgegengehandelt, ihren Günstlingen niedrigere Zinsen berechnet, unbekümmert darum, ob sie dadurch die Goldausfuhr förderten oder sonst das allgemeine Interesse schädigten. Es ist klar, daß dies unerträgliche Verhältnisse

sind, die umso gefährlicher werden würden, je mehr Staaten die Goldvaluta einführten, eine Maßregel, die, wie es scheint, mehrseitig geplant wird.

Diese Erwägung führt zu dem Satze, daß ein Wirtschaftsgebiet wie das deutsche Reich einen einzigen großen Geldbehälter haben muß, dessen Verwaltung den Geldumlauf und damit die davon abhängigen Verhältnisse regelt, daß also nicht daneben kleinere Nebenbehälter bestehen dürfen, deren Verwaltung noch widerstreitenden Grundsätzen die wohlthätigen Folgen der richtigen Verwaltung des Hauptbehälters aufhebt.

Ferner ist nicht zu übersehen, daß der dem einzelnen Kreditnehmer von einer Notenbank auf Grund ihres Notenprivilegs einzuräumende Kredit eine besondre Begünstigung ist, die ihre bestimmten Grenzen haben muß. Besteht nun an einem Orte eine Privatnotenbank neben einer Reichsbankstelle, so kann der dortige Geschäfttreibende bei jeder dieser Stellen einen Kredit genießen, im ganzen also doppelt so viel, wie den ihm wirklich gebührenden Notenbankkredit. Das ist eine unstatthafte Übertreibung des Kredits, die nur dadurch beseitigt werden kann, daß das Nebeneinanderbestehen mehrerer Notenbanken für unthunlich erklärt wird. Denn ganz unausführbar erscheint eine Einrichtung, die dahin ginge, daß, wer bei einer Notenbank Kredit nimmt, sich nicht auch bei einer andern Notenbank Kredit geben lassen dürfe. Eine solche Einrichtung wäre schon deshalb undurchführbar, weil bei Wechseldiskontirungen nicht bloß die Kreditwürdigkeit und die Höhe des Kredits des unmittelbaren Giranten, sondern auch der Kredit der Vordermänner in Anschlag zu bringen ist.

Das Fortbestehen der Privatnotenbanken wäre weiter, wenn es von den Mittel- und Kleinstaaten angestrebt würde, eine bittere Ungerechtigkeit gegen Preußen. Über die Notenprivilegien der Privatnotenbanken hinaus, die früher in den 1866 erworbenen Provinzen bestanden, hat Preußen Notenprivilegien fast gar nicht erteilt oder gelassen, gleichwohl aber hat es — abgesehen von den Jahresbeträgen, die ihm von der Preußischen Bank schon zu gewähren waren — seinen Anteil vom Ertrage der Reichsbank dem Reiche überlassen, obwohl die Reichsbank in den andern Bundesstaaten, wo Privatnotenbanken fortbestanden, nur in sehr beschränkter Weise Geschäfte machen und Gewinne verdienen konnte. Preußen teilt also den von der Reichsbank in Preußen erzielten Ertrag mit den andern, namentlich den Mittelstaaten! Man darf daher wohl erwarten, daß die letztern nicht länger durch das Fortbestehen der Privatnotenbanken dieses Mißverhältnis werden aufrecht halten wollen.

Zu allen diesen die Beseitigung der Privatnotenbanken verlangenden Gründen treten aber nun folgende Erwägungen hinzu, die die Umwandlung der jetzigen Reichsbank in ein reines Reichsinstitut fordern.

Das Recht, Noten auszugeben, ist zwar nicht ganz und gar, aber, da Banknoten im Verkehr den Charakter als Geld gewonnen haben, in gewissem Grade das Recht, Geld zu machen und in Umlauf zu setzen. Ein solches

Recht konnte vor 1866 ein deutscher Mittel- oder Kleinstaat an eine Privatgesellschaft in irgend welchem Umfange abgeben; damals fehlte es an dem Verständnis für den wahren Begriff der Souveränität, und das war bei den damaligen zerfahrnen Verhältnissen erklärlich, wo der Begriff staatlicher Würde vielfach verblaßt oder verloren war. Und 1875 mußte den Baiern (die zwar 1871 bei Verteilung der französischen Kriegsentschädigung einen sie sehr begünstigenden Modus erlangten, indem nur zum Teil die militärische Leistung als Maßstab der Verteilung angenommen wurde, und die sich der neuen Spiritusbesteuerung, um das hohe Aufbringen des armen Nordostens mit zu genießen, schleunigst angeschlossen haben, aber sonst mit größter Eifersucht jedes Titelchen ihrer Reservatrechte, auch der unerträglichsten festhalten) noch eine besonders bevorzugte Privatnotenbank zugestanden werden, während gleichzeitig Preußen seine Notenbank dem Allgemeinen zum Besten in der Reichsbank aufgehen ließ! Wenn sich aber heute noch solcher Sondergeist breit machte, dann müßte man mit Ingrimm und Scham sich von diesem Bilde wegwenden. Wir erachten es deshalb auch hier für ganz unmöglich, daß heute noch ein Einzelstaat für denkbar hielte, das Reich könnte seine Hoheitsrechte im Bankwesen mit irgend einem Privatnotenbänkchen oder einem Einzelstaate irgendwie teilen. Aber wie das Reich das nicht kann, weil es seiner Würde widerspricht, so kann es aus diesem Grunde auch das Notenprivileg nicht weiter an eine unter Reichsverwaltung stehende Anstalt abgeben, zu der das Privatpublikum das Geld hergiebt, deren Inhaber also dieses Publikum ist und deren Geschäfte von letzterm irgendwie beeinflußt werden können.

Solche Beeinflussung der Verwaltung der Reichsbank durch ihren Zentralausschuß und seine Deputirte oder wenigstens die Möglichkeit derartiger Beeinflussung und die Möglichkeit, daß die Kunden der Reichsbank, insbesondre die Vertreter der Großfinanz, durch Einblick in die Geschäfte des Instituts solche Beeinflussung in einer sie bevorzugenden Weise erfahren, läßt uns die Fortdauer der jetzigen Reichsbank mit Privatkapital nicht erträglich erscheinen. Die Leitung der Reichsbank ist nach allgemeiner Ansicht so vorzüglich, so gerecht und gewissenhaft, so vorsichtig und doch so entgegenkommend, so umsichtig, daß es einer solchen bedenklichen Kontrole ebensowenig bedarf wie bei andern Staats- und Reichsämtern, z. B. der Post und Telegraphie und den Eisenbahnen. Es würde genügen, wenn der Reichsbankverwaltung ein aus verschiednen Erwerbskreisen, nicht einseitig aus Mitgliedern der Großfinanz, zusammengesetzter Beirat etwa nach Art der Eisenbahnräte beigegeben würde, der aber nur fakultativ zu hören wäre und einzelne Kreditbewilligungen nicht beeinflussen dürfte. Der für Einhaltung der richtigen Grundsätze in der Bankleitung erforderliche Überblick über alle geschäftlichen Verhältnisse der Nation — namentlich betreffs der Diskontobestimmung und der Regelung der Zahlungsbilanz — würde der obersten Bankleitung auch durch andre Informationen als

die vom Zentralausschuß und seinen Deputirten ihr erteilten fortwährend gewahrt werden können.*)

Wenn wir die Offenbarung der Geschäftsgeheimnisse der Reichsbank, so das Bekanntwerden der Absicht einer Diskontoerhöhung als bedenklich hinstellen, so wollen wir die Herren vom Zentralausschuße und seine Deputirten keineswegs in einen ungerechten Verdacht bringen, als ob sie diese Kenntnis mißbrauchten. Bekannt ist aber, daß unmittelbar vor der Beschließung von Diskontoerhöhungen bei den Zweiganstalten der Reichsbank bedeutende Summen zu niedrigem Zinsfuße diskontirt worden sind. Das geschah, wenn Diskonterhöhungen erwartet wurden, und wenn die Finanzwelt durch Bekanntwerden des Umstandes, daß die Mitglieder des Zentralausschusses zu einer Sitzung berufen seien, den Augenblick der Diskontoerhöhung vermuten konnten. Wir streifen hiermit nur eine einzelne Art des Mißbrauchs besondrer Geschäftskenntnisse und überlassen es denen, die mit den Verhältnissen vertraut sind, sich andre Beispiele zusammenzustellen, wie auch ohne alle Mitwissenschaft der berufenen Vertrauensmänner deren Stellung zu Mißbräuchen recht wohl führen kann und wird.

Wenn das Reich die Reichsbank als reines Reichsinstitut einführte, würde es das erforderliche Kapital zu 3½ Prozent Zinsen oder billiger leicht erhalten. Das Reich würde also, abgesehen von den Zuweisungen zum Reservefonds die Summe der Zinsen und Dividenden, die die 3½ Prozent übersteigen, an Stelle der jetzigen Bankanteilseigner beziehen. Das würde jährlich mehrere Millionen Mark ausmachen. Ließe das Reich das Privileg der jetzigen Anteilseigner weiter bestehen, so würde dieses Belassen ein jährliches Geschenk dieser Summe an die Anteilseigner einschließen. Wir möchten bezweifeln, daß der Geldüberfluß des Reiches groß genug sei, um mit solchen Geschenken an die (meist der Großfinanz angehörigen) Bankanteilseigner verschwenderisch umzugehen. Durch Billigkeitsrücksichten ist das Reich umsoweniger gebunden, als das Privileg der Reichsbank überhaupt nur bis Ende 1890 erteilt ist, und als das Reich sowie die Einzelstaaten durch das allgemeine Sinken des Zinsfußes nahegelegte Zinsherabsetzungen fortdauernd unbedenklich vornehmen, obwohl sie namentlich den kleinern Kapitalisten in seinem oft kargen Einkommen sehr beschneiden.

Bekannt ist, daß sich ein sehr großer Teil der Bankanteile im Besitze von Nichtdeutschen befindet. Solche Nichtdeutsche können also, wenn sie den im

*) In dieser Beziehung können wir Nasse nicht beipflichten, der dem Zentralausschuß und seinen Deputirten ein unsers Erachtens weit über die Wirklichkeit hinausgehendes Maß an dem Verdienste der vorzüglichen Bankleitung einräumt. Sehr oft dürften die geschäftlichen Beziehungen der einzelnen Mitglieder der Großfinanz mit dem entsprechenden Verhalten der Reichsbankverwaltung so sehr im Widerspruche stehen, daß sie im eignen Interesse von Mitteilungen und Ratschlägen absehen werden.

§ 31 des Bankgesetzes gegebenen Vorschriften betreffs ihres Wohnsitzes genügen, den Bankzentralausschuß bilden und sogar Deputirte werden. Daß solche Möglichkeit mit der öffentlich-rechtlichen Natur der Reichsbank gänzlich unvereinbar ist, obgleich sie sich auf privatkapitalistischer Grundlage aufbaut, bedarf wohl keiner besondern Begründung.

(Schluß folgt)



Die Justizorganisation von 1879
in ministerieller Beleuchtung

Von O. Bähr

Gegen Schluß des Jahres 1887 wurden zwei Berichte in weitern Kreisen bekannt, die der damalige preußische Justizminister am 31. Januar 1882 und am 27. Oktober 1887 über die preußische Justizverwaltung an Seine Majestät den Kaiser und König erstattet hatte. Sie ergaben einen höchst interessanten Überblick über die Entwicklung der Rechtspflege nach der Organisation von 1879. Zugleich gelangte ein königliches Handschreiben an die Öffentlichkeit, worin auf Grund des zuletzt erstatteten Berichtes der König aussprach, daß er mit Freuden gesehen habe, wie die neue Justizorganisation sich im Volke einlebe und im großen und ganzen sich bewähre. Damit erschienen alle damals angeregten Zweifel über den Wert der neuen Einrichtungen und die daran geknüpften Reformbestrebungen vorerst als abgethan. Und vollends verlor man die Sache aus dem Auge, als kurz darauf der Entwurf des deutschen Zivilgesetzbuchs erschien und die ganze Aufmerksamkeit der juristischen Kreise auf sich zog.

Inzwischen ist der hohe Urheber jenes belobenden Erlasses aus dem Leben geschieden. Auch der Minister, der diesen Erlaß durch seine Darstellung erwirkt hatte, ist nicht mehr im Dienste. Jene Vorgänge gehören also bereits der Geschichte an, und wir werden die Ministerialberichte zum Gegenstand einer unbefangnen Betrachtung machen dürfen.

Die Berichte beschränken sich natürlich auf die preußischen Verhältnisse. Unsre daran geknüpfte Betrachtung wird aber für die meisten deutschen Länder passen. Auch in den thatsächlichen Verhältnissen, insbesondre den Zahlenangaben, knüpft unsre Betrachtung an die Berichte und deren Zeit an. Seitdem werden manche geringe Veränderungen eingetreten sein. Für die Beurteilung des Ganzen bleiben diese aber ohne Bedeutung.

1

Der Hauptcharakterzug der Justizorganisation von 1879, wie sie uns in den erstatteten Berichten anschaulich vor Augen tritt, lag in dem Bestreben, die Thätigkeit und die Wirksamkeit des Richters so klein wie möglich zu machen. Man beschränkte zunächst seine Thätigkeit durch Entziehung einer Anzahl von Geschäften, für die man bisher wegen ihres engen Zusammenhanges mit der Rechtsprechung den Richter als das naturgemäß berufene Organ betrachtet hatte. Auf dem Gebiet der Strafrechtspflege wurde die Strafvollstreckung, die damit in Verbindung stehende Berichterstattung in Begnadigungssachen, auch die Gefängnisverwaltung bei den Landgerichten den Gerichten entzogen und den Staatsanwälten übertragen. Im Zivilprozeß wurde die Prozeßleitung und die Vollziehungsinstanz den Gerichten entzogen und für Sache der Parteien erklärt, denen dafür der Gerichtsvollzieher zur Dienstleistung gestellt wurde. Selbst der Gerichtsschreiber wurde neben dem Richter für gewisse Geschäfte zu einer selbständigen Behörde erhoben. Auch die Kostenverwaltung sollte nicht mehr den Gerichten verbleiben; sie wurde den Finanzbehörden übertragen. Der Richter sollte, soweit möglich, nur noch ein Spruchautomat sein, der, sobald man ein Plaidoyer hineinwirft, sofort ein Urteil von sich giebt. Das nannte man: den Richter der Reinheit seines Berufs wiedergeben.

Aber auch soweit man dem Richter seinen Beruf lassen mußte, suchte man seine Wirksamkeit möglichst zu beschränken. Auf dem Gebiete der Strafrechtspflege wurde in allen landgerichtlichen Sachen die Berufung abgeschafft und dadurch die Rechtsverteidigung in den wichtigsten Fragen auf eine Instanz beschränkt. In der Zivilrechtspflege erreichte man den gedachten Zweck durch vielfache Erschwerungen des Rechtswegs. Es wurden möglichst große Gerichtsbezirke gemacht und dadurch schon für viele Staatsangehörige das Angehen des Gerichtes erschwert. Die dritte Instanz erhielt eine weit enger begrenzte Wirksamkeit. Es wurde in großem Umfange der Anwaltszwang eingeführt. Dem Prozeß wurden Einrichtungen gegeben, die die Rechtsuchenden mit weit größern Gefahren umgaben. Und noch ein weiteres Mittel hatte Justizminister Leonhardt in dieser Richtung geplant, ein Mittel, das, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, der Justiz völlig zum Verderben gereicht hätte: auch in Zivilsachen sollte die Berufung abgeschafft werden. Dieser Plan gelang jedoch nicht. Er scheiterte an dem gesunden Sinn und dem Wohlwollen der mittelstaatlichen Minister. Dagegen kam noch nach Schluß der Organisation ein tiefeingreifendes Mittel für die Erschwerung des Rechtsweges hinzu: die Belastung des Prozesses mit übermäßigen Kosten.

Wir wollen die einzelnen hier kurz angedeuteten Punkte noch etwas näher erläutern.

Eine äußere Erschwerung der Rechtsverfolgung in allen wichtigern Rechtssachen wurde dadurch herbeigeführt, daß man an die Stelle von 6 Stadtgerichten,

249 Kreisgerichten, 11 hannöverschen Obergerichten und 9 rheinischen Landgerichten (zusammen 305 Gerichtsstellen) nur 91 Landgerichte, an die Stelle von 27 Appellationsgerichten nur 13 Oberlandesgerichte setzte. Für viele Orte, die bisher das anzugehende Gericht in nächster Nähe gehabt hatten, wurde es hierdurch in weite Ferne gelegt.

In ganz Preußen, nur mit Ausnahme der Rheinprovinz und Hannovers, konnten früher die Parteien ihre Prozesse bis zu den höchsten Wertsummen in erster Instanz selbst betreiben, und sie machten in einfachen Sachen, z. B. Wechselsachen, auch vielfach von dieser Befugnis Gebrauch. Auch das in Bagatellsachen zulässige Rechtsmittel des Rekurses konnte ohne Anwalt eingebracht werden. Die neuen Gesetze ordneten an, daß in allen landgerichtlichen Sachen (Sachen über 300 Mark Wert) jede Partei einen Anwalt haben müsse, auch daß in Bagatellsachen, wenn eine Partei ein Rechtsmittel erheben wolle, dies nur durch einen Anwalt geschehen könne. Die darin liegende Erschwerung der Rechtsverfolgung liegt auf der Hand.

Für das Weitere müssen wir zunächst einen Blick auf den französischen Prozeß werfen. Der französische Prozeß besteht darin, daß das Gericht in seiner Amtstracht dasitzt, die Anwälte davor hintreten, die Sache mündlich plädiren, und nun das Gericht ebenso mündlich seinen Ausspruch giebt. Dieses ganze Verfahren entspricht dem französischen Bedürfnis nach theatralischem Schein. Es entspricht aber nicht dem Bedürfnis der Gerechtigkeit. Bei unsern heutigen verwickelten Verhältnissen ist es in unzähligen Fällen ganz unmöglich, auf eine bloße mündliche Darstellung hin sicher und gerecht zu entscheiden. Und doch ist dieses der Grundgedanke des Systems. Wohl aber gewährt dieses System dem Juristenstande bequeme Tage und reiches Einkommen, und deshalb wurde es von den Juristen der Länder, wo es bereits bestand, in den Himmel erhoben. Die Interessen der Rechtsuchenden aber blieben dabei schmählich hintangesetzt. Dieses System nun hat man sich in Deutschland zum Muster genommen. War es doch überhaupt bei uns lange Zeit Mode, alles was französisch war, zu bewundern. Wir wollen die dadurch eingetretenen Änderungen in ihren Hauptzügen hier schildern.

In dem frühern Prozeß bestand die Einrichtung, daß Klagen und andre Anträge gleich eingangs vom Richter geprüft und, wenn er sie ungegründet fand, zurückgewiesen wurden, ohne daß es zu weitern Verhandlungen kam. Auch eingelegte Rechtsmittel mußten wenigstens auf die formelle Zulässigkeit hin geprüft werden. Auf diese Weise wurden den Beteiligten unzählige Prozesse erspart. Heute läuft jede Klage und jedes Rechtsmittel blindlings in den Prozeß hinein. Der andre Teil wird geladen, und es wird nun zweiseitig darüber verhandelt. Die Partei, die früher, wenn ihr Anspruch verfehlt war, mit geringen Kosten wegkam, hat jetzt stets die Kosten eines ganzen Prozesses zu tragen.

Früher leitete der Richter den Prozeß. Er hatte zu prüfen, was von Verhandlungen nötig sei, um die Sache in der mündlichen Schlußverhandlung zu einem gedeihlichen Ziele zu führen. Jetzt hat das Gericht mit der Prozeßleitung nichts mehr zu thun. Der Vorsitzende des Gerichts bestimmt nur einen Termin zur mündlichen Verhandlung. In diesem hat das Gericht zur Verhandlung bereit zu sitzen und, wenn sie erfolgt, seinen Ausspruch abzugeben. Sonst hat es sich um nichts zu kümmern. Alle Vorverhandlungen nehmen die Anwälte auf eigne Hand vor. Der Gerichtsvollzieher ist ihr Mittelsmann. Das ist natürlich für die Richter sehr bequem. Aber auch für die Anwälte ist es sehr angenehm. Sie haben keine richterlichen Dekreturen mehr zu gewärtigen. Der Richter kann ihnen keine Frist mehr setzen. Sie können Schriften erstatten, so früh und so spät, so viel und so wenig sie wollen. Sie können auch, wenn sie beide einig sind, den Verhandlungstermin nicht abhalten und das Gericht sitzen lassen. Sie sind vollkommen Herren des Prozesses. Für die Parteien aber hat sich diese Einrichtung als nichts weniger als heilbringend erwiesen. Es sind ihnen dadurch ganz neue Gefahren erwachsen. Alle Fehler, die der Anwalt bei der Prozeßleitung macht, schneiden der Partei ins Fleisch und werden ihr unter Umständen verderblich. So namentlich bei der wahrhaft verhängnisvollen Zustellungsfrage. Früher wurde die Frist eines Rechtsmittels dadurch gewahrt, daß man die Schrift bei Gericht einreichte. Das war einfach und sicher. Jetzt muß der betreibende Teil zur Wahrung der Frist seinen Schriftsatz dem Gegner durch den Gerichtsvollzieher „zustellen" lassen; und dieses Zustellungswesen ist in so verzwickte Formen gebannt, daß alle Tage neue Streitfragen darüber entstehen, und selbst der sorgfältigste Anwalt sich vor Fehlern nicht hüten kann. Einen solchen Fehler aber büßt die Partei mit Verlust ihres Prozesses. Wenn man dieses ganze System unbefangen in seiner Wirksamkeit betrachtet, so könnte man glauben, daß die Schöpfer desselben voller Bosheit gegen alle Rechtsuchenden gewesen und darauf ausgegangen seien, die Richter zu kalten und gleichgiltigen Menschen zu erziehen. Jedenfalls bilden die Gefahren, mit denen die Beschreitung des Rechtsweges heute umgeben ist, einen wesentlichen Teil des Abschreckungssystems, das man gegen die Rechtsverfolgung errichtet hat.*)

Auch die dritte Instanz ist im Vergleich mit der frühern des preußischen Rechtes verkümmert. An das preußische Obertribunal gingen zwei Rechtsmittel. Das eine, das „Nichtigkeitsbeschwerde" hieß, war auf Rechtsfragen beschränkt, konnte aber in allen bei den Appellationsgerichten entschiednen Sachen (Sachen über 50 Thlr.) erhoben werden. Das andre Rechtsmittel, das „Revision" hieß, gestattete völlig freie Beurteilung, war aber an Verschiedenheit der Vor-

*) Anträge, die in der Reichsjustizkommission zur Minderung dieser Gefahren gestellt wurden, wurden von den Regierungsvertretern aufs äußerste bekämpft.

erkenntnisse und an eine Beschwerdensumme von mehr als 500 Thlr. gebunden. Beim Reichsgericht ist dagegen nur ein der frühern Nichtigkeitsbeschwerde nachgebildetes Rechtsmittel gegeben, das man sonderbarerweise „Revision“ genannt hat. Dieses ist aber an eine Beschwerdensumme von mehr als 1500 Mark gebunden und überdies noch auf einen bestimmten Kreis von Rechtsfragen beschränkt. Man sieht hieraus, daß die dritte Instanz im Vergleich mit der des preußischen Rechtes eine sehr wesentliche Beschränkung erfahren hat. Aber noch eine ganz andre Beschränkung hat sich in der Wirksamkeit der höchsten Instanz nach dem neuen Verfahren ausgebildet. Sie besteht darin, daß das Reichsgericht in den wenigsten Fällen, in denen es die Vorentscheidung mißbilligt, selbst die endliche Entscheidung giebt, vielmehr meistens die Sache an die Vorinstanz zur weitern Entscheidung zurückschickt. Jeder Sachkundige weiß, daß dadurch nicht allein die Sache verschleppt, sondern auch durch die Gefahr, daß die Vorinstanz doch wieder aus andern Gründen ebenso wie früher entscheidet, der Wert der höchstinstanzlichen Entscheidung sehr problematisch wird.

2

Die Beschränkungen, denen man die Thätigkeit der Gerichte unterworfen hat, haben nun allerdings dahin geführt, daß die Zahl der Richter sowohl als der Gerichtsbeamten erheblich verringert werden konnte, worauf die Ministerialberichte mit Stolz hinweisen. Die Zahl der Richter erster Instanz war 1887 im Vergleich mit 1879 von 3817 auf 3663, also um 4,03 Prozent, die Zahl der Richter zweiter Instanz von 433 auf 258, also sogar um 34 Prozent heruntergegangen.*)

Noch größere Ersparnisse glaubte man an den Gerichtsbeamten erzielen zu können. Man verminderte gleich anfangs die Büreau-, Kassen- und Rechnungsbeamten von 6864 auf 4475, die Kanzleibeamten von 729 auf 525, die Unterbeamten (Gerichtsdiener und Gerichtsvollzieher) von 4761 auf 3973. Aber diese Minderung hat sich nicht als nachhaltig erwiesen. Sie hing zusammen mit der bereits erwähnten Trennung der Gerichtskostenverwaltung von den Gerichten. In dem Bericht von 1882 wurde gesagt, dieses System habe allerdings in der ersten Zeit Schwierigkeiten bereitet, auch Unzuträglichkeiten zur Folge gehabt. Jetzt seien diese überwunden, und man dürfe hoffen, daß die neue Einrichtung sich allseitig bewähren werde. Der Bericht von 1887 dagegen meldet, eine tiefeinschneidende Änderung habe sich seit dem 1. April 1885 durch die Wiedereinrichtung der Gerichtskassen vollzogen. Je länger die neue Einrichtung in Übung gewesen, desto unwiderleglicher habe sich gezeigt, daß

*) Bei allen Vergleichungen der Zahlen von 1879 und 1887 müßte streng genommen berücksichtigt werden, daß auch die Bevölkerung während der Zwischenzeit sich um etwa 5 Prozent vermehrt hat. Der Einfachheit halber ist aber hier und später auf diesen Unterschied keine Rücksicht genommen.

diese Neuerung eine von Haus aus verfehlte gewesen sei, und daß man, um sie nicht zu einem fortwährenden Schaden werden zu lassen, sie notwendig habe wieder aufgeben müssen. Man sei also zu der altpreußischen Einrichtung zurückgekehrt. Das sei ein schwerer Schritt gewesen, der aber vollkommen gelungen sei.

Noch durch eine andre Einrichtung hatte man an Beamtenkräften sparen zu können geglaubt. Bei den Gerichtsschreibereien sollten keine Hilfsbeamten mehr bestellt werden, sondern die Gerichtsschreiber sollten gegen Vergütung die erforderlichen Hilfskräfte selbst stellen. Auch diese Einrichtung bewährte sich nicht. Die Gerichtsschreiber nutzten sie zu ihrem Vorteil aus. Die Schreibarbeit der Privatgehilfen erwies sich als „ungenügend.“ Und schließlich kam auch nicht einmal eine Ersparnis für die Staatskasse dabei heraus. So meldet der Bericht von 1887.

Die Rückgängigmachung dieser Neuerungen führte nun dahin, daß man auch das Gerichtsbeamtenpersonal wieder vermehren mußte. Die Büreau-, Kassen- und Rechnungsbeamten wurden um 1797, die Kanzleibeamten um 84, die Gerichtsdiener um 355, die Gerichtsvollzieher um 72 vermehrt. Allerdings sind diese Beamtenklassen auch jetzt noch der Zahl nach geringer als vor der neuen Organisation.

Der sachliche Wert aller dieser Ersparnisse an Kräften läßt sich aber nur bemessen, wenn man zugleich die Summe der Leistungen der Justiz in Betracht zieht. Nun finden wir, daß sich auf dem Gebiete der Zivilrechtspflege die Prozesse ganz gewaltig verringert haben. Der Bericht von 1887 stellt aus den acht landrechtlichen Provinzen die Zahlen der anhängig gewordnen Prozesse und Rechtsmittel zusammen. Darnach ergiebt sich, daß im Vergleich mit dem Jahre 1878 die anhängig gewordnen Prozesse um 40 Prozent, die Zahlungsbefehle um 37 Prozent, die eingelegten Rechtsmittel sogar um 51 Prozent zurückgegangen sind. Ließe sich annehmen, daß eine gleichmäßige Verminderung der Prozesse in der ganzen Monarchie stattgefunden habe, so würden im Jahre 1886 etwa 525800 Prozesse und 39800 Rechtsmittel weniger in Preußen anhängig geworden sein als im Jahre 1878.

Es ist nun von Interesse, zu berechnen, wie sich zu dieser Verminderung der Prozesse die Verminderung des Aufwandes an Kräften verhält, die in der verringerten Zahl der Richter und Gerichtsbeamten zum Ausdruck kommt. Diese Berechnung vorzunehmen, ist nicht ganz leicht, weil bei allen Gerichten neben der Zivilrechtspflege noch andre Geschäfte, namentlich die der Strafrechtspflege, vorkommen. Auch sind in der Zuständigkeit der höhern und niedern Gerichte erhebliche Veränderungen gegen früher eingetreten. So namentlich sind die Oberlandesgerichte im Vergleich mit den frühern Appellationsgerichten dadurch wesentlich entlastet, daß die Berufungen gegen die Urteile der Amtsgerichte, desgleichen alle Beschwerden gegen Verfügungen der Amts-

gerichte jetzt an die Landgerichte gehen, während früher alle Rechtsmittel zweiter Instanz in Altpreußen an die Appellationsgerichte gingen. Auch ist die Thätigkeit der Oberlandesgerichte in Strafsachen weit geringer als die der frühern Appellationsgerichte.

Es würde nicht passend sein, wollte ich den Lesern dieser Zeitschrift die hiernach und mit Hilfe andrer statistischen Nachweise von mir vorgenommenen Berechnungen (über die ich jedoch jederzeit Auskunft geben könnte) in ihren Einzelheiten vorführen. Ich beschränke mich daher auf Mitteilung der letzten Ergebnisse. Meiner Berechnung nach haben sich in erster Instanz die für Zivilsachen verwendeten Richterkräfte um etwa 17 Prozent, die Zahl der erledigten Sachen aber um etwa 34 Prozent verringert, sodaß also die vorhandnen Kräfte nur etwa vier Fünftel des Frühern leisten. Noch weit größer ist der Gegensatz in der Beschäftigung der Mitglieder der höhern Instanz.

Während bei den altpreußischen Appellationsgerichten, bei denen man etwa ein Viertel der Mitglieder für Strafsachen rechnen konnte, die übrigbleibenden drei Viertel (250) jährlich 52896 Appellationen und Rekurse zu erledigen hatten, sodaß also auf das einzelne Mitglied an 212 Sachen fielen, kommen auf die in Zivilsachen beschäftigten Mitglieder der jetzigen Oberlandesgerichte (bei denen man nur etwa ein Zehntel der Mitglieder für Strafsachen rechnen kann) jährlich nur etwa 40 Sachen. Allerdings waren unter jenen 212 Sachen auch die Rekurse begriffen, die in großer Anzahl ohne weitere Verhandlung und sehr summarisch erledigt wurden. Auch soll jener Überflutung der höhern Instanz mit geringfügigen Sachen, wie sie bei den Appellationsgerichten stattfand, keineswegs hier das Wort geredet werden. Eine solche Anzahl Sachen jährlich zu erledigen, ist für das Mitglied eines höhern Gerichtes offenbar zu viel. Übrigens hatte man dies auch schon früher in Preußen erkannt. Bei der Gerichtsorganisation in den neuen Provinzen (1867) waren Einrichtungen getroffen worden, wonach dort die Appellationsgerichte nicht in gleicher Weise überlastet waren. In diesen Provinzen ist auch die Verminderung in der Zahl der Richter höherer Instanz nicht in gleichem Maße eingetreten. Sie sind von 105 auf 80 herabgegangen.

Jedenfalls kann man so viel sagen, daß die durch die neue Organisation herbeigeführte Verminderung des Richterpersonals bei weitem überboten wird durch die Verminderung dessen, was das Richterpersonal leistet. Der in jener Verminderung liegende Vorteil ist also nur scheinbar. Zugleich erklärt sich aber daraus, weshalb das neue Verfahren viele Richter, namentlich auch bei den höhern Gerichten, zu Lobrednern hat. Denn es ist durchaus menschlich, daß man die Dinge darnach beurteilt, wie man sich persönlich bei ihnen befindet.

Wir versuchen nicht eine ähnliche Berechnung auch bezüglich der Gerichtsbeamten aufzustellen, da hierfür jedes Material fehlt. Jedenfalls aber würde man sich täuschen, wenn man aus der Verminderung der Kanzleibeamten den

Schluß zöge, daß heute an Schreibwerk etwas erspart werde. Es ist allgemein anerkannt, daß trotz der „Mündlichkeit" im heutigen Prozeß weit mehr geschrieben wird als früher. Nur werden die Schreibereien nicht mehr bei den Gerichten, sondern bei den Anwälten angefertigt, wo die Parteien sie teuer bezahlen müssen. Die Gerichtsakten aber füllen sich vorzugsweise durch die unzähligen ebenso widerwärtigen als nutzlosen Urkunden der Gerichtsvollzieher. Ein Formelkram ohne gleichen.

3

Das Mißverhältnis zwischen den vorhandnen Kräften und den Leistungen der Justiz ist aber beim Richterstande noch gering in Vergleich mit dem Mißverhältnis, das sich beim Anwaltsstande ausgebildet hat. Während die Prozesse sich wesentlich vermindert haben, ist die Zahl der Anwälte gewaltig in die Höhe gegangen. Wie wir in den Berichten lesen, gab es im Jahre 1879 in Preußen 1900 Anwälte. Bereits am 1. November 1881 waren sie bis auf 1986 gewachsen. Gleichwohl drückt der Bericht von 1882 noch die Hoffnung aus, daß die Freigebung der Anwaltschaft — seit der Organisation von 1879 darf jeder Geprüfte Anwalt werden, wo er will — kein übermäßiges Anwachsen der Anwälte zur Folge haben werde. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Nach dem neuen Bericht hat sich die Zahl der Anwälte bis zu Anfang des Jahres 1887 auf 2679, also gegen das Jahr 1879 um 41 Prozent vermehrt. Nun hat ja, wie schon oben bemerkt wurde, die neue Gesetzgebung die Anwaltsthätigkeit dadurch außerordentlich begünstigt und vermehrt, daß in allen Sachen über 300 Mark Anwaltszwang eingetreten ist und daß auch in den geringfügigsten Sachen die Berufung nur durch Anwalte erhoben werden kann; ferner daß es keine Zurückweisung ohne Verhandlung mehr giebt, sondern in jeder Sache, die anhängig gemacht wird, stets zwei Anwälte thätig sein müssen. Aber diese ganze Vermehrung der Anwaltsthätigkeit reicht doch nicht aus, um das Mißverhältnis des Anwachsens der Anwälte auf der einen und der Verminderung der Prozesse auf der andern Seite verschwinden zu lassen. Nehmen wir an, daß etwa ein Sechstel der Anwaltsthätigkeit auf Strafsachen kommt; so ist mir von Anwälten glaubhaft gesagt werden. Dann waren zur Bewältigung der Zivilsachen früher 1584 Anwälte ausreichend. Darnach würden für die um 40 Prozent verminderten Prozesse nach dem frühern Verfahren 950 Anwälte ausgereicht haben. Statt dessen sind — wenn man auch jetzt von den vorhandnen Anwälten ein Sechstel für Strafsachen abzieht — 2233 vorhanden. Es ergiebt sich also ein Überschuß von Anwaltskräften gegen früher von 135 Prozent. Allerdings ist dieser Überschuß nicht überall gleichmäßig verteilt. Er macht sich vorzugsweise in den größern Städten geltend, wogegen es bei den Amtsgerichten an den kleinern Orten oft an Anwälten fehlt. Wir werden durch die Berichte belehrt,

daß die Justizverwaltung bemüht ist, die Seßhaftmachung von Anwälten an den Amtsgerichtssitzen dadurch zu befördern, daß sie den dort wohnenden Anwälten früher das Notariat verleiht. Das ist gewiß dankbar anzuerkennen. Aber die Thatsache bleibt doch bestehen, daß es an den kleinen Orten an Anwälten mangelt, die größern dagegen überfüllt sind.*) Alle diese Anwälte verlangen nun von dem Publikum unterhalten zu werden. Vollbeschäftigte Anwälte haben bei den hohen Gebühren, die auch durch Übereinkommen mit der Partei noch erhöht werden können, ein sehr reichliches Einkommen. Glaubhaft aber ist es, daß es auch Anwälte genug giebt, die wegen unzureichender Beschäftigung nur ein mäßiges Einkommen beziehen.

Diese ganze Betrachtung ergiebt, daß nach der neuen Gerichtsorganisation die Justiz gegen früher mit einem großen Übermaß von Kräften arbeitet. Es könnte sich das nur etwa rechtfertigen, wenn die Rechtsprechung selbst dadurch wesentlich besser geworden wäre. Auf die Frage, ob dies der Fall sei, werden wir später zurückkommen.

4

Ein wesentliches Glied der neuen Organisation bildet auch der Gerichtsvollzieher. In der Reichsjustizkommission bestand seinerzeit zwar wenig Zuneigung für diese Einrichtung, zumal nach den schlimmen Erfahrungen, die man noch kurz vorher damit in Baiern gemacht hatte. Aber die Entwürfe waren nun einmal darauf zugeschnitten, und so mußte sie, wie vieles andre, angenommen werden. Die Zahl der Gerichtsvollzieher in Preußen betrug nach dem ältern Berichte 1739, nach dem neuern 1811. In dem Berichte von 1882 war gesagt, die Gerichtsvollzieher seien mancherlei Versuchungen ausgesetzt, namentlich der Versuchung der Untreue, da ihnen bei ihrer Amtsthätigkeit vielfach Wertsachen und Geldsummen anvertraut werden müßten. Bisher hätten sie diesen Versuchen „nicht ausnahmslos“ widerstanden. Doch lasse sich Besserung hoffen. „In keiner Weise nötigen die bisherigen Erfahrungen zu dem Zweifel, ob es überhaupt gelingen werde, in diesen Beamten den Geist strenger Zucht und Rechtschaffenheit zu allgemeiner Geltung zu bringen.“ Der Bericht von 1887 erachtet diese ausgesprochene Hoffnung für wesentlich erfüllt; „wenngleich die Zahl solcher Gerichtsvollzieher, welche sich im Amte Verfehlungen haben zu Schulden kommen lassen, immerhin noch keine ganz geringe gewesen ist.“ Es sind in den Jahren 1886 und 1887 (von den Vorjahren verlautet nichts) 45 Gerichtsvollzieher in Disziplinaruntersuchung gezogen, auch 17 vor die Strafgerichte gestellt und verurteilt wurden. Auch hier wieder wird der „starken Versuchung,“ welcher die Gerichtsvollzieher unterliegen, ent-

*) Seit 1887 hat sich die Zahl der Anwälte noch bedeutend vermehrt, jedoch in höherm Maße bei den Amtsgerichten, als bei den Landgerichten.

schuldigend gedacht. Jedoch würden ihnen mehr und mehr lobende Zeugnisse von den Gerichtsbehörden ausgestellt. Die gleichwohl bestehende „Ungunst der Institution" habe ihren Hauptgrund in den hohen Gebühren, namentlich den hohen Reisekosten, die die Gerichtsvollzieher bezögen. Könnte man hierin eine Erleichterung verschaffen, so würden die Klagen bald verstummen. Eine anderweite Regelung stoße aber auf die Schwierigkeit, daß bei einer Herabsetzung der Gebühren und Reisekosten der Staat die Gerichtsvollzieher entschädigen müsse. Beliebt würden freilich die Gerichtsvollzieher niemals werden, da sie zu unliebsame Geschäfte hätten.

Zur Ergänzung dieser Betrachtung dient die Darstellung der Einkommensverhältnisse der Gerichtsvollzieher, wie sie sich in den Berichten findet. Der Staat hat ihnen ein Mindesteinkommen von 1800 Mark gewährleistet. Die Zahl derer, denen hiernach zugelegt werden muß, beträgt aber nur 345. Die übrigen beziehen schon an Gebühren mehr als 1800 Mark und zwar durch alle Stufen hinauf bis zu 16000 Mark, drei sogar ein Einkommen noch darüber hinaus. Der Bericht erachtet diese Einkommen für angemessen, weil sie dem Stande intelligente Kräfte zuführten und den Diensteifer anspornten. So wohlwollend nun auch diese Bemerkung für die Gerichtsvollzieher ist, so verkennt doch auch der Bericht nicht, daß die Einrichtung von Haus aus eine bedenkliche gewesen sei und daß sie auch bis jetzt nicht viele Freunde, wohl aber zahlreiche Gegner sich erworben habe. Ja man glaubt zwischen den Zeilen zu lesen, daß auch der Herr Justizminister nicht viel Freude daran habe. Was zunächst die häufigen Vergehungen, namentlich die Veruntreuungen der Gerichtsvollzieher betrifft, so mögen ja die Versuchungen, denen sie fortwährend ausgesetzt sind, subjektiv ihnen zu einiger Entschuldigung gereichen. Objektiv können sie aber doch mit der Einrichtung nicht versöhnen. Denn der Vorwurf, soweit er dadurch von der Person der Gerichtsvollzieher abgelenkt wird, richtet sich nun gegen das Gesetz, das Leuten von niederem Bildungsgrade eine Selbständigkeit verliehen hat, die sie ständig in Versuchung führt. Daß ein Beamter, der berufen ist, dem Schuldner (der doch nicht immer ein böswilliger, sondern oft nur ein armer Mensch ist) sein Gut abzupfänden, stets einer gewissen Unbeliebtheit unterliegen wird, mag wahr sein. Aber es ist doch noch ein Unterschied, ob ein solcher Beamter im Auftrag des Richters erscheint und selbst bei der Sache ohne Interesse ist, oder ob ein Beamter sich einfindet, der „im Auftrag der Partei" handelt und aus dem traurigen Geschäft der Abpfändung ein gewinnreiches Gewerbe macht. Wenn dann ein solcher Beamter in seinem durch den Erwerbstrieb gesteigerten Diensteifer die Menschen vielleicht noch mehr als nötig, wie man im Volksmunde sagt, „klemmt," und dabei noch Gebühren für sich vorweg nimmt in einer Höhe, die ihm gestattet, weit über die natürlichen Grenzen seines Standes hinaus zu leben, so kränkt das die Menschen bis aufs Blut. Denn wenn wir nun auf

das Einkommen der Gerichtsvollzieher einen Blick werfen, so finden wir, daß nur etwa ein Drittel derselben — 638 — nicht ganz das geringste richterliche Einkommen (2400 Mark) bezieht, daß dagegen die übrigen zwei Drittel sich eines Einkommens erfreuen, das durch alle Stufen hindurch mit dem der Richter Schritt hält und in der höchsten Stufe sogar den Gehalt eines Oberlandesgerichtspräsidenten (16000 Mark) noch übersteigt. Daß es wirklich ein Bedürfnis sei, Menschen von dieser Bildungsklasse mit einem solchen Einkommen auszustatten, läßt sich doch bezweifeln. Wohl mochten die Unterbeamten, die früher unter Gerichtsaufsicht die nämlichen Geschäfte zu besorgen hatten, mitunter zu kärglich besoldet sein, und wenn Veruntreuungen bei ihnen vorkamen, so konnte man wohl annehmen, daß die Not sie dazu getrieben habe. Die öftern gleichen Vergehen der Gerichtsvollzieher beweisen aber, daß Menschen von niedriger Bildungsstufe auch dadurch, daß man sie in Wohlleben stellt, nicht immer vor Schlechtem bewahrt werden. Jedenfalls gehören die Gerichtsvollzieher — wie auch noch jüngst ein im Reichstag erstatteter Kommissionsbericht aussprach — zu den am wenigsten bewährten Errungenschaften des Jahres 1879.

(Schluß folgt)



Die Schicksale der Marienburg

em Besucher der Marienburg bietet sich jetzt ein merkwürdiges Bild. Im dem südlichen Teile, dem „Hochschloß,“ herrscht ein Leben und Treiben, als sollte die Burg noch einmal von Grund aus neu gebaut werden. Die verunstaltenden Umbauten, mit denen eine spätere Zeit sich an diesem herrlichsten gothischen Profanbau so arg versündigt hat, werden abgebrochen und überall die ursprünglichen Formen wieder hergestellt. Noch treten beim Abbruche der später zugefügten Mauern die alten, erhabenen Spitzbogen vielfach deutlich hervor. Im Innern, namentlich in der Schloßkirche, tauchen die alten Freskomalereien, freilich bis zur Unkenntlichkeit verwischt, aus der Kalktünche, mit der sie späterer Unverstand überkleidet hat, langsam wieder hervor, an andern Stellen prangen bereits die Farben in alter Frische. Kurz, die Marienburg gleicht jetzt dem Dornröschen, das nach jahrhundertelangem Schlaf in Jugendschönheit wieder erwacht.

Welche Wandlungen haben diese Mauerwerke durchlebt, und wie bezeichnend sind ihre Schicksale für den Geist der Jahrhunderte, die hier an dem sinnenden Beschauer vorüberziehen! Es war zunächst eine Burg, für einen Komthur und zwölf Ritter bestimmt, die der Landmeister Konrad von Thierberg 1274 hier an der Nogat zur Beherrschung der wichtigen Wasserstraße anlegte. Das heutige „Hochschloß," das alle andern Teile der gewaltigen Burg an Höhe überragt, ist dieses alte Komthurschloß. Als dann Siegfried von Feuchtwangen den Hochmeistersitz des deutschen Ordens 1309 von Venedig nach Marienburg verlegte, genügten die alten Räume nicht mehr, und es wurde nach Norden zu das „Mittelschloß" angebaut. Beide Hälften sind durch einen trocknen Graben von einander geschieden. Das „Hochschloß" bildet ein regelmäßiges Rechteck, das einen Hof von 32 Meter Länge und 27 Meter Breite umschließt. Das „Mittelschloß" lehnt sich als ein langgestrecktes Viereck an, von dem aber nur drei Seiten bebaut sind, während der trockne Graben die vierte Seite darstellt. Im westlichen Flügel des „Mittelschlosses" befinden sich die für den Hochmeister bestimmten Prachträume: „Meisters großer und kleiner Remter, der obere Gang, Meisters Stube, Meisters Gemach, Meisters Schlaf- und Hinterkammer, Meisters Hauskapelle." Die Krone der ganzen Burg ist „Meisters großer Remter," worin er vornehme Personen empfing. Ein einziger Granitpfeiler trägt das wundervolle Sterngewölbe, zehn Fenster geben ihm von drei Seiten her Licht, seine Höhe ist neun Meter, Länge und Breite vierzehn Meter. Der Pfeiler mit den Gewölbrippen erscheint wie eine versteinerte Palme, alle Schwere ist hier wie aufgehoben, man glaubt sich der Erde entrückt. Eine Perle ist auch der an die Hauskapelle sich anschließende „Konventsremter." Er ruht auf drei mächtigen in der Mitte stehenden, gleich weit von einander entfernten Pfeilern, vierzehn Fenster erhellen ihn, seine Maße sind gewaltig: dreißig Meter beträgt die Länge, sechzehn Meter die Breite, neun Meter die Höhe. Hier speisten die Ritter und erholten sich von ihrer Beschäftigung. Die beiden andern Flügel des „Mittelschlosses" waren für den Großkomthur, für erkrankte Ritter und Fremde bestimmt. Im „Hochschlosse" wohnten die Ritter, nicht wie Mönche in Einzelzellen, sondern in gemeinsamen hochgewölbten Räumen. Im Nordflügel, nach dem Mittelschlosse zu, befand sich der „Kapitelsaal," wo die Gebietiger des ganzen Ordenslandes zu gemeinsamen Beratungen, insbesondre zur Hochmeisterwahl, zusammenkamen, und dicht daneben die Kirche mit ihrem reichgeschmückten Eingange, der „goldnen Pforte" und dem riesigen Marienbilde an der Außenseite, das als Wahrzeichen der Burg weit in die Lande leuchtete. Unter der Kirche lag die St. Annenkapelle mit der Hochmeistergruft. Um das „Hochschloß" lief nach dem Hofe zu ein prachtvoller Kreuzgang, zwei Stockwerke hoch, von dem man in die einzelnen Räume gelangte. Um das „Mittel-" und „Hochschloß" herum zog sich eine Menge von Bauten, die der Verteidigung, der Aufbewahrung der Lebensmittel und Ge-

schosse, der Unterbringung des Gesindes u. dergl. dienten und mit Türmen und Gräben wohl verwahrt waren; diese nannte man die „Vorburg." Alles war in Ziegelrohbau mit Zinnentürmchen, verzierten Giebelfeldern ausgeführt, im Innern vielfach mit Ornamenten aus gebranntem und gemeißeltem Thon geschmückt. Sogar eine Fußbodenheizung für kalte Tage fehlte nicht. Eine genauere Beschreibung dieser erhabenen Räume würde über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen, wir verweisen den Leser auf ein Büchlein, das jüngst von sachkundiger Seite veröffentlicht worden ist und eine eingehende Beschreibung enthält: Marienburg, das Haupthaus des deutschen Ordens. Von Karl Starck (Danzig, Kasemann, 1889). Der christlich-deutsche Sinn, der die Ritter in ihren guten Tagen beseelte, hatte sich hier im Verein mit hoher Kultur einen monumentalen Ausdruck geschaffen. Man begreift, welcher Segen von einem solchen Orden in das heidnische Preußenland ausgehen mußte, noch lange galt namentlich die Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1382) als ein goldnes Zeitalter für Preußen.

Doch die Zucht des Ordens verfiel allmählich, die herannahende neue Zeit strebte nach andern Formen, trotzig erhoben die Städte ihr Haupt, und immer drohender wurde der alte Erbfeind deutscher Kultur: die Slawen. Schon nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg 1410 wurde die Marienburg von dem Polenherzog Jagello hart belagert, und nur der Tapferkeit des Komthurs Heinrich von Plauen war es zu danken, daß die Burg und mit ihr der Orden gerettet wurde. Noch zeigt man in „Meisters großem Remter" über dem Kamin eine Kugel. Ein Verräter hatte in der belagerten Burg Jagello versprochen, er wolle eine rote Mütze zum Fenster des Remters hinaushängen, wenn Heinrich von Plauen sich mit den andern Gebietigern darin aufhalte. Dann solle man nach der Mütze zielen und würde den einzigen Pfeiler treffen, auf dem der Saal ruhe, und der „Remter" würde über den Verteidigern der Burg zusammenbrechen. Wirklich wurde die Kugel abgeschossen, sie ging aber fehl und schlug in die Wand ein. Jagello, dessen Heer von Krankheiten und Ungeziefer aufgezehrt wurde, mußte abziehen. Aber schon 1454 entbrannte ein neuer Krieg mit Polen, 1457 fiel die Marienburg in die Hand des Erbfeindes. Von 1457 bis 1772 mußte das Haupthaus des Ordens erfahren, was „polnische Wirtschaft" bedeute.

Ein polnischer Starost richtete sich jetzt mit seinem slawischen Gefolge nach Herzenslust in der Marienburg ein. Auf der „Vorburg" siedelte sich allerlei Gesindel, „Schotten" genannt, an und erwarb gegen Abgaben von den polnischen Herren die Erlaubnis, hier ihre Krambuden aufzuschlagen, sodaß die Burg in eine ganz unwürdige Umgebung kam. Zwischen der Kirche und dem „Mittelschloß" erbauten die Jesuiten ein Kollegium und nahmen zugleich von der Kirche und der St. Annenkapelle Besitz. Um einen Zugang zur Stadt zu gewinnen, wurde zeitweilig jedermann der Durchgang durch die Kapelle gestattet,

und wo die Gebeine der Hochmeister ruhten, wälzte sich jetzt der Strom des gewöhnlichen Verkehrs. An den Winkel, den „Meisters Hauskapelle“ mit dem „Konventsremter“ bildet, flickte ein Starost einen plumpen Anbau. „Meisters Kapelle“ wurde in einen Hausflur verwandelt und ein neuer Aufgang dazu vom Hofe aus geschaffen. „Meisters Gemach“ und „Meisters kleiner Remter“ schienen den neuen Bewohnern zu hoch und wurden durch Balkenlagen und Fachwerkwände in zwei Stockwerke und mehrere niedrige Zimmer geteilt, im „Gemach“ gar die Gewölbe eingeschlagen. Das „Hochschloß“ aber erlitt 1644 durch Brand eine große Beschädigung. Ein Büchsenmeister wollte am Frohnleichnamsfeste wie gewöhnlich Böllerschüsse von den Zinnen abfeuern, war aber betrunken und hatte in seinem Zustande die brennende Lunte auf dem Boden gelassen. So brannte das ganze Dach ab, und sechzig Jahre blieb das Hochschloß ohne Dach, bis August der Starke bei einem Besuche auf der Burg notdürftig ein solches herstellen ließ. Bezeichnend für die polnische Wirtschaft war auch dieser königliche Besuch. Während sein Reich von äußern und innern Feinden zerwühlt war, vergnügte sich August mit seiner Geliebten, der schönen Gräfin Cosel, drei Monate lang im Jahre 1710 an der Stätte, wo einst die ernsten Hochmeister gewaltet hatten. Ein Glück war es, daß „Meisters großer Remter“ und der „Konventsremter,“ sowie der nördliche und östliche Flügel des „Mittelschlosses“ während dieser Zeit im großen und ganzen unangetastet geblieben waren.

Endlich kam für Westpreußen der Tag der Erlösung, bei der ersten polnischen Teilung fiel auch Marienburg an Friedrich II. von Preußen. Schon am 27. September 1772 war der „Konventsremter“ Zeuge der Huldigung, die die westpreußischen Landstände den Vertretern des großen Königs darbrachten. Aber für die Burg war die Zeit der Erlösung aus ihrer Verwünschung noch nicht gekommen. Auch Friedrich der Große war befangen in den Vorurteilen seiner Zeit. Nur das Nützliche hatte in der Zopfzeit Geltung, und was nicht Nutzen schaffte, wurde von den Aufklärern in die Rumpelkammer geworfen. So wurde es mit des Ordens Haupthause unter preußischer Herrschaft schlimmer als unter der polnischen Wirtschaft.

In dem „Hochschlosse“ wurde ein Regiment Soldaten einquartiert, der „Konventsremter“ in ein Exerzirhaus umgewandelt. Doch dies war noch nichts gegen den Greuel der Verwüstung, der 1785 an dieser geschichtlich geweihten Stätte anhob. Jetzt ging man „Meisters großem Remter“ zu Leibe. Um die herrliche Säule herum wurden Balken gezogen und so der lichte Raum in zwei Stockwerke zerlegt, aus jedem Stockwerke vier Zimmer gebildet, die Kalksteinplatten an der Schenkbank und den Fenstern abgerissen und zu Kalk verbraucht. Weberfamilien wurden hier vom Staate angesiedelt, und wo einst die Schwerter der Ritter auf dem Fußboden geklirrt hatten, klappten nun Webstühle. Auch die übrigen Teile der Hochmeisterwohnung wurden den

Webern eingeräumt. Doch das Unternehmen hatte keinen Fortgang, mehrere der Weber liefen fort, und so bestimmte man drei Stuben in dem „großen Remter“ zu einer Armenschule und eine zur Spinnstube. Im Jahre 1801 aber erreichte der Vandalismus seinen Gipfelpunkt. Die Besatzung Marienburgs wurde damals verringert, die zurückbleibende Mannschaft in der Stadt untergebracht, warum sollte man die gewaltigen Räume der Marienburg nutzlos liegen lassen? So verfiel man auf den Gedanken, die Burg zu einem Magazin für Getreide, Mehl und Salz umzugestalten. Alle im Hoch- und Mittelschlosse übrig gebliebnen Gewölbe wurden jetzt erbarmungslos zerschlagen und in niedrige Schüttböden umgewandelt. Ja der Oberbaurat Gilly ging mit dem Plane um, die ganze Burg abzubrechen und aus den Ziegeln ein neues Magazin zu bauen, einem Plane, der nur an den Kosten scheiterte. Noch heute liest man über dem im Südflügel des Hochschlosses nach der Stadt zu durchbrochenen Eingange die denkwürdigen Worte: „Königliches Getreidemagazin.“ Kann es ein bezeichnenderes Merkmal für die Zopfzeit geben?

Doch schon schlug die Stunde, in der ein neuer Geist sich Bahn brach. Max von Schenkendorf war der erste, der in der damals viel gelesenen Zeitschrift „Der Freimütige“ 1803 auf das Schimpfliche der Zerstörung der Marienburg hinwies. Dieser Aufsatz öffnete dem Minister von Schrötter und auch dem Könige die Augen, schon 1804 erschien eine Kabinetsordre, die der weitern Zerstörung der Burg Einhalt gebot und sogar für ihre Erhaltung Sorge zu tragen befahl. Die Stürme der folgenden Unglücksjahre hinderten freilich die Ausführung des königlichen Befehls. 1806 bis 1808 hausten die Franzosen im Schlosse, wobei sie das „Hochschloß“ als Kriegsmagazin, das „Mittelschloß“ vornehmlich als Lazareth benutzten.

Nach den Befreiungskriegen aber wurde die Wiederherstellung der Burg ein Ziel aller „teutsch“ Gesinnten. Mit fast überschwänglicher Begeisterung ging man an die Arbeit. Oberpräsident von Schön war der erste, der die Anregung gab. Der König sollte die Erhaltung des Ganzen übernehmen, das Volk die einzelnen Teile herstellen. Den Weg der Subskription lehnte Schön ab, jeder, der etwas beitragen wollte, sollte einen bestimmten Teil, einen Pfeiler, ein Fenster, ein Gemach übernehmen. Die Prinzen des königlichen Hauses gingen voran und übernahmen die Herstellung von „Meisters großem Remter“ und den Zimmern über dem Schlosse. Adelsfamilien, Städte, Kreise, die evangelische und die katholische Geistlichkeit Preußens, Logen, Vereine, Gymnasien u. s. w. folgten mit Begeisterung. Der Marienburger Prediger Dr. Häbler, der in der Burg noch am besten Bescheid wußte, half den Baumeistern die alten Formen wieder entdecken, Geheimrat Hartmann übernahm die Bauleitung, dem seit 1819 Bauinspektor Gersdorff zur Seite stand. Landrat Hüllmann, Bürgermeister Hüllmann, Professor Johannes Voigt leisteten wesentliche Dienste. So erhob sich allmählich die Hochmeisterwohnung und der „Konventsremter“

wie die Außenmauern des „Mittelschlosses“ in altem Glanze. Schon 1822, als alles noch im Werden war, besuchte der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV. den Bau und hielt in „Meisters großem Remter“ ein Festmahl, wobei er den Trinkspruch ausbrachte: „Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau.“

Doch noch blieb das „Hochschloß,“ sowie zwei Flügel des „Mittelschlosses“ unverändert, die Begeisterung der Befreiungskriege verrauchte allmählich unter den folgenden Zeitverhältnissen. Erst unsrer Zeit ist es vorbehalten geblieben, die Wiederherstellung zu vollenden. Auf Veranlassung der preußischen Regierung wird seit 1881 an dem „Hochschlosse“ gearbeitet. Staatsmittel sind zur Verfügung gestellt, Lotterien sorgen für weitere Mittel, ein Verein zur Herstellung und Ausschmückung der Marienburg hat sich gebildet. Unter Bauinspektor Steinbrechts Leitung schreiten die Arbeiten sicher fort. Schon sind die Außenwände des „Hochschlosses“ mit ihren Zinnen und Türmen fertig, der Kreuzgang im Nordflügel vollendet, der „Kapitelsaal,“ die Schloßkirche, der Schloßturm der Vollendung nahe. In etwa fünf Jahren hofft Steinbrecht mit der Arbeit fertig zu sein. So stehe denn bald dieser Bau da als ein Denkmal von des wiedererstandnen deutschen Reiches Herrlichkeit an seiner Ostmark!

Thorn F. Jacobi



Boris Lensky

er neuste Roman Ossip Schubins*) hat sehr viele Schwächen, aber auch bemerkenswerte Vorzüge. Da er im ganzen das Werk eines ungewöhnlichen Talentes ist, so wollen wir uns bemühen, ihn mit möglichster Sachlichkeit zu beurteilen. Dabei wollen wir von vornherein von unserm persönlichen Mißbehagen, das uns Ossip Schubin durch ihre internationale Gesellschaft und durch ihr mit Fremdwörtern und französischen, englischen, italienischen Wendungen gespicktes Deutsch verursacht, ganz absehen; sie hat übrigens diesmal ihrer Fremdwörtersucht Zügel angelegt. Wir wollen uns auf den Boden Ossip Schubins selbst stellen und die Thatsache ihrer internationalen Phantasie, ihres von dem Dunst und Duft der europäischen Großstädte geschwängerten Realismus ergeben hinnehmen.

*) Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Drei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel, 1889.

„Boris Lensky“ gehört zu der seit langer Zeit fast verschollenen Gattung von Künstlerromanen, und zwar ist es die tragische Lebensgeschichte eines Geigenvirtuosen, die uns hier nicht ganz ohne typische Geltung vorgetragen wird. Den Charakter dieses Helden hat Ossip Schubin mit großer Kraft, tiefer psychologischer Wahrheit und poetisch überzeugender Folgerichtigkeit entwickelt und dargestellt.

Boris Lensky ist eine ursprüngliche Natur in zwiefacher Beziehung. Einmal ist er ein genialer Künstler, mit leidenschaftlichem Temperament, mit stets gespannten Nerven, unfähig, Herr seiner selbst zu werden, jähzornig, explodirend, und doch wieder gütig in tiefster Seele, von unendlicher Innigkeit des Gefühls, von grenzenlosem Bedürfnis zu lieben, zu schenken, andre glücklich zu machen, von bezaubernder Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit in der Hingebung, schöpferisch in seiner Kunst, musikalisch bis in die letzte Faser seines Nervensystems, ein richtiges musikalisches Genie, wie man ihm nur je in der Wirklichkeit begegnen kann. Zugleich ist er aber auch ein Russe, und zwar ein ganz ursprünglicher Russe, aus der Tiefe des Volkes durch einen glücklichen Zufall herausgehoben, armer Leute Kind, also in der Jugend nicht erzogen, ungezähmt und ungebändigt in allen seinen Trieben, als Russe schwach im Charakter, als Russe gutmütig, nicht aus sittlicher Bildung. Daher Künstler und Barbar in einer Person, ganz und gar unausgeglichen in seinem sprunghaften Wesen. Er hat den Zauber seiner Persönlichkeit vielfach unglücklich ausgeübt. Die Menschen, hingerissen von seiner Teufelsgeige, haben ihm jeden kecken Streich verziehen, zumal die Weiber, junge und alte, gesunde und hysterische, gebildete und ungebildete, hoch und niedriggeborne haben ihn verwöhnt und ihm alles gestattet. Er führt das Nomadenleben der Virtuosen, und wie Don Juan kann er Register über die zahllosen Herzen führen, die er gebrochen hat. Mit der freigebigsten Hand streut er überallhin Gold aus, wo man es nur von ihm wünscht. Ein Phantasiemensch, erträgt er auch nicht die geringste Vorstellung fremden Leides. Allein nur Phantasie- und Gefühlsmensch, ist er kein wirklicher Philanthrop, er kann nicht im fremden Dienste thätig sein, er, der ja nicht einmal seiner selbst Herr ist, sondern von seinem Dämon besessen wird; darum trägt sein Wohlthun keine Zinsen, es wirbt ihm keine Freunde, denn die kann man nur mit der Hingebung seiner Persönlichkeit fesseln. Ja ganz im Gegenteil, er bleibt, trotz aller Offenherzigkeit, trotz der niemals verhehlten Gefühle doch stets ein wirklich einsamer Mensch, und nur vereinzelt trifft er in seinem langen Leben aufrichtige Liebe. Er führt ein Doppelleben. Sein Virtuosentum kann ihn trotz der Lorberen und endlosen Goldströme schließlich nicht befriedigen. Er ist tiefer angelegt, und diese tiefern geistigen Bedürfnisse machen sich mit zunehmendem Alter um so stärker geltend. Einstweilen, zur Zeit, da wir ihn in Paris auf der Sonnenhöhe seiner Laufbahn kennen lernen, betäubt er sich allabendlich in wenig salonmäßigen Orgien mit dem Troß seiner männlichen

und weiblichen Verehrer, die sehr häufig auch seine Schmarotzer sind. Zu verschiednen Tageszeiten ist er ein andrer Mensch: vormittags der geniale Gefühlsmensch, abends nach dem Konzert der russische Barbar. Aber er will nun damit ein Ende machen, es ist ihm selbst dieses Dasein zuwider, er will nur noch einen Streifzug durch Europa machen, sein Vermögen zu ergänzen und sich dann seinen mit rührender Zärtlichkeit geliebten Kindern Nikolaj und Mascha (Marie) widmen.

Und damit beginnt die Romanhandlung, deren poetischer Mittelpunkt zwar der Geiger ist, deren Helden aber seine Kinder sind. Diese Handlung dient auch wieder nur dazu, das Schicksal des Virtuosen zu veranschaulichen, die Folgen seiner ganzen menschlichen Existenz, seiner Natur und seiner Handlungen, deren Erben seine Kinder werden. Eine große Schwäche des Romanes ist es aber, daß die eigentliche Romanhandlung, so umsichtig sie auch motivirt, mit so viel glänzendem Beiwerk sie auch künstlerisch verhüllt ist, im Grunde roh und widerwärtig ist. Hier zeigt sich die sonst vielfach ihre eignen Wege wandelnde Erzählerin beeinflußt vom naturalistischen Zeitgeschmack.

Nicolaj und Mascha erleben beide ihren Roman. Nicolaj, der bei der russischen Gesandtschaft in Paris beschäftigt ist, hat von seinem Vater Boris nicht viel geerbt, weder die musikalische Begabung noch das wilde Temperament. Er ist seiner Mutter nachgeraten, einer Frau von fürstlichem Geblüt, er macht den Eindruck des richtigen aristokratischen Diplomaten und unterscheidet sich dadurch wesentlich von seinem künstlerisch ungebundenen Vater. Nicolaj verliebt sich in ein sehr bedeutendes, übrigens schon reiferes Mädchen, in die Österreicherin Nita von Sankjewitsch, die sich in Paris zur Vollendung ihrer Malerstudien aufhält. Diese schöne, charaktervolle, willensstarke, kluge Nita ist der Mittelpunkt für das Lenskysche Geschwisterpaar. Sie verkehren alle sehr freundschaftlich mit Nita, die stets einen Hauch von Schwermut zur Schau trägt; als endlich Nicolaj seine lange, stumme Werbung aufgiebt und ihr seine Liebe erklärt, da entsetzt sich Nita vor Nicolaj Lensky, und in seltsamer Weise jagt sie ihn schaudernd von sich. Warum? Weil er seinem Vater so ähnlich sieht, und weil Nita an Boris Lensky eine Erfahrung gemacht hat, die sie für ihr ganzes späteres Leben pessimistisch gestimmt hat. Als junges Mädchen hat Nita für den Teufelsgeiger, wie ihn die Reklame nennt, geschwärmt. Sie lernte ihn auch persönlich kennen. Der weit ältere Virtuose verliebte sich in sie und bei einer zufällig sich darbietenden Gelegenheit versuchte er, ihr Gewalt anzuthun. Nur ihr Geschrei rettete sie vor seiner Leidenschaft. Und nun ist es sein eigner Sohn, der um sie wirbt, er sieht gerade so aus in der Aufregung wie Boris, und sie kann den Abscheu nicht überwinden. Der alte Künstler muß nun seinem in diesen Dingen hoch über ihm stehenden Sohne die schwere Sünde beichten, infolge dessen sich Nicolaj für immer von seinem Vater trennt. Er läßt sich nach Washington versetzen, um ihn zu meiden.

Nita kommt erst spät dazu, dem schwer unter seinem Schuldbewußtsein leidenden Boris zu verzeihen; inzwischen häuft sie glühende Kohlen auf sein Haupt, indem sie sich Maschas annimmt.

Mascha, ein prächtiges Mädchen, von entzückender Unschuld und Naivität, von großer Schönheit, hat von ihrem Vater mehr, als für sie gut ist, geerbt. außer seinem musikalischen Genie auch noch das verzehrende Feuer der Leidenschaft, der man nicht widerstehen kann. Ihre völlige Unkenntnis der Welt und dieses heiße Herz stürzen sie ins Unglück. Sie verliebt sich in den österreichischen Grafen Bärenburg, einen charakterlosen, wenn auch gutmütigen Schwächling, der sie wohl verführen, aber nicht heiraten kann. Nach seinem Verbrechen vertauscht er feigerweise Paris mit London und verlobt sich mit einer ebenbürtigen Engländerin. Das Unglück Maschas ist grenzenlos, sie stürzt sich ins Wasser, wird gerettet, und Nita bringt es durch ihre tapfern Bemühungen dahin, daß Graf Bärenburg die von ihm verführte bürgerliche Mascha doch heiratet, freilich um bald eine freudlose Ehe mit ihr zu führen, da er durch diese unebenbürtige Ehe zunächst seine Familie gegen sich aufgebracht und seine diplomatische Stellung verloren hat.

Diese furchtbaren Erlebnisse an und mit seinen Kindern haben Boris Lenskys gewaltige Lebenskraft und Lust erschüttert. Er ist nicht der alte Skeptiker mehr, er ist frömmer geworden, die Jugenderinnerungen werden lebendig in ihm, er will sich im heiligen Rußland ein Nest bauen, er ist auch jetzt leidenschaftlich national gesinnt, die Aristokraten haßt er mehr als je, und schwer wird der Streit zwischen ihm und dem gräflichen Schwiegersohn vermieden. Boris ist sogar Mystiker geworden. In seiner tiefen Unbefriedigung vom Dasein glaubt er an Geister, insbesondre daß seine nie verschmerzte früh gestorbene Gattin Natalie aus dem Jenseits sich öfter ihm nähere, um ihn zu lenken, zu warnen; eine himmlische Musik pflegt ihm ihr Erscheinen zu verkünden. Dieses Alter des Virtuosen hat Ossip Schubin wieder mit großem Geschick geschildert, sie erspart ihrem Helden nicht den letzten Tropfen aus dem bittern Kelche des Daseins. Da es Mascha bei Bärenburgs leichtsinnigem Lebenswandel schlecht geht, ist Boris Lensky rasch entschlossen, wieder eine Konzertreise durch Europa zu machen, um mit seiner Zaubergeige Gold zu schaffen. Aber die paar Jahre seiner Zurückgezogenheit von der Öffentlichkeit haben genügt, ihn zu einem Halbverschollenen zu machen; andre Virtuosen sind aufgetreten und haben das Publikum für sich begeistert. Lensky ist alt, sein Rücken ist schon merklich gerundet, sein Bogen ist nicht mehr sicher, die Begeisterung fehlt auch angesichts halbgefüllter Säle. Boris muß die furchtbare Erfahrung machen, daß man seinen Ruhm überleben kann. In Rom, wo man ihn in einer Zeitung angegriffen hat, stirbt er nach einem bezaubernden Schwanengesang im Konzertsaal selbst. Beim letzten Bogenstrich trifft ihn ein Herzschlag.

Man sieht, der Grundton dieses Romans ist so schwermütig, so pessimistisch wie fast in allen ihren andern Erzählungen. Sie hat in Dingen der allgemeinen Weltanschauung abgeschlossen mit dem skeptischen Urteil: diese Welt ist ungereimt und unverständlich. Ihre Vortragsweise ist auch erfüllt von dieser Schwermut. Was sie vor vielen Erzählern auszeichnet, ist der lyrische Hauch, der auf ihrer Prosa liegt, es ist alles durchempfunden und gefühlt, was sie schreibt. Sie ist von Haus aus eine musikalische Natur, darum legt sie so viel Gewicht auf die reiche Stimmung der Erzählung, und man kann sich dem Reiz ihrer schwermütigen Tonart nicht entziehen. Dazu kommt die große Sorgfalt, die Ossip Schubin als richtiger Realist auf die Schilderung der äußern Umgebung ihrer Menschen verwendet. Der Roman führt uns nach Paris, London, Venedig, Rom; die Bilder dieser Städte atmen alle Lokalstimmung. Mit Nita wird uns ein interessanter Menschenkreis geöffnet, der der Malerinnen in Paris, junger weiblicher Wesen, die meist ihren eigentlichen Beruf — zu heiraten — verfehlt haben und es darum mit der Kunst versuchen. Das Maleratelier mit seinem Humor gehört zu den schönsten Teilen des Romans. Nicht minder glänzend sind die Kapitel, die den Beisterungstaumel schildern, den Lenskys Geige hervorruft. So lebhaft wie Ossip Schubin Gemälde schildert, so lebhaft kann sie von Musikstücken und -Wirkungen berichten. Auch die Spannweite ihrer Charakteristik muß hervorgehoben werden: eine durch und durch reflektirte Natur wie Boris steht neben der unverdorbenen Unschuld Maschas, und wir müssen an beide Charaktere glauben. Mehrere Episodenfiguren sind köstlich gelungen. Aber bei all dem Reichtum an Farbe und musikalischer Stimmung ist Ossip Schubin doch viel zu innerlich für die epische Kunst, sie spricht viel zu lange im Namen ihrer Helden, und abgesehen von der Breite, in die sie dadurch gerät, verlieren ihre Gestalten alle Plastik. Wir haben mehr ein starkes Gefühl als eine klare Anschauung von den Charakteren der Dichtung. Dies und ihr Kern: die häßlichen Verführungsgeschichten der Geschwister Lensky, sind die Schwächen des im übrigen geistvollen Werkes.

Wien — Moritz Necker





Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

4

Mit dieser traurigen Begebenheit geriet auch die einst so berühmte Herberge in traurige Vergessenheit; seit jenem Tage nahm der ruhige Auflösungsprozeß seinen Anfang, und von Jahr zu Jahr sank das Haus über seinen Eichenbrücken tiefer zusammen. Ein Wald von Nesseln wuchs um seine alten Mauern, sodaß sie den Blicken der Vorüberfahrenden fast ganz verborgen waren, und drinnen, hinter der verschlossenen Thür, den flaschengrünen Fensterscheiben, saß Ellen in dem Dämmerlicht der großen, leeren Stuben, wie lebendig begraben.

Sie wohnte hier ganz allein mit ihrer kleinen Tochter und saß gewöhnlich auf dem alten Platz, in der Ecke am Fenster, mit verschleiertem Blick vor sich hinstarrend, als grübelte sie unausgesetzt über ihr Schicksal nach. Aber wie unbeachtet und einsam auch die Stunden und Jahre an ihr vorüberflogen, so waren sie doch nicht spurlos über ihrem Haupte hingegangen. Leute, die ihrer zufällig ansichtig wurden, stutzten förmlich bei ihrem Anblick, so sehr hatte sie sich verändert.

Sie hatte unter anderm die Gewohnheit angenommen, erst spät am Tage aufzustehen, und auch dann konnte sie noch mehrere Stunden halb angekleidet im Hause herumschlürfen, in einem geflickten Unterrock oder gar in ihrem langen, groben Hemde; ungekämmt hing ihr das Haar über den Rücken herab, und sie sprach leise vor sich hin, ohne etwas rechtes zu thun. Unter den Leuten ließ sie sich so gut wie garnicht mehr sehen, es konnten oft mehrere Tage vergehen, ohne daß sie über ihre Thürschwelle kam. Und durch das viele Stubenhocken war ihr früher schon stark entwickelter Körper fast unförmlich geworden. Das Gesicht war merkwürdig aufgedunsen, und die braunen Augen sahen unheimlich mit schwerem, verschleiertem Blick um sich. Im Dorfe erzählte man sich, sie trinke.

Im Sommer, wenn die schöne Umgegend von Touristen und Vergnügungsreisenden überschwemmt wurde, kam es wohl vor, daß der eine oder der andre in dem alten Kruge vorsprach, um nach dem Wege zu fragen oder um ein Glas Milch zu bitten. Zuweilen hielten auch herrschaftliche Wagen am Brunnen, um die Pferde zu tränken; ja die alten, braungestrichnen Mauern übten wohl gelegentlich eine gewisse Anziehungskraft auf einen jungen, schwärmerischen Studenten aus.

Für gewöhnlich wurde der Ort aber fast ausschließlich von fünf bis sechs alten, gutmütigen Mannsleuten besucht, die im Volksmunde den Namen „der Schnapsklub" führten, und die sich hier Abend für Abend wie zu einem Schattengastmahl um den großen Eichentisch versammelten.

Es waren dies ein paar Krüppel aus dem Armenhause und ein paar frühere Holzhauer und Wegearbeiter, die hier in ernster Stimmung und größter Eintracht eine Kruke Branntwein auf ihr gemeinsames trauriges Los leerten, um dann regelmäßig unter allgemeinem Zank und Streit spät in der Nacht nach Hause zu schwanken.

In dieser Gesellschaft hatte Ellen auch allmählich gelernt, ihre Gedanken zu betäuben. Eine Zeit lang geschah es nur in aller Heimlichkeit, wenn die Trunkenheit den andern zu Kopfe gestiegen war und ihre Sinne umnebelt hatte. Aber von Jahr zu Jahr verlor sie mehr und mehr die Macht über sich, und jetzt geschah es sehr häufig, daß sie schwankend auf ihrem Stuhle zwischen ihnen saß, mit bleichem Munde und starren Augen.

Inzwischen tummelte sich Martha munter umher und wuchs zu dem Ebenbilde ihres Vaters heran. Mit vierzehn Jahren war sie schon ein völlig entwickeltes junges Mädchen, das in dem roten Mieder und den weißen Hemdsärmeln gar frisch und verführerisch aussah, und auf dessen schlanker, feingebauter Gestalt mit dem festen Fuß und dem geschmeidigen Rücken die Blicke der jungen Herren, die des Wegs vorüberkamen, gern ruhten.

Wenn man sie in der offnen Thür stehen sah, mit den Schultern an den Thürpfosten gelehnt, den einen nackten Fuß über den andern gesetzt, die Augen gen Himmel gerichtet, oder wenn sie an Winterabenden müde auf ihrem Binsenstuhl in die Ecke gelehnt saß, die zarten Finger um das erhobene Knie geschlungen und mit müdem Lächeln die nickenden Köpfe der schweigsamen Trinkergesellschaft unter dem trüben, rauchigen Schein der Hängelampe betrachtend, dann war es, als erblickte man in diesen feinen, klugen Zügen, in diesen wachen, spähenden Augen und der ganzen, kleinen Gestalt mit den angespannten Nerven Jakobs verklärte Erscheinung.

Die lange, schmale Nase und die großen, ovalen Nasenlöcher, die den rosenroten, halb durchsichtigen Knorpel der Scheidewand deutlich erkennen ließen, die schmalen, blassen Lippen, die blonden Brauen, die sich jedesmal, wenn sie irgend etwas scharf ansah, leicht unter der weißen Fläche der Stirn runzelten,

das Alles hatte sie vom Vater; ebenso die etwas heisere Stimme und das leichte, verschlagene Lächeln, das ihre Lippen umspielte, wenn sie wie zufällig mitten in ihrer Fröhlichkeit in Gedanken versank.

Aber ihr Haar war von leichterem Rot, floß glatt und blank über ihre blaugeäderten Schläfen und verbarg mit zwei schönen Flechten die tiefe Nackengrube. Das Auge war größer, klarer, tiefer. Dem träumenden Waldsee ähnlich schaute es unter den Brauen und aus dem dunkeln Kranze langer Wimpern hervor.

Von der Mutter hatte sie nur den ruhigen Blick und den langen, blendendweißen Hals. Und wie infolge eines Gefühls ihrer innern und äußern Verschiedenheit hatte sich Martha schon als Kind fern von jeder Vertraulichkeit mit ihr gehalten, ja mit der kalten Verachtung einer Fremden das Geschöpf betrachtet, das sich ihre Mutter nannte.

Überhaupt war sie, während sie heranwuchs, sich selber fast völlig überlassen gewesen. Im Dorfe, dessen Schule sie seit ihrem siebenten Jahre besuchte, hielten sich die wohlhabendern Bauernkinder absichtlich von ihr zurück, und selbst die gleichgestellten fühlten sich scheu und verlegen dem seltsamen, fremdartigen Kinde gegenüber, von dem sie so viel abenteuerliches gehört hatten und dessen Wildheit und sonderbare Einfälle sie deshalb doppelt ängstigten.

In ihrer Einsamkeit hatte sie dagegen ihre ganze Liebe auf den „Klub" übertragen. Diese alten, merkwürdigen Burschen, zwischen deren Füßen sie sich wie ein verzognes Kätzchen getummelt hatte, und unter deren fast väterlicher Fürsorge sie aufgewachsen war, waren allmählich ihre einzigen und wirklichen Freunde geworden. In ihrer Gesellschaft fühlte sie sich so recht in ihrem Elemente. Ihre derbe Sprache, ihre Flüche und Streitigkeiten, ja selbst ihre Trunkenheit und ihre rohe Erzählungen behagten ihr, wie ein wohlthuendes Gewürz nach der Langenweile des langen Tages und der nüchternen Salbaderei des Dorfschulmeisters. Sobald die Sonne hinter dem westlichen Walde versank, sehnte sie den Augenblick herbei, wo der erste Holzschuh auf der Diele klappte. Und obwohl sie oft den ganzen Abend in dem abscheulichen Tabaksqualm und Fuselgeruch husten mußte, fühlte sie sich doch niemals glücklicher als in diesem Kreise gutmütiger Alten, deren Freude und Stolz sie wiederum war.

Da war der dicke Jäger Martin, ein alter Graubart, der jeden Augenblick eine Prise aus einem großen, ledernen Beutel nahm und wie ein Fuchsbalg roch. Da war der taube Anders, der kleine, behende Weber Zacharias, der wie ein Buch redete, der alte Violinspieler Franz Michelsen und der schwermütige Steinhauer Sören, der stets, wenn er sich setzte, „Ach du lieber Gott" sagte, und „Herr Jesus auch", so oft er einen Schluck nahm. Vor allem aber war der Lars Ryndby oder Lars Einauge, ein alter Seeländer und ein wahres

Riesenwrack, gebeugt und verwittert. Er war seiner Zeit der berüchtigste Raufbold der Gegend gewesen und konnte noch jetzt trotz seines hohen Alters, seiner Krücke und seines verbundnen Auges sehr gefährlich sein, wenn ihm der Sinn darnach stand.

Namentlich dieser Letzte war allmählich Marthas Herzensfreund und Berater geworden, ihm vertraute sie ihre kleinen Geheimnisse und Sorgen an, wenn sie sich am Abend auf seinen Schoß setzte und ihn an seinen starren, grauen Bartstoppeln zauste. Selbst nachdem sie älter und erwachsener geworden war, bewahrte sie diesem alten Raufbold, der im Grunde ein herzensgutes, liebevolles Gemüt hatte, ihr kindliches Vertrauen. Sie gestattete ihm verschiedne kleine Freiheiten und ließ sich ohne Scheu von ihm liebkosen und küssen. Dafür brachte er ihr dann zuweilen in seiner tiefen Hosentasche, deren bunten Inhalt sie stets aufs genauste untersuchte, irgend ein Stück farbiges Band, eine Schnur Glasperlen und ähnliche Schätze mit, denn er wußte, wie gern sie sich mit dergleichen schmückte.

An dem Tage, wo Martha konfirmirt werden sollte, begleitete sie der ganze Klub in die Kirche. Es erregte natürlich nicht geringes Aufsehen, als der feierliche Aufzug mit Lars Einauge an der Spitze und mit vier geborgten Zylinderhüten nach dem Chor hinaufmarschirte und unter tiefem Schweigen in einem der Stühle Platz nahmen. Martha selber trug ein schwarzes Kleid von fast neuem Stoff. Über ihren Schultern lag ein gestricktes, weißwollnes Tuch, das vor der Brust zusammengeknotet und mit einer Stahlnadel befestigt war. Ins Haar hatte sie — etwas kokett — eine rote Rosenknospe gesteckt. Als die Konfirmanden nach der Predigt zusammentraten, heftete sich unwillkürlich manches Auge auf sie; nicht nur, weil ihr hübscher, blonder Kopf die Mehrzahl der kleinen, untersetzten, pausbäckigen, breitnasigen Patenkinder überragte, zwischen denen sie ihren Platz hatte; im Gegensatz zu allen andern schaute sie auch mit offnen, glückstrahlenden Augen frei um sich, und in ihrer ganzen, fünfzehnjährigen Schönheit lag fast etwas Aristokratisches, das selbst in dem viel zu langen Kleide einen herausfordernden Eindruck machte.

Mitten im Examen erhob sich eine männliche Gestalt in einem der hintern Stühle und blieb dort, solange die feierliche Handlung währte, unbeweglich stehn. Als Martha seiner ansichtig wurde, flog eine Wolke über ihr Antlitz, und während des übrigen Teils des Gottesdienstes blickte sie nicht wieder hin. Vermutlich war der Vorgang bemerkt worden, denn mehrere Köpfe wandten sich nach dem Manne um, und ein paar Burschen stießen sich in die Seite.

Der Aufgestandne war ein großer, breitschulteriger, ein wenig dicknackiger Bursche von einigen zwanzig Jahren, der sich mit ein paar kleinen, mißtrauischen, unruhigen Augen umsah, indem er gleichzeitig seinen großen, plumpen Mund zum Lächeln verzog. Im Dorfe war er unter dem Namen „die Kruke“ be-

kannt, sein eigentlicher Name aber war Jesper Andersen Duebol, und man hielt ihn allgemein für einen etwas sonderbaren Burschen, aus dem nicht klug zu werden sei. Gefährlich für seine Umgebung wurde er höchstens, wenn er betrunken war; gewöhnlich begrub er sich spurlos bei seiner Holzhauerarbeit, beim Fällen der Bäume, und nur hin und wieder tauchte er in der Schenke oder im Kruge auf. Dagegegen kam er häufiger in den Fährkrug am See, wo er als Verwandter des tauben Anders Zutritt zu dem Kreise der Stammgäste erhalten hatte. Man nahm allgemein an, daß er vom Klub zu Marthas Bräutigam ausersehen sei.

Jedesmal, wenn er das Auge über die Versammlung gleiten ließ, trat etwas Drohendes, Herausforderndes in seinen Blick. Und nach Beendigung des Gottesdienstes begab er sich auf den Kirchhof hinaus, wo sich die Konfirmanden versammelt hatten, um die Glückwünsche von Freunden und Bekannten in Empfang zu nehmen.

Martha warf einen hastigen, ängstlichen Blick zur Seite, als sie ihn langsam, mit gesenkter Stirn gleich einem Stier nahen sah. Einen Augenblick suchte sie sich hinter dem breiten Rücken des Jägers Martin zu verbergen. Als er aber mitten zwischen ihnen stand, reichte sie ihm kalt und schweigend die Hand, und sobald sich Gelegenheit bot, zog sie sich zu einigen Gefährtinnen zurück, die in frohem Gelächter zwischen den Grabsteinen standen.

Sobald sie in der Kirche seiner ansichtig geworden war, hatte sie die Angst ergriffen, daß er sie nach Hause begleiten würde. Daher wurde ihr ganz leicht ums Herz, als sie ihn nach einer Weile Abschied nehmen und den Weg nach dem Dorf zu einschlagen sah. Auf dem Gipfel des Hügels — sie bemerkte es wohl — wandte er sich noch einmal um und schaute zu ihr herab. Aber bald vergaß sie sowohl ihn wie die ganze Szene über dem Empfang, der in ihrem Heim ihrer wartete.

Dort war der Tisch festlich gedeckt. Auf dem weißen Tischtuch standen zwei Leuchter mit Lichtern und in der Mitte eine dampfende Schüssel mit dickgekochtem Reis. Schüssel und Leuchter waren mit Blumen verziert, und vor dem Platz am Ende des Tisches lag ein Neues Testament mit einem goldnen Kreuz auf dem Einbanddeckel. Martha war so bewegt, daß sie zum erstenmal seit vielen Jahren hinging und ihrer Mutter die Hand gab. Überhaupt war dies ein unvergeßlicher Tag für sie. Alle die alten Freunde waren darüber einig, daß sie sich prächtig benommen hätte, viel besser sogar als des Predigers eigne Tochter; und nach dem Essen spielte Franz auf seiner Geige, und dann las der Weber Zacharias laut aus einem alten Kalender vor. Nach einer Bowle Punsch wurde die Freude so überschwänglich, daß selbst Lars Einauge auf seiner Krücke wie toll umherhopste.

Als aber Martha spät in der Nacht in ihre Kammer kam und schon halb entkleidet war, fiel ihr Auge auf ein kleines Packet auf dem Tische, das sie

bis dahin gar nicht bemerkt hatte. Vorsichtig, fast ängstlich besah sie es von allen Seiten und wickelte es dann langsam aus. Eine Schicht Papier folgte der andern, bis endlich ein kleines Etui zum Vorschein kam. Sie öffnete es hastig und fand darin eine silberne Cylinderuhr, und daran einen Zettel geheftet, auf dem mit plumper Hand geschrieben stand: Zur Erinnerung an Jesper Andersen Duebol.

Die Röte stieg ihr langsam in die Wangen, während sie die Uhr vorsichtig in der Hand hin- und herdrehte. Da fiel ihr plötzlich die Szene auf dem Kirchhof ein, und eine abermalige, noch heftigere Röte ergoß sich über ihren entblößten Hals. Endlich setzte sie sich auf den Stuhl und versank in tiefe Gedanken.

Sie hatte ihr fünfzehntes Jahr noch nicht vollendet.

5

Eines Tages, als sie unten am Ufer des Baches stand, um ihre Füße zu waschen, kam ein kleines, weißes Boot mit zwei Personen auf sie zugerudert. Um nicht gesehen zu werden, bückte sie sich schnell zwischen das Schilf und beobachtete von dort neugierig das merkwürdige Paar, das sich langsam näherte.

Am hintern Ende des Bootes saß eine junge Dame in hellem Sommergewande mit einem hochroten Sonnenschirm, der wie eine vollerblühte Mohnblume leuchtete. Sie hatte die Wange in die Hand gestützt und schien in Gedanken versunken unbeweglich in die Landschaft hinauszustarren. Der Herr, der ihr gegenüber an den Rudern saß, war ein junger, blonder Mann von mächtiger Gestalt, aber er wandte Martha den Rücken zu, sodaß sie nur die breiten Schultern, die leichtgelockten, blonden Nackenhaare und den obern Teil eines großen, blonden Bartes sehen konnte. Das Gesicht selber sah sie nicht, aber es war deutlich zu erkennen, daß seine Augen unverwandt auf der jungen Dame ruhten, und der Blick, mit dem er sie betrachtete, verriet sich auch durch die vorsichtige, fast liebkosende Weise, wie er die Ruder im Wasser bewegte.

Martha war sich sofort darüber klar, daß es ein Brautpaar sein müßte.

Fast lautlos lenkte der Herr plötzlich das Boot ans Ufer und landete im Schilf dicht neben ihr. In demselben Augenblick erwachte die Dame aus ihren Träumen, und indem sie verwundert um sich blickte, überflog eine leichte Röte ihre Wangen. Sie lächelte, und erst bei diesem Lächeln erkannte Martha, wie schön sie war.

Habe ich geschlafen? fragte sie mit wunderbar weicher, klangvoller Stimme.

Du hast gesteuert! erwiderte er und nickte ihr freundlich zu.

Er zog die Ruder ein und erhob sich. Sie ergriff noch sitzend die Hand, die er ihr ritterlich reichte, und als sie neben ihm stand, gab sie ihm beide Hände und blickte zutraulich zu ihm auf.

Aber in seinem Blick mußte etwas gelegen haben, das sie flehentlich um mehr bat, denn, nachdem sie sich vorsichtig umgesehen hatte, lehnte sie sich leise an seine Brust und reichte ihm errötend ihren Mund. Er schlang züchtig seinen Arm um ihren Leib und küßte sie leise.

Über diese feierliche Liebkosung hätte Martha fast laut aufgelacht. Als sie aber gleichzeitig den Blick auffing, mit dem sich die beiden während der Umarmung gleichsam in einander versenkten — seinen stillen, brennenden, ihren feuchten und zitternden — und die tiefe Röte, die beim Kusse beiden in die Wangen schoß, wurde sie plötzlich ganz verschämt und blickte um sich, als fürchtete sie, daß jemand die Liebenden belauscht hätte.

Klopfenden Herzens beugte sie sich tiefer hinab in ihr Versteck und beobachtete begehrlich die ans Land steigenden. Atemlos folgte sie ihnen mit den Augen auf ihrer stillen Wanderung über die Wiese nach dem Waldpfade zu, und erst, als sie Arm in Arm im Blätterdickicht verschwanden, erhob sie sich mit glühenden Wangen langsam aus dem Schilf. Aber auch dann blieb sie noch eine Weile stehen, wie versteinert, und starrte unbeweglich nach der Stelle hin, wo sie verschwunden waren.

Plötzlich vernahm sie männliche Schritte auf der Brücke. Hastig raffte sie ihre Strümpfe auf und lief auf das Haus zu. Als sie jedoch dort angekommen in den Schritten den Elefantengang Jespers zu erkennen glaubte, überfiel sie ein Schreck, daß sie ihm gerade jetzt begegnen sollte. Ohne sich zu besinnen, machte sie kehrt und lief, so schnell sie konnte, in den Wald hinein. Als sie hinter einem Busch hervorlugte, sah sie einen biedern Bauersmann mit einem Sack über den Schultern des Weges kommen. Sie lächelte über ihre Furcht, und langsam und sinnend, hin und wieder eine Blume zu ihren Füßen pflückend, kehrte sie auf dem Hauptwege zurück. Schon vor dem Hause hörte sie die Mutter in der Küche, daher schlich sie sich um den Giebel herum, schlüpfte durch den Vorbau und gelangte unbemerkt in die leere, unbewohnte obere Stube, deren Thür sie sorgfältig hinter sich schloß. Dann stellte sie sich an eines der Fenster, die nach dem See hinaus gingen, und öffnete es vorsichtig.

Unter dem Waldkranze hatte es schon angefangen zu dämmern. Über dem dunkelvioletten Nadelbaumrande des Königsrückens lag das glühende Gold des Sonnenunterganges, das einen feinen Rosenschimmer auf das Wasser warf. Alles Vogelleben war verstummt. Nur ein stilles, abendliches Säuseln ging durch den Wald und erstarb in der Ferne.

Sie legte wie ermüdet ihre Wange in die Hand und schaute lange hinaus.

Sie ahnte, daß das, was sie zwischen jenen beiden belauscht hatte, das, was jenes wunderbare Feuer in ihren Blicken entflammt und ihre Lippen zittern gemacht hatte, daß dies das überirdische Glück der Menschen sein müsse, die heiligste Lust dieses Lebens — die Liebe!

Wie wunderbar! Wohl tausendmal hatte sie dieses Wort in den kleinen roten Romanheften gelesen, ohne weiter drüber nachzudenken, ja eigentlich ohne zu wissen, was es bedeute. Jetzt kam es plötzlich wie ein brennendes Licht über sie. Jetzt war es ihr, als könnte sie, wenn sie nur das Gesicht mit den Händen bedeckte und die Augen schlösse, fühlen, was es war: Liebe! Liebe!

Es entfaltete sich gleichsam ein neues Leben in ihr, wenn sie nur den Klang des Wortes vor ihrem Ohr vernahm. Es war, als öffnete sich auf einmal die Welt vor ihren Augen, als wölbte sich der Himmel höher über ihrem Haupte. Sogar der Wald veränderte sich, wie sie so dastand und über ihn hinblickte. Die Luft schien sich mit Wohlklängen zu erfüllen, und die Winde flüsterten ihr das wonnige Wort ins Ohr.

Eine wunderbare Feierlichkeit senkte sich auf sie herab. Halb unbewußt hatte sie sich erhoben und lehnte den Kopf gegen den Fensterpfosten. Die gefalteten Hände ruhten auf der Mauer, und der Blick schaute über den See hinaus, der gerade sein geheimnisvolles Auge öffnete. So stand sie lange regungslos da. Der letzte matte Schein am Himmel erstarb. Die Dämmerung breitete sich über das Wasser aus und hüllte die Wälder in ihren dichten Schleier. Eine Thräne perlte über ihre Wange herab. Als aber ein Windhauch durch das Fenster strich und ihre schweren Stirnlocken hob, fuhr ein süßer Schauer durch ihren Leib.

Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Mit einem leisen Aufschrei wandte sie sich um. An ihrer Seite stand Lars Einauge, auf seine Krücke gestützt, die Binde um die Stirn geschlungen, und lächelte ihr verschmitzt zu. Das Feuer der kurzen Thonpfeife, die unter seiner roten Nase dampfte, erhellte schwach das struppige Gesicht und den großen, zahnlosen Mund.

Was zum Teufel macht denn die kleine Jungfer hier! rief er aus. Und wir haben — bei Gott! — beinahe unser eignes, armes Leben eingebüßt, um nach ihr zu suchen. Und da steht sie ganz ruhig hier und fängt Grillen!

Was ist denn die Uhr? fragte sie und sah sich verwundert um.

Was die Uhr ist? fragt sie, was die Uhr ist? Ich glaube, hol mich der Teufel, sie steht da und hängt verliebten Gedanken nach. Was die Uhr ist, kleine Jungfer? — er kniff die Augen zusammen und lachte in sich hinein — wer weiß, am Ende hat sie schon geschlagen?

Er brach in ein betäubendes Gelächter aus. Auch Martha lächelte, und dann gingen sie zusammen hinab ins Zimmer, wo ihr ungewöhnliches Ausbleiben wirklich beinahe Unruhe verursacht hatte. Sie wurde mit einem Sturm verwunderter Ausrufe empfangen. Sie erwiderte, sie sei müde gewesen und im Dunkeln eingeschlafen. Sie rieb sich auch sehr natürlich die Augen und reckte sich, als wäre sie noch nicht ganz wach. Endlich setzte sie sich auf ihren Binsenstuhl in die Ecke.

Aber zum erstenmale fühlte sie sich gleichsam fremd in diesem Kreise. Weder die Jagdgeschichten des Jägers Martin noch die schriftgelehrten Auseinandersetzungen des Webers Zacharias wollten heute ihre Gedanken fesseln. Sobald sie sich unbemerkt davon schleichen konnte, huschte sie aus dem Zimmer hinaus und begab sich in ihre Kammer.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur katholischen Geschichtsmacherei. Aus Anlaß des Papstjubiläums wurden auch vaterländische Kernlieder ins Päpstliche umgeändert, und so wurden und werden im katholischen Volke statt „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ gesungen: „Ich bin katholisch, kennt ihr meinen Glauben?“ statt „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“: „Fest steht St. Petri Fels zu Rom.“ Dazu schreibt R. Weitbrecht im siebenten Hefte der „Deutsch-evangelischen Blätter“ vom 8. Juli 1889: „Man mag das für eine bloße Geschmacksverirrung halten; wir glauben, daß auch hierin die Absicht steckt, dem deutschen Katholiken alles Vaterländische wegzunehmen und in sein Herz vor allem die Liebe zu einem Vaterlande jenseits der Alpen einzupflanzen. Je vaterlandsloser das katholische Volk wird, je mehr es der allgemeinen deutschen Bildung entfremdet wird, umso leichter läßt es sich zu römischen Zwecken mißbrauchen.“

Auch wir glauben nicht, daß die oben zitirten Liedervariationen und andre selbständige Produkte bloß Erzeugnisse des „wundervollen katholischen Liederfrühlings“ seien, der sogar in Edmund Behringer einen neuen Dante hervorgebracht haben soll („Die Apostel des Herrn“ heißt Behringers Danteleistung); diese Bereicherungen der vaterländischen Poesie, die „wie ein hoher Stern aus dem umdüsterten Himmel“ derselben nach dem Urteile des „Erzählers vom Main“ hervorleuchten sollen, entstammen demselben Wahrheitssinne, dem die katholischen „Forschungen“ des „großen Geschichtsschreibers“ Janssen mit seinen falschen Zitaten entstammen; auch haben sie dieselbe Absicht, wie die „Eichsfeldia,“ wenn sie als Andenken an den Sedantag in ihrer Beilage „Erholungsstunden“ 1888 unter der Aufschrift: „Der sonderbare Heilige“ dichtet:

Es dauerte St. Sedans Ruhm
Kaum leider ein Dezennium;
Denn seit die Einigkeit entflohn,
Fiel auch der Einigkeitspatron.
Nur noch in Schul- und Kinderstuben
Erbaut er jetzt die deutschen Buben,
Und lebt dort als Staatspensionär
Und wunderlicher Heiliger.

Diese Verhöhnung des Patriotismus, die leider! mitten in deutschen Landen möglich ist, gehört zu dem blühenden Geschäftskatholizismus, der in der deutschen Presse

unter dem Titel „Durchdringung des modernen Lebens mit den Prinzipien des katholischen Glaubens und der katholischen Sitte“ seine freche Reklame treibt. Er handelt in allen Stücken nach dem Rezept Leos XIII., katholische Anschauungen auf alle Weise in das Lebensblut protestantischer Völker zu bringen. Welche Anschauungen in unsern ultramontanen Kreisen über die letzten Jahrzehnte unsrer vaterländischen Geschichte herrschen und von da aus weiter verbreitet werden, das sieht man am deutlichsten aus unsern katholischen „Volksblättern,“ die seit 1866 so massenhaft aus dem ultramontanen Geistesboden aufgeschossen sind. Da schrieb z. B. als ehemaliger Mitarbeiter des Dr. Sigl der jetzige Redakteur der „Westfälischen Volkszeitung,“ Fußangel, ein geborner Preuße: „Wir haben gewiß nichts dagegen, wenn Preußen auf ihren König toastiren, aber aufs tiefste muß es bedauert werden, daß es gläubige Katholiken giebt, welche heute noch den traurigen Mut haben, die »Einheit« und »Stärke« unsers zerrissnen, geschwächten und gedemütigten deutschen Vaterlandes durch Festtoaste zu feiern. Nein, der Katholik kann sich nicht freuen über die »Einheit« und »Stärke« Deutschlands, die ihm durch Preußen geworden. Der Katholik kann nur trauern und seinen Trost in der Hoffnung finden, daß die Tage des Preußentums gezählt sind. Ja, wir sind antinational, wir sind reichsfeindlich und werden es bleiben, aber nur, weil wir unser Vaterland (Rom!) lieben. Wir beklagen aufs tiefste den Entwicklungsgang Deutschlands seit dem Jahre 1866.“ Und den Mann solcher Bekenntnisse berief die römisch-katholische Parteileitung in Bochum in die Redaktion einer größern Zeitung und versetzte ihn mit Hilfe der fünfzehn katholischen Vereine Bochums in die Lage, nicht nur bei Reichs- und Landtagswahlen, sondern auch bei sozialen Bewegungen wie dem westphälischen Kohlenstrike im ultramontan-demagogischen Sinne eine Hauptrolle zu spielen. Hinter der katholischen Parteileitung zu Bochum stehen, wie überall hinter den katholischen Vereinen, die Priester. Ob es da wohl richtig ist, wenn auf eine Anfrage im Briefkasten einer viel gelesenen Dresdener Zeitung, warum doch im Gegensatz zu der evangelischen Geistlichkeit zum Empfange des Kaisers in Dresden kein einziger katholischer Geistlicher zugegen gewesen sei, und warum doch im Gegensatz zu den sämtlichen Kirchen Dresdens die katholische Hofkirche allein nicht geflaggt habe? ob es da wohl richtig ist, wenn auf solche Anfragen die Antwort der Redaktion kommt, „daß mehrere katholische Geistliche erschienen seien, doch nicht, wie die evangelische Geistlichkeit, in Amtstracht, sondern im einreihigen Rock mit Stehkragen. Geflaggt aber habe die katholische Hofkirche, wie auch das Schloß, seit unvordenklichen Zeiten nicht,“ und dann in der Antwort versichert wird: „Daß die katholischen Geistlichen, wie alle andern Deutschen, in dem deutschen Kaiser das von Gott gesetzte Oberhaupt des deutschen Reiches lieben und verehren, versteht sich von selbst.“ Wollte Gott, es wäre so! Wir befürchten bei vielen, sehr vielen das Gegenteil. Kein Papst kann Ghibelline sein. Und was vom Papst gilt, das gilt auch von seiner Klerisei. Ist der Ghibelline zu groß, als daß der Streit mit ihm viel Erfolg verspräche, so stellt sich Papst und Klerus ihm befreundet und rückt ihn möglichst in seine Nähe; glaubt er sich ihm gewachsen, so beginnt der Streit. Aber so wie so, scheinbar befreundet oder feindlich, bei dem echten Ultramontanen ist von Wahrheit keine Spur, am allerwenigsten von geschichtlichem Wahrheitssinn. Das liegt einmal im römischen System. Wer Gelegenheit gehabt hat, das kennen zu lernen, der findet, daß es so ist, wie Wiese, dieser unparteiische Mann, in seinen „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen“ bezeugt, wenn er sagt, daß er sich nur weniger Katholiken erinnere, bei denen die Einwirkungen der römisch-katholischen Pädagogik auf den Wahrheitssinn nicht zu bemerken gewesen wären; die Folgen des

römischen Systems seien eine unbewußte Trübung des Wahrheitssinnes bei dem katholischen Volke. Was beim Volke aber „unbewußte Trübung" ist, das ist bei den Führern eine sehr bewußte. Ein höchst interessantes Beispiel einer solchen bewußten Trübung, zugleich ein Beleg für den klerikalen Grundsatz der Geschichtsfälschung durch die Beanspruchung und Heranziehung eines großen Ghibellinen in die eigne Nähe wird von Goethe in seiner „Italienischen Reise" unter dem Datum des 25. Oktober 1786 erzählt. Goethe berichtet da, wie er auf seiner Reise nach Rom von Bologna bis nach Perugia mit einem päpstlichen Offizier zusammen fährt, den er einen „wahren Repräsentanten vieler seiner Landsleute" nennt. Sie kommen auch auf den Protestantismus zu sprechen, und da kommen denn bei dem Offizier mancherlei wunderliche Dinge zu Tage. Unter anderm erzählt er: „Man hat uns versichert, daß Friedrich der Große, welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sei und vom Papste die Erlaubnis habe, es zu verheimlichen; denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Kapelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf; denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wütende Ketzer sind, auf der Stelle totschlagen, wodurch dann der Sache nicht geholfen wäre. Deswegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubnis gegeben; dafür er denn aber auch die alleinseligmachende Religion so viel ausbreitet und begünstigt als möglich." Man sieht, welchen Dank die „alleinseligmachende Religion" dem großen Preußenkönig schon seinerzeit dafür gewährte, daß er in seiner hochherzigen Toleranz den Jesuiten in seinen Landen eine Freistätte gewährte zu einer Zeit, wo alle andern Staaten Europas sie über die Grenze jagten. Goethe selbst sagt zu diesem höchst sprechenden Zeugnis von einer „bewußten Trübung des Wahrheitssinnes" durch den Klerus: „Ich ließ das alles gelten und erwiderte nur, da es ein großes Geheimnis sei, könnte freilich niemand davon Zeugnis geben. Unsre fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derselben Art, so daß ich mich über die kluge Geistlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte."

Goethe behandelte all solchen Humbug mit gutem Humor. Das entsprach auch den Zeitverhältnissen und der Lage der kirchlichen Dinge in unserm Vaterlande, wo sich damals eine ultramontane Geistlichkeit nicht fand. Da mochte die italienische Klerisei immerhin die Preußen als ein „bestialisches Volk" ihren Gläubigen darstellen. Heutzutage aber ist auch der köstlichste Humor in diesen Dingen nicht mehr angebracht. Wenn der Ultramontanismus die Gemüter so vergiftet, daß es Schriftsteller giebt, wie jenen obengenannten Genossen Sigls, der zu schreiben sich erdreistete: „Wer als katholischer Rheinländer sich als Preuße aufspielt, handelt ebenso charaktervoll, wie ein Pole, der sich für einen Russen ausgiebt," so muß die Strenge des Gesetzes unerbittlich walten. Mit den Ultramontanen auf gütliche Weise zum Frieden zu kommen, ist für den Staat ein ganz vergebliches Bemühen. Das zeigt die Geschichte. Es scheint aber, als ob Hegel leider Recht hätte, wenn er sagt, daß die Geschichte nichts andres sei, als die Lehre von der Unfähigkeit des Menschen, aus der Vergangenheit zu lernen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Gladstone und der Dreibund

Das Oktoberheft der Contemporary Review brachte einen Aufsatz über auswärtige Politik Englands, der in der gesamten europäischen Presse widerhallte und wie ein Ereignis behandelt wurde, nicht weil er besonders viel politische Weisheit und Tugend enthalten oder irgend welche Geheimnisse enthüllt hätte, sondern weil der Grieche Utidanos (deutsch: Taugenichts), der ihn unterzeichnet hatte, genauer besehen ein vielgenannter englischer Parteiführer war, der wiederholt als Premierminister der Königin Viktoria die Geschäfte leitete, wieder an ihre Spitze zu gelangen wünscht und seinen Wunsch unter günstigen Umständen erfüllt sehen kann — kein Geringerer nämlich als Herr Gladstone, den seine Verehrer den „großen Alten“ nennen, während seine englischen Gegner zwar seine Rednergabe und seine Befähigung als Finanzmann anerkennen, in seiner irischen und ägyptischen Politik aber nur das Gegenteil von Größe erblicken, und der uns hier wieder einmal wie vorher schon oft als verbissener Feind der Bismarckschen Friedenspolitik und als Vertreter einer falsch rechnenden britischen Selbstsucht entgegentritt.

Man hatte, wenn man ihm staatsmännischen Sinn zuschrieb, vom englischen Standpunkte urteilend einigen Grund, an seiner Verfasserschaft zu zweifeln. Lord Salisbury hat eine schwierige Aufgabe vor sich, wenn er das Staatsschiff zwischen Bündnissen, die zu bedenklichen Verwicklungen führen können, und der Verpflichtung, den englischen Einfluß für die Erhaltung des Weltfriedens kräftig wirken zu lassen, hindurchsteuern soll. Als ehemaliger Ministerpräsident muß der jetzige Führer der liberalen Opposition wissen, daß der gegenwärtige Siegelbewahrer des Auswärtigen Amtes Kunde von gewissen Geheimnissen besitzt, die er nicht an die große Glocke hängen darf, und daß er auch nicht immer die Gründe laut werden lassen kann, die ihm bei einer

einzelnen Krisis ein Eingreifen geboten oder verboten haben. Wollte er sich dies erlauben, so würde er zuweilen auswärtigen Fürsten und Ministern schweren Anstoß geben oder die Pflicht der Verschwiegenheit verletzen, die er gegen verantwortliche Berichterstatter einzugehen genötigt gewesen ist. Niemals vielleicht war diese Pflicht so unbedingte Notwendigkeit für den Leiter der Londoner Politik als in unsern Tagen. Selbst nach dem Zeugnis der Gegenpartei ist Salisbury ein trefflicher Verwalter der auswärtigen Angelegenheiten, und er erfreut sich allgemeinen Vertrauens als vorsichtiger und gewandter Staatsmann. So war es schwer begreiflich, wie jemand, der wie Gladstone früher selbst für die Handhabung der englischen Politik verantwortlich gewesen war, einen Artikel verfassen und veröffentlichen konnte, der, mittelbar wenigstens, die auswärtige Politik Salisburys angriff und verurteilte. Es war durchaus ungehörig und bedauerlich, daß auf diese Weise Fragen der englischen Diplomatie in die staubige Arena der Parteipolitik hineingeschoben wurden. Allerdings ist das zuweilen unvermeidlich. Wenn der Führer der Opposition in einem parlamentarisch regierten Staate Grund zu der Annahme hat, daß die Regierung im Begriff stehe, das Land in ein gefährliches Abenteuer zu verwickeln, so hat er die Pflicht, sie vor der öffentlichen Meinung dessen anzuklagen. Aber in gewöhnlichen Zeiten ist es mindestens unbillig, einen Minister anzugreifen, der sich nicht verteidigen kann, weil ihm der Mund geschlossen ist, da man ihm das, womit er sich wehren könnte, im Vertrauen mitgeteilt hat. Die Sache wird umso widerwärtiger, wenn der Angreifer nichts als unbestimmte Verdachtsgründe vorzubringen hat, um sein Vorgehen zu rechtfertigen. Wenn, so sagte man sich, der „Taugenichts," den wir unter dem fraglichen Artikel stehen sehen, wirklich Gladstone wäre, so hätte er sich einer thörichten Anklage schuldig gemacht, ähnlich der, die er 1880 vom Stapel ließ, wo er Österreich als eine Macht bezeichnete, die nirgends etwas Gutes geleistet habe. Er entschuldigte sich später wegen dieser Bemerkung, und die klaren Beweise für die Abgeschmacktheit seiner damaligen Behauptungen sind seitdem durch die Beruhigung und das rasche Aufblühen Bosniens und der Herzegowina vermehrt worden. Aber kein Zurücknehmen kann die übeln Wirkungen ungeschehen machen, die der jetzige Aufsatz über den Dreibund und Englands Stellung zu ihm und besonders zu Italien für die nächste Zeit hervorgerufen hat. Gladstone will ihn denn auch nicht geschrieben haben, aber seine Ableugnung steht auf schwachen Füßen. Der Londoner Berichterstatter der in Liverpool erscheinenden Daily Post meldete seinem Blatte, es sei ihm aufs bestimmteste und zuverlässigste versichert worden, daß Gladstone den Artikel verfaßt habe. Der Gegenstand habe Gladstone schon seit geraumer Zeit beschäftigt, und selbst in der Zeit, wo das Parlament getagt habe, habe er gegen einen Freund geäußert, er gedenke darüber zu schreiben, ja er habe den Aufsatz anfangs mit seinem Namen unterzeichnen wollen und sich erst später zu dem Pseudonym entschlossen.

Die Daily News bestätigten diese Mitteilung, indem sie ganz unverhüllt von „dem Artikel Mr. Gladstones" sprachen, und die Welt weiß, daß sie sein Organ sind. Hat er auch darauf erklärt, sie seien nicht befugt gewesen (had had no authority), ihm den Aufsatz zuzuschreiben, so kann diese doppelsinnige Äußerung, wenn man will, auch heißen, sie hätten keinen Auftrag dazu gehabt.

Der Urheber des unglückseligen Aufsatzes ist nicht zufrieden mit dem, was der Unterstaatssekretär Fergusson am 19. August als Vertreter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten dem Parlament offenbar sagen wollte, als er die Erklärung abgab, „die Handlungsweise der Regierung Ihrer Majestät im Fall des Ausbruches eines Krieges werde, wie alle andern Fragen der Politik, durch die Umstände jener besondern Zeit und die Interessen des Landes bestimmt sein." „Ja — sagt Herr Gladstone — wie aber, wenn Lord Salisbury dem Fürsten Bismarck und andern seine Ansicht ausgedrückt hätte, daß ein Krieg Frankreichs für die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringes ungerecht sei, und daß es die Pflicht Englands sein würde, Italien gegen Gefährdung zur See infolge seines Beitritts zum Dreibunde sicher zu stellen?" Das ist aber eine mit nichts Thatsächlichem zu begründende, gänzlich in der Luft schwebende Vermutung, die kaum den Wert einer Möglichkeit hat. Wenn Salisbury irgend etwas der Art amtlich geäußert hätte, so würde es die zukünftige Politik Englands binden, und zwar wie ein festes Versprechen von Beistand. Aber Fergusson hat nur erklärt, Englands Politik würde, wenn ein Krieg ausbräche, durch die Zeitumstände und die Interessen des Landes bestimmt sein; weiter nichts. Und wenn man die über die ganze Erdoberfläche sich ausbreitenden Interessen des britischen Reiches betrachtet, seine Verantwortlichkeiten in Ostasien, seine Beziehungen zu Amerika, seine Besitzungen in Südafrika, seine Rechte und Pflichten in Australien und andern Kolonien, nicht zu vergessen Irland und was dort auf dem Spiele steht, so würde ein englischer Minister für das Auswärtige mindestens sehr unvorsichtig handeln, wenn er öffentlich eine Erklärung abgäbe oder abgeben ließe, die auch nur den Schatten einer Verpflichtung enthielte, Großbritannien werde Italien unter allen Umständen zur See verteidigen. Er lüde damit geradezu die Gegner Italiens ein, sich gegen solchen Beistand vorzubereiten und zugleich Maßregeln zu treffen, um England sofort durch Schädigung seiner transatlantischen Interessen für jene Unterstützung mit Erfolg heimsuchen zu können.

Gladstone hat seinen Artikel in der Contemporary Review durch die Daily News, sein Hauptorgan, verteidigt und gelobt. Gegenüber dem Pariser Temps, der in den Auslassungen des Utidanos „die stolzeste Herausforderung erblickt hatte, die jemals dem Dreibunde zu teil geworden sei," meinte die aus den Daily News redende Weisheit: „Wir ziehen es vor, den Aufsatz als die stärkste Verwahrung aufzufassen, die gegen jeden Versuch, England zum Teilnehmer an dem Vertrage zu machen, möglich ist. Der Artikel ist in erster Reihe von dem

Wunsche eingegeben, Großbritannien vor allen europäischen Verwicklungen zu bewahren. Die englische Neutralität schien durch die zweideutigen Erklärungen Sir James Fergussons auf Labouchères Erkundigungen kompromittirt zu sein. Es waren andre, ältere Anzeichen von Gefahren [welcher? fragt man] vorhanden. Lord Salisbury hegt eine Art geschichtlicher Freundschaft für eins der Mitglieder des Dreibundes, Österreich, und sympathisirt mit dessen Zielen, [was höchst rühmlich ist, da diese Ziele den Weltfrieden bedeuten]. Zu einem andern Teilnehmer, Deutschland, hat er seine Beziehungen in jüngster Zeit so weit gebessert, daß Fürst Bismarck nie müde zu werden scheint, Gelegenheiten zu suchen, wo er sich ihm dankbar zeigen kann. Zwar werden alle diese Gelegenheiten in Ostafrika gefunden, wo wir keinerlei Interessen haben, die wir nicht durch eigne Anstrengung ohne Beihilfe wahrnehmen und fördern könnten, und es ergiebt sich notwendig die Frage: Was erwartet Fürst Bismarck von uns anderswo? Er hofft, daß wir etwas für ihn thun, und zwar nichts Geringeres, als daß wir ihn bei seinem Lieblingsplane thätig unterstützen. Die deutschen Zeitungen haben offen verkündet, daß der Besuch des Kaisers dazu beigetragen habe, seine Beziehungen auf einen in jeder Richtung befriedigenden Fuß zu bringen, und diese Äußerung giebt der Thatsache Nachdruck, daß Bismarcks Aufmerksamkeiten sich seit der Heimkehr seines Gebieters verdoppelt haben. Er ist natürlich besorgter als je hinsichtlich der Prämie, die für jene Artigkeiten zu zahlen sein wird, und diese Besorgnis erklärt Herrn Gladstones Artikel hinlänglich."

Das ist Faselei eines verdrießlichen, unklaren und befangnen Egoismus, dem jeder Begriff von Englands wahrem Interesse abgeht, und der sich, wie Gladstone, bei seiner Vermutung aus Vorurteil und Parteihaß absichtlich gegen Salisburys Politik verblendet. Warum gerade diesem eine unvorsichtige Verpflichtung schuld gegeben wird, ist sonst nicht begreiflich. Der Verfasser des Artikels in der Contemporary Review weiß seine verdächtigende Annahme auch nicht mit einem einzigen thatsächlichen Beweise zu begründen. Dagegen weist Salisburys ganze staatsmännische Laufbahn auf das gerade Gegenteil einer Denkart und Handlungsweise hin, die zu Übereilung und Unüberlegsamkeit hinneigt. Das Memorandum, das er 1877 in Gemeinschaft mit Schuwaloff verfaßte und das man ihm englischerseits vielfach fast als Verbrechen anrechnete, war ein ehrlicher Versuch, sich vor ernsten Maßregeln mit Rußland zu verständigen, und es wurde damit der Grundstein zu dem Friedenstempel gelegt, den man im folgenden Jahre in Berlin vollendete. Mit größter Wärme und Genugthuung begrüßte der Lord 1879 die Kunde vom Abschlusse des deutsch-österreichischen Bündnisses mit einem bekannten biblischen Jubelworte. Bei allen diplomatischen Verhandlungen der letzten Jahre hegte er den festen Wunsch nach Erhaltung des Friedens und legte eine Denkart an den Tag, die, jedem Säbelrasseln abgeneigt, sich mit Ruhe auf die Kraft überzeugender Vorstellungen

und Beweise verläßt und versöhnliches Entgegenkommen der Anwendung von Gewaltmitteln vorzieht. Daß er Großbritannien zu einer Handlungsweise ohne Rücksicht auf die Umstände verpflichtet habe, ist, auch als bloße Vermutung ausgesprochen, eine Beleidigung ohne Grund und Boden, da ihr die gesamte Haltung Salisburys widerspricht. Viel glaubwürdiger wäre ein solcher Vorwurf bei der unklaren Leidenschaftlichkeit Gladstones, wenn er jetzt erster Minister der Königin wäre. Diese Leidenschaftlichkeit und seine vorurteilsvolle Hinneigung zu den friedensfeindlichen Mächten des Festlandes offenbart sich auch in seiner jetzigen Anklage. Denn die letztere schließt, unstreitig wenigstens mittelbar, die Zusage des Führers der liberalen Opposition ein, daß er, wieder an die Spitze der staatlichen Geschäfte Englands gestellt, seinen Einfluß nach Möglichkeit anwenden würde, dem Dreibunde Schwierigkeiten in den Weg zu legen, daß er ein Bündnis zwischen Frankreich und Rußland als etwas Natürliches betrachten, daß er Italien nicht vor einer französischen Flotte schützen, daß er mit Wohlgefallen die russische Herrschaft bis ans Mittelmeer ausgedehnt und Elsaß-Lothringen wieder mit Frankreich vereinigt sehen würde. Das sind Gedanken, denen sich jedes Parlamentsmitglied, das für die Welt nichts zu bedeuten hat, überlassen darf, ohne dafür verantwortlich zu sein, und die es auch öffentlich aussprechen kann, ohne Schaden damit anzurichten. Aber die schwerste Verantwortlichkeit trifft dafür einen Mann, der eines Tages wieder am Staatsruder Englands stehen kann. Gelangte er wieder zur Gewalt, und würde es ihm dadurch möglich, derartigen Gedanken Folge zu geben, ihre Verwirklichung durch Handlungen oder auch nur durch Geschehenlassen zu begünstigen, so wäre damit wahrscheinlich ein politischer Dammbruch ohnegleichen herbeigeführt, so wäre das Zeichen zum gewaltigsten Kriege dieses Jahrhunderts gegeben, zu einem Weltkampfe, mit dem verglichen die Kriege Napoleons des Ersten fast zwergenhaft erscheinen würden. Wäre es bei Lord Salisbury wirklich vorschnell und unvorsichtig gewesen, wenn er den Italienern unbedingt und ohne Rücksicht auf die möglicherweise dann eingetretenen Umstände Beistand gegen einen Seeangriff der Franzosen versprochen hätte, so ist es ganz unzweifelhaft noch weit unvorsichtiger, wenn Gladstone jetzt seine Sympathie für die beiden Großmächte kund giebt, deren unruhige Begehrlichkeit und Rachsucht die eigentliche und einzige Gefahr für den Frieden unsers Weltteils bilden. Allerdings ruft er sie nicht geradezu zum Kriege auf, denn das kann er nicht. Er sagt nur ganz friedsam zu den Russen und Franzosen, seinen alten Lieblingen: Eure Ansprüche sind gerecht, eure Sache verdient unser Wohlwollen, unsre besten Wünsche. Italien sollte sich euch dabei nicht in den Weg stellen, und England hofft, euch als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen zu sehen. Aber auch diese anscheinend friedliche oder, wie die Diplomaten sagen, akademische Erklärung ist unvorsichtig und gefährlich; denn nicht sowohl was sie sagt, ist gegen den Frieden, sondern was sie verschweigt.

Nun scheint es allerdings, als ob Utidanos-Gladstone sich den Dreibund als eine Herausforderung zum Kriege und nicht als eine Vereinigung zum Schutze des Friedens vorstelle, was bei seinem bekannten verschwommenen Denken nicht allzu sehr Wunder nehmen kann. Es bedarf aber durchaus keines besondern Scharfblicks und nur einer mäßigen Bekanntschaft mit den Thatsachen, Verhältnissen und Ereignissen der europäischen Politik, um sich zu überzeugen, daß weder von Deutschland noch von Österreich-Ungarn noch auch von Italien etwas für den Weltfrieden zu befürchten steht. Der Grund der Friedensliebe dieser Staaten ist nicht in einer besondern angebornen Charakteranlage und Auffassung der Dinge auf Seiten ihrer Regierungen und Völker zu suchen, nicht in einer ausnahmsweise hohen Tugend und Gewissenhaftigkeit ihrer Regenten und Parteien oder in einer milden Menschenfreundlichkeit, die auch dann den Krieg scheut, wenn er notwendig ist, sondern darin, daß sie ihn nicht nur nicht brauchen, sondern in ihrer gegenwärtigen Lage und voraussichtlich für die Zukunft alle erdenkliche Ursache haben, ihn zu scheuen. Sie sind befriedigte und folglich konservative Mächte, die vollauf haben, was sie bedürfen, und durch einen Krieg nichts gewinnen können, was ihn lohnte. Das war einmal nicht so. Wir mußten uns kriegerisch mit Österreich auseinandersetzen, weil der Dualismus uns fesselte und schwächte, und weil er auf friedlichem Wege nicht zu beseitigen war. Wir bedurften im Norden und im Westen einer bessern Grenze, um Frieden vor begehrlichen Nachbarn zu haben, und diese Nachbarn gaben uns durch unvernünftige Angriffe das Recht zur Befriedigung des Bedürfnisses. Aus ähnlichen Gründen mußte Österreich-Ungarn sich durch Bosnien und die Herzegowina abrunden. Italien mußte seine Einheit vollenden. Das alles ist jetzt erreicht, vollständig erreicht, und keins der Glieder des Dreibundes kann billigerweise mehr verlangen, als was es besitzt, alle können keinen andern Wunsch hegen, mindestens keinen wärmern und lebhaftern Wunsch, als das Errungene zu bewahren, alle sind auf die Verteidigung angewiesen. Ein Angriffskrieg ihrerseits ließe wenig Gewinn hoffen, aber Verlust befürchten, also wünschen sie in aller Aufrichtigkeit die Erhaltung des Friedens und haben reichliche Beweise dafür geliefert. Frankreich und Rußland dagegen sind mißvergnügte Mächte, weil ihre vermeintlichen Bedürfnisse nicht befriedigt sind. Jenes möchte Elsaß-Lothringen wiedergewinnen, weil es die Bedrohung Deutschlands erleichterte, ebenso sein Ansehen in Europa, richtiger seinen Anspruch auf Vorherrschaft in Europa. Rußland glaubt sich mit dem, was ihm sein „Befreiungskrieg" auf der Balkanhalbinsel schließlich eingebracht hat, nicht hinreichend belohnt und möchte es vervollständigen, d. h. wie im Frieden von San Stefano mittelbar oder wo möglich unmittelbar an die See, an das Ägeische und mit diesem an das Mittelländische Meer gelangen. Beide sind infolge dessen auf Krieg, Störung des Bestehenden, Umsturz der Verträge bedacht, kurz revolutionäre Mächte.

Daher wirkt alles, was in Gestalt von Verträgen und Bündnissen diese beiden Großmächte entmutigt und zurückhält, für den Weltfrieden. Der Dreibund führt ihnen zu Gemüte, daß selbst im Falle ihrer Vereinigung zu einem Gegenbunde die Verwirklichung ihrer Wünsche kein leichtes Werk sein wird. Die bloße Möglichkeit, geschweige denn die Wahrscheinlichkeit, daß England es in seinem Interesse finde, Italien gegen einen französischen Flottenangriff zu verteidigen, ist schon ein schweres Bedenken, das sich den kriegerischen Absichten der Franzosen in den Weg stellt, und diese Warnung ist handgreiflich, da Lord Salisbury nicht wohl dulden kann, daß Englands starker Nebenbuhler am Mittelmeere hier noch stärker wird. Anderseits sind die Ausdrücke von Wohlwollen für die Friedensfeinde in Frankreich und Rußland, die von einem Staatsmanne ausgehen, der wieder obenaufkommen und sich der Leitung des englischen Einflusses auf die Angelegenheiten des Festlandes bemächtigen kann, eine unmittelbare Ermutigung jener beiden Mächte, den Frieden zu brechen.

Es heißt in dem Artikel Gladstones, obwohl Deutschland und Österreich ganz recht gethan hätten, sich zu verbinden, sollte Italien sich von deren Bündnis fernhalten. Das läßt sich vom Standpunkte eines Politikers wie Gladstone leicht behaupten, wenn er nur auch bewiesen hätte, daß Italien dann vor dem französischen Nachbar sicher wäre. Aber welcher Kenner der Geschichte, der sich auch nur oberflächlich der herkömmlichen französischen Politik in Betreff der italienischen Halbinsel und der unruhigen Begehrlichkeit erinnerte, womit diese Politik in der jüngsten Zeit am Mittelmeere um sich gegriffen hat, wollte einem durch kein Bündnis geschützten Italien eine solche Sicherheit verbürgen? Wir sehen von seinen Interessen in Nordafrika ab. Aber was könnte die Pariser Regierung verlockenderes vor sich sehen, als eine Art Wiedergewinnung des bei Metz und Sedan ganz verlornen Kriegsruhmes auf den Ebnen im Süden der Alpen? Welch eine schöne Probe der Tüchtigkeit des neuen Heeres! Welch ein verheißungsvolles Vorspiel des größern Kampfes zwischen Vogesen und Rhein! Ein Vorwand, Italien zu bekriegen und wohlfeile Lorbeern zur Bekränzung der Trikolore zu pflücken, wäre bald gefunden. Die französische Republik scheute sich 1849 nicht im mindesten, die damalige römische Schwester anzufallen und den Papst wieder einzusetzen, die republikanische Regierung, die jetzt in Paris sitzt, würde nicht in Verlegenheit sein, einen ähnlichen Anlaß zum Einschreiten jenseits der Alpen zu entdecken. Diese augenscheinliche Gefahr ist es, die die Italiener genötigt hat, gewaltige Rüstungen zu Lande und zu Wasser vorzunehmen und, da sie nicht genügten, sich dem Bündnis der beiden mitteleuropäischen Mächte anzuschließen, von denen allein ein uneigennütziger Beistand zu hoffen war. Gladstone ist also auch in dieser Beziehung ein verblendeter Politiker, ein Parteigänger des Unverstandes und des Unrechts — kurz, wie er sich selbst ironisch bezeichnete, in Wahrheit ein Utidanos.



Die Kündigung der Banknotenprivilegien

(Schluß)

Gegen die Einrichtung einer reinen Reichsbank haben einige Leute die Behauptung angeführt, bei einem unglücklichen Kriege mit dem Auslande würde das Kapital einer solchen Bank leichter der Beschlagnahme des Feindes unterliegen als das Kapital einer durch Privatmittel gebildeten Bank. Abgesehen nun von dem Zweifel, ob ein siegreicher Feind sich die Mühe nehmen würde, so feine Unterschiede zu machen, müssen wir uns für unfähig bekennen, mit den Verfechtern solcher Bedenken uns in einen Streit einzulassen, wenigstens soweit diese Bedenken von den heldenmütigen Seelen herrühren, die sich vor überseeischen Nasenstübern heillos fürchten und dadurch uns schon unheilbare Verluste zugefügt haben.

Auch den Grund können wir nicht gelten lassen, daß eine Reichsbank mit Privatkapital nicht so leicht dem Mißbrauch durch die Reichsregierung würde ausgesetzt sein, wie ein reines Reichsinstitut. Bei einem solchen würde allerdings der § 35 des Bankgesetzes nicht anwendbar sein, wonach den Geschäften der Reichsbank mit den Finanzverwaltungen des Reiches oder der Einzelstaaten der Zentralausschuß zustimmen muß. Eine entsprechende gesetzliche Bestimmung, wonach etwa dem Reichstage ein Mitwirkungsrecht gewahrt würde, müßte solche Bedenken erledigen. Außerdem halten wir jene Bestimmung in § 35 des Bankgesetzes nicht für besonders wertvoll; gegenüber einer in Geldbedrängnis befindlichen kräftigen Reichsregierung würde selbst der Zentralausschuß nicht widerstandsfähig sein. Auch können wir nach allen mit der Regierung des Reiches und der Einzelstaaten gemachten Erfahrungen bezüglich budget- und sonst verfassungsmäßig geführter Finanzverwaltung zu ihnen das beste Vertrauen hegen, sodaß es nicht gerechtfertigt wäre, an lehrmeinungsmäßigem Mißtrauen die Schaffung eines sonst nützlichen und notwendigen Reichsinstituts scheitern zu lassen.

Haben wir lediglich eine Reichsbank als reines Reichsinstitut, so kann sie auch zur Beschleunigung der Germanisirung von Elsaß-Lothringen viel beitragen. Sie wird den Firmen, die in ihrer Buchführung u. s. w. französische Sprache und französisches Münzsystem anwenden, dieses Verhalten sehr bald dadurch abgewöhnen können, daß sie nicht bloß mit solchen Französlingen selbst keine Geschäfte macht, sondern auch keine Wechsel ankauft, auf denen irgend

welcher Reichsangehörige unter den frühern Wechselverpflichteten sich der französischen Sprache oder französischer Rechnungsweise bedient hat.*)

Auch könnte die Reichsbank, wenn sie alleinige Notenbank wäre, gar manche Maßregel zur Ausschließung und Unterdrückung unsolider Geschäftsverhältnisse, z. B. von Reitwechseln, ergreifen, Maßregeln, die ihr beim Vorhandensein noch andrer Notenbanken teils wegen deren Wettbewerbes, teils wegen unvollständiger Übersicht über das Kreditbedürfnis und die Kreditansprüche aller einzelnen Kreditnehmer nicht oder nicht in ausreichendem Umfange zu Gebote stehen.

Nach dieser Begründung unsrer Ansichten und Anträge gehen wir nun dazu über, die wesentlichsten Gründe, mit denen wir die jetzigen Einrichtungen verteidigt gefunden haben, im einzelnen zu widerlegen.

Es ist uns nicht unbekannt, wie auf besondre Anregung manche kaufmännische und gewerbliche Vertretungen das Fortbestehen der Privilegien der Privatnotenbanken eifrigst befürwortet haben. Ja mit rührender Bescheidenheit haben diese Herren für die Privatnotenbanken sogar Erweiterungen ihrer Privilegien beantragt! Aber wie waren die Kommissionen zusammengesetzt, die solche Anträge stellten? Es waren die Verwaltungsräte und Günstlinge der Privatnotenbanken selbst, die auf diese Weise in willkürlich zusammengesetzter Weise die wunderbarsten Beschlüsse faßten. Solche Gutachten haben wahrlich noch weniger Wert, als eine Massenpetition mit unzähligen Unterschriften von Leuten, die des Inhalts wie der Gründe unkundig sind.

Und was für eine Begründung haben diese Befürworter der Privatnotenbanken ihren Anträgen zu geben gewagt? Sie sagen, die Reichsbank sei zu büreaukratisch, folge mit ihren Entschließungen nicht rasch genug den Verkehrsbedürfnissen, weil diese oft größer seien, als daß sie von den einzelnen Zweiganstalten selbständig berücksichtigt werden könnten. Das ist einfach nicht wahr. Der Kredit, den die Reichsbank gewährt, ist immer so wohl erwogen und sorgfältig geprüft, daß er der Kreditwürdigkeit entspricht. Die einzelnen Zweiganstalten haben auch eine ganz hinreichende Selbständigkeit, um allen berechtigten Anforderungen zu genügen. Das zeigt sich an all den Orten, wo Privatnotenbanken nicht bestehen. Dahin gehören namentlich die preußischen Provinzen mit hochentwickelter Industrie. In ihnen hätte sich längst das Bedürfnis von Privatnotenbanken neben der Reichsbank herausstellen müssen, wenn ein solches überhaupt bestünde.

Verschiedne größere Privatnotenbanken unterhalten Filialen an kleinern

*) Als Beispiel diene folgender uns selbst vorgekommene Fall. Eine große Elsässer Firma hatte auf einen Abnehmer in Berlin einen Wechsel in französischer Sprache gezogen Der Bezogne verweigerte Zahlung und gab dem Protestnotar als Grund den Gebrauch der französischen Sprache an, sodaß dieser Grund in der Protesturkunde erwähnt wurde. Von da ab hat der Elsässer Aussteller jenem Bezognen und andern Geschäftsfreunden gegenüber sich allenthalben der deutschen Sprache bedient.

Plätzen, wo die Reichsbank keine Stellen hat. Da wird nun gesagt, wenn nur eine Reichsbank existire, würden jene Filialen schwer vermißt werden. Ja wer behauptet denn, daß die Reichsbank dann, wenn sie die einzige Notenbank wäre, an diesen Plätzen keine Filialen einrichten würde? Es sind das doch Verkehrspunkte, die für das Nebeneinanderbestehen der Filialen von zwei Notenbanken zu klein sind, und an denen die Reichsbank schon, als sie errichtet wurde, Filialen von Privatnotenbanken vorfand. Gewiß würde die Reichsbank, wenn sie das Monopol der Banknotenemission hätte, wo nur immer möglich Filialen errichten, gerade wie die Post durch Errichtung von Postämtern den weitestgehenden Wünschen des Publikums entspricht.

Die verbrauchten Redensarten von der dem Publikum heilsamen Konkurrenz zwischen Reichsbank und Privatnotenbanken wird jeder belächeln, der, wenn er früher noch nicht einsichtig genug gewesen ist, wenigstens nach Verstaatlichung fast sämtlicher Eisenbahnen einsehen gelernt hat, daß solche dem Gemeinwohl dienende Anstalten wie Post, Telegraphie, Eisenbahnen, mit denen die Notenbanken auf ganz gleicher Stufe stehen, nur dann völlig richtig und gerecht verwaltet werden können, wenn sie Staats- oder Reichsanstalten sind. In Schriften zu Gunsten der Privatnotenbanken wird geredet von dem befruchtenden Einflusse, den sie auf das Verkehrsleben ausüben u. s. w. Das sind billige Redensarten, die nach etwas klingen, die aber, wie man bei einigermaßen sorgfältigem Überlegen alsbald findet, in Wirklichkeit alles Sinnes ledig sind und daher gegen die alleinige Reichsbank keinerlei Grund bringen oder auch nur andeuten. Daß diese Befruchtung des Verkehrs durch die Privatnotenbanken, wenn sich überhaupt darunter etwas vorstellen ließe, etwas sehr bedenkliches wäre, möge man unter anderm daraus ermessen, daß diese Privatnotenbanken wiederholt bei längst zu erwartenden Konkursen von Schwindelfirmen mit teilweise riesigen Summen beteiligt gewesen sind und entsprechende Verluste gehabt haben. Jene Verkehrsbefruchtung ist meist die Einführung der oben verurteilten Einrichtung einzelne Kreditnehmer bevorzugender Zinssätze!

Diese Beleuchtung der ganzen Frage als einer solchen der innern Wirtschaftspolitik — und zwar als eines Falles, wie die Nation durch übermächtige Kreise die Großfinanz planmäßig ausgebeutet wird — erinnert an ein Seitenstück, das sich in den letzten Jahren in einem großen Nachbarstaate abgespielt hat. Wir meinen die Verlängerung des Privilegs der (fast ausschließlich in Rothschildschem Besitze befindlichen) Kaiser-Ferdinands-Nordbahn durch die österreichische Regierung. Ganz vergleichbar würde es sein, wenn jetzt im deutschen Reiche den Privatnotenbanken ihre Privilegien gelassen würden. Das ist aber undenkbar, denn nach unsrer Meinung ist das deutsche Reich, sind seine Staatsmänner der Plutokratie noch nicht zinspflichtig.

Wenn wir in diesem Aufsatz einen Teil der Bedenken andeuten, zu denen das Verhalten unsrer Großfinanz vielleicht noch nicht so sehr wie der andrer

Länder Anlaß bietet, so wollen wir dabei durchaus nicht alle Kräfte, die ihr angehören, gemeint haben. Es giebt eine Anzahl kapitalstarker, einflußreicher und mit anständiger Gesinnung geleiteter, den Geld- und Kapitalverkehr vermittelnder Kreditbanken und Bankiers, deren Thätigkeit einem wahren Bedürfnis unsers Kulturlebens entspricht. Ihnen wollen wir durchaus nicht zu nahe treten, gleichwie wir weit davon entfernt sind, die Verstaatlichung dieser freien Banken zu verlangen, wie es in neuerer Zeit mehrfach geschehen ist. Anderseits bedenke man, wie groß in vielen Fällen für die, die Bankgeschäfte betreiben, die Versuchung ist, zum eignen Vorteil das Interesse der Auftraggeber zu verletzen, und daß es sich daraus erklärt, weshalb sich anerkanntermaßen in diesem Geschäftszweige manches als vielfach geltender Brauch eingebürgert hat, was in andern Geschäftsbetrieben als unzulässig befunden werden würde.

Wenn viele wichtige und durchschlagende der von uns hervorgehobenen Bedenken gegen das Fortbestehen der Privatnotenbanken bisher in den Zeitungen noch nicht erörtert und wohl auch maßgebenden Kreisen gar nicht bekannt geworden sind, so hat dies seinen Grund in der klugen Taktik der Anhänger der Privatnotenbanken. Wie die deutschfreisinnige und sonstige Oppositionspresse die Wahrheiten, die ihrem Ableugnungs- und Verhetzungssystem widersprechen, totschweigt und dadurch ihren Lesern unterschlägt, so thut es auch die fast ausnahmslos „deutschfreisinnige" Börse mit ihrem Anhange. Alles, was den Beherrschern der Börse und der Großfinanz nicht gefällt, darf einfach in den Börsenblättern und dem größten Teile der übrigen Zeitungen nicht erwähnt werden. Dagegen wird alles eifrigst ausgeführt, was die so unterschlagnen Wahrheiten scheinbar widerlegt.

Wie würde aber auch das Fortbestehenlassen der jetzigen Privatnotenbanken, die ganz auf privatkapitalistischer Grundlage beruhend von einem Teile der mächtigen Großfinanz als Fangarme mißbraucht werden, der seit der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 immer mehr bethätigten Sozialpolitik widersprechen, wonach die Staatseinrichtungen gerade den Schwachen und Minderkräftigen dienen sollen! Unsre Großindustrie ist mit Recht zu beträchtlichen Leistungen im Sinne dieser Grundsätze herangezogen worden. Und dem entgegen wollte man unsre Großfinanz weiter bevorzugen, unsre Großfinanz, in deren Händen sich ungeheure, lawinenartig anschwellende, für unser Staatswesen gefährlich groß werdende Einzelvermögen anhäufen, Vermögen, die den Riesenvermögen der Vanderbilts, Goulds, Mackays u. s. w. zum Teil nicht nachstehen, deren wahre Höhe aber bei der schlauen Bescheidenheit unsrer fünfzig- bis tausendfachen Millionäre nur von wenigen richtig erkannt wird! Ist doch diese Unkenntnis der Grund, daß in den Staaten, wo es noch an der Pflicht der Selbsteinschätzung zu den direkten Staatssteuern gebricht, die Besitzer jener ungeheuern Vermögen nur verhältnismäßig geringe Steuern zahlen.

Wie würde ferner das Fortbestehenlassen der Privatnotenbanken unsrer Eisenbahnpolitik, der grundsätzlichen Verstaatlichung unsrer Eisenbahnen, wider-

sprechen! Diese hat man im wesentlichen durchgeführt, aber nicht um finanzieller Vorteile willen, die auch die Folge der Maßregel gewesen sind, zum Teil wohl aus Gründen der stärkern Wehrhaftigkeit des Landes, wiewohl die Privateisenbahnverwaltungen im letzten großen Kriege ihren Pflichten in anerkennenswerter Weise genügt haben, hauptsächlich aber, weil man mit Recht derartige dem allgemeinen Interesse dienende Einrichtungen der Willkür der Privatverwaltung, die dem Grundsatze gleichmäßiger Behandlung aller Staatsangehörigen nie ganz vollständig entsprechen werden und können, nicht mehr überlassen wollte, und weil man ausschließen wollte, daß einzelne Bahnverwaltungen aus Sonderinteresse eine dem Wohle des ganzen Reiches schädliche Tarifpolitik treiben könnten.

Es gilt nun noch einen ganz eigenartigen Einwand gegen unsre oben entwickelten Ansichten abzuthun. Man behauptet, in Bezug auf die bairische Notenbank bestehe ein bairisches Reservatrecht, das durch die Reichsgesetzgebung nicht berührt werden dürfe. Der Einwand ist so unbegründet und aller Kenntnis unsrer Verfassung wie des Bankgesetzes baar, daß wir ihn umsoweniger beachten würden, als er sich zunächst in untergeordneten Zeitungen von ausgesprochen partikularistischer Färbung ans Tageslicht gewagt hat, wenn nicht erstere und anständigere Druckschriften ihn abgedruckt hätten, und zwar ohne den Versuch einer Widerlegung und ohne ein Wort der Mißbilligung.

In Art. 4 Ziffer 4 der Reichsverfassung ist das Bankwesen ganz allgemein der Reichsgesetzgebung unterstellt. Es ist dort von einem Reservatrecht Baierns kein Wort gesagt, wie in Ziffer 1, 8 und 10 des Art. 4 wegen der Heimats- und Niederlassungsverhältnisse, des Eisenbahnwesens, des Post- und Telegraphenwesens. Aber auch aus dem Bankgesetze vom 14. März 1875 selbst geht hervor, daß die dort in § 47 Abs. 3 Baiern eingeräumte großartige Bevorzugung nur so lange gelten soll, als die übrigen Privatnotenbanken die Konzession fortbehalten. Dort ist gesagt: „Die bairische Regierung ist berechtigt, bis zum Höchstbetrage von siebzig Millionen Mark die Befugnis zur Ausgabe von Banknoten für die in Baiern bestehende Notenbank zu erweitern oder diese Befugnis einer andern Bank zu erteilen, sofern die Bank sich den Bestimmungen des § 44 unterwirft.“ Und § 44 besagt in Abs. 1 Nr. 7: „Die Bank willigt ein, daß ihre Befugnis zur Ausgabe von Banknoten zu den in § 41 bezeichneten Terminen durch Beschluß der Landesregierung oder des Bundesrates mit einjähriger Kündigungsfrist aufgehoben werden könne, ohne daß ihr ein Anspruch auf irgend welche Entschädigung zustünde.“ Also das Notenemissionsrecht der baierischen Notenbank ist, entsprechend dem allgemeinen Grundsatze in § 1 Abs. 1 des Bankgesetzes, nicht fester und unantastbarer als das der übrigen Privatnotenbanken und der Reichsbank.

Hierbei mag übrigens der Verwunderung Ausdruck verliehen werden, daß in jener Bestimmung in § 47 Abs. 3 des Bankgesetzes wieder eine Bevorzugung

Baierns liegt, die wir in ihren Gründen nicht zu fassen vermögen. Nach dem Bankgesetze wurden 385 Millionen Mark steuerfreie Noten festgestellt. Davon sollten auf bairische Banken 32 Millionen kommen. Das war verhältnismäßig schon sehr viel, da Baiern nur den neunten oder zehnten Teil des deutschen Reiches bildet, und da doch in Baiern nicht bloß dessen Notenbanken, sondern auch die Geschäftsstellen der Reichsbank dem Verkehr dienen sollten. Man traut seinen Augen nicht, wenn man solchen Verhältnissen gegenüber jene Bestimmung in § 47 Abs. 3 des Bankgesetzes liest, man gewinnt daraus wie aus andern ähnlichen bevorzugenden Sonderstellungen Baierns*) geradezu die Ansicht, daß die Baiern allein Deutsche erster Klasse, die übrigen Deutschen aber Reichsangehörige zweiter Klasse seien.

Zu unsrer Befriedigung wird uns mitgeteilt, daß gerade der bairischen Regierung nahestehende Personen betreffs der bevorstehenden Bankgesetzgebung den Verdacht weit von sich weisen, Baiern wolle eine Sonderstellung für sich herausschlagen.

Wenn von manchen Seiten die Frage der Beseitigung des Reichspapiergeldes und die Verleihung des Rechtes, an Stelle des Reichspapiergeldes entsprechende kleine Noten auszugeben, an die Reichsbank mit der Frage der Kündigung der bestehenden Banknotenprivilegien verquickt worden ist, so möchten wir diese Frage von den jetzigen Erörterungen ausgeschlossen sehen, damit nicht ein neuer verwirrender Streitfall hereingebracht werde, der leicht in der Entscheidung der Hauptfrage auf falsche Wege leiten könnte. Wie oft hat im parlamentarischen Leben die Annahme eines neu aufgetauchten Nebenantrages die Hauptentscheidung so durchbrechen helfen, daß sie ganz anders ausgefallen ist, als gut war und als die Mehrheit ursprünglich wollte.

Auch Vorausbestimmung der Grundsätze, nach denen von der Bank im Kriegsfalle zu verfahren sei, halten wir für ein sehr bedenkliches und nicht minder überflüssiges Unternehmen.

Unsers Wissens ist darüber gestritten worden, ob die ganze Frage der Verlängerung oder Kündigung der Banknotenprivilegien vor den Reichstag gebracht werden müsse oder nicht. Nach §§ 41 und 44 des Bankgesetzes könnte es scheinen, als ob dem Bundesrate das Recht zustehe, die Notenprivilegien allein ohne Befragung des Reichstages zu verlängern oder zu kündigen. Allein abgesehen von der Entstehungsgeschichte des Bankgesetzes, wonach angesehene Parlamentarier dem Reichstage das Recht der Mitwirkung zuschreiben, ist auch Absatz 3 von § 47 des Bankgesetzes unsers Erachtens so zu deuten, daß der Reichstag zustimmen müßte, wenn der Bundesrat eine Kündigung bis

*) Die Reservatrechte, die Bevorzugung vor Preußen bei Verteilung der französischen Kriegskosten haben wir schon oben erwähnt. Man denke noch, daß Baiern allein bei Feststellung der Stimmen der einzelnen Staaten im Bundesrate eine Bevorzugung für sich herausgedrückt hat. Das ist das Land, das Friedrich der Große zweimal (1779 und 1785) dem Wittelsbacher Hause und vor dem Aufgehen in Österreich bewahrt hat!

Ende Dezember 1889 unterlassen und dadurch die Banknotenprivilegien um zehn Jahre verlängern wollte.

Wir glauben unsre oben ausführlich begründete Ansicht, daß allen Notenbanken für Ende 1890 ihr Privileg gekündigt werden müsse und daß vom 1. Januar 1891 ab die Reichsbank als reines Reichsinstitut ohne Privatkapital, nur mit Reichsmitteln ausgestattet, sowie ohne jede Kontrole der Großfinanz oder andrer Privatkreise, höchstens unter Zuteilung eines Beirates aus verschiednen Erwerbskreisen, fortbestehen müsse, mit zwingenden Gründen gestützt zu haben. Die staatliche Ehre und die wirtschaftlichen Interessen der Nation fordern es gebieterisch. Der Widerstand gegen diese Maßregel stützt sich zum Teil auf Sonderinteressen, die dem Ganzen schädlich sind, zum Teil auf einen gewissen Partikularismus, der dem Reiche nicht will zukommen lassen, was des Reiches ist. Mit diesem Partikularismus möchten wir zum Schlusse noch ein Wort sprechen.

Ein Reich, ein wirkliches Reich bilden wir Deutschen nur dann, wenn wir in unsern Beziehungen zum Auslande ein einheitliches Ganzes bilden. Wir müssen also im Kampfe gegen das Ausland unverbrüchlich zusammenstehen. Dieser Kampf ist teils ein solcher der Gewalt, der wirkliche Krieg, teils ein wirtschaftlicher Wettbewerb. Damit wir in letzterm, in dem es keinen Frieden giebt, nicht unterliegen, ist vor allen Dingen ein einheitlicher Zolltarif, einheitliches Münz- und Währungssystem und eine einheitliche Notenbankverwaltung nötig. Letztere ist ebenso nötig, wie die vollste Einheit in der Zollpolitik, und weniger zu entbehren als manche andre Einrichtung, von der kein guter Deutscher sich wieder trennen möchte, z. B. das Reichsgericht. Die Verleihung von Notenprivilegien ist eben so schlimm, wie eine Durchbrechung des allgemeinen Zolltarifs zu Gunsten sei es einzelstaatlicher Selbständigkeit, sei es von Pächtern der Zölle für einzelne Provinzen, und weit schlimmer als die Gestattung von Landespapiergeld neben dem Reichspapiergelde sein würde. Dem Bestehen von Privatnotenbanken mit der jedem Einzelnen gewährten Berechtigung selbständiger Diskontopolitik würde es gleichen, wenn wir zwar einen allgemeinen Zolltarif hätten, aber jedem Einzelstaate eine beliebige Herabsetzung der einzelnen Zollsätze für einzelne bevorzugte Personen oder die beliebige Gewährung von Zollrückvergütungen an Einzelne freistünde. Daß die Aufstellung der Beschränkungen in § 44 des Bankgesetzes solche Bedenken nicht erledigt, ist klar, und wir haben es oben gezeigt. An dem Verhalten gegenüber dieser hochwichtigen Entscheidung werden wir eine vorzügliche Gelegenheit zur Prüfung des Verständnisses für die dringendsten Interessen des Reiches, sowie zur Prüfung der wahren und herzlichen Reichstreue jedes Einzelnen haben, der bei der Entscheidung darüber mitzuwirken hat. Wir vermögen nicht zu fassen, wie irgend welche Redensarten oder Scheingründe eine abweichende Stimme in anderm Lichte könnten erscheinen lassen. Darum rufen wir jedem Deutschen bei der Entscheidung dieser hochwichtigen Frage zu: Hic Rhodus, hic salta!



Die Juſtizorganiſation von 1879
in miniſterieller Beleuchtung

Von O. Bähr

(Schluß)

5


Unſre bisherige Betrachtung betraf die in den Berichten dargeſtellte Organiſation in ihren äußern Verhältniſſen. Wir wenden uns nun zu den beſondern Abſchnitten, die von dem Zivilprozeß handeln.

Nachdem ſich bereits der Bericht von 1882 lobend über die Wirkſamkeit der Zivilprozeßordnung ausgeſprochen hatte, ergeht ſich der Bericht von 1887 in neuen Lobeserhebungen über das Verfahren, „deſſen einfache und elaſtiſche Formen die ſichere, ungehemmte Anwendung des materiellen Rechtes erleichtern.“ Allerdings ſeien auch tadelnde Urteile laut geworden, die ſich namentlich dagegen richteten, daß das Urteil lediglich auf den Grund einer mündlichen Verhandlung geſprochen werden ſolle. Der dagegen erhobene Vorwurf würde richtig ſein, wenn die Gerichte wirklich nur auf Grund mündlicher Verhandlung ihr Urteil zu geben hätten. Er widerlege ſich aber dadurch, daß das Urteil zugleich ſeine Grundlage finde in den gewechſelten vorbereitenden Schriftſätzen. „Übt alsdann das Gericht ſeiner Pflicht gemäß eine Kontrole darüber aus, inwieweit die mündlichen Vorträge von dem Inhalte der Schriftſätze abweichen, ſo beſitzt es vollauf die Mittel zu einer zuverläſſigen Feſtſtellung und Beurkundung der Ergebniſſe der mündlichen Verhandlung.“

Nur zwei Übelſtände ſeien anzuerkennen. Der in die Hände der Parteien gelegte Selbſtbetrieb des Prozeſſes habe durch häufige Vertagungen und Vereitelungen der Verhandlungstermine vielfach zu Verſchleppung der Prozeſſe geführt. Hiergegen habe der Miniſter bereits am 23. September 1887 einen Erlaß gerichtet, durch den er die Gerichte ermahnt habe, ſtreng gegen ſolche Verſchleppungen vorzugehen. Zunächſt ſei der Erfolg dieſes Erlaſſes abzuwarten. Sodann habe das Zuſtellungsweſen zu berechtigten Ausſtellungen Veranlaſſung gegeben; und „wenn es dereinſt zu einer Reviſion der Prozeßordnung komme,“ ſo werde namentlich an dieſen Punkt beſſernde Hand anzulegen ſein.

Seitdem nun hat der Herr Juſtizminiſter, ſo lange ſeine Amtsthätigkeit dauerte, auf dieſem Gebiete nichts weiter gethan, als daß er den gedachten Erlaß vom 23. September 1887, gegen den ſich eine Flut von Widerſpruch

aus Anwaltskreisen erhoben hatte, kurz darauf in einer Weise erläuterte, daß sich die Anwälte damit zufrieden geben konnten. Ob hiernach der gedachte Erlaß noch eine wesentliche Wirkung geübt hat, ist nicht näher bekannt geworden.

Wenn es nach der Darstellung des Berichtes so scheint, als ob die tadelnden Urteile über den Zivilprozeß nur ganz vereinzelte Ansichten gewesen seien, so möchten wir dem gegenüber doch den ganzen Verlauf der Sache in Erinnerung bringen. Bei ihrem Erlaß war die Prozeßordnung so mit Lobpreisungen überschüttet worden, daß sie als ein Ideal von Vollkommenheit galt. Natürlich glaubte nun jeder, er müsse auch seinerseits diese Vollkommenheit herausfinden. Wer sie nicht fand, wußte doch nicht, ob es nicht bloß an ihm liege. Niemand hatte einen Überblick, wie es im allgemeinen aussah. So wurde der Glaube an die Vortrefflichkeit des Werkes lange Zeit künstlich aufrecht erhalten. Nur ganz zaghaft regten sich einzelne Stimmen, die dies oder jenes auszusetzen fanden oder in einem Scherzworte („Revanche für Langensalza") sich Luft machten. Erst im Jahre 1885 traten Stimmen auf, die auf Grund gesammelter Erkundigungen über die Bewährung des Gesetzes in weitern Kreisen ein umfassenderes Urteil auszusprechen wagen konnten, das nicht günstig ausfiel. Hätten nun diese Stimmen etwas ausgesprochen, was den Ansichten aller Welt zuwider gelaufen wäre, so würden sie sicherlich nicht beachtet, höchstens verlacht worden sein. In der That aber sprachen sie nur aus, was Tausende von Juristen längst gefühlt hatten. Nur dadurch gewannen sie eine Bedeutung, die der Herr Justizminister selbst damit anerkannte, daß er ihrer in seinem Berichte an den König zu erwähnen sich gedrungen fühlte. Nun aber trat eine gewisse Wendung ein. Professor Wach in Leipzig, der bedrängten Unschuld zu Hilfe eilend, erschien auf dem Plane mit einer Schrift, worin er die Prozeßordnung gegen die Angriffe in Schutz nahm und lebhaft anpries. Nicht durch das Gewicht ihrer Gründe, sondern durch etwas ganz andres gewann diese Schrift eine große Bedeutung. Alpha und Omega derselben war die Bezugnahme auf Herrn Minister Dr. Friedberg, der seinen im Jahre 1882 an den König erstatteten — damals noch unbekannten — Bericht dem Verfasser zur Verfügung gestellt hatte. Von diesem war er als Beleg für die Vortrefflichkeit des Gesetzes benutzt worden. Dadurch wurde aller Welt kundgethan, daß der Herr Minister sich schon im Jahre 1882 für die Bewährung der Zivilprozeßordnung ausgesprochen habe und daß er auch jetzt noch diese Ansicht zur Geltung gebracht haben wolle. Der Minister eines großen Landes ist aber stets eine solche Autorität, daß viele ihre Ansicht unwillkürlich darnach bilden. Mit diesem Erfolg hätte sich Professor Wach wohl genügen lassen können. Er hielt aber auch die bisherigen Erkundigungen für unbefriedigend und veranstaltete nun seinerseits noch eine große „Enquete" bei sämtlichen Landgerichten über eine Anzahl gestellter Fragen. Bei den nahen Beziehungen, in denen nach seiner vorausgegangenen Schrift Wach zu dem preußischen Justizministerium

stand, hielten viele diese Erhebung für offiziös, was ihren Erfolg sicherte. Zwar wurde dies wieder zweifelhaft. Es erschien nach einiger Zeit ein Artikel in der Nationalzeitung, der diese Erhebung mißbilligte und von deren Befolgung abmahnte, offenbar in der Voraussicht, daß sie nur Übles zu Tage fördern werde.*) Indessen war die Sache einmal in Gang gesetzt; die Berichte wurden in großer Zahl erstattet, und Wach konnte nicht umhin, sie zu veröffentlichen. Sicherlich hatte man in den Berichten die Dinge eher günstig als ungünstig darzustellen gesucht. Auch Wach hatte die Wiedergabe gewiß nicht ungünstig gehalten. Mit Ausstellungen von handgreiflicher Unrichtigkeit suchte er die Blößen der Sache zu decken. Auf die schlimmsten Punkte des neuen Verfahrens (das Zustellungswesen, den amtsgerichtlichen Prozeß, die Ausbildung der Referendare, die Prozeßkosten u. s. w.) war die Erhebung gar nicht gerichtet worden. Und dennoch — ihr Ergebnis war vernichtend. Nach ihr kann man kaum noch von einer „Prozeßordnung," sondern nur noch von einer Prozeßunordnung reden. Unzählige Verlegungen, Aussetzungen und Unterbrechungen der Termine machen einen geordneten Geschäftshaushalt der Gerichte überaus schwierig. Die mündliche Verhandlung läuft bei vielen Gerichten nur auf ein Ablesen oder Ableiern der Schriften hinaus. Das Mündlichkeitsprinzip, so wie das Gesetz es aufstellt, durchgeführt, führt zum Unsinn; will man es aber trotz des Gesetzes abschwächen, so lastet überall die Frage: Wo die Grenze? mit verhängnisvoller Wucht auf den Personen und auf den Sachen. Die Gerichte kämpfen mit einer fortgesetzten Not, wie sie unter den Formen dieses Prozesses dem Interesse der Sachen gerecht werden sollen. So ungefähr klingen die Leitmotive, über die ein ganzer Schwarm von Landgerichten Chorus singt.

Wie ist nun der Bericht über diese kurz vorher veröffentlichten schwerwiegenden Zeugnisse hinweggekommen? Er schweigt einfach davon.

Auch noch bei einer andern Gelegenheit hätte der Herr Minister über den wirklichen Stand der Dinge sich unterrichten können. In den zahlreichen Entgegnungen, die sein gegen Verschleppungen gerichteter Erlaß vom 23. September 1887 in der Presse fand, traten die Schäden des bestehenden Prozeßgetriebes, die auch durch keine Reskripte gehoben werden konnten, offen zu Tage. Als dann der Herr Minister seinen erläuternden Erlaß gegeben und damit die Anwälte zufriedengestellt hatte, verstummte freilich alles wieder.

---

*) Der Schlußsatz des Artikels lautete: „Die ganze Angelegenheit kann nur allzuleicht schließlich von den Elementen ausgenutzt werden, welche das neue Verfahren gerade in seinen liberalsten und volkstümlichsten Errungenschaften anzugreifen schon lange entschlossen sind." In der That wundervoll! Dieser Prozeß eine liberale und volkstümliche Errungenschaft! Da paßt so recht das Wort Bismarcks: „Knechtung im Namen der Freiheit, die nur in der Nachbeterei fremder Zustände ihren Grund hat." Allerdings mochte für den Herrn Minister Professor Wach mit seiner „Enquete" ebenso unwillkommen sein, wie für die Mütter der damals viel besungene Mann mit dem Coaks.

6

Was der Bericht über den Wert der mündlichen Verhandlung sagt, ist vollkommen richtig, ist aber auch von niemand bestritten worden. Ebenso kann man ja zugeben, daß die „elastischen Formen" des Verfahrens mitunter der Gerechtigkeit zu gute kommen, während sie anderseits auch von Richtern und Anwälten mißbraucht werden können. Alle diese Dinge sind aber gar nicht in Frage. Die Frage ist vielmehr die: Welche Garantie ist dafür gegeben, daß das Gericht nicht bloß auf das, was es mündlich gehört zu haben glaubt, seine Entscheidung giebt? Daß das Urteil einer Grundlage bedürfe, die es in höherm Maße sichere, als die bloße mündliche Verhandlung, das erkennt auch der Bericht mit sehr entschiednen Worten an. Er sagt, wenn eine solche sichernde Grundlage fehlte, so müsse „so bald wie möglich eine fundamentale Änderung des Gesetzes in Angriff genommen werden." Der Bericht findet nun aber diese sichernde Grundlage darin, daß vorher Schriften gewechselt würden, daß das Gericht die Pflicht habe, nach diesen Schriften die mündliche Verhandlung zu kontroliren, und daß darnach das Gericht in der Lage sei, die Ergebnisse der mündlichen Verhandlung sicher festzustellen.

Diese Aufstellung leidet nur an dem Fehler, daß die angenommene sichernde Grundlage des Urteils jeder Bürgschaft ihres Vorhandenseins entbehrt.

Erstens: Nichts verbürgt, daß die Schriften wirklich vorhanden sind, da es von dem Belieben der Parteien abhängt, ob sie solche erstatten wollen. Thatsache ist, daß vielfach ohne Schriften oder mit ganz ungenügenden Schriften in die Verhandlung hineingegangen wird.

Zweitens: Nirgends im Gesetz ist gesagt, daß es „Pflicht des Gerichtes" sei, die Schriften zu lesen und darnach die mündliche Verhandlung zu kontroliren. Das Gesetz weist den Richter nur an, auf Grund der „mündlichen Verhandlung" zu entscheiden. Jetzt zum erstenmale spricht ein amtliches Aktenstück davon, daß es „Pflicht des Gerichtes" sei, die Schriften zu lesen. Kein Richter aber verletzt die ihm durch das Gesetz auferlegte Pflicht, wenn er sich um die Schriften gar nicht kümmert. Thatsache ist, daß bei vielen Gerichten die Schriften vor der Verhandlung gar nicht gelesen werden, womit das Kontroliren von selbst hinfällig wird.

Drittens: Selbst wenn das Gesetz eine solche Pflicht des Gerichtes ausgesprochen hätte, würde doch dieser Ausspruch so lange haltlos sein, als es für die Erfüllung der Pflicht an jeder Kontrole fehlt. Diese könnte nur darin bestehen, daß das Gericht verpflichtet wäre, die Übereinstimmung der mündlichen Verhandlung mit den Schriften oder Abweichungen derselben von diesen sofort festzustellen. Das schreibt aber das Gesetz nicht vor. Vielmehr stellt das Gericht das, was es übereinstimmend oder abweichend von den Schriften gehört zu haben glaubt, erst nachträglich, nach Tagen, Wochen oder Monaten, hinter dem Rücken der Parteien durch eine in das Urteil aufgenommene Geschichts-

erzählung von dem Prozeß, die man „Thatbestand" nennt, fest. So lange diese Einrichtung besteht, bleibt die „Pflicht des Gerichtes," auch wenn man sie als bestehend annähme, ein leeres Wort.

Viertens: Für die höhern Instanzen, bei denen doch die eigentliche Entscheidung liegt, gelten als Grundlage des Urteils weder die mündliche Verhandlung noch die Schriften, sondern eben nur jener „Thatbestand," den ein Richter der Vorinstanz abgefaßt hat.

Richtig ist nur, daß, wenn genügende Schriften vorhanden sind, mit ihrer Hilfe die mündliche Verhandlung eine genügende Grundlage für das Urteil abgeben kann. Das hat auch noch niemand bestritten. Aber das Gesetz hat es ängstlich vermieden, irgend eine Vorkehrung zu treffen, daß dies auch geschehen müsse. Es überläßt alles dem guten Willen der Beteiligten, und zwar in der Art, daß schon jeder einzelne Beteiligte den guten Willen aller übrigen lahm legen kann.

Alle diese Dinge waren schon früher ausführlich dargelegt und besprochen worden. Und dennoch beharrt der Bericht bei der Annahme, daß die Schriften, die gar nicht vorhanden zu sein, nicht gelesen zu werden und nicht berücksichtigt zu werden brauchen, die auch in der obern Instanz neben dem von der Vorinstanz festgestellten „Thatbestande" völlig hinfällig werden, das Urteil sichern!

Das Schlimmste von diesen ganzen Einrichtungen ist der in die Hand des Richters gelegte „Thatbestand." Damit wird den Parteien selbst der Prozeß aus der Hand genommen. Nicht sie, sondern das Gericht bestimmt, was Inhalt des Prozesses sei und worüber entschieden werden soll. Und zwar bindet der von einem Richter unterer Instanz abgefaßte „Thatbestand" auch die obern Instanzen. Darin liegt eine Vergewaltigung der Parteirechte schlimmster Art. Dieser in die Hand des Richters gelegte „Thatbestand" bildet nicht allein eine Fallgrube des Irrtums, sondern auch eine ständige Versuchung zur Willkür. Und wenn der Bericht dies leugnet, so leugnet er etwas, was klar ist wie die Sonne.

Es ist nun die Frage nahe gelegt, ob denn etwa durch das neue Verfahren die Entscheidungen der Gerichte materiell besser geworden seien. Ich glaube nicht, daß jemand, der die Dinge kennt, wenn er aufrichtig sein will, den Mut haben wird, diese Frage zu bejahen. Wohl mögen in dem frühern preußischen Verfahren mitunter die Sachen recht trocken und mechanisch abgethan worden sein. Aber die heutigen Vorträge der Anwälte sind auch nicht durchweg von Geist durchdrungen, und es wird dabei oft genug leeres Stroh gedroschen. Daß für manche Richter die gerühmte „Elastizität des Verfahrens" die Möglichkeit gewährt, leichter eine Entscheidung zu finden, mag sein. Ob aber diese leicht gefundne Entscheidung immer der Gerechtigkeit dient, darüber würde sich wohl reden lassen. Überhaupt kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Frage der Wertschätzung der Zivilprozeßordnung nicht bloß eine Frage der Intelligenz, sondern vor allem auch eine Frage des

Charakters ist. Jedenfalls ist durch den neuen Prozeß eine Unzahl von Formalitäten ins Leben gerufen worden, an denen jederzeit das gute Recht scheitern kann, und wie die Erfahrung lehrt, auch nicht selten wirklich scheitert. Diese Gefahren allein schon lassen keinen Zweifel, daß die heutige Rechtsprechung im Vergleich mit der frühern nicht besser, sondern schlechter geworden ist.

Wenn aber wirklich, wie der Bericht annimmt, durch die neuen Formen die Rechtsprechung so sehr erleichtert wäre, woher kommt es denn, daß, wie wir oben gesehen haben, heute die Rechtssachen so viel mehr an Kräften in Anspruch nehmen? Darin liegt doch ein seltsamer Widerspruch. Der übermäßige Kräfteverbrauch hat zunächst seinen Grund in der mangelnden Ordnung des Ganzen. Es ist wahrhaft bedauerlich, wie Richter und Anwälte ihre Zeit und Kraft vergeuden müssen. Ein weiterer Grund liegt in der Weitschweifigkeit der Verhandlungen, die wiederum, wenigstens zum Teil, auf der ungenügenden Vorbereitung der Sachen beruht. Die Zeit der Richter aber wird noch besonders belastet durch die Anfertigung des Thatbestandes, die, wenn anders der Richter sich der damit verbundnen Verantwortlichkeit bewußt ist, eine äußerst schwierige Arbeit ist. Das alles könnte bei verständigern Einrichtungen, unbeschadet aller Mündlichkeit, anders sein.

7

Einen seltsamen Beweis für den Wert des neuen Verfahrens tritt der Bericht noch in folgender Weise an. Er sagt: „Als ein sicherer Beweis dafür, daß wir in der Zivilprozeßordnung ein wertvolles nationales Gut besitzen, darf wohl die Thatsache gelten, daß dieses Gesetz der deutschen Prozeßwissenschaft eine überaus fruchtbare Anregung gegeben hat. Unter der Herrschaft der allgemeinen Gerichtsordnung wurde für den wissenschaftlichen Ausbau des Prozeßrechts wenig geleistet, und auch im Gebiete des gemeinen Rechts hatten sich die wissenschaftlichen Forschungen mit größerer Vorliebe und mit reicherem Erfolge der Entwicklung des materiellen Rechts als dem des Prozeßrechts zugewendet. Hierin ist, seitdem die Zivilprozeßordnung in Übung ist, eine bemerkenswerte Änderung eingetreten. In allen Teilen Deutschlands ist die Neigung zu prozessualen Studien in überraschendem Maße erwacht, und die der Zivilprozeßordnung gewidmete umfangreiche Litteratur weist Arbeiten von hoher Bedeutung auf, ja es gehört eine Anzahl von Kommentaren vielleicht zu den besten Erzeugnissen dieses Zweiges der juristischen Litteratur. Zahlreiche Monographien enthalten verdienstvolle Untersuchungen“ u. s. w.

Dieser ganzen Anschauung möchte ich die andre gegenüberstellen, daß es sich mit einer Prozeßordnung ungefähr ebenso verhält wie mit einer Frau. Die beste ist die, von der man am wenigsten spricht. Dabei soll das, was in dem Berichte Wahres enthalten ist, keineswegs verkannt werden. War einmal die Zivilprozeßordnung gegeben, so war es gewiß dankenswert, daß sich Männer

fanden, die sie nebst dem weitschichtigen dazu gehörenden Material wissenschaftlich bearbeiteten und dadurch die Anwendung des in seinem ganzen Bau so künstlichen Gesetzes erleichterten. Diesen Dank wollten sich nun gar viele verdienen, und so entstand eine höchst umfangreiche Prozeßlitteratur, unter der sich auch in ihrer Art vorzügliche Werke finden. Daß aber die Prozeßordnung einen solchen ungeheuern wissenschaftlichen Apparat notwendig machte, daß heute in unserm Rechtsleben die Prozeßfragen völlig überwuchern, sodaß alle Präjudizienbücher zum dritten Teile damit angefüllt sind, darin kann man doch nur von dem sehr einseitigen Standpunkte des Juristen ein Glück finden. Wer dagegen in seinem Juristen sich noch ein Stück Menschentum bewahrt hat, der muß diese Erscheinung tief beklagen. Denn alle diese Prozeßfragen müssen ausgetragen werden auf Gefahr der Parteien, die sie mit schweren Kosten zu büßen haben und nicht selten darüber ihr gutes Recht verlieren. Läge wirklich in dieser Entwicklung der Prozeßwissenschaft der Beweis, daß die Prozeßordnung ein wertvolles nationales Gut sei, dann müßte man auch eine schwere, in unserm Volke heimisch gewordne Krankheit, weil sie der ärztlichen Wissenschaft eine überaus fruchtbare Anregung gegeben, ein wertvolles nationales Gut nennen.

So viel über den äußern Wert dieser modernen Prozeßwissenschaft. Aber auch den innern vermag ich nicht hoch anzuschlagen. Zum größten Teile ist sie nichts andres als eine klägliche Buchstabenjurisprudenz, bei der von innerer Gerechtigkeit kaum noch die Rede ist. Natürlich müssen die Prozeßfragen, wenn sie einmal auftauchen, in der Praxis durchgekämpft werden. Daß es aber so viele Juristen giebt, die anscheinend an diesen kläglichen Fragen eine besondre Freude finden und sich mit einem Eifer darauf werfen, als gelte es hohen wissenschaftlichen Zielen, das ist meines Erachtens nichts weniger als ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Es war z. B. schon schlimm genug, daß über die Frage, ob eine von der Partei selbst (nicht von ihrem Anwalt) dem Gerichtsvollzieher aufgetragne Zustellung giltig sei, das Reichsgericht beim Widerspruch verschiedner Senate in einer Plenarsitzung (von etwa fünfzig Reichsgerichtsräten) beraten und entscheiden mußte. Glücklicherweise fiel die Entscheidung so aus, wie sie auch der einfache Menschenverstand gegeben hätte. War es denn aber nötig, so wie in den gedruckten Entscheidungen zu lesen ist, über die Lösung dieses hochwissenschaftlichen Problems die Welt in einer elf Seiten langen Abhandlung zu belehren?

Wen solche Lehren nicht erfreun,
Verdienet nicht ein Mensch zu sein!

möchte man da mit Sarastro, wenn auch nur ironisch, anstimmen. Man könnte fürwahr sich versucht fühlen, über dergleichen Dinge zu scherzen, wenn es nicht so traurig wäre, daß heute in Deutschland von solchen Fragen das Wohl oder Wehe der Rechtsuchenden abhängt.

Es wäre ein viel größeres Glück gewesen, wenn wir eine Zivilprozeßordnung erhalten hätten, die ebenso anspruchslos und unscheinbar durchs Leben gegangen wäre wie die frühern. Das deutsche Volk würde sich dabei weit besser gestanden haben. Nichts aber ist bezeichnender für die Stellung, die der Herr Minister oder seine Berater zu der ganzen Sachlage einnehmen, als dieses Lobpreisen der Prozeßordnung wegen der daraus entwickelten Wissenschaft.*)

8

Die Berichte haben bei ihrer Darstellung offenbar nur die landgerichtlichen Sachen vor Augen gehabt. Es verdienen aber auch die amtsgerichtlichen Sachen (bis zu 300 Mark Wert) nicht vergessen zu werden, da sie 88 Prozent aller Prozesse umfassen. In ihnen treten die Fehler des Verfahrens vielleicht noch stärker hervor als in den landgerichtlichen Sachen.

Das Verfahren bei den Amtsgerichten ist eigentlich darauf berechnet, daß die Parteien selbst ihren Prozeß führen. Nun ist aber dieses Verfahren zufolge des den Parteien auferlegten „Selbstbetriebes" so mit Formalitäten belastet, daß der gemeine Mann sich unmöglich hineinfinden kann. Er riskirt stets, über eine solche Formalität seinen Prozeß zu verlieren oder sonst Schaden zu leiden, zumal wenn ihm ein rechtsgewandter Gegner gegenübersteht. Er wird also förmlich dazu gedrängt, einen Anwalt anzunehmen oder sich einem Winkeladvokaten in die Arme zu werfen. Nimmt er aber einen Anwalt an, so entstehen leicht Kosten, die den Streitgegenstand in mehrfacher Verdoppelung auffressen.

Bei Erlaß der Prozeßordnung nahm man an, daß die Sachen von den Amtsgerichten in der Regel in einem oder zwei Terminen erledigt würden. Das geschieht aber nur in den wenigsten Fällen. Die Sachen laufen oft durch sechs, acht, zehn und mehr Termine hindurch. Stets müssen die Parteien zur „Verhandlung" erscheinen. Sonst bricht alsbald ein Kontumazialurteil über sie herein. Von dem aber, was verhandelt wird, kommt nichts in die Akten. Es wird nur registrirt: „Wurde zur Sache verhandelt." Der ganze Prozeß schwebt also, mitunter viele Monate hindurch, in der Luft. Beweise werden gefordert, Zeugen werden vernommen, Eide werden geschworen, und niemand kann aus den Akten ersehen, was die zu Beweis gestellten, bezeugten und beschwornen Thatsachen bedeuten. Endlich, wenn der Richter die Sache für spruchreif hält, schreibt er das, was er aus allen Verhandlungen im Kopfe behalten oder vielleicht mit Bleistift sich notirt hat, als „Thatbestand" in das Urteil hinein und giebt darnach seine Entscheidung. So, wenn der Richter der nämliche bleibt. Wechselt er aber im Laufe des Prozesses, was ja auch oft vorkommt, so ist alles bisher Verhandelte für den neuen Richter nicht

*) Seelenverwandt ist der Ausspruch eines auch als Prozeßschriftsteller bewährten Berliner Anwaltes in der Juristischen Gesellschaft: er finde den Hauptwert des neuen Prozesses darin, daß er weit tüchtigere und schlagfertigere Anwälte ausbilde.

vorhanden, und die Verhandlung muß wieder von vorn anfangen. Der ganze Prozeß ist ein wüstes Getriebe, welches der Willkür des Richters den breitesten Spielraum gewährt. Und wenn seinerzeit Minister Leonhardt den Ausspruch that: „Über alle Theorie schreitet das Bedürfnis des Lebens leichten Schrittes hinweg,“ so ist in diesem Falle die Theorie in wahrhaft erschreckender Weise über das Bedürfnis des Lebens leichten Schrittes hinweggeschritten.

9

Es bleibt nun noch ein Punkt zu besprechen, der vielleicht der schmerzlichste von allen ist. Das sind die hohen Kosten, die man auf den Prozeß gelegt hat. Hier verteidigt Herr von Friedberg sein eignes Werk, da die Kostengesetze seinerzeit im Reichsjustizamt, das unter seiner Leitung stand, angefertigt worden sind. Beide Berichte besprechen diesen Punkt bei Gelegenheit der Anführung, daß die Prozesse sich so erheblich vermindert haben. Es wird zugegeben, daß ein wesentlicher Grund hierfür in den hohen Kosten liege. Das sei aber auch kein Schaden. Wer eine gerechte Sache habe, werde sich durch die hohen Kosten nicht vom Prozesse abhalten lassen. Durch sie sei nur die Zahl der Fälle zurückgegangen, wo bloße Streitsucht, Nachlässigkeit oder böser Wille der Parteien die Anrufung des Richters oder die Verfolgung des Prozesses durch die höhern Instanzen veranlaßt hätten. „Man wird hiernach in der Verminderung der Prozesse nicht einen Fehler, sondern eine dankenswerte Folge der veränderten Gesetzgebung erblicken müssen.“ So der Bericht von 1887.

Diese Darlegung ist so auffallend, daß man glauben könnte, sie rühre von einem der Lebensverhältnisse völlig unkundigen Manne her. Besteht denn wirklich jener Gegensatz, daß nur Prozesse in Frage kommen, bei denen die Partei ihres guten Rechtes sich bewußt und deshalb des Erfolges sicher ist, und anderseits solche Prozesse, die nur aus Streitsucht, Nachlässigkeit oder bösem Willen geführt werden? Es erinnert die Aufstellung dieses Gegensatzes an die kindliche Anschauung, die alle Menschen in „gute und böse“ einteilt. In Wahrheit bilden die Fälle dieses äußersten Gegensatzes nur eine geringe Minderheit aller Prozesse. In der großen Mehrzahl der Fälle liegt die Sache ganz anders. Unzähligemale ist jemand von seinem Rechte überzeugt, aber dieses liegt doch nicht so klar vor, daß nicht der Ausgang des Prozesses zweifelhaft wäre. Solche Verhältnisse sind die Folge unsers überaus verwickelten Rechtsverkehrs, den wir auch nicht verbannen können, weil er mit der hohen Entwicklung unsers wirtschaftlichen Lebens eng zusammenhängt. Sie sind ferner die Folge unsrer unvollkommnen Gesetze, die die Beteiligten oft ohne ihre Schuld in die zweifelhaftesten Rechtslagen bringen. (Wir empfehlen z. B. einmal ein Dutzend Prozesse über Stempelfragen einzusehen.*) Sie sind auch

*) Vor kurzem war in Kassel ein Stempelprozeß anhängig, bei dem die Behörde für ein Rechtsgeschäft einen Stempel von 76385 Mark 70 Pf. angesetzt hatte. Der hiergegen

die Folge davon, daß mitunter auch dem besten Rechte es an der Sicherheit des Beweises fehlt. Endlich muß aber auch ein Gläubiger, der das beste Recht hat, sich oft genug fragen, ob denn sein Schuldner Mittel genug habe, die auf Einklagung verwendeten Kosten zu ersetzen? Will man nun etwa sagen: Wer solche Zweifel hegt, braucht ja keinen Prozeß zu führen? Daß heißt nichts andres, als: Es soll nicht mehr Recht, sondern die Macht der Thatsachen im Staate gelten. Es ist unbestreitbar, daß in allen Fällen dieser Art die hohen Kosten schwer auf dem Rechte drücken und es vielfach unterdrücken. Hierauf und nicht bloß auf der Beseitigung schlechter und frivoler Prozesse (die übrigens auch heute noch, zumal mit Hilfe des Armenrechts, vielfach geführt werden) beruht die Verminderung der Prozesse.

Aber auch wo die Prozesse nicht unterdrückt, sondern geführt werden, laufen die hohen Kosten oft auf eine große Härte hinaus. Ist es auch allgemein bekannt, daß die Prozeßkosten jetzt hoch sind, so werden doch noch immer Unzählige, die einen Prozeß zu führen wagen, getäuscht, in dem die erwachsenden Kosten jedes vernünftige Maß, das sie erwarten konnten, überschreiten. Und ist denn der Verlust eines Prozesses immer die Folge wirklichen Unrechts? Gehen nicht viele Prozesse an einem leidigen Zufall zu Grunde? Hat nicht die Zivilprozeßordnung selbst solche Zufälle zahlreich heraufbeschworen? Wie glaubt man wohl, daß es einem Manne zu Mute sei, der seinen Prozeß an einer Zustellungsfrage verliert und dann neben dem Verlust der Sache selbst auch noch die schweren Kosten dreier Instanzen zu tragen hat?

Die Befriedigung, die der Bericht über die Wirksamkeit der Kostengesetze ausspricht, ist hiernach sehr unberechtigt. Es steht ihm darin auch die einmütige Überzeugung von ganz Deutschland gegenüber.

Die einzige relative Rechtfertigung der hohen Kosten kann nur etwa darin gefunden werden, daß Richter und Anwälte doch alle bezahlt sein wollen, der heutige Prozeß aber weit mehr an Richter- und Anwaltskräften fordert als der frühere. Trotz der hohen Kostensätze ist wegen der gewaltigen Verminderung der Prozesse die Einnahme an Gerichtskosten zurückgegangen, und die Anwälte klagen darüber, daß sie trotz der hohen Gebühren jetzt weniger zu leben hätten als früher. Das kommt von den verkehrten Einrichtungen, die man diesem Prozesse gegeben hat. Man beseitige die nutzlosen Auswüchse, die jetzt an der Kraft der Justiz zehren. Dann wird man wieder, statt einer Ausbeutungsanstalt, eine vernünftige Justiz haben, die unser Volk auch bezahlen kann.

auftretende Kläger wurde in den beiden Vorinstanzen auf Grund des vermeintlichen Inhalts früherer Reichsgerichtsentscheidungen abgewiesen. Das Reichsgericht aber erkannte, daß das Rechtsgeschäft nur mit einem Stempel von 1 Mark 50 Pf. zu besteuern sei. In diesem Prozesse waren mehrere tausend Mark Kosten entstanden, die diesmal freilich der Fiskus zu bezahlen hatte. Wer aber ist schuld daran, daß solche Prozesse geführt werden müssen?

10

Der Bericht hat gleichwohl die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, an die Zivilprozeßordnung bessernde Hand anzulegen. Zur Erläuterung dient vielleicht ein kleines Bekenntnis, das in dem Berichte selbst sich findet. Der Herr Minister sagt, die Rückgängigmachung der Kassentrennung von den Gerichten (deren Mißstände der frühere Bericht als bereits überwunden bezeichnet hatte, die aber dann doch nicht aufrecht erhalten werden konnte) sei für ihn ein schwerer, nur durch die äußerste Notwendigkeit abgedrungener Schritt gewesen. Warum aber brauchte es für einen wohlwollenden Staatsmann, was doch ohne Zweifel Herr von Friedberg ist, ein schwerer Schritt zu sein, einen argen Mißstand, der vielen Menschen zur Qual gereichte, aus der Welt zu schaffen? Ohne Zweifel wurde er ihm nur deshalb schwer, weil es bei vielen als ein Grundsatz der Staatsweisheit gilt, eine einmal getroffene Einrichtung, auch wenn sie sich als von Haus aus verfehlt erweist, doch so lange wie möglich aufrecht zu halten. Vielleicht ist aber doch ein Staatsmann noch größer, der den Mut hat, sobald es das öffentliche Wohl erheischt, einen verfehlten Schritt ohne Säumen zurück zu thun.

Schäden des Staatslebens lassen sich mit Krankheiten vergleichen. Es giebt Krankheiten, die man ohne Gefahr „dilatorisch“ behandeln kann. Es giebt aber auch solche, die, wenn der Arzt nicht zeitig eingreift, unheilbar und für den Kranken verderblich werden. Ich fürchte, daß der Zustand unsers Prozesses eine Krankheit dieser Art sei. Es ist traurig, wenn in einem solchen Falle der berufene Arzt sich und andre über die Schwere des Leidens hinwegtäuscht.

Übrigens könnte man an der Art und Weise, wie mit dieser Zivilprozeßordnung das deutsche Volk in seinen heiligsten Interessen getäuscht worden ist, auch für andre Fälle etwas lernen. Ob es geschehen wird, steht freilich dahin.

Vorurteile auf dem Gebiete der Sprachen

Bei dem lebhaften Interesse, das man heute einer Schulreform entgegenbringt, ist es nicht zu verwundern, daß sich allmählich eine sehr umfangreiche Litteratur über diesen Gegenstand gebildet hat, und daß man in ihr den allerverschiedensten, manchmal auch den allerseltsamsten Ansichten begegnet. Gewisse Schlagwörter werden, besonders wenn sie von großen Männern herrühren, sehr häufig dabei als unwiderlegbare Wahrheiten hingestellt, als „Axiome,“ an denen zu rütteln

einfach Vermessenheit wäre. Und doch sollte man bei der Wichtigkeit des Gegenstandes so vorsichtig wie nur irgend möglich sein. Man sollte nie einen Schluß ziehen, ehe man nicht die Vordersätze genau geprüft hat.

Keine Frage in dem Schulstreite bewegt die Gemüter mehr, als die nach dem Werte der klassischen und der modernen Sprachen. Wollte man alles zusammenstellen, was über diesen Punkt schon geschrieben worden ist, so käme eine stattliche Bibliothek heraus, deren Ordnung freilich durchaus nicht so einfach wäre, als es auf den ersten Blick erscheint. Man könnte nach verschiednen Gesichtspunkten dabei verfahren, unter anderm auch nach dem, ob ein Verfasser wirklich genügende Kenntnisse besitzt, um über klassische und moderne Sprachen zugleich ein Urteil zu fällen, oder — und das kommt leider ziemlich häufig vor — ob nur eine einseitige Kenntnis vorhanden ist, und ob deshalb seine Ausführungen bei der Entscheidung der Frage überhaupt in Betracht kommen können.

Eine sehr verbreitete Ansicht geht dahin, daß die neuern Sprachen im Verhältnis zum Griechischen und Lateinischen außerordentlich leicht seien, mit andern Worten, daß ihr Bildungswert in rein sprachlicher Hinsicht sehr untergeordnet sei. Und nicht allein an Französisch und Englisch denkt man dabei, nein, auch unsre Muttersprache muß es sich gefallen lassen, ihnen beigesellt zu werden. Wie könnte man auch die deutsche Sprache zum Gegenstande der Reflexion machen oder an ihr dann und wann ein bißchen Formenlehre und Syntax studiren! Man hat es ja im Lateinischen gelernt, man braucht ja nur das eine oder das andre Gesetz auf das Deutsche zu übertragen! Und nun gar erst Französisch und Englisch! Es ist ja so leicht, in diesen Sprachen zu „konversiren"! Schlimmsten Falles geht man ein Jahr ins Ausland, dann ist gar kein Zweifel, daß man das fremde „Idiom" vollkommen beherrscht. Schwer kann die Sache im Grunde genommen doch nicht sein. Der Friseur, bei dem man sich die Haare schneiden läßt, unterhielt sich ja neulich flott mit dem blauäugigen Sohne Albions, und der Oberkellner, wie man mit eignen Ohren gehört hat, beantwortete vortrefflich alle Fragen des Franzosen.

Ich spreche diese Sätze in vollem Ernst aus: viele Leute bilden sich wirklich ihr Urteil aus solchen Thatsachen. Ihre Zahl ist nicht gering, und sie finden sich ebenso sehr unter den Gebildeten wie unter den Ungebildeten, denn leider Gottes ist der Sinn für Spracherscheinungen und die Fähigkeit, ein Urteil über Sprachdinge abzugeben, außerordentlich gering. Mit solchen Leuten ist nicht zu rechten. Sie finden die Beherrschung einer fremden Sprache schon in den banausischen Redensarten der allergewöhnlichsten Umgangssprache, und sie würden es wahrscheinlich nicht glauben, daß zu dieser ihrer „Beherrschung" ein paar hundert Wörter und Redensarten ausreichen.

Viel schlimmer ist aber ein andrer Irrtum. In einer Gesellschaft, in der alle Stände vertreten waren, kam neulich die Rede auf die Übersetzungsübungen,

und mehrere konnten berichten, daß sie als Primaner einen großen Teil von Schillers Dreißigjährigem Kriege ins Lateinische übersetzt hätten Bei der darauf folgenden Besprechung, die sich um die Zweckmäßigkeit solcher Übungen drehte, wies ich auf das beneidenswerte Los der klassischen Philologen hin: kein Cicero und kein Cäsar könne ihren Stil kontroliren, sie auf Redensarten aufmerksam machen, die doch nicht ganz den echten color latinus darstellten. Ich wurde mit etwas erstaunten Augen angesehen, und die Verwunderung wurde noch größer, als ich die Behauptung aufstellte, daß für einen neuern Philologen eine solche Arbeit ein thörichtes Unterfangen sein und ein Deutscher sich dem Fluche der Lächerlichkeit aussetzen würde, wenn er es wagen wollte, den Dreißigjährigen Krieg ins Französische oder Englische zu übersetzen. Und wieder hörte ich die Worte: Aber Französisch und Englisch sind doch so leicht. Sollte denn das wirklich nicht zu erreichen sein?

Nein, es ist nicht zu erreichen. Nicht zu erreichen für den Lehrer und noch viel weniger für den Schüler. Wohl könnte man ein paar Namen nennen, denen vielleicht der große Wurf gelingen würde, ein paar hochbegabte Männer der Wissenschaft, die Jahrzehnte lang im Auslande gelebt haben und zum Teil noch dort leben, aber ich weiß, daß sie am allerersten sich dagegen verwahren würden, wenn man ihnen die Fähigkeit, zwei Sprachen vollkommen zu beherrschen, zuschreiben wollte. Auch auf andre könnte man hinweisen. Es giebt ja eine große Zahl solcher, die mit der fremden Sprache so vertraut geworden sind, daß sie darüber ihre Muttersprache fast vergessen haben, ihr wenigstens in recht bedenklicher Weise Gewalt anthun.

Das ganze Fühlen und Denken eines Volkes prägt sich in seiner Sprache aus, und dieses ist selbst bei nahe verwandten Völkern, wie den Deutschen und den Engländern, allzu verschieden, als daß man je hoffen könnte, zur vollkommnen Beherrschung der fremden Sprache zu gelangen. Ich sage: zu einer vollkommnen Beherrschung, denn das ist ja selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß ich mir eine gewisse Fertigkeit im Sprechen und Schreiben erwerben, einen Geschäftsbrief z. B. oder eine grammatische Abhandlung u. dergl. tadellos abfassen kann. Aber an das freie „Komponiren" oder an das ebenso schwere Übersetzen eines Werkes wie Schillers Dreißigjährigen Krieg sollte man sich erst wagen, wenn man weiß, quid valeant humeri.

Das wissen aber leider viele nicht. In einigen bemerkenswerten Aufsätzen der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur (herausgegeben von Koschwitz und Körting, Jahrgang 1882, Bd. IV) hat Ph. Plattner, vielleicht der bedeutendste Kenner des neufranzösischen Sprachgebrauches, warnend seine Stimme erhoben und in einer eingehenden Kritik der französisch geschriebnen Abhandlungen zweier Jahre jedermann und vor allen den jüngern Philologen eindringlich zu Gemüte geführt, wie unmöglich es ist, eine fremde Sprache so wie seine Muttersprache zu handhaben, wie unendlich viele Blößen man sich

dabei geben kann. „Jeder — sagt er — muß sich so viel Französisch aneignen können, um einzusehen, daß er für ein derartiges Wagnis nicht genug Französisch versteht.“ Die Mahnung hat einigermaßen gewirkt, aber ganz ist das Übel nicht verschwunden. Im zehnten Bande der genannten Zeitschrift unterzieht fünf Jahre später ein sehr verständiger und dabei höchst liebenswürdiger Franzose, A. Aymeric, zwei andre Abhandlungen einer gründlichen Besprechung pour faire voir les dangers auxquels les auteurs s'exposent. Und er selbst gesteht: Il y a plus de dix ans que je suis en Allemagne, et pourtant je n'aurais pas le courage de publier, en allemand, un travail de cette envergure, sans le faire voir auparavant à quelqu'un qui lui rognât un peu les ailes.

Doch schrieben nicht Alexander von Humboldt und Friedrich der Große französisch? Allerdings. Aber sie bestätigen nur die Regel. Da wo die Korrektur ihres Stiles durch nationale Hand fehlte, sind ihre Arbeiten durchaus nicht tadellos.

Woher nun die wunderbare Ansicht, daß die modernen Sprachen so leicht seien? Der Grund ist in verschiednen Umständen zu finden. Französisch und Englisch sind lebende Sprachen, deren sich ein großer Teil von uns bedienen muß, und das Lebende, das Gegenwärtige flößt uns nicht immer den Respekt ein, wie die Dinge, die durch einen Zeitraum von zweitausend Jahren von uns getrennt sind. Auch die Art und Weise, wie die neuern Sprachen noch häufig betrieben werden, ist geeignet, ihren Wert herabzusetzen. Verhehlen wir uns das nicht! Auf unsern Gymnasien spielt das Französische eine untergeordnete Rolle, und die Zeit ist noch nicht ganz vorüber, wo jeder klassische Philologe für befähigt gehalten wurde, diesen Unterricht zu erteilen. Noch ein andrer Umstand kommt hinzu. Auf den höhern Schulen beginnt der fremdsprachliche Unterricht meistens mit dem Lateinischen. Eine Reihe grammatischer Gesichtspunkte und eine ganze Anzahl von Vokabeln sind dem Französisch anfangenden Quintaner aus dem Lateinischen schon bekannt. Die moderne Sprache erscheint ihm deshalb natürlich leichter, und wenn nun noch das französische Lehrbuch für alle Arten von Schulen eingerichtet und so beschaffen ist, daß es als Quintanerbuch viel weniger Schwierigkeiten darbietet, als das in Sexta gebrauchte lateinische, dann ist es freilich kein Wunder, daß schon der Knabe sich sein abfälliges Urteil über die lebende Sprache bildet. Und noch ein Umstand ist zu berücksichtigen, der, wie ich glaube, die meisten Gebildeten unwillkürlich beeinflußt. Die neuern Sprachen haben eine Masse formaler Dinge über Bord geworfen. Die fünf lateinischen Deklinationen, zu deren Einübung eine geraume Zeit nötig ist, sind auf eine einzige zusammengeschmolzen; die durch Flexion ausgedrückten Kasus sind verschwunden, und auch die Konjugation hat Einbuße erlitten. Kein Wunder, wenn der Mangel an Dingen, deren Erlernung uns so viel Mühe gekostet hat, nun die Ansicht hervorruft,

daß das Französische, und gar erst das Englische, eine sehr leichte Sprache sei. Und doch hätte eine einfache Überlegung bald eines Bessern belehren können. Sie hätte jedermann sagen müssen, daß diese rein formalen Dinge von ganz untergeordneter Bedeutung sind, daß der Reichtum an Flexionen wohl für den Philologen einen Gegenstand interessanter Beobachtung bildet, für die Schule jedoch eine leicht zu entbehrende, ja sogar eine recht hinderliche Sache ist, der fast kein andrer Bildungswert innewohnt, als der einer Übung des Gedächtnisses. „Es liegt sehr wenig daran — sagt Lotze (Mikrokosmus III, 289) — wie viele Kasus und Modi sich erhalten haben: zum Ausdruck aller denkbaren Beziehungen würden sie doch nicht ausreichen; sie aber bis zur Deckung der meisten Bedürfnisse zu vermehren, ist an sich kein edleres Prinzip der Sprachbildung, als das andre, zu dem bei steigenden Anforderungen an Feinheit des Ausdrucks zuletzt doch immer gegriffen wurde, ich meine die selbständige Bezeichnung der Verhältnisse durch eigne Worte." Und hier gestatte man mir eine kleine Abschweifung von meinem Thema. Ich halte eine straffe Betreibung der Grammatik in jeder Sprache für unbedingt notwendig, aber man sehe nur nicht einzig und allein in ihr das wahre Heil und bilde sich vor allem nicht ein, daß durch eine eingehende Behandlung dieser Seite wirklich Ersprießliches, was sich nicht durch etwas Besseres ersetzen ließe, erreicht werden könne. Man kann getrost behaupten, daß eine allzu ausführliche Behandlung der Grammatik, besonders wenn sie vom Lesen getrennt wird, das Eindringen in den Sprachgeist geradezu hindre und wichtigern Sachen den Boden entziehe. Das Leben der Sprache zeigt sich noch in vielen andern Dingen, die außerhalb der Grammatik liegen, in dem eigentümlichen Bau und der Verknüpfung der Sätze, in den synonymischen Ausdrücken, in den idiomatischen Wendungen und noch in vielem andern, was nur durch ein eifriges Studium an der Hand zusammenhängenden Lesens beobachtet werden kann. Diese Ansicht wird heutzutage von dem größten Teile der Philologen geteilt. Sie ist auch praktisch schon durchgeführt. Man denke nur an die Zeit, wo man den großen lateinischen „Zumpt" wälzte — mit den damaligen Genusregeln kann man noch heute auch Nichtphilologen ein Vergnügen bereiten —, und betrachte dann so viele der heutigen lateinischen Grammatiken in ihrer handlichen Form und ihrem immer mehr abnehmenden Umfang.

Doch ich höre bereits einen andern Einwurf: Die neuern Sprachen besitzen kein geeignetes Material zu formaler Bildung. Wie eine solche Behauptung sich heute noch halten und so viele Nachbeter finden kann, wie Männer der Wissenschaft mit hochangesehenen Namen sie aussprechen können, erschien mir lange als ein Rätsel und würde mir auch heute noch als ein solches erscheinen, wenn ich nicht wüßte, daß gerade in Sachen des Unterrichts die persönliche Erfahrung und der frühere nachlässige Betrieb gewisser Unterrichtsfächer Ansichten, oder sagen wir lieber Vorurteile, hat entstehen lassen,

die weder durch die Fortschritte der Wissenschaft, noch durch die Verbesserung der Methode, noch durch den wissenschaftlichen Charakter der jetzigen Lehrbücher ausgetilgt werden können. Seien wir offen. Viele schließen so: Zu unsrer Zeit wurde Französisch und Englisch nur nebenbei betrieben, das Übungsbuch war schlecht und die Methode noch schlechter, folglich ist mit den neuern Sprachen überhaupt nichts los. Nun wohl! Allen denen, die noch in solchen Ansichten befangen sind, rate ich, sich heute etwas mehr auf dem Gebiete der neuern Philologie umzusehen, in eine neuere französische oder englische Grammatik, vielleicht in die von Lücking und Im. Schmidt einmal ordentlich hineinzublicken, und ich bin der Überzeugung, sie werden finden, daß auch die modernen Sprachen überreichen Stoff für formale Bildung darbieten, ja den Lehrer geradezu zwingen, aus der großen Fülle der Erscheinungen nur das Wichtigste für seine Schüler auszuwählen.

Mit dem, was ich eben ausgesprochen habe, stelle ich mich in einigen Punkten in offnen Gegensatz zu den Ansichten, die neuerdings Th. Mommsen in seinem Briefwechsel mit F. Jonas (Weidmanns Lehrerkalender 1889/1890) kundgegeben hat. Wenn er von „wirklicher Beherrschung“ oder vom „völligen Beherrschen“ einer fremden Sprache spricht, so ist mir das einfach unverständlich, und vollends unbegreiflich, wenn er eine solche Fähigkeit von den Schülern verlangt. Mag das Lehrer- und Schülermaterial noch so vorzüglich sein, es ist eben etwas Unmögliches, was man hier verlangt. Der Irrtum kommt offenbar vom Lateinschreiben her, vom Schreiben in einer toten Sprache, und von da hat er sich übertragen auf das Gebiet der neuern Sprachen, auf jenes gefährliche Gebiet, wo ohne weiteres eine Kritik durch Angehörige der betreffenden Sprache erfolgen kann. Wie diese Kritik bis jetzt ausgefallen ist, habe ich oben gezeigt. Sie ist außerordentlich lehrreich und veranlaßt vielleicht auch klassische Philologen, einen Schluß nach Analogie zu ziehen.

Noch auf einige andre Punkte möchte ich hier eingehen. Ich greife zuerst das „Denken in einer fremden Sprache“ heraus. Viele, glaube ich, stellen sich auch dieses Denken viel zu einfach vor. Wenn wir als Primaner einen lateinischen Aufsatz zu machen hatten, so erhielten wir die sehr verständige Anweisung, ihn ja nicht erst deutsch zu entwerfen, sondern gleich lateinisch darauf los zu schreiben. Diese Vorschrift drückte ungefähr dasselbe aus, wie „lateinisch denken.“ Im Grunde genommen hieß es nichts weiter als: Laßt euch ja nicht auf einen Vergleich mit dem Deutschen oder auf ein Ausgehen vom Deutschen ein, dieses Deutsch könnte euch veranlassen, eine unlateinische Redensart zu gebrauchen, indem ihr wörtlich übersetzt; schöpft einzig und allein aus euerm Vorrat an lateinischen Wörtern und Redensarten und sucht anzubringen, was euch in Bezug auf Satzbildung und Satzverknüpfung in Fleisch und Blut übergegangen ist. Eine solche Vorschrift war durchaus zweckmäßig. Ganz freilich konnte man sie nicht immer befolgen. Zuweilen war man auf einen schönen

deutschen Gedanken versessen, für den eine ciceronianische Redensart zu matt klang oder nicht paßte, und dann griff man doch zum deutschen Wörterbuche. Zu statten kam es einem dabei, wenn man recht viel gelesen und sich auf diese Weise einen gewissen Schatz von Redensarten und ein gewisses Sprachgefühl angeeignet hatte. Denn von einem eigentlichen Denken, von einer Verstandesthätigkeit kann ja bei diesem „Denken in einer fremden Sprache" nicht die Rede sein. Seien wir doch offen: Bei der Erlernung der Muttersprache sowohl, wie bei der einer fremden Sprache, spielt nicht der Verstand, sondern das Gedächtnis die Hauptrolle, und diese so offenbare Thatsache würde längst allgemein anerkannt sein, wenn wir uns nicht gewöhnt hätten, immer so geringschätzig vom Gedächtnis zu reden. Es war einer der größten Fehler der alten Schule, eine fremde Sprache rein verstandesmäßig erlernen zu wollen und die Grammatik in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu stellen. Jetzt ist die Sache anders geworden. Die Grammatik wird nicht vernachlässigt, aber das Lesen ist die Hauptsache. Und so ist das einzige Mittel, das man angeben kann, um in den Geist der Sprache einzudringen, das uralte: Viel lesen, viel sprechen, so wenig wie möglich an die Muttersprache denken, so wenig wie möglich vergleichen, denn dieses Vergleichen schadet dem Stil, dem fremden wie dem deutschen. Doch da komme ich abermals in Widerspruch zu Mommsen: „Meines Erachtens — sagt er — ist schriftliches Übersetzen aus einer fremden Sprache bei weitem die zweckmäßigste Form der Bildung des deutschen Stils. Natürlich muß der Lehrer darauf halten, daß dann Demosthenes so deutsch redet, wie Reiske ihn reden läßt."

Übersetzungen sind unbedingt nötig, und ebenso unerläßlich ist es, daß der Lehrer auf gutes Deutsch hält. Aber diese Übungen für die bei weitem zweckmäßigste Form der Bildung des deutsches Stils zu halten, kann ich mich um so weniger entschließen, als ich bis jetzt — gerade das Gegenteil geglaubt habe. Eine gute deutsche Übersetzung setzt eine vollständige Beherrschung der deutschen Sprache voraus. Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß nie mehr undeutsche Redensarten und Konstruktionen gebraucht werden, als gerade bei der Übersetzung aus einer fremden Sprache. Ausdrücke, die ein Schüler nie und nimmer in einem deutschen Aufsatze gebrauchen würde, haben für ihn gar nichts Verfängliches bei der Übersetzung; ja solche Ausdrücke würden nie zur Welt kommen, wenn ihnen nicht hierzu die fremde Vorlage verhälfe. Wie ist dies zu erklären? Ich glaube, auf sehr einfache Weise. Wir können unsern Schülern bis zur Sekunda gar nicht eine solche Beherrschung des Sprachgebrauches zumuten; selbst bei den Primanern, jungen Leuten von achtzehn bis neunzehn Jahren, wird sie schwerlich immer vorhanden sein. Wenn aber diese Beherrschung der fremden Sprache noch nicht vorhanden ist, kann der Lehrer wirklich beim Übersetzen viel dazu verhelfen? Kann er etwas andres thun, als auf einige Gesetze des Satzrhythmus aufmerksam machen oder dem Schüler sagen: der

und der Ausdruck ist nicht deutsch? Doch was rede ich von Schülern! Wie viele gute und gewissenhafte Übersetzer von Werken der alten und der neuen Zeit könnte man namhaft machen, denen doch dann und wann ein undeutscher Ausdruck und eine undeutsche Wendung mit unterläuft*). So sehr ich deshalb auch eine Übersetzung als eine Kraftprobe und meinetwegen auch als einen Maßstab der geistigen Reife anerkenne, und so sehr ich es für eine ernste Pflicht des Lehrers halte, keinen undeutschen Ausdruck durchzulassen, ebenso sehr möchte ich davor warnen, gerade in der Übersetzung das zweckmäßigste Mittel zur Bildung des deutschen Stils zu sehen. Wer könnte überhaupt ein Besseres empfehlen, als eine eingehende Beschäftigung mit unsern besten deutschen Schriftstellern?

Und nun komme ich zu letzten Punkte. „Meines Erachtens — sagt Mommsen — ruht alle geistige Erziehung und deren Produkt, die Bildung, auf der Sprachkenntnis, und zwar auf einer solchen, die sich nicht auf die Muttersprache beschränkt. Wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt Goethe, weiß nichts von der eignen, und er hat Recht, wie gewöhnlich. Daß der Mensch spricht, macht ihn zum Menschen, daß er zwei Sprachen spricht, zum gebildeten Menschen. Auf die schönen Kinderzeiten, in denen die Ilias und die Nibelungen entstanden, und auf exzeptionelle Naturen, wie Shakespeare, paßt dies allerdings nicht, aber nur, weil hier für Bildung im heutigen Sinne überhaupt kein Platz ist. Aber der gebildete Römer sprach auch griechisch, der gebildete Mann im Mittelalter sprach Latein, und wer heutzutage sich nur auf Deutsch ausdrücken kann — nun, der Rest ist Schweigen."

Eine sehr gewagte Behauptung. Die Griechen sprachen in ihrer Blütezeit nur griechisch, also — der Rest ist Schweigen.

Wer heutzutage sich nur auf Deutsch ausdrücken kann, soll deshalb ein Ungebildeter sein? Nun, dann können wir mehr als die Hälfte aus der Liste der Gebildeten streichen, und das Prädikat der Bildung nur den Philologen, Kaufleuten und ein paar andern erteilen. Glaubt Mommsen wirklich, daß die große Masse unsrer Richter, Ärzte, Baumeister, Militärs u. a. sich noch in einer andern Sprache als der deutschen ausdrücken kann? Oder verstehe ich die Worte falsch? Er will damit doch wohl nicht sagen: dann und wann einen griechischen, lateinischen, französischen Satz oder Vers dazwischen werfen, sondern: eine ganze Gedankenreihe in der fremden Sprache wiedergeben? Gottlob, möchte ich ausrufen, daß die Leute das nicht können, denn sonst würde es schlecht bestellt sein mit unsrer Rechtspflege und Heilkunde, mit unsern Häusern und unsrer nationalen Sicherheit.

„Ich glaube — fährt Mommsen fort — in diesem Sinn an die allein seligmachende fremde Sprache; und es hat dies — für mich — seinen guten Grund

*) Und erst unser heutiges Zeitungsdeutsch! Es wimmelt ja von kopflos und denkfaul aus den ausländischen Zeitungen herübergenommenen gänzlich undeutschen Wendungen! D. Red.

in unsrer innersten Natur. Einen Gedanken in zwei Sprachen ausdrücken (nicht etwa „übersetzen," sondern zwiefach nach den Gesetzen jeder Sprachen denken) heißt ihn völlig beherrschen. Der geniale Mensch kommt freilich dabei mit einer einzigen aus; aber wer nicht genial ist — und für die sind doch die Schulen einzurichten — spricht regelmäßig in geborgten Denkformen und kann dem originalen Denken durch das große Wunder der Sprache allein einigermaßen angenähert werden."

Ich will hier keinen Wert legen auf die Worte „geborgte Denkformen, originales Denken," oder auf „die Gesetze, nach denen man in einer fremden Sprache denkt." Ob die Wissenschaft der Logik oder die Philologie sie als sehr glückliche anerkennen wird, bleibe dahingestellt. Ich stelle mir die Sache so vor. Eine Sprache besteht aus Wörtern. Diese Wörter haben einen Sinn, wir verbinden mit ihnen einen Begriff. Wir haben die Wörter jedoch nicht selbst geschaffen, sondern wir haben sie als etwas Festes überkommen, und zwar mit einem bestimmten Inhalte, den wir nicht ohne weiteres verändern können. So hat der Begriff „Tugend" seinen bestimmten Inhalt, und wir sind nicht berechtigt, für das Wort Tugend (das Kleid des Begriffes) urplötzlich „Laster" zu setzen. Die geistige That, die sich in der Bildung der Sprache vollzog, ist also nicht die unsre, und wenn wir reden, so thun wir dies in Wörtern, die wir nicht geschaffen haben, oder wie Mommsen sagt — ich wüßte sonst nicht, wie ich seine Worte anders deuten sollte —, in geborgten Denkformen. Doch halt! Ist denn die Sache richtig? Die Sprache liegt allerdings fertig vor, aber sie ist nicht gleich mein Besitztum. Dies kostbare Gut wird mir nicht bei der Geburt geschenkt, ich muß es mir erringen, langsam und unaufhörlich, ich muß mich hineinleben, und glücklich der, der sich rühmen kann, daß er seine Muttersprache beherrsche. Und nun die andre Frage: Wenn ich eine fremde Sprache betreibe, spreche ich, denke ich da nicht auch in „geborgten Denkformen"? Gilt nicht dasselbe, was ich für die Muttersprache anführte, nicht auch für jene? Doch ich befinde mich wohl auf einer falschen Fährte. Dem „Denken in geborgten Denkformen" wird ja das „originale Denken" gegenübergestellt und gesagt: Einen Gedanken in zwei Sprachen ausdrücken, heißt ihn völlig beherrschen. Die Worte sind mir freilich wieder nicht ganz klar. Sollen sie bedeuten: Wenn ich einen Gedanken in einer fremden Sprache ausdrücke, so werde ich mir erst recht klar, was die Worte, die Träger des Gedankens, in der Muttersprache ausdrücken? Wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt ja Goethe, kennt auch seine eigne nicht! Durch die Vergleichung der beiden Sprachen würde ich dann finden, daß man ein und denselben Gedanken ganz verschieden ausdrückt, und da ich nun das Subjekt bin, das den Gedanken zum Ausdruck verhilft, so würde ich mich dann auf der Stufe des „originalen Denkens" befinden. Schade nur, daß in jener fremden Sprache auch wieder so viele Denkformen bestehen, und daß ich immer wieder meine Gedanken in die Wort- und Phrasenformen der maß-

gebenden Schriftsteller gießen muß. Oder soll es überhaupt bloß heißen: Die Übertragung eines Gedankens hält zum Denken an, stärkt die Denkkraft? So etwas muß wohl gemeint sein, denn es soll ja eine gute Übung für nichtgeniale Menschen sein.

Ich erkenne selbstverständlich den Wert der Übertragungen und besonders den Wert an, der in der Betreibung einer fremden Sprache liegt. Vielleicht wird sich später einmal Gelegenheit finden, diesen Wert so manchen verschwommenen Ansichten gegenüber etwas genauer festzustellen. Aber in einem Punkte gehöre ich zu den Ketzern. Ich meine nämlich: Kann ein Schüler bei normalen Geistesverhältnissen sich nicht im Deutschen klar ausdrücken oder handhabt er die Muttersprache ungeschickt, so liegt dies hauptsächlich daran, daß er seine eigne Sprache noch nicht ordentlich beherrscht, und dann ist es die höchste Zeit, daß er durch Lesen und durch Anleitung bei deutschen Aufsätzen diesen bedauerlichen Mangel auszugleichen sucht. Thut er dies gewissenhaft, dann wird er sich dem „originalen Denken" hierdurch sicherlich eher nähern, als durch Übertragungen in fremde Sprachen.

Dies sind die Punkte, die mir einer nähern Besprechung wert erschienen, und die, wie ich glaube, rein sachlich von mir erörtert worden sind. Es sind nicht die einzigen, die einer Klärung bedürfen. In dem großen Streite: Hie Gymnasium, hie Realgymnasium, hie Einheitsschule! findet man oft Urteile über wichtige Dinge in einer Weise vorgetragen, als ob gar keine andre Ansicht daneben denkbar wäre. Es wäre in hohem Grade zu bedauern, wenn ein solches Verfahren immer mehr um sich griffe, und ich würde es doch für sehr angebracht halten, wenn zunächst einmal über gewisse allgemeine Gesichtspunkte eine gründliche und dabei ruhige, leidenschaftslose Erörterung stattfände.



Grillparzer und die klugen Frauen

Von Adolf Lichtenheld

Grillparzer berichtet wiederholt, z. B. in seiner Selbstbiographie bei der Erzählung, wie die Ahnfrau entstand, daß er die Gestalten seiner Phantasie leibhaftig gesehen und gehört habe, hier insbesondre mit der Wirkung, daß ihn „die Gespensterfurcht seiner Jugend" wieder überkam. Ebenso bestätigt er wiederholt (z. B. Band 15, S. 195 der neuesten Ausgabe von Sauer), daß er nur nach starken Anschauungen gearbeitet habe, wofür als ein Beleg das Titelbild des Mars

Moravicus dienen kann, das ihm bei der so ungewohnt langsam und in Unterbrechungen sich vollziehenden Arbeit seinen Ottokar stets wieder von neuem vergegenwärtigen mußte. Es fehlt aber auch nicht an Zeugnissen und Bekenntnissen, daß er seinen Gestalten den Odem des Lebens dadurch einhauchte, daß er entweder vom Begriff, wie er sagt, d. h. vom Charakterproblem ausgehend nach einem leibhaftigen Menschen suchte, der der erforderlichen Anschauung zum Halt dienen sollte, oder umgekehrt, daß ihn irgend jemand, der nun demselben Zweck diente, zur dichterischen Ausbeutung veranlaßte. So finden sich einigemale bei den Personenverzeichnissen der Entwürfe oder in diesen selbst bei den für das Stück in Aussicht genommenen Namen in Klammern oder geradezu vorläufig eingesetzt ein Herr Registrator Ka, ein Hofrat . . . . . ., oder man sieht doch aus dem Entwurf, daß er von einer Erfahrung die Anregung empfangen hatte, die ihn dann weiter führte.

Im allgemeinen wird freilich der, der es unternimmt, aus allen bis jetzt veröffentlichten Schriften des Dichters selbst und seiner Freunde über ihn zusammenzustellen, was sich an solchen Andeutungen und Mitteilungen von thatsächlichen Beziehungen der Personen seiner Dramen und Erzählungen zu der Wirklichkeit und Erfahrung findet, schließlich doch keine sehr umfassende Ausbeute aufweisen können. Wir bedauern das, denn alles, die Litteraturgeschichte und die Geschichte des Dichters, das Verständnis seiner Werke und die Einsicht in die Art seines Schaffens, würden dabei gewinnen, wenn wir mehr wüßten, wenn von dem übrigen Nachlaß, der noch manches Geheimnis seines Lebens aufdecken wird, die Siegel bereits gelöst wären — gewiß nur zur Förderung seines Ruhmes. Denn je größer auf der einen Seite die Abhängigkeit von selbst angelegten Fesseln erscheinen würde, umso größer auch die Kraft seines Gestaltungsvermögens, die von solchen Fesseln nie gehemmt wurde. Wie weit diese Kraft reichte, dafür besitzen wir an seinem Ottokar ja ein großartiges Denkmal, wenn hier auch nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit die Fesseln bot.

Aber Grillparzer schwieg, und er schwieg aus ganz bestimmten Gründen. Einmal sagte er, er sei wohl Herr seiner eignen Geheimnisse, aber nicht der Geheimnisse andrer. Unser sittliches Gefühl erklärt das für ehrenvoll, aber unsre Neugier blickt doch verdrießlich, und umsomehr, als jene Bemerkung gerade die betrifft, die uns am meisten reizen: die Frauen. Frauen und Liebe aber füllen nicht nur seine Werke, sondern auch auf der Fahrt seines Lebens machten sie gar oft das Wetter und bestimmten die Richtung und den Charakter desselben bis zum untergangdrohenden Sturm. Und das vor allem verraten seine Werke. Grillparzer war ein Menschenbeobachter und Menschenkenner wie wenige. Dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit, mit der er, wie viele Blätter des Nachlasses bezeugen, die Charaktere seiner Dramen aus zahllosen Einzelzügen zusammensetzte, wandte er auch darauf, Menschen, die ihn als Freund oder

Feind fesselten, in ihre Bestandteile zu zerlegen. Über die einen wie die andern zergrübelte er sich den Kopf, und daraus entsprang neben der Anschauung zum andern Teil die Lebenswahrheit und reiche Ausgestaltung seiner Figuren und die Vorliebe für die Darstellung der schwierigsten Seelenkrisen. Die Grenzlinie zerfloß zwischen Kunst und Natur, zwischen Phantasie und Erfahrung; die einen waren ihm nicht minder wirklich wie die andern und der gleichen ernstesten Beobachtung wert.

Es läßt sich nun nicht behaupten, daß hier den Frauen eine größere Sorgfalt gewidmet worden sei als den Männern; aber eine geringere auch nicht, wenn auch die schriftlichen Belege dafür spärlicher sind. Umso reicher sind dafür die mittelbaren Beweise, die wir aus seinen Dramen gewinnen. Es giebt wenig Dichter, die ihnen und der Liebe mit ihrer Kunst in dem Maße gehuldigt hätten, soweit Arbeit und Sorgfalt auf die Ergründung und Darstellung der geheimnisvollsten Regungen verwendet eben Huldigung sind. So gefaßt, hätte Grillparzer wohl den Anspruch auf den Namen eines modernen Frauenlob. Und auch hier war es das Leben, war es die Beobachtung fremder und eigner Liebesleiden und -Freuden, die ihn nicht nur lehrten, was der Dichter der Liebe wissen muß, sondern ihn auch trieben, das so süß und so bitter erworbene Wissen der Kunst zu weihen. Das muß so sein, weniger weil es der Dichter hie und da selbst bestätigt, als vielmehr deshalb, weil da, wo seine Werke Liebeskämpfe zum Gegenstande haben, oft jede Zeile und jede Wendung von einer Naturtreue und die ganzen Gestalten von einer Lebenswärme sind, die sie nur von dem Leben selbst erhalten haben können. Dies führt uns zu dem Gegenstande unsers Aufsatzes selbst. Anlaß zu ihm bot eine Bemerkung W. Scherers, die von eben jenen Voraussetzungen ausgeht, die uns bisher beschäftigten. In seinem Aufsatze „Zum Gedächtnis Franz Grillparzers" (abgedruckt in der „Österreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst," Wien, 1872, und wieder in seinem Buche „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich," Berlin, 1874) sagt er mit Bezug auf Melitta: „Wir konstruiren unsre Ideale nicht, ohne daß unser eignes Selbst den Stoff dazu böte. Was wir außer uns bewundern, das muß in uns wiederklingen." Und so meint er denn, in Melitta hätten wir unter allen weiblichen Gestalten der Dramen die zu erblicken, in der er nicht nur künstlerischen Absichten, sondern auch menschlichen Antrieben folgend sein eignes Ideal von Weiblichkeit hingestellt habe. Sie also würde demnach im Verein alle jene Vorzüge enthalten, die ihn, wo er ihnen etwa begegnete, vor allen zu fesseln und jenes höchste Wohlgefallen, das für das andre Geschlecht in den Mann gelegt ist, wach werden zu lassen vermöchten. Wie er sich aber dies Ideal dachte, sagt die bekannte Schilderung Sapphos:

Das liebe Mädchen mit dem stillen Sinn,
Obschon nicht hohen Geists, von mäßgen Gaben

Und unbehilflich für der Künste Übung,
War sie mir doch vor andern lieb und wert
Durch anspruchsloses, fromm bescheidnes Wesen,
Durch jene liebevolle Innigkeit,
Die, langsam gleich dem stillen Gartenwürmchen,*)
Das Haus ist und Bewohnerin zugleich,
Stets fertig, bei dem leisesten Geräusche,
Erschreckt sich in sich selbst zurückzuziehen,
Und um sich fühlend mit den weichen Fäden
Nur zaudernd waget, Fremdes zu berühren,
Doch fest sich saugt, wenn es einmal ergriffen,
Und sterbend das Ergriffne nur verläßt.

Nun ist es richtig: die Gestalten der Phantasie können sich nicht aus andern Bestandteilen zusammensetzen als aus solchen, die sich im dauernden Vorrat des Geistes finden. Und vollends bei einer geistigen Vertiefung, wie sie die Schöpfung eines dramatischen Charakters erfordert, kann in diesen nur überfließen, was in längerer Erfahrung und unter steter Teilnahme auch eines gemütlichen Interesses eine feste Gestalt gewonnen hat, und wird es umsomehr, je rascher gearbeitet wird, und die Sappho ist in drei Wochen entstanden. Aber Grillparzer hat mehrere weibliche Idealgestalten und, so weit ihre Durcharbeitung dies verrät, alle mit derselben liebevollen Wärme und persönlichen Teilnahme geschaffen. Daß für Melitta diese Teilnahme die innigste und persönlichste gewesen sei, dafür fehlt jede unmittelbare Bestätigung; es kann nur erschlossen werden, und unser Schlußmaterial führt nicht eben dahin. Die Ideale ferner wechseln wie alle Wünsche; sie wechseln nicht nur mit der reifenden Erfahrung, sie wechseln sogar nach Stimmungen. Vollends das Ideal des Weibes, das ein jugendlich glühendes und schwärmendes Gemüt sich gestaltet, wird unausweichlich anders, wenn der ruhige Verstand mehr und mehr im Gewoge des Seelenlebens sich zu einer herrschenden Stellung emporarbeitet. Und nicht nur diesen gesetzmäßigen Entwicklungsgang hat auch Grillparzer zurückgelegt, sondern er rang sogar nach Vertiefung, nach grübelnder Versenkung in die Dinge, die seinen Geist umgaben und beschäftigten. Des sind Zeugnis viele seiner Epigramme, seine Neigung zu Sentenzen, an denen schon die Jugendwerke nicht arm sind, und in denen wir Schillerschen Einfluß erblicken, jene langatmigen Ergüsse, hinsichtlich deren er selbst einmal sagt: „Daß ich bei länger dauernden Arbeiten leicht dem ersten Plane untreu werde, liegt auch mit darin, daß ich Lieblingsthemata und Ansichten in mir herum trage, die sich mir unbewußt einmischen, wo es nur immer erträglich ist." Doch das ist ja allbekannt; das Bild, das wir von ihm hegen, ist nichts

*) Etwas kühne Bezeichnung, den nicht sehr poetisch anmutenden Vergleich mit der Schnecke erträglich zu machen.

weniger als das eines feurigen, ewig jugendlichen Phantasiemenschen, sondern viel eher das eines alten Grüblers, der uns manchmal stark an seinen Rudolf II. erinnert. Wenn wir also trotzdem jene Behauptung Scherers gelten lassen, so hat dies doch mit der Einschränkung zu geschehen, daß Melitta die Verkörperung des weiblichen Jugendideals unsers Dichters darstellen mag, und diese Auffassung schlägt auch einmal bei Scherer durch, da, wo er selbst zum Dichter werdend über Melitta sagt: „Das ist so zart und süß und keusch geschildert, wie eine reine Jünglingsphantasie sich schüchtern die Geliebte denken mag." Was eine solche Annahme rechtfertigt, hat Scherer in dem Abschnitt „Des Innern stiller Friede" aufs vortrefflichste entwickelt. Wir lenken zur Bestätigung und Ergänzung die Blicke noch auf folgendes.

Wenn es von Melitta im Verlauf der obigen Charakterisirung hieß, daß sie

Nur zaudernd waget, Fremdes zu berühren,
Doch fest sich saugt, wenn es einmal ergriffen,
Und sterbend das Ergriffne nur verläßt,

so entspricht das auch dem Wesen Berthas in der Ahnfrau, wie auch umgekehrt Borotnis Worte von ihr:

Ach so warst du schon als Kind,
Trugest immerdar zugleich
Der Beleidgung herben Schmerz
Und das Unrecht des Beleidgers.
Immer gut und immer schuldlos
Schienst du stets die Schuldige,

samt der folgenden Antwort von etwas spitzfindiger Naivität:

Und bin ich nicht wirklich schuldig?
Wenn auch nicht als Grund des Zorns,
Ach, doch als sein Gegenstand

nichts in sich bergen, was nicht durch Melittas Verhalten Sappho gegenüber als auch ihrem Wesen eigen bethätigt würde. Solche Züge sind aber so grundbestimmend, daß, wo sie gemeinsam sind, eine auch noch weiter gehende innere Verwandtschaft anzusetzen ist. Und dahin geht unsre Meinung. Melitta hat ihre Vorgeschichte nicht nur im Leben des Dichters, sondern auch in seinen Dichtungen. Zum erstenmal taucht ein Wesen ihrer Art auf in dem wahrscheinlich schon 1810 entstandnen Fragment Alfred der Große in der Person der Emma. Auch diese ist ein Naturkind, voll Anmut und Unschuld, voll Liebreiz und ahnungsloser Hingebung, nur daß mehr Lust und Leben in ihren Adern rinnt. Das Stück blieb unvollendet, aber Emmas Gestalt lebte und entwickelte sich im Dichter weiter. Der Stoff der Ahnfrau bot keinen Raum für sie oder ihresgleichen; dennoch umgaukelte sie ihn, und was der Stoff zuließ, nahm Bertha in sich auf. Dann aber bot der Zufall ihm den Stoff

der Sappho dar, mit dessen Aufbau der Dichter bekanntlich schon nach wenigen Stunden fertig war, und so begreifen wir, daß „der Dichter seine persönlichen Stimmungen in das Seelenleben der Sappho hineintrug," wie Scherer sagt und, was schon Karoline Pichler bald nach der ersten Aufführung 1818 bemerkte, und daß das Drama selbst so überaus rasch und in einem Zuge entstehen konnte. Von den drei Gestalten desselben lagen ja schon zwei vollständig fertig in ihm bereit.

Es dürfte bei uns wenig Männer des Alters geben, in welchem Grillparzer das Melitta umfassende Drama schrieb, die von dem Zauber, der diesem sanften Naturkinde entströmt, nicht bis zu der Empfindung bestrickt würden, in ihr das geheimste und innigste Sehnen des Herzens verkörpert zu sehen. So oft ihr Bild aufsteigt, weilt, wie bei Goethes Klärchen und Gretchen, die Erinnerung gern bei ihr und schwelgt in den Reizen der Naivität, der Anmut in Wort und Geberde, die des Dichters selbstverzückte Empfindung über das holde Mädchen auszugießen verstanden hat. Und doch — Grillparzer ist kein Phaon. So wenig dieser in Sappho dauerndes Genügen gefunden hätte und sie in ihm, so wenig Grillparzer in Melitten und natürlich eben sowenig oder noch weniger in Sappho. Aber eines hätte er doch an dieser tiefer und nachhaltiger zu würdigen gewußt: die geistige Bedeutung, die er, wie Melitten die Lieblichkeit, ihr selbst verliehen, nicht die besondre als Dichterin, sondern jene allgemeine, wie sie in allem, was sie spricht und thut, zum Ausdruck kommt.

Denn Klugheit und Verstand bei Frauen fesselten den Menschen Grillparzer viel mehr als es die woher immer stammende Idealgestalt Melitta, von der es in vorsichtiger Wendung heißt: „obschon nicht hohen Geistes, von mäßgen Geben," zum Ausdruck bringt, und viel mehr, als der Dichter selbst, damals und wohl auch später, in klarer Selbsterkenntnis es zugestanden hätte. Doch nein, ein solches Geständnis liegt vor. In dem Gedicht Jugenderinnerungen im Grünen (gedruckt 1835) lesen wir:

Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie;
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur die!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenn gleich von Güte überragt,
Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heilgenschein, was sie sich selbst versagt.

Bei den letzten Zeilen tauchen unwillkürlich Bertha und Melitta vor uns auf; aber diesmal ist von einem leibhaftigen Wesen, von einer Idealgestalt, die ihm das Leben selbst entgegengeführt hatte, von Kathi Fröhlich die Rede, und da verrät uns der Verstand, so ausdrücklich betont, daß er wohl überhaupt

nicht fehlen durfte, wo des nun schon gereiftern Mannes sympathisches Empfinden sich bis zur dauernden Liebe steigern sollte.

Schon dies eine Zeugnis könnte uns, weil der Lyrik Grillparzers entnommen, befriedigen. Wir dürfen aber wohl weiter gehen und mit Scherer den Eindruck verwerten, den wir aus Dramen, aus der Betrachtung einzelner und Vergleichung mehrerer gewinnen. Und da finden wir denn bald eine weitere Bestätigung.

Es giebt wohl keinen Dramatiker, bei dem sich so häufig im Munde der Mitspielenden Abschätzungen der geistigen Begabung dieser und jener andern Gestalt des Stückes fänden, wie bei Grillparzer, und auch keinen, bei denen Klugheit oder geringe Begabung und Thorheit in der Charakteristik so stark herausgehoben und für die Gestaltung der Handlung bis zum Ausgang als ständig wirkende Hebel so kräftig verwendet würden. Es gehört das zu seinen hervorstechendsten Eigentümlichkeiten, und daran haben die Frauen nicht nur den gleichen Anteil wie die Männer, sondern sie werden sogar auffallend bevorzugt. Erstens in der Weise, daß auf eine so tiefe Stufe, wie sie Galomir vertritt, bei ihnen nicht hinabgestiegen wird, sodann dadurch, daß als geistig hervorragend hingestellte Frauen wiederholt die Heldinnen und Trägerinnen der Stücke sind. Das wird einzelnen Männern in dem Maße nirgends zu teil, im Gegenteil, ziehen wir noch den armen Spielmann heran, so haben wir da geradezu den geistig Armen zum Helden. Sowenig nun sich einerseits die Absicht des Dichters verkennen läßt, durch die Geschicke, die diese Heldinnen erleiden, zu betonen, daß jene Überlegenheit nicht in der Sphäre der unbedingt weiblichen Vorzüge liege, und so wenig sie vor Irrtum, Thorheiten und Verderben schützt, ja in diese geradezu hineinführt, ebenso sehr nötigt doch auch jene sichtbare Bevorzugung zu der Annahme, daß geistige Überlegenheit bei Frauen, wenn er sie auch mit Kopfschütteln betrachtet, doch einen geheimen Reiz auf ihn ausübte, sich beständig mit ihr zu beschäftigen und sie geradezu zum Gegenstande seines Studiums zu machen. Denn für den Schriftsteller ist jede derartige Arbeit zugleich eine Schule neuer Erkenntnis, für die Kunst sowohl wie für das Leben. Und so würde denn wohl folgendes das wahre Verhältnis sein. Melitta und die ihr mehr oder weniger verwandten Gestalten, wie Bertha, Emma, Kreusa, Edrita, entzückten wohl sein Auge, wenn es auf ihnen verweilte, und die Phantasie, wenn sie mit ihnen spielte; tiefer und dauernder aber als Mensch und als Künstler fesselten ihn jene andern Gestalten: Sappho, Medea, Hero, Libussa. Und sie treten zugleich aus der langen Reihe der Bühnengestalten Grillparzers am stärksten hervor; sie stehen vor allen vor dem Auge der Erinnerung, wenn Grillparzer als Dramatiker genannt wird.

Die Stücke, deren Trägerinnen die vier genannten sind, sind aber auch die, in denen — von der Jüdin von Toledo später — Liebe ausschließlich oder

fast ausschließlich den Gegenstand der Behandlung bildet. Gleichmäßig ist die Frage behandelt, wie kluge Frauen, wenn die Liebe an sie herantritt, an ihren Klippen scheitern oder ihnen entgehen. So betrat er mit Sappho, die die Reihe eröffnet, ein Gebiet, das sein dichterisches Vermögen endlich als das ihm angemessenste erkannte, und auf dem er sich dann erging wie auf sonst keinem. Welche besondre Verwandtschaft zwischen Hero und Sappho besteht, habe ich bereits an einem andern Orte (Grillparzerstudien, Wien, 1886) dargelegt. Aber auch für die andern Stücke liegen solche verwandtschaftliche Beziehungen vor, deren einige aufzudecken hier noch unternommen werden soll.

Liebe ist das ständige Thema, und durch der Menschenkennerin Sappho redegewandten Mund verkündet Grillparzer, wie Mann und Frau nach seiner Meinung naturgemäß lieben:

Nach Frauenglut mißt Männerliebe nicht,
Wer Liebe kennt und Leben, Mann und Frau.
Gar wechselnd ist des Mannes rascher Sinn,
Dem Leben unterthan, dem wechselnden.
Frei tritt er in des Daseins offne Bahn,
Vom Morgenrot der Hoffnung rings umflossen,
Mit Mut und Stärke, wie mit Schild und Schwert,
Zum ruhmbekränzten Kampfe ausgerüstet.
Zu eng dünkt ihm des Innern stille Welt,
Nach außen geht sein rastlos wildes Streben;
Und findet er die Lieb, bückt er sich wohl,
Das holde Blümchen von dem Grund zu lesen,
Besieht es, freut sich sein und steckts dann kalt
Zu andern Siegeszeichen auf den Helm.
Er kennet nicht die stille, mächtge Glut,
Die Liebe weckt in eines Weibes Busen;
Wie all ihr Sein, ihr Denken und Begehren
Um diesen einzgen Punkt sich einzig dreht,
Wie alle Wünsche, jungen Vögeln gleich,
Die angstvoll ihrer Mutter Nest umflattern,
Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab
Mit furchtsamer Beklemmung schüchtern hüten,
Das ganze Leben als ein Edelstein
Am Halse hängt der neugebornen Liebe!
Er liebt; allein in seinem weiten Busen
Ist noch für andres Raum als bloß für Liebe,
Und manches, was dem Weibe Frevel dünkt,
Erlaubt er sich als Scherz und freie Lust.

Überblickt man die Werke Grillparzers, so nehmen sich diese Verse als eine bündige Norm aus, nach der in den folgenden Dramen Männer und Frauen in ihrem Verhalten in der Liebe gewissenhaft behandelt sind. Man überblicke sie, die Männer: Phaon, Jason, Zawisch, Otto von Meran, Leander, Primislav,

den König in der Jüdin — auf alle paßt jene Darstellung, nur daß sie mehr oder minder in die Lage kommen, auch jeden einzelnen Zug zu bethätigen. Und dasselbe gilt für die Frauen, für Emma, Bertha (Ahnfrau), Sappho und Melitta, Medea, Hero, Libussa, selbst für Bertha im Ottokar, die durch ihr Liebesleid zur Närrin wird. Auch unsre vier Klugen sind darunter, ja sie vor allen; und wie mit dieser Liebe ihre Klugheit fertig, d. h. nicht fertig wird, das ist das besondre und jedesmal anders behandelte Thema.

Sappho ist auf eine sehr hohe geistige Stufe gestellt, ja ihre Dichtergabe stellt sie auf die höchste. Der Gegensatz erforderte es, der Gegensatz sowohl zu Phaon wie zu Melitta, zur augenfälligen Begründung ihrer Liebe als eines Irrtums und ihrer Verschmähung durch den, „der ohne Maßstab ist für ihren Wert,“ als einer notwendigen. So enthält dasselbe Stück unter der Gestaltenreihe der Dramen zwei Höhepunkte; aber während Melitta in die Vergangenheit des Dichters weist, weist Sappho in die Zukunft. Gewiß, Melitta ist ihm ans Herz gewachsen; aber Sappho nicht minder: man lese die Strafreden des Rhamnes und vergegenwärtige sich die Jammerrolle, die Phaon im fünften Akte spielt. Dessen Ausspruch, daß „stiller Sinn des Weibes höchster Schmuck“ sei, so schön er ist, erschöpft doch nicht die Ansprüche, die ein so mächtiger Geist wie Grillparzer an das Weib seiner höchsten Sympathie zu stellen berechtigt ist und unwillkürlich wirklich stellt, wenn er auch selbst eine leidliche Philisterehe mit einer andern hätte führen können. Da stand ihm Sappho näher.

Schon das nächste Werk ist das Goldne Vließ. So bald reizte es ihn, wieder eine mit Stärke, Leidenschaft und auch Klugheit ausgestattete und überdies, wie Sappho in der Dichtkunst, so auch in „geheimen Künsten“ andrer Art erfahrne Frau, die wie Sappho in allen das Gegenstück bildet zu dem „Kinde“ Melitta, der „Kleinen,“ durch die Wirrnisse einer tragischen Liebesverkettung zu führen, sogar in verwandter Lage; denn wie Phaon zwischen Sappho und Melitta steht, so Jason zwischen Medea nnd Kreusa. Ihre geistige Überlegenheit war Sapphos Unglück; denn diese konnte bei Phaon wohl Bewunderung, nicht aber Liebe wecken. Sie hinderte dies geradezu, seine gesunde, kräftige Natur sträubte sich gegen die Unterordnung unter das Weib seiner Wahl. Anders hier; aber Medeas Wissen in geheimen Dingen, das sie vor ihm voraus hatte, erweiterte durch das Grauen, das es einflößte, doch die Kluft der Entfremdung, und umgekehrt steigerte ihre Klugheit infolge der größern Feinfühligkeit sowohl das Bewußtsein ihres Elends als auch den Haß und den Racheдurst. Diese Rache ist grausig, unmenschlich; und doch, wie hat der Dichter sich bemüht und es auch erreicht, sie als die Rache einer aufs höchste gereizten Barbarin begreiflich erscheinen zu lassen und für die Mörderin das Mitleid so zu erregen, daß nicht sie, sondern Jason als der Schuldige erscheint, und wir kalten Sinnes sein Geschick als gerecht hinnehmen.

Zwischen dem Goldnen Vließ und dem nächsten dieser Reihe angehörigen Stücke, Des Meeres und der Liebe Wellen, liegen zeitlich zwei andre: Ottokars Glück und Ende und Ein treuer Diener seines Herrn. Im ersten sind die Frauen Episoden, aber auch hier fehlt die oben erwähnte geistige Abschätzung nicht. Von Bertha sagt im ersten Akt die Königin:

Sie selbst ist kaum so schlimm, nur schwachen Geistes
Und thöricht eitel, das hat sie verführt.
Mit Reichtum, Macht und Hoffnung auf den Thron —
Ja, so weit ging der Übermütgen Stolz —
Verlockten sie das leichtbethörte Kind.

Hier dient zur Abwechslung einmal der schwache Geist zur Entschuldigung des Irrens, während sonst gerade die Klugheit, wenn erst Leidenschaft die Besonnenheit verscheucht hat, die Höhe mit begreiflich machen muß, bis zu der sich die Raserei versteigt. Unter die so gearteten ist ihrer Natur nach auch die Königin im Treuen Diener einzureihen; denn auch sie gehört zu den Klugen. Sie sagt von sich zum Könige:

Ihr nanntet oft mich stolz,
Ein kühnes Weib, vergleichbar einem Mann,

und ergänzend später der König:

Ob heftig zwar, ist sie gerecht und klug,

ähnlich wie Melitta von Sappho:

Denn wenn auch heftig manchmal, rasch und bitter,
Doch gut ist Sappho, wahrlich, lieb und gut.

Wo aber die Schwäche der Königin, ihre Liebe zum Bruder, ins Spiel kommt, läßt diese Klugheit sie gänzlich im Stich. Dasselbe Stück bringt auch Erny, von der es in der üblichen Weise heißt:

Wie kann nun Leidenschaft für dieses Wesen,
Kaum schön, von schwachem Geist und dürftgen Gaben,
Halb thöricht und halb stumpf, dich nach sich ziehn?

Wenn diese Worte auch nicht ihrem vollen Gewichte nach zu nehmen sind, da die Königin, weil ihre Absicht es erfordert, die Farben stark aufträgt, und überhaupt erst die Gefahr offenbart, welche Kräfte in Erny schlummern, so kommt doch auch in dieser Gestalt wieder die übliche Absicht zum Ausdruck, daß ein beschränkter, aber seine wenigen Grundsätze fest bewahrender Geist sicherer an allen Klippen der Unsittlichkeit vorbei gelangt als der reich begabte, bewegliche, in dem die Grundsätze im Gewoge der Deuteleien hin und her schwanken, und der nie um Einfälle verlegen ist, die für jedes Thun als Rechtfertigungsgründe dienen müssen.

Die liebenswerteste in der Reihe der Klugen nicht nur, sondern die fesselndste Frauengestalt, die Grillparzer überhaupt geschaffen hat, ist Hero. Geworden

ist sie es dadurch, daß sie, was Sappho und Melitta ziert, in sich vereinigend, trotz aller Begabung doch auch ausgestattet ist mit einem schlichten Sinn, der nicht klügelnd beschönigt, mit einem reichen, echt weiblichen Empfinden, das thatsächlich „sterbend das Ergriffne nur verläßt," und vor allem durch ihr rührendes Geschick. Aber dies Geschick ist ganz von ihrem Charakter getragen, und die Rührung gilt daher beiden. Wie bei Sappho, atmen alle ihre Reden Überlegenheit, ja Geist, ihrer Klugheit wird nicht nur wiederholt gedacht, sondern durch die Worte des Priesters, die nun wieder für alle gelten könnten:

Der Wahnsinn, der das kluge Weib befällt,
Tobt heftger als der Thorheit wildstes Rasen,

zu der Gewalt, mit der die Liebe sie ergreift, ausdrücklich in ein Wechselverhältnis gebracht. Für sie ist Sapphos Schilderung von der Liebe des Weibes aufs wörtlichste gegeben, ihre Sünde ist der Sieg ihrer wahren Natur und Natürlichkeit, ihr Tod deren Triumph. Doch ich will nicht wiederholen, was ich schon an anderm Orte ausgeführt habe, und nur noch auf zwei Bemerkungen Grillparzers hinweisen, die wenigstens einigermaßen ein persönliches Verhältnis zwischen ihm und seiner Heldin bezeugen. Die eine ist jene bekannte Bemerkung: „Im dritten Akt zu gebrauchen, wie damals Charlotte (die Tochter der Karoline Pichler), als sie den ganzen Abend wortkarger und kälter gewesen als sonst, beim Weggehen in der Hausthüre das Licht auf den Boden setzte und sagte: Ich muß mir die Arme frei machen, um dich zu küssen. Nicht gerade die Begebenheit soll dort Platz finden, sondern die Gesinnung, die Gemütsstimmung." Und die andre: „Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen durch alle diese Wechselfälle durchzuführen." Sie also vertrat hier die Stelle jenes Mars Moravicus beim Ottokar. Wenn aber irgend ein Name geeignet ist, für den Namen Melittas in jene Behauptung Scherers eingesetzt zu werden, dann ist es der Heros.

Manches hat Libussa mit dieser und jener ihrer Gefährtinnen gemein. Voraus hat sie, daß sie „von höhern Mächten" abstammt. Wie Melusina zu Raimund, so war eine „göttergleiche Frau" zu Krokus herabgestiegen, sich ihm zu vermählen, und von dieser hat sie, daß sie gleich Medeen „gar hoch erfahren ist in geheimer Kunst." Das Priesteramt liebt sie gleich Hero, und wie Sappho, spendet sie, eine wirkliche Herrscherin, in weiser Übung ihres Amtes ringsum Glück und Segen. Sapphos Verderben ist, daß ihre neuerwachte Liebessehnsucht, der ersten Wallung folgend, fehlgreift. Glücklicher ist Libussa. Auch sie gehört einer andern Sphäre an, aus der sie, dem Zwange der Umstände und dem Verlangen des Herzens folgend, herabsteigt; aber ihre Neigung führt sie dem Würdigen zu, der ihr gewachsen ist. Hätte Primislav in dem Kampfe der besonnenen und die Leidenschaft beherrschenden Klugheit, den sie mit ihm eingeht, seiner männlichen Würde etwas vergeben, nie hätte er den holden und

hohen Preis errungen. Aber er besteht die Probe, und nun ist ihre Unterwerfung so vollständig wie ihr Glück. Freilich von keiner Dauer. Was Sappho von sich sagt:

Der Menschen und der Überirdischen Los,
Es mischt sich nimmer in denselben Becher.
Von beiden Welten eine mußt du wählen:
Hast du gewählt, dann ist kein Rückschritt mehr,

das wird auch ihr Verderben, nur etwas später. Sie will, im letzten Akt, den Rückschritt thun, und das kostet ihr das Leben, wie es Rascha verkündet hat:

Wenn du's noch kannst, vom Irdischen umnachtet.

Man wird nach alledem, das sich noch um manche Züge hätte vermehren lassen, wohl der Auffassung zustimmen, daß die vier Dramen zu einander stehen, wie etwa auf einem eingehegten Raum vier Bäume, deren Wurzeln und Zweige sich mehr noch, als hier aufgedeckt worden ist, vielfach mit einander verschlingen. Daß sie über den Zaun weg auch noch in andre greifen, wird dadurch nicht gehindert. Zu jenen vieren gesellt sich jedoch noch ein fünfter von eigner Beschaffenheit, aber doch ihr Genosse: Die Jüdin von Toledo. Auch in diesem Stück bewegen wir uns in dem durchgesprochenem Gedankenkreise. Nur sind die Rollen vertauscht. Diesmal ist der Mann der Kluge, der durch eine Liebeswallung in die Irre gerät. Denn auch König Alfonso ist kein Durchschnittsmensch. Ihn preisen die Seinen:

Denn so viel Könige noch in Spanien waren,
Vergleicht sich keiner ihm an hohem Sinn ...
Nicht hoch an Rang und Stand und Würde nur,
Nein, auch an Gaben, so daß, schaun wir rückwärts
In unsrer Vorzeit aufgeschlagnes Buch,
Wir seinesgleichen kaum noch einmal finden.

Von Ruhm übersättigt sehnte sich Sappho nach anderm, nach Liebe, Leben, Doppelleben. Nicht ganz so, aber doch verwandt ist des Königs Verfassung. Für zärtliches Liebesempfinden und Tändelei hat sein arbeitsreiches, ruheloses Leben bisher keine Muße geboten. Nun wirfts sich ihm in den Weg, und da umstrickt ihn der neue Zauber. Er holt, aber zur Unzeit, eine Lebenserfahrung nach und befriedigt ein Empfindungsbedürfnis, daß eben auch einmal befriedigt sein will. Aber eine Erfahrung wird es wie manche andre auch, weiter nichts; kein Wendepunkt des Lebens, an dem sich Sein oder Nichtsein entschiede, wie bei den Frauen. Denn wieder hören wir Sappho:

Und findet er die Lieb, bückt er sich wohl u. s. w.

So wird sein Wollen wohl eine Zeit lang gelähmt durch den Reiz des Abenteuers; aber als wirkliche Gefahr droht, rafft er sich auf, und nur der Mord, der an dem unglücklichen Geschöpf vollzogen wird, wirft seine schwarzen Schatten in die Zukunft, nicht die Liebesverirrung.

Daß zu diesem Ausgang aber unsre Zustimmung erworben werde, dazu war notwendig, daß durch das Wesen, das die Verirrung veranlaßte, diese auch wirklich als solche und als nichts andres kenntlich gemacht wurde. Und das zu erreichen hat sich der Dichter auch redlich bemüht, ja fast zu viel. Groß ist der Abstand zwischen Sappho und Phaon, aber unendlich größer der zwischen dem Könige und Rahel. Fast hat es den Anschein, als ob der Dichter, nachdem er in einer ganzen Reihe von Werken dem weiblichen Geschlechte bis zur Erschöpfung Huldigung auf Huldigung dargebracht hatte, nun auch zum Ausgleich und wie um der Gerechtigkeit willen das Urbild weiblicher, besonders geistiger Gebrechlichkeit ihnen gegenüberzustellen das Bedürfnis gehabt hätte. Der König schildert sie:

Nimm alle Fehler dieser weiten Erde,
Die Thorheit und die Eitelkeit, die Schwäche,
Die List, den Trotz, Gefallsucht, ja die Habsucht,
Vereine sie, so hast du dieses Weib.

Nur eins vergißt er: sie ist schön; und noch eins: wo es gilt, ihn zu locken und aufs neue zu fesseln, da entwickelt sie instinktiv so viel Verschlagenheit und ist so treffsicher, wie etwa urplötzlich in seiner Weise der „blöde Schlucker“ Leander, der von sich sagt:

Und Liebesgöttin, du, die mich berief,
Den kundlos neuen, lernend zu belehren
Die Unberichtete, was dein Gebot.

Schließlich sei noch einer Vermutung Raum gegeben. Die oben angeführte Bemerkung Grillparzers: „Eine wunderschöne Frau“ u. s. w. soll auf eine Frau Daffinger gehen. Wenn darnach das Äußere dieser Dame seine Verewigung in Hero gefunden hat, so läßt die Schilderung, die Grillparzer in dem neunten Gedichte der Tristia ex ponto (Trennung, Strophe 5 und 6) von ihr entwirft, vermuten, daß ihre seelische Beschaffenheit allerlei zu der Ausstattung des Kobolds Rahel habe liefern müssen. Denn die Strophen lauten:

Ein Rätsel warfst du mir, wie man beim Spiele,
Den Nachbar neckend, wohl zusammenflicht,
Jetzt los' und leicht, leichtfertig selbst, wie viele,
Drauf wieder ernst und streng, wie viele nicht.

Bald seh ich Hohn durch deine Züge schweifen,
Drauf sie verklärt von warmer Thränen Hauch,
Nun mühsam dich das Leichtste nicht begreifen,
Dann selbst das Tiefste wieder fassen auch.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Pfandrecht und Arbeitslohn. Eine gesetzliche Erweiterung des Pfandrechts nach der Richtung hin befürworten, daß ferner auch der Lohn des einfachen Arbeiters vor der Hand des Gerichtsvollziehers nicht geschützt wäre, heißt heute, sich dem Vorwurfe der Grausamkeit aussetzen. Doch dem Sozialpolitiker ziemt es, in das Urteil der Menge nicht ohne weiteres einzustimmen, sondern das Für und Wider auch bei diesem Vorschlage reiflich zu erwägen, wenn ihn auch das Herz vielleicht von vornherein als unbillig und hart verwerfen möchte. Der Vorschlag zur Erweiterung des Pfandrechts in dem angedeuteten Sinne wurde kürzlich in Dresden bei den Beratungen des „Verbandes städtischer Haus- und Grundbesitzer" gemacht. Der Befürworter dieses verschärften Pfandrechts wollte dadurch die Hauswirte gegen Mietschäden schützen und zugleich die Mieter selbst vor Nachteil bewahren. Es wurde vorgeschlagen, etwa in Höhe einer Monatsmiete den Lohn des Arbeiters pfandpflichtig zu machen. Da der Arbeiter mit Familie etwa zu 140—160 Mark jährlich wohnt, so würde es sich um einen Betrag von 12—13 Mark handeln. Was jedoch dem einen recht ist, ist dem andern billig; eine Änderung der einschlägigen Gesetzgebung ausschließlich zu Gunsten der Vermieter von Wohnungen wird ganz gewiß nicht geschaffen werden; es könnte sich also nur um die Frage handeln, ob es sich empfiehlt, ganz allgemein das Pfandrecht auf einen genau zu bestimmenden Teil des Arbeitslohnes auszudehnen. Zugleich wäre zu erwägen, ob eine solche Bestimmung hartherzig und gesetzgeberisch unweise sein, oder ob damit, wie behauptet wird, den Interessen der ärmeren Bevölkerung selbst gedient werden würde.

Prüfen wir, wie heute die Verhältnisse liegen. Das Allernotwendigste des armen Mannes — also unentbehrliche Möbel, Betten, Kleider und Arbeitswerkzeug — ist für den Gerichtsvollzieher bekanntlich ein „Rührmichnichtan." Es stimmt jedoch mit der Wirklichkeit nicht überein, wenn man behauptet, die Mehrzahl der Arbeiterfamilien besitze nichts weiter als das Allernotwendigste im Sinne des heute geltenden Pfandrechts. Ein gewisser Komfort ist in den letzten Jahren auch in die Mansarden und Dachräume der bescheidnen Arbeiterwohnung gedrungen. Bei einer rechtschaffnen und ehrenhaften Arbeiterfamilie ist die Stube meist anheimelnd gemacht durch ein Sofa, einen Lehnstuhl; an der Wand steht ein hübsch gearbeiteter zweiter Schrank; die Kommode birgt vielleicht einen kleinen Schatz überflüssiger Leinen- und andrer Wäsche für den Haushalt — der Stolz auch der Arbeiterfrau. So bescheiden solche Ausstattung auch ist: von diesen Gegenständen dürfte ein gewissenhafter Gerichtsvollzieher, neben den hier nicht genannten Möbeln, wie Betten, Tisch, Stühlen rc., vielleicht nur noch die Kommode als unentbehrlich betrachten.

Tritt nun der Fall ein, daß man gegen eine solche Familie, die vielleicht ganz unverschuldet in Bedrängnis geraten ist, das Pfandrecht ausübt, so wird es in der traulichen Wohnung öde und leer. Die hübschen Sachen, die dem Arbeiter seine Stube nach Feierabend behaglich machten, wandern in den Auktionssaal. Saurer Schweiß klebt daran, sie haben Hunderte gekostet, die mit fleißiger Hand verdient werden mußten. Bei der Versteigerung geben den Ausschlag die gewerbsmäßigen Trödler, „Auktionshyänen," die wissen, wie man billig kauft, und sich

gegenseitig nicht überbieten. Um jeden Preis werden Schrank, Sofa, Lehnstuhl und Wäsche losgeschlagen. Die gepfändete Familie war vielleicht 20 Mark schuldig und hat für diesen Betrag jetzt den vierfachen Wert dahingeben müssen. Die geringfügigen finanziellen Ergebnisse derartiger Auktionen sind bekannt.

Die Befürworter einer Erweiterung des Pfandrechtes meinen nun, es sei humaner, dem Arbeiter etwa bis zu 15 Mark den Lohn ratenweise mit Beschlag zu belegen, als ihm jene geringe Habe zu nehmen, mit der er über das „Allernotwendigste" hinaus seine Wohnung traulich und anheimelnd gemacht hat. Sie sagen, und mit Recht, daß der Schwerpunkt eines gesunden Familienlebens auch für den Arbeiter in einem anständigen, wohnlichen Daheim liegt, daß man daher dieses vom Gerichtsvollzieher möglichst frei halten müsse.

Auch uns ist die beachtenswerte Thatsache bekannt, daß eine Pfändung durch das häusliche Leben des Arbeiters oft einen tiefen Riß macht. Es gefällt dem Manne nicht mehr zwischen seinen kahl gewordnen vier Wänden; häufiger als sonst sucht er das Wirtshaus auf. Nur in wenigen Fällen werden die gepfändeten Möbel wieder neu angeschafft. Groß ist im Unglück der Fatalismus des Arbeiters; die Familie sagt sich, daß eine solche Katastrophe wiederkehren kann. Wozu also sparen und wieder kaufen? So behilft man sich denn lieber mit dem erhalten gebliebnen „Allernotwendigsten" im Sinne des Gesetzes. Erfahrene Gerichtsvollzieher und Hauswirte wissen, daß eine Pfändung in einer Arbeiterfamilie meist nur einmal, das erstemal, mit Erfolg stattfindet. Dem verheirateten Arbeiter sind ohnehin Neuanschaffungen nur durch geregelte Sparsamkeit möglich, diese wiederum verlangt eine dauernde Einschränkung des Vergnügens, des Biertrinkens und Zigarrenrauchens. Es muß ein sehr nüchterner, verständig denkender und vorwärtsstrebender Arbeiter sein, der wirklich diese Luxusbedürfnisse nach einem Besuch des Gerichtsvollziehers zu Gunsten neuer Möbelkäufe beschränkt. Der Riß, den die Auspfändung der Wohnung durch das häusliche Leben des Arbeiters macht, bleibt also meistens ein dauernder.

Die Verfechter eines neuen Pfandrechts sagen nun weiter, daß die Gläubiger sich später wohl ausschließlich an den Lohn des Arbeiters — nach Maßgabe der zu treffenden beschränkenden gesetzlichen Bestimmungen — halten würden, da dieses der kürzeste Weg zu ihrer Befriedigung wäre. Damit würde in der spätern Praxis auch vielleicht das jetzige planlose und oft sehr eigennützige Kreditgeben an Arbeiter auf jenen Betrag beschränkt, der am Lohn pfändbar ist. Zugleich aber auch hätten mit den Möbelpfändungen um kleine Beträge die jetzigen Möbelverschleuderungen auf den Auktionen ihr Ende erreicht. Böswilligen Schuldenmachern, die wohl verdienen, aber kein pfändbares Stück in der Wohnung haben und sich jetzt hierauf stützen, würde ihr Treiben gelegt sein, und damit das Ansehen des ehrenhaften Arbeiters gewinnen. Sich in einigen Raten etwa 15 Mark Lohn abziehen zu lassen, sei jeder thätige Arbeiter, so betonte man, in der Lage, nicht immer aber dazu, den großen Verlust an Hausrat zu ersetzen, den ihm bei dem heutigen Pfändungs- und Auktionsverfahren eine Zwangsvollstreckung um den gleichen Betrag verursache.

Man mag an diesen Gedanken manches auszusetzen haben, immerhin scheinen sie uns wichtig genug, sie dem Urteil unsrer Leser zu unterbreiten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Schweizer Sympathien

Vor längerer Zeit parodirte jemand: „Ein echter Schweizerkerl kann keinen Deutschen leiden, doch seine Thaler nimmt er gern," und das paßt auch nach der Einführung der Markwährung, wie Reisende, Gelehrte, die in das Land berufen worden waren, und Mißvergnügte, welche Luft der Freiheit atmen wollten, einmütig bestätigen. Nicht minder bestätigt das ein Aufsatz von Widmann in Bern in einer neuen Wochenschrift. Wir sind weit entfernt davon, die Schuld ausschließlich auf der Schweizer Seite zu suchen. Das Talent, sich unbeliebt zu machen, findet sich leider bei unsern Landsleuten sehr häufig, und es fragt sich, was uns in der Fremde mehr schadet, das dreiste und laute Absprechen der Einen über alles, was anders ist, als sie es gewohnt sind, oder das bübische Schmähen der Heimat, das in „Martin Salander" gebührend gekennzeichnet ist. Anderseits äußern sich republikanischer Dünkel und engherzigstes Spießbürgertum oft in eben so aufdringlicher als lächerlicher Weise, und wenn dagegen der Deutsche heute empfindlicher ist als vor vierzig und fünfzig Jahren, so kann ihm das niemand verübeln.

Daß wir von fremden Völkern, mit denen wir Götzendienst getrieben, keinen Dank zu erwarten haben, ist uns von Franzosen und Engländern, Amerikanern und Schweizern so deutlich gezeigt worden, daß mit Ausnahme der Freihändlersekte es jedermann begriffen hat. Und es geschah ja auch keineswegs aus Berechnung, wenn vom Tell bis hinab zu Claurens Mimili, und von Meiners Briefen bis auf die jährlich in neuen Auflagen erscheinenden Reiseführer unablässig und in allen Tonarten Schweiz und Schweizertum verherrlicht wurden, und Gelehrte und Ungelehrte noch standhaft für Volkshelden schwärmten, die von den Schweizern selbst bereits in das Reich der Sage verwiesen waren.

„Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann, besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken ... nun erzählen sie das alte Märchen immer fort, man hört bis zum Überdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben." So schrieb Goethe von der ersten Schweizerreise, aber seine Landsleute haben das alte Märchen noch lange, lange nicht bis zum Überdruß gehört. Und die Schweizer selbst, so wenig empfindsam sie im allgemeinen angelegt sind, leiden an einer ähnlichen Schwäche: sie waren und sind in die Franzosen verliebt, trotz der Vergewaltigung und Verwüstung vor neunzig Jahren, trotz der Hinschlachtung der Schweizergarde und des Septembergemetzels in Nidwalden, trotz des Undankes, mit dem der Kaiser Napoleon das mutige Eintreten der Schweiz für den Prinzen Louis Napoleon lohnte, und trotzdem daß jeder Schweizer, der seine fünf Sinne besitzt, erkennt, daß der einzige Nachbar, von dem das Land etwas für seine Unabhängigkeit und für die Sicherheit seiner Grenzen zu befürchten hätte, Frankreich, das republikanische wie das monarchische, wäre. Widmann kann nicht leugnen, daß die Vorliebe für Frankreich lange vor dem Sturze des aristokratischen Regiments durch die Franzosen bestanden hat, und möchte sie doch durch die „Befreiung" erklären. Wozu die Mühe? Völker, wie einzelne, lieben, ohne sich über den Grund zum Lieben Rechenschaft abzufordern. Und er macht den Schweizern wahrlich kein Kompliment, wenn er behauptet, die älteste Republik in Europa empfinde natürliche Zärtlichkeit für diese jüngere Schwester!

Er setzt auch aus einander, daß allerlei Keime der Sympathie für Deutschland vorhanden gewesen und durch den „Wohlgemuth-Handel" zerstört worden seien. Die vornehmsten Geister seien sich des Zusammenhanges mit der deutschen Kultur und ihrer Verpflichtung gegen diese stets bewußt geblieben, die gewaltige Kraftentfaltung im Kriege und die Mäßigung nach den Siegen hätten tiefen Eindruck gemacht, man sehe in Deutschland die Schutzwehr gegen den Umsturz aller Ordnung, man drille sogar die republikanischen Milizen nach preußischem Vorbilde u. dergl. m. Dabei findet auch des Züricher Pöbels Unfug im Frühjahr 1871 beschönigende Erwähnung. „Das vermeintliche Siegesfest der deutschen Kolonie, während die Stadt Zürich angefüllt war mit Verwundeten und Gefangenen (?) der bei Pontarliers von den Schweizer Truppen in Empfang genommenen Bourbakischen Armee hatte die Bevölkerung erbittert (!). Die Behörden thaten ihre Pflicht, schützten die Deutschen und stellten die Ruhe wieder her." Untersuchen wir nicht, wie es um die Pflichterfüllung und den Schutz bestellt war; aber diese verschämte Billigung der „Erbitterung" im Munde eines Mannes, der sich unzweifelhaft zu der dem Deutschtum günstig gestimmten Geistesaristokratie rechnet, ist höchst bezeichnend. Wie wohl das Urteil lauten würde, wenn Frankreich siegreich gewesen, die Armee Werders über die

Grenze gedrängt worden wäre, und die deutschen Offiziere sich herausgenommen hätten, den Züricher Janhagel gegen friedlich bankettirende Franzosen zu hetzen?

Alles zu vertreten, was in der Angelegenheit des Herrn Wohlgemuth deutscherseits geschehen ist, ist umso weniger unsre Sache, als wir noch keineswegs den Zusammenhang klar übersehen können. Und wenn die Schweizer ohne Unterschied der Parteistellung sich gegen den Gedanken fremder Einmischung in ihre innern Angelegenheiten empören, so verargen wir ihnen das so wenig, daß wir vielmehr allen Deutschen ein ebenso empfindliches Nationalgefühl wünschten. Da aber Widmann in aller Unbefangenheit die Meinung ausspricht, die helvetische Republik müsse, was auch geschehen möge, als das Kräutlein Rührmichnichtan geachtet werden, so ist auch ihm gegenüber zu wiederholen, daß dem nicht so ist. Er beschwert sich darüber, daß deutsche Zeitungen „die auf dem Wiener Frieden von den europäischen Mächten garantirte Neutralität der Schweiz als eventuell hinfällig behandelt" haben. Ja, wieviel steht denn von dem, was die Mächte in Wien beschlossen, heute noch aufrecht? Weiß der Verfasser nichts von Belgien, Krakau, der Thronbesteigung eines Bonaparte, der Einigung Italiens, der Auflösung des Deutschen Bundes? An eins erinnert er sich ausdrücklich, nämlich daran, daß die Schweiz 1848 und 1856 das unter keinem Gesichtspunkt anfechtbare Recht der Krone Preußen auf Neuenburg mißachtete und nur der Friedensliebe und Großmut des damaligen Trägers jener Krone ihre Straflosigkeit zu danken hatte. Allerdings stellt er die Sache so dar, als wären nicht die Schweizer Demokraten, sondern die Neuenburger Aristokraten die Revolutionäre gewesen. Und das Asylrecht wird niemand antasten, so lange dessen Schutz nicht Mördern und Mordbrennern gewährt werden soll. Zum Glück beweist die Bundesgewalt klarere Einsicht und mehr politischen Verstand als ein Teil der öffentlichen Meinung und von dieser geleitete Unterbehörden.

Wir würden, falls sich der Wind wieder einmal drehen sollte, darauf keine Zukunftspläne gründen, und eben deshalb erkennen wir auch nichts „Tragisches" darin, daß die Schweizer sich durch die Nachbarschaft der drei großen Monarchien bedrückt fühlen und ihre Verstimmung zunächst an uns auslassen. Bei denjenigen Schweizern, die „Helvetien die Mutter, Germanien die Großmutter nennen," kann die Verstimmung, sollten auch sie von ihr ergriffen worden sein, nicht lange Bestand haben, und das ist die Hauptsache.





Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redakteurs

Von Otto Gerland



enn man auch heute nicht mehr mit dem absterbenden Mittelalter die Buchdruckerkunst eine schwarze, höllische nennen wird, so kann man doch nicht leugnen, daß sie gerade durch die so unendlich wertvolle Erleichterung der Gedankenverbreitung eines Einzelnen auch die Möglichkeit der Mitteilung verbrecherischer Gedanken wesentlich erleichtert hat. Man sah schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst ein, daß man gegen die Presse, von deren späterer gewaltiger Entwicklung man noch keine Ahnung haben konnte, besondrer Schutzmittel bedürfe. Während deshalb schon 1486 Kurfürst Berthold von Mainz für seine Erzdiözese, dann die Päpste zunächst nur für Deutschland, bald darauf aber für die ganze Christenheit das Verbot erließen, Bücher ohne vorherige Erlaubnis der Kirchenbehörde zu drucken, wandte sich in Deutschland auch bald die weltliche Obrigkeit der Angelegenheit zu. Die Reichsgesetzgebung verlangte 1530 bereits Angabe des Namens und des Wohnorts des Druckers, 1548 auch die des Verfassers, 1529 und 1550 wurde die Zensur der erscheinenden Schriften angeordnet; Kaiser Rudolf II. setzte 1608 zur Beaufsichtigung der Durchführung der Reichsgesetze eine Bücherkommission zu Frankfurt am Main ein. Die einzelnen Landesherren wandten jedoch die Reichsgesetze in ihren Ländern verschieden an. Insbesondre wurde in Brandenburg-Preußen erst durch Reskript vom 11. Mai 1654 eine ständige Zensur für theologische Bücher eingeführt, die das Edikt vom 11. Mai 1749 auf alle Bücher ausdehnte und das Zensuredikt vom 19. Dezember 1788 verschärfte. Diese Zensur war zwar fein ausgedacht, aber sie war doch nicht durchführbar, sie wurde daher während der Aufklärungsperiode in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in vielen Ländern aufgehoben, und wenn auch das Bundespreßgesetz vom 20. September 1819 sie für alle Zeitungen und für alle Bücher, die über zwanzig Bogen stark waren, für das Gebiet des deutschen Bundes wieder einführte, so konnte sie doch die Stürme des Jahres 1848 nicht überdauern, sondern wurde, und damit wohl für immer, aufgehoben. Infolge der Reaktion gegen die Ausschreitungen des Jahres 1848 wurden dann verschiedenartige Beschränkungen eingeführt, bis die Zuständigkeit

des deutschen Reiches auch auf die Presse ausgedehnt wurde, worauf die allgemeine Regelung des Preßwesens durch das Gesetz vom 7. Mai 1874 möglich wurde. Dies will die Strafbarkeit aller durch den Inhalt einer Druckschrift begangenen strafbaren Handlungen nach den allgemeinen Strafgesetzen beurteilt wissen, verlangt aber zur Sicherung der Verfolgung solcher strafbaren Handlungen die Angabe des Druckers und des Verlegers, für periodische Druckschriften auch gleichzeitig die Angabe eines Redakteurs, der für den Inhalt einer Druckschrift verantwortlich ist, und trifft besondre Bestimmungen über die Art und Weise dieser Haftpflicht. Die Entstehung dieser Haftpflicht und deren Inhalt hat nun der Verfasser eines vor kurzem erschienenen*) Buches in geistvoller Weise erörtert, und sie soll uns denn auch hier in Anlehnung an dieses Buch beschäftigen. Ich bemerke jedoch im voraus, daß ich dem Verfasser nicht in allen seinen Ausführungen beistimmen kann, sondern von seinen nach den Grundsätzen der reinen Theorie gewiß unanfechtbaren Ansichten doch zu Gunsten der Praxis mehrfach abweiche.

Unser Preßgesetz führte eine Haftung des Druckers, des Verlegers und des Verbreiters einer Schrift, sowie des verantwortlichen Redakteurs einer periodischen Druckschrift ein. Der Begriff von Drucker, Verleger und Verbreiter ist keinem Zweifel unterworfen. Wer ist aber der Redakteur? Ich will gleich bemerken, daß, wenn ich im folgenden vom Redakteur spreche, ich stets den einer periodischen Druckschrift, einer Zeitung insbesondre meine. Der Redakteur ist, streng genommen, derjenige, der das Blatt redigirt, d. h. dessen Text druckfertig zusammenstellt, mag er ihn selbst verfaßt oder die Früchte der Geistesthätigkeit andrer Personen benutzt haben. Daß der verantwortliche Redakteur das Blatt aber wirklich redigirt habe, verlangt das Reichspreßgesetz nicht, es verlangt nur, daß sich eine Person als verantwortlicher Redakteur, d. h. als für die Zusammenstellung des Blattes und somit für dessen Inhalt verantwortlich auf jeder Nummer, jedem Stücke oder jedem Hefte der periodischen Druckschrift genannt habe. Da nicht verlangt wird, daß diese Verantwortlichkeit für sämtliche Nummern des Blattes im voraus übernommen werde, wie dies ältere Preßgesetzgebungen angeordnet hatten, so kann die Person des verantwortlichen Redakteurs mit jeder Nummer des Blattes beliebig wechseln; es können auch nach ausdrücklicher Bestimmung des Gesetzes mehrere Personen neben einander als verantwortliche Redakteure genannt werden, doch muß dann aus Form und Inhalt der Nennung mit Bestimmtheit zu ersehen sein, für welchen Teil des Blattes jede der genannten Personen die Redaktion übernommen hat. Das Gesetz sieht es als den thatsächlichen Umständen wohl regelmäßig entsprechend

*) Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redakteurs. Von Dr. Richard Loening, ord. Professor der Rechte an der Universität zu Jena. Jena, Gustav Fischer, 1889.

an, daß der, der eine solche Verantwortung übernimmt, sich auch wirklich um die Zusammenstellung der Zeitschrift kümmert, wie der Bürge um die Zahlfähigkeit des Schuldners. Notwendig ist dies freilich nicht; der verantwortliche Redakteur haftet, nur weil er genannt ist, er mag die Folgen tragen, wenn er sich nicht um das kümmert, wofür er verantwortlich ist. In Wahrheit soll aber die Person genannt werden, die wirklich die Haftpflicht übernommen hat, eine fälschliche Angabe ist strafbar, wie es auch mit Strafe bedroht ist, eine Person als verantwortlichen Redakteur zu nennen, der die geistige Fähigkeit zur Übernahme einer solchen Verantwortlichkeit gänzlich abgeht. Dieser verantwortliche Redakteur verdankt seinen Ursprung dem französischen Recht, und zwar dem Gesetz sur les journeaux et écrits périodiques vom 18. Juli 1828. Dies Gesetz geht von dem in Frankreich häufigen Fall aus, daß eine Zeitung von mehreren Personen herausgegeben wird, die dann eine Handelsgesellschaft bilden; von diesen sollen eine oder mehrere als die handelsrechtlichen Vertreter der Gesellschaft bezeichnet werden und sich zur Übernahme dieser Vertretung (gérance) durch ihre Unterschrift bekennen, wovon sie die Bezeichnung gérants responsables erhalten haben. Diesen Vertretern hat nun das gedachte Gesetz gleichzeitig die Verpflichtung auferlegt, die Redaktion der Zeitschrift zu überwachen oder zu leiten (les gérants responsables surveilleront et dirigeront par eux-mêmes la redaction), sie brauchen also das Blatt nicht selbst zu redigiren, aber sie haben es zu vertreten. Zu diesem Zweck müssen sie der Polizeibehörde angezeigt werden und von jeder Nummer des Blattes ein Exemplar unterzeichnen, das bei der überwachenden Behörde niedergelegt wird. Der Zweck dieser Einrichtung war der, jemanden zu haben, der dafür einstand, daß das von ihm vertretene Blatt nicht zu Preßvergehen benutzt würde, und an den man sich unter allen Umständen wegen eines durch das Blatt begangenen Preßvergehens halten konnte. Da die staatliche Zensur nicht mehr zu halten war, so schuf man eine Art Privatzensur, man gestaltete, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, das Staatsamt der Zensur gewissermaßen in ein solches der Selbstverwaltung um, wobei man eine um so größere Sicherheit hatte, als der neu geschaffene Privatzensor für die Versäumnis in der Ausübung seines Amtes strafrechtlich haftbar war. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Schöpfung des verantwortlichen Vertreters ein glücklicher Griff war, und sie fand deshalb überall Nachahmung, namentlich in Deutschland, wo man, wie wir sahen, schon von Alters her die Angabe des Verfassers (bei einer Zeitung also des thatsächlichen Redakteurs) verlangte. Zur Aufnahme der französischen Einrichtung drängte auch die Erfahrung, daß bei den immer größer werdenden Blättern ein einziger Mann unmöglich mehr den ganzen Inhalt der Zeitung erfassen konnte, sodaß es nahe lag, einen der Beteiligten als den zur Überwachung des Inhalts verpflichteten herauszugreifen. Dies geschah zunächst in Baden 1831, dann in Preußen 1843, im Königreich Sachsen

1844, sowie in allen nach 1848 erlassenen Preßgesetzen. Dieser verantwortliche Redakteur mußte nach einigen Gesetzgebungen im voraus der Behörde angezeigt und sollte auf dem Blatte genannt werden, nach andern Gesetzgebungen haftete aber nur der thatsächliche Redakteur, ohne daß er der Behörde angezeigt zu werden brauchte. Allmählich brach sich jedoch immer mehr der Gedanke Bahn, daß das letztere das richtige sei; das königlich sächsische Preßgesetz von 1870 ließ daher die Verpflichtung zur vorgängigen Anzeige des verantwortlichen Redakteurs bei der Behörde gänzlich fallen, und dies ist auch in das Reichspreßgesetz übergegangen, sodaß nach dessen Bestimmungen nur der als verantwortlicher Redakteur einer periodischen Druckschrift anzusehen ist, dessen Name mit seinem Wissen und Willen auf dem betreffenden Stück der Schrift genannt ist.

Die Haftpflicht des verantwortlichen Redakteurs besteht in folgendem. Er hat dafür zu sorgen, daß in dem von ihm vertretenen Blatte nicht das Recht, seine Gedanken mitzuteilen, mißbraucht werde, daß nicht der Gebrauch der Preßfreiheit in einen Mißbrauch derselben ausarte. Nur hierfür haftet er auf Grund des Preßgesetzes, nicht auch dafür, daß möglicherweise durch den Inhalt seiner Zeitung auch andre Gesetzesübertretungen, z. B. die Verletzung des Dienstgeheimnisses, begangen werden; die Haftbarkeit des Redakteurs auch für solche Gesetzesübertretungen würde sich nach den allgemeinen Strafgesetzen richten. Der Redakteur erscheint nach gesetzlicher Annahme als Thäter bezüglich der in seinem Blatte verübten Preßvergehen, auch wenn er sie nicht selbst herbeigeführt hat, denn es ist seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß solche Vergehen nicht vorkommen. Man hat nun diese Haftbarkeit des verantwortlichen Redakteurs verschieden zu regeln gesucht. Die französische Einrichtung läßt den gérant responsable für den Inhalt des von ihm vertretenen Blattes unter allen Umständen haften. Mag er durch Krankheit oder Abwesenheit verhindert worden sein, das Blatt vor dem Erscheinen zu lesen, mag er von dem Inhalt des Blattes aus irgend einem sonstigen Grunde keine Kenntnis gehabt haben, oder mag er als bloßer Strohmann vorgeschoben worden sein und ihm jede Fähigkeit, den strafbaren Charakter des betreffenden Artikels zu erkennen, abgehen — er haftet doch als eine Art Sündenbock (bouc emissaire). Diese Einrichtung hat den Zweck, der Verübung von Preßvergehen vorzubeugen. Es giebt aber auch eine andre Einrichtung, die im Gegensatz hierzu nur Sicherung der Bestrafung begangener Preßvergehen bezweckt. Schon die alten deutschen Reichsgesetze hatten, wie wir sahen, bestimmt, daß neben dem Drucker und dem Herausgeber auch der Verfasser der Schrift zu seiner Bestrafung ermittelt werden sollte. Deshalb sollten „nicht allein der Verkäufer oder Feilhaber, sondern auch der Käufer und andre, bei denen solche Bücher u. s. w. befunden, gefänglich angenommen, gütlich oder, wo es die Notdurft erfordert, peinlich, wo ihm solche Bücher herkommen, gefragt und dem alsolang nachgefragt und nachgegangen (werden), bis der rechte Autor befunden, der alsdann samt denjenigen, so es also um-

getragen, feil gehabt oder sonst ausgegeben, vermöge der Recht und je nach Gelegenheit und Gestalt der Sachen darum gestraft werden." Dies Verfahren war ursprünglich ein Zeugnisverfahren, worin als Zwangsmittel die Folter mitwirkte. Die spätern Partikulargesetze dehnten dann die Zeugnispflicht des Druckers und des Verlegers dahin aus, daß sie den Verfasser oder ihren nächsten Vormann nennen sollten, und da man die Tortur nicht mehr anwenden konnte, die andern gegen widerspenstige Zeugen zugelassenen Zwangsmittel nicht mehr genügten, so setzte man an deren Stelle die Strafe des verübten Vergehens, von der sich die genannten Personen durch Angabe eines den inländischen Gerichten erreichbaren Vormannes befreien konnten, und sicherte auf diese Weise den Anspruch des Staates auf Bestrafung des Schuldigen. Diese Einrichtung wurde in Frankreich für Schriften provokatorischen und unzüchtigen Inhalts durch die Gesetze der Revolution derart angenommen, daß der seinen Vormann nennende Nachmann zwar nicht von aller Strafe frei sein, wohl aber nur zu einer herabgesetzten Strafe verurteilt werden sollte, und wurde später auf alle Schriften ungenannter Verfasser ausgedehnt. Auch in Belgien hatte unter der holländischen Herrschaft ein der gleichzeitigen deutschen Partikulargesetzgebung entsprechendes Recht gegolten, aber die maßlose Knebelung der belgischen Presse durch die Holländer und die Heranziehung jeder irgendwie an einem Preßvergehen beteiligt anzusehenden Person zur Bestrafung brachten nach der Revolution von 1830 den Gegenstoß hervor. Es bestimmte daher die belgische Verfassung von 1831, daß überhaupt für ein Preßvergehen nur eine einzige Person haften solle, jeder Nachmann daher sich durch Nennung seines Vormannes von aller Strafbarkeit befreien könne, wenn er selbst auch noch so schuldig sei. Dies ist die von vielen als ein Muster von Weisheit gepriesene, aber nur aus Belgiens geschichtlicher Entwicklung für Belgien selbst zu rechtfertigende Einrichtung der subjektiven und ausschließlichen preßrechtlichen Haftpflicht, das sogenannte belgische System, das zwar auch in verschiednen deutschen Gesetzgebungen, z. B. der badischen, der koburgischen, der weimarischen, aufgenommen wurde, sich aber schließlich zu einem „System bloßer Fahrlässigkeitsstrafen" abschwächte.

Im preußischen Recht hatte sich eine dritte Einrichtung ausgebildet; man unterschied, ob der Redakteur nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen als Thäter oder z. B. wegen doloser Wiedergabe eines verbrecherischen Artikels als Gehilfe haftbar sei, oder ob ihn nur eine Fahrlässigkeit in der Ausübung seines Redaktionsgeschäfts durch pflichtwidrige Nichtverhütung der begangenen Gesetzesübertretung zur Last falle. Dabei hatte die Praxis öfter die Haftbarkeit des Redakteurs verneint, wenn im einzelnen Falle der Mangel jeglicher Schuld festgestellt wurde, indem der Redakteur z. B. von dem nur einem Eingeweihten erkennbaren strafbaren Inhalt eines Artikels beim besten Willen keine Kenntnis haben konnte, wenn der Setzer hinter seinem Rücken

den Text in beleidigender Weise abgeändert hatte u. dergl. Diese Einrichtung hatte sich allmählich in Österreich und dem größten Teile Deutschlands Geltung verschafft, und es war somit nur natürlich, daß sie zur Grundlage der deutschen Reichspreßgesetzgebung gewählt wurde; doch erhielt sie eine weitere, dem bisherigen Recht unbekannte Ausbildung dahin, daß der Redakteur einer periodischen Druckschrift stets als Thäter bestraft wird, wenn nicht durch besondre Umstände seine Thäterschaft ausgeschlossen ist. Es wird daher nach den Bestimmungen des Reichsgesetzes bei allen Preßvergehen der periodischen Presse die Verantwortlichkeit zunächst nach den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen beurteilt. Kann aber im einzelnen Falle der Thäter nicht ermittelt werden, so haftet der Redakteur als Thäter, gleich als ob er der Verfasser wäre, da der Artikel nur durch die Aufnahme in die Zeitung seine Verbreitung gefunden hat und in die Öffentlichkeit gelangt ist, insoweit lehnt sich diese Einrichtung an die französische der gérants responsables an. Es wird aber dem Redakteur gestattet, sich durch den Nachweis besondrer, seine Strafbarkeit ausschließende Umstände von der Strafe zu befreien. Hierin liegt zwar in einem gewissen Sinne eine Beweisregel, indem der Redakteur im Zweifel als der Thäter anzusehen ist und deshalb nicht der Staatsanwalt das Fehlen, sondern der Redakteur das Vorhandensein der besondern Umstände nachzuweisen hat; allein mit Rücksicht auf den Grundsatz der freien Beweiswürdigung hat der Richter solche Umstände, wenn sie sich aus der Verhandlung ergeben, von Amts wegen zu prüfen und bei ihrem Vorhandensein dem Redakteur zu gute zu rechnen. Nach der feststehenden Praxis des Reichsgerichts müssen dies aber „außergewöhnliche Umstände“ sein, die „auch einen gewissenhaften Redakteur ohne eignes Verschulden verhindern, im Einzelfall die gebotene Thätigkeit auszuüben.“ Hierher sind zu rechnen eine alle Redaktionsthätigkeit ausschließende Erkrankung des Redakteurs, Abänderung des Textes durch den Setzer, die Unmöglichkeit, als unbeteiligter Dritter den beleidigenden Inhalt eines Artikels zu erkennen u. dergl. Ausgeschlossen sind aber alle nicht außer dem Willen des Redakteurs liegenden Hinderungsgründe, z. B. willkürliche Abwälzung eines Teiles der Redaktion auf andre, nicht als verantwortliche Redakteure genannte Personen, willkürliche Abwesenheit, leichte Erkrankung u. s. w. Namentlich soll aber auch den Redakteur nicht der Einwand schützen, daß ihm das Erkenntnisvermögen abgehe, den Inhalt des Artikels zu begreifen, daß er die Sprache, worin der Artikel geschrieben ist, nicht verstehe; im Gegenteil ist nach Ansicht des Reichsgerichts für solche Fälle die Haftbarkeit gerade eingeführt.

Neben dieser Haftbarkeit des Redakteurs als Thäter erkennt unser Preßgesetz aber noch eine zweite Haftbarkeit des Redakteurs und der übrigen bei der Herausgabe jeder Art von Druckschriften (nicht bloß der periodischen Druckschriften) beteiligten Personen, des Verlegers, des Druckers und des Verbreiters, wegen Fahrlässigkeit für den Fall an, daß der Inhalt einer Druckschrift den Thatbestand

einer strafbaren Handlung begründet, ohne daß die genannten Personen als Thäter haftbar gemacht werden können. Es wird dadurch für den Redakteur nicht nur eine doppelte Haftbarkeit, sondern eine Ergänzung seiner zuerst genannten Haftung als Thäter herbeigeführt, indem man ihn „wegen Vernachlässigung der pflichtmäßigen Sorgfalt in der Überwachung der rechtmäßigen Haltung seines Blattes, wegen fahrlässiger Verletzung der dem verantwortlichen Redakteur als solchem obliegenden rechtlichen Verpflichtungen" zur Verantwortung zieht. Hierin liegt eine den deutschen Rechtsanschauungen entsprechende Fortbildung des französischen Gerantenwesens, es wird eine preßrechtliche Strafbarkeit für ein besondres preßrechtliches Vergehen aufgestellt. Der Redakteur darf, um wegen dieser Fahrlässigkeit bestraft zu werden, keine Kenntnis von der Strafbarkeit des Artikels gehabt haben, sonst würde er als Thäter bestraft werden müssen, aber er muß in der Lage gewesen sein, bei gehöriger Sorgfalt die Gesetzesübertretung verhindern zu können. Verreist er, ohne einen Vertreter zu bestellen, unterläßt er es, im Fall einer Erkrankung für eine geeignete Vertretung zu sorgen, nimmt er im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit eines gewissen Korrespondenten dessen Artikel ungelesen auf, so handelt er fahrlässig und macht sich dadurch strafbar, da er alles dies vermeiden konnte. Er soll aber in diesem Falle nicht schlechter stehen als der Hauptthäter selbst, und deshalb kommt ihm die Verjährung, die Antragsfrist u. s. w., die dem Hauptthäter zu gute kommt, gleichfalls zu gute; ja er kann sich durch die Nennung seines Vormanns, da diesen die größere Schuld trifft, ganz straffrei machen. In derselben Lage befinden sich Drucker, Verleger und Verbreiter; sie sollen und können gleichfalls prüfen, was sie zur Verbreitung bringen, und müssen, wenn sie im Vertrauen auf ihren Vormann fahrlässig handeln, dafür büßen.

Dies ist mit kurzen Worten das jetzt geltende Recht. Es ist nun gewiß dem Verfasser darin Recht zu geben, daß diese Bestimmungen eine Ausnahme von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen bilden. Bestreiten aber muß man die Ansicht des Verfassers, daß diese Bestimmungen „die allgemeinen Prinzipien des Strafrechts aufs schroffste verletzten," „jeden Juristen zu revoltiren, ja das Rechtsgefühl schwer zu kränken und den Wert des Preßgesetzes wesentlich in Frage zu stellen geeignet seien," daß die Praxis aus dem Gesetz irrtümlich etwas ganz andres gemacht habe, als dies gewollt, „und auf eigne Faust und unter Hintansetzung der durch die neuere Gesetzgebung errungenen Fortschritte um beinahe vierzig Jahre in unserm Rechtszustand zurückzuwerfen bestrebt sei" u. s. w. Es kann dem Verfasser darin zugestimmt werden, daß, wie dies auch das Reichsgericht anerkannt hat, der Reichstag z. B. die Frage bezüglich der Haftung des Redakteurs und der Strafausschließungsgründe „nicht scharf genug ins Auge gefaßt" habe; trotzdem wird man sagen müssen, daß der Reichstag im ganzen sehr wohl gewußt hat, was er wollte, und daß auch die Praxis die Gedanken des Reichspreßgesetzes richtig aufgefaßt habe. Bei

den Verhandlungen über das Gesetz gingen die Ansichten innerhalb des Reichstags und des Bundesrats weit aus einander, namentlich wurden im Reichstage die weitestgehenden Forderungen gestellt. Nachdem diese dann von der Mehrheit abgelehnt waren und eine Einigung zwischen dieser und dem Bundesrat über die bestehenden Meinungsverschiedenheiten erzielt war, kam das Preßgesetz, wie so viele andre Gesetze, als ein Kompromißgesetz zustande. Solche Gesetze befriedigen zunächst eigentlich niemanden, es können auch infolge der Vertretung der verschiedensten Ansichten leicht einzelne Bestimmungen in ein solches Gesetz hineinkommen, die scheinbare Widersprüche enthalten und nur aus dem Gesamtinhalt des Gesetzes heraus ihre Erklärung finden; im ganzen aber wird in solchen Gesetzen das ausgesprochen, was den verschiednen Anschauungen gemeinsam ist. So kann man auch von unserm Preßgesetze sagen, daß es einen neutralen Grund herstelle, worauf nach Beseitigung der zu weit gehenden Forderungen der Parteien etwas neues, die verschiednen Ansichten möglichst vereinigendes aufgebaut wird. Auch zwischen Theorie und Praxis galt es bei Erlaß des Preßgesetzes Vermittelung zu schaffen, und daß bei diesem Streit die Bedürfnisse des Lebens denen der Theorie vorgehen mußten, liegt auf der Hand; die Wissenschaft wird auf der neuen Grundlage eine neue Theorie aufbauen müssen und sicher aufbauen, wie auch Fürst Bismarck bei Beratung der Reichsverfassung dem Einwande, daß der Verfassungsentwurf keiner der anerkannten staatsrechtlichen Theorien entspreche, mit der Bemerkung begegnete, dann müsse eben für diese Verfassung eine neue Theorie gebildet werden.

Es giebt ja eine auch von Loening bekämpfte Richtung, die im Anschluß an die französische „Erklärung der Menschenrechte" vom 26. August 1789 die Freiheit, seine Gedanken durch Wort, Schrift und Druck ohne jede Beschränkung mitzuteilen, für ein menschliches Urrecht ansieht. Diese Ansicht war der Rückschlag gegen die Knebelung der Presse durch die Zensur, aber er ging nach der andern Seite zu weit; wie niemand ein Recht hat, seine Ansichten über die Staatseinrichtungen oder seine Mitmenschen mündlich in jeder beliebigen, auch einer beleidigenden Form auszusprechen, ebenso kann auch niemand dies Recht für die schriftliche Mitteilung seiner Gedanken in Anspruch nehmen, wenn nicht, um mich eines landläufigen Ausdrucks zu bedienen, die Preßfreiheit in die Preßfrechheit ausarten soll. Das Jahr 1848 konnte französisch-revolutionären Vorbildern nachjagen und in die „Grundrechte des deutschen Volkes" die Bestimmung aufnehmen, daß „die Preßfreiheit unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden" dürfe; dies ist die Richtung, die in der Presse die sechste Großmacht, die vierte Staatsgewalt erkennt. Als sich die Wogen von 1848 legten, kam man aber von solchen Ansichten zurück, zog auch dem Ausdruck der Gedanken durch die Presse wieder Schranken und konnte nicht mehr aner-

kennen, daß der Staat nicht, wie gegenüber allen, so auch gegenüber den durch die Presse verübten Gesetzesübertretungen vorbeugende Maßregeln zu ergreifen berechtigt sei. Robert von Mohl, der gewiß über den Verdacht reaktionärer Gesinnungen erhaben ist, der in seinem bedeutenden Buch über die Polizeiwissenschaft die Presse sogar als eine notwendige Kontrole für die Handlungen der Staatsbeamten erklärt, sagt doch an einer andern Stelle des genannten Werkes: „Besonders sind die Zeitungen zu beachten. Eine Zeitung wird schnell geschrieben, überall und zu gleicher Zeit von Gebildeten und Ungebildeten gelesen, die Kürze der Artikel reizt und erleichtert das Verständnis; derselbe Gedanke oder Entschluß kann durch sie bei Tausenden an einem Tage erweckt werden, und die Wirkung ist um so sicherer, je mehr die meisten nur Zeitungen von der eignen staatlichen Partei lesen, somit Widerlegungen, entgegengesetzte Thatsachen und Schlußfolgerungen andrer Tageblätter wenig oder gar nicht in Erfahrung bringen. Außerdem hat eine Zeitung die nicht hoch genug anzuschlagende Gelegenheit, täglich dieselben Gedanken und Thatsachen bald unter dieser, bald unter einer andern Form und Anwendung zu wiederholen und diese somit, wenn sie anfänglich auch vielleicht nur geringen Anklang fanden, zur Gewohnheit und dadurch endlich zur Überzeugung zu machen. Je weniger verständig und gebildet der Leser ist, desto größer ist der Einfluß der Zeitungen auf ihn, und da diese Klasse von Lesern überall die zahlreichere ist, so sind die Tageblätter allerdings eine bedeutende Macht." Nachdem er dann gezeigt hat, wie nützlich die Zeitungen wirken können, und „daß in einem Staate, der die Bürger zur Teilnahme an den allgemeinen Geschäften mittelbar oder unmittelbar braucht, eine unmittelbare Unterrichtung derselben über den Stand der Dinge, über die gemachten Erfahrungen, über die noch unerfüllten Wünsche, über das persönliche Verhalten der mit der Besorgung der staatlichen Aufgaben betrauten unabweisbares Bedürfnis" sei, fährt er fort: „Es ist aber ebenfalls wahr, daß Zeitungen das sittliche Gefühl ihrer Leser, die staatlichen Absichten und Wünsche derselben, die Urteile über einzelne Personen und Thatsachen durchaus verderben und verkehren können, und in vielen Fällen auch thatsächlich wirklich verkehren und verderben. Es ist sogar durch vielfachste Erfahrung nachgewiesen, daß Zeitungen eigens zu solchen Zwecken gegründet und in diesem Sinne geleitet werden, indem sie auf Beseitigung (nicht Verbesserung) des gesetzlich bestehenden Zustandes hinarbeiten und zu dem Ende kein Mittel unbenutzt lassen, um die Träger der verfassungsmäßigen Gewalt als Feinde des Rechts und des Wohles der Bürger, die Handlungen derselben als ungesetzlich oder unverständig, die thatsächlichen Verhältnisse als unerträglich und unheilbar schlecht darzustellen. Unleugbar ist somit, daß durch Zeitungen sowohl die Einzelnen als die Staaten bedeutend gefährdet werden können, und es ist einleuchtend, daß die Tageblätter ein Bestandteil des täglichen Lebens geworden sind, welcher, den ältern Zeiten ganz unbekannt, das

Regieren nicht nur zu einer persönlich unangenehmen und undankbaren, sondern unter Umständen zu einer kaum lösbaren Aufgabe machen kann.“ Treffender können die Gefahren einer ungezügelten Presse nicht geschildert werden, und es erhellt daraus, daß, wie man bezüglich andrer Gewerbe, deren Betrieb eine Gefahr für das Gemeinwohl mit sich bringen kann, wie bezüglich der Gastwirtschaft, des Verkehrs mit Sprengstoffen u. dergl., besondre Bestimmungen getroffen hat, die sich auch nicht immer mit den allgemeinen Rechtsgrundsätzen vereinbaren lassen, von deren Notwendigkeit aber doch jedermann überzeugt ist, so auch bezüglich des Preßgewerbes besondre Bestimmungen erforderlich sind, die auch nicht immer aus den allgemeinen Grundsätzen des Strafrechts abzuleiten sind; es ist dies doppelt nötig, seitdem die Reichsgewerbeordnung aus Angst vor einer Parteiregierung, die ja bei uns wegen Nichtdurchführung des parlamentarischen Systems nicht zu befürchten ist, das Preßgewerbe unter ihren ganz besondern Schutz genommen hat. Namentlich aber sind solche Bestimmungen bezüglich der Herausgabe periodischer Schriften nötig. Gedanken zu haben, kann man niemand verwehren, erst durch ihre Verbreitung vermögen sie gefährlich zu werden; es ist deshalb natürlich, daß man den, der die Verbreitung der Gedanken bewirkt, den Redakteur, einer besondern Verantwortlichkeit in dieser Richtung unterwirft, sei es als Thäter, wenn nicht ohne seinen Willen durch sein Blatt gesündigt wird, sei es wegen Fahrlässigkeit, wenn solches zwar ohne seinen Willen, aber infolge der Vernachlässigung der ihm obliegenden Aufmerksamkeit geschieht. Man braucht dabei nicht mit Loening an einen Nachklang mittelalterlicher Haftpflicht für dritte Personen zu denken, die unserm heutigen Strafrecht nicht mehr entsprechen würde, sondern es bringen dies eben die besondern Verhältnisse der Presse mit sich. Wohin soll es führen, wenn der Redakteur straffrei alles veröffentlichen kann, während man den namenlosen Verfasser nicht zu ermitteln imstande ist, oder wenn er für solche Veröffentlichungen, deren Schaden nicht wieder gut zu machen ist, höchstens mit einer leichten Fahrlässigkeitsstrafe wegkommen kann? Es ist nicht selten, daß Redakteure die Verantwortung für einen Artikel ihres Blattes abzuwälzen suchen, indem sie vorgeben, daß sie ihn nicht gelesen hätten u. s. w., ja es ist auch nicht selten, daß sie einen voraussichtlich bedenklichen Artikel absichtlich nicht lesen, um ohne Verantwortung zu sein. Nicht jeder Redakteur übernimmt ohne weiteres die volle Verantwortung für den ganzen Inhalt des Blattes und prüft alle ihm zugesandten Artikel gründlich auf die Frage der Aufnahmefähigkeit. Es muß ihnen deshalb durch eine strenge Gesetzgebung die Neigung zur Aufmerksamkeit gestärkt werden. Mit Recht sagte der königlich sächsische Generalstaatsanwalt Schwarze, den wir als einen der Haupturheber unsers Preßgesetzes ansehen dürfen, im Reichstage: „Wenn wir diese Verantwortlichkeit nicht anerkennen wollen, so frage ich schließlich: was hat die ganze Ver-

antwortlichkeit eines Redakteurs zu bedeuten? Und was bietet die Verantwortlichkeit des Redakteurs dem Staate und dem Publikum für eine Garantie, wenn Sie den Redakteuren gestatten wollen, daß sie jeden Augenblick sagen: Ich habe den Artikel nicht gelesen, ich war verhindert, es traten Zwischenfälle ein, ich bin unschuldig daran, daß er hineingekommen ist. Das heißt sowohl das Gesetz verhöhnen als auch das Publikum." Man wendet ein, daß es, wie schon gesagt, bei einem größern Blatte unmöglich sei, daß der Redakteur vom ganzen Inhalt des Blattes Kenntnis haben könne. Daraus folgt aber nicht die Notwendigkeit der Befreiung des Redakteurs von der Haftpflicht, sondern höchstens das Bedürfnis der Bestellung mehrerer Redakteure für die einzelnen Teile des Blattes, z. B. den politischen Teil, das Feuilleton u. s. w., während ein Hauptredakteur die allgemeine Richtung des Blattes angiebt. Bei kleinern Blättern aber kann ein Redakteur recht wohl den Inhalt des ganzen Blattes prüfen. Muß er verreisen, so besorge er sich einen geeigneten Stellvertreter. Soll den Gefahren der Presse wirksam begegnet werden, so bleibt nichts andres übrig als die Verantwortlichkeit des Redakteurs, wie sie im Reichspreßgesetz festgestellt ist. Ob unsre Einrichtung der französischen oder der belgischen entspricht oder ob sie sich als eine neue darstellt, ist am Ende gleichgiltig, es wird auch ihr die wissenschaftliche Ausbildung nicht fehlen, wie wir das an den weisen Urteilen des Reichsgerichts sehen, wie es uns auch die hier besprochene Schrift Loenings und die von ihm ausführlich herangezogene Litteratur über das Preßgesetz zeigen.

Wenn ich mich nicht in jeder Richtung mit den Ergebnissen des besprochenen Werkes einverstanden erklären konnte, so liegt dies eben daran, daß der Verfasser den rein wissenschaftlichen Maßstab anlegt, während ich mich auf den Boden der Praxis stelle. Die Anschauungen der beiden Gebiete können nicht immer übereinstimmen, allein sie können sich gegenseitig befruchten und zur gegenseitigen Aufklärung dienen. So ist auch das Studium der Loeningschen Schrift nur zu empfehlen: wie man darin die lehrreichsten Mitteilungen über die Entwicklung der Preßgesetzgebung finden wird, so wird auch jedem, selbst da, wo er abweichender Ansicht ist, die klare und geistvolle Darstellung Loenings hohen Genuß bereiten.





Die französische Emigration
und die öffentliche Meinung in Deutschland

Von Woldemar Wenck



Wenn sorgliche Gemüter schon in den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allenthalben auf deutschem Boden eine rastlos thätige geheime Propaganda französischer Revolutionärs zu verspüren glaubten, so mochten humoristisch gestimmte Freunde der Revolution sich mitunter von einer „Propaganda wider Willen“ unterhalten, die gleichfalls zum Besten der Revolutionssache, gleichfalls von Franzosen, aber am hellen Tage und durch den bloßen Eindruck ihrer Erscheinung und ihres Gebahrens auf deutschem Boden ausgeübt wurde. Das Mißfallen und der Anstoß, den diese Franzosen erregten, wirkte in der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Sache, vor deren Siege sie aus ihrer Heimat entwichen waren. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß hier die französische Emigration, namentlich der vornehmere Teil derselben, Prinzen, Edelleute, Prälaten gemeint sind; es sind die, die der neulich von mir in diesen Blättern erwähnte „Aufruf der freigewordenen Franken an die Deutschen“ unter den „stolzen Bösewichtern“ versteht, vor deren Unterstützung er die Deutschen warnt.

Ich habe früher bemerkt, daß in vielen Gebildeten die Parteinahme für die französische Revolution, trotz aller Übel und Verbrechen, die sie mit sich führte, durch die Überzeugung befestigt worden sei, daß als der Übel allergrößtes doch die Rückkehr der alten Zustände, die von der Niederwerfung der Revolution zu erwarten sei, angesehen werden müsse. Nichts konnte nun zur Stärkung dieser Überzeugung kräftiger wirken, als die Art, wie man hier Franzosen von denjenigen Klassen und Rangordnungen, in denen die Welt die vorzüglichsten Träger und Nutznießer jener Zustände zu erblicken gewohnt war, in größerer Menge auf deutschem Boden kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Auf die Entstehung der französischen Emigration näher einzugehen, liegt nicht in meiner Absicht. Nur insofern diese Emigration und was sich an sie anknüpfte, zur Bestimmung des deutschen Urteils über die französische Revolution und die ihr widerstrebenden Elemente sowie auch über Deutschlands eigne Zustände mitwirkte, kommt hier der Gegenstand in Frage.

Wiederum trat hierbei, wie bei so vielen Gelegenheiten, die absonderliche Beschaffenheit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in eine recht trübselige Beleuchtung. So lange man mit Frankreich und der dortigen im Namen des Königs ausgeübten Regierung nicht im Kriege war, lief es gegen die einfachsten völkerrechtlichen Normen, Tausenden von erbittertsten Feinden der ganzen in Frankreich eingetretenen Entwicklung dicht an den Grenzen von Frankreich nicht bloß ungestörten Aufenthalt, sondern auch reichliche Freiheit zu gewähren, eine gewaffnete Heimkehr und eine Wiederunterwerfung ihres Vaterlandes unter die abgeschüttelten Zustände und Einrichtungen vorzubereiten. Ein Recht Frankreichs, eine derartige Zulassung als eine Feindseligkeit gegen sich zu betrachten und je nach Umständen mit Feindseligkeiten zu beantworten, konnte man nicht in Zweifel stellen. Solche deutsche Regierungen, denen nach ihrer Bedeutung und Stellung ein wirkliches Gefühl eigner politischer Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit beiwohnte, hielten sich denn auch bei der Aufnahme der in ihren Landen Eingang suchenden Fremdlinge in gewissen Schranken. Für Kaiser Leopold II. war es schon nach seinem verständigen und überlegsamen Wesen gegeben, daß er das Mißbehagen seiner Schwester, der französischen Königin, an dem maß- und besinnungslosen Treiben des Grafen von Artois und ähnlich gesinnter teilte. Auch nach der schwierigen Beschaffenheit seiner eignen politischen Verhältnisse konnte sich der Kaiser unmöglich getrieben fühlen, französischen Prinzen und Edelleuten zuliebe sich dem französischen Staate gegenüber in ein offenbares Unrecht zu setzen. Was ferner das damalige Preußen betrifft, so kam, bei der weiten Entfernung seiner Hauptprovinzen von Frankreich, nur Cleve und die Grafschaft Mark einigermaßen in Betracht. Mochte nun König Friedrich Wilhelm II. nach seinen persönlichen Empfindungen den Emigranten näher stehen als Kaiser Leopold II., so wurde ihnen doch in jenen Landschaften nichts eingeräumt, was eine grobe Ungehörigkeit gegen Frankreich in sich geschlossen hätte.

Anders am mittlern und obern Rhein, in der Welt der schwachen Regierungen, der kleinen oder schlecht abgerundeten Gebiete. Ganz besonders geistliche Herren waren es, an denen die Emigration ihre Gönner fand und mit denen sie ihr Spiel trieb. Politische Eitelkeit, verwandtschaftliche Schwäche gegen einzelne Mitglieder der Emigration, leidenschaftliche Erbitterung gegen das revolutionäre Frankreich, das bei seiner angestrebten Neugestaltung mit kirchlichen und weltlichen Berechtigungen der Nachbarn ziemlich rücksichtslos umgesprungen war, spielten hier ihre Rolle. Zugleich war aber unter den Bevölkerungen eben in diesen Gegenden bei der geringen Widerstandsfähigkeit, in der man sich selbst fühlte, die Furcht vor dem Unwillen des revolutionären Frankreichs groß und lebendig. Der Kurfürst von Mainz — derselbe, der einst als Mitglied des deutschen Fürstenbundes und um mancher sonstigen Regierungshandlung willen auch bei den norddeutschen Aufgeklärten Beifall

gefunden hatte —, ferner der Bischof von Straßburg — deutscher Reichsfürst, zugleich aber französischer Großer und als solcher persönlich der Emigration angehörig, wie er ja daheim auch nicht mehr als Bischof galt — thaten sich hervor durch Hegung von Emigranten in Örtlichkeiten, über die sie verfügten; vor allen zog aber doch der sächsische Prinz Clemens Wenzeslaus, der auf dem Kurstuhl von Trier saß und in Koblenz residirte, die Aufmerksamkeit auf sich. Die verschwenderische Gastlichkeit und die grenzenlose Nachsicht, deren hier die fremden Prinzen und Edelleute genossen, war an und für sich ein Ärgernis für Tausende von bedürftigen, gedrückten und beengten deutschen Unterthanen. Die Beschwerden der Landstände über die Gefahren, die man aus dem angrenzenden Frankreich auf sich ziehe, gingen allmählich in ihrem Ausdrucke ganz aus dem Tone gewohnter Unterthänigkeit heraus und verrieten selbst etwas von dem Wehen jenes Geistes, der die Emigranten aus ihrer Heimat herausgetrieben hatte. Dazu nun jene üppige Zuchtlosigkeit, in der sichs diese Fremdlinge zur Aufgabe gemacht zu haben schienen, auf deutschem Boden eine Rechtfertigung der französischen Erhebung, die eine solche Klasse von Menschen von sich gestoßen hatte, zum besten zu geben, jener schnöde Undank, womit sie alles ihnen erwiesene vergalten, jener empörende Übermut, den sie an den Bürgern und Bauern in ihren Zufluchtstätten und gelegentlich selbst an ihrem fürstlichen Gönner ausließen. Natürlich waren es die anstößigsten, verwerflichsten Elemente unter den Ausgewanderten, die am grellsten in die Sinne fielen, und die daher für die Deutschen dem Bilde der Emigration überhaupt seinen Charakter gaben.

Koblenz, das dortige Treiben der Emigranten, die moralische und physische Verseuchung, die sie um sich her verbreiteten, war in aller Munde. Der Anblick wirkte wohl wie eine Beize, von der die Augen des deutschen Bürgersmannes übergingen und die Empfindlichkeit für manches, was die französischen Revolutionärs im Kampfe gegen solche Feinde verübten, einbüßten. Dem milden, eines schroffen Ausdrucks fast unfähigen Wieland ist die überfließende Galle anzuspüren, wenn er auf den Gegenstand zu reden kommt. „Man hat Mühe — lautet eine seiner Äußerungen —, die Betrachtungen, die sich beim Anblick alles Unfugs, der diesen Leuten auf deutschem Grund und Boden gestattet wird, aufdrängen, mit zusammengebissenen Zähnen zum Schweigen zu bringen. Will man etwa auch diesseits des Rheines das ebenso unnötige als gefährliche Experiment machen, wieviel die deutsche Geduld aushalten kann, bis sie reißt?"

Aber mit der Erinnerung an diese oft geschilderten Ärgernisse ist keineswegs alles erschöpft; noch viel Umfassenderes und Folgenreicheres kam hier in Frage. So zurückhaltend sich Kaiser Leopold II. den französischen Prinzen und Edelleuten gegenüber verhielt, so schwer konnte er doch verhüten, daß die vornehmsten unter ihnen — zum Teil schon verwandtschaftlich ihm ganz nahe stehend — sich an ihn und den preußischen König hinandrängten und alles

thaten, um vor der Welt bei ihren eignen, auf Frankreich gerichteten Plänen der vollsten Zustimmung und Mitwirkung der Monarchen gewiß zu erscheinen. Ganz offen und in offiziellster Form empfingen diese ausgewanderten Franzosen in ihrem Anspruch, die rechtmäßige Darstellung des wahren Frankreichs zu sein, Anerkennung und Förderung von ansehnlichen außerdeutschen Mächten. Sardinien, die bourbonischen Höfe in Italien und Spanien ließen es nach dieser Richtung nicht fehlen; der schwedische Gustav und die russische Katharina hatten kaum ihrem bittern Kriege durch den Frieden von Werelo (August 1790) ein Ende gemacht, als sie sich in Freundschaftserweisungen für die Emigranten und Zornentladungen gegen das revolutionäre Frankreich vereinigten. Denke man sich nun Tausende von ausgewanderten Franzosen an Rhein und Mosel, sich selbst waffnend und Truppen werbend, mit einem organisirten Regierungswesen versehen, denke man mit dieser Regierung mehrere große europäische Mächte durch geregelten diplomatischen Verkehr und offenkundige Feindschaft gegen das revolutionäre Frankreich verbunden, denke man, daß diese Emigranten bei Gelegenheiten wie dem Pillnitzer Kongreß nichts unversucht ließen, um Leopolds und Friedrich Wilhelms Politik in eine Bahn zu bringen oder wenigstens in ein Licht zu setzen, wie es zu ihren Wünschen und Absichten stimmte, so wird man begreifen, daß das ganze Dasein dieser Emigration unzähligen nur als eine ungeheure völkerrechtswidrige Drohung des monarchisch-aristokratischen Europas gegen das freigewordene Frankreich erschien. Wenig fiel dagegen ins Gewicht, wenn man etwa versuchen wollte, die Emigrantenhegung als eine berechtigte Vergeltung des Unrechts darzustellen, das einer Anzahl von westdeutschen Reichsständen bei der Neuorganisation des französischen Staats- und Kirchenwesens zugefügt worden war; und wenn von revolutionsfeindlicher Seite die Anfeindungen des monarchischen Europas durch die französische Propaganda als verbrecherisch ausgerufen wurde — was wollten die schwachen und zweifelhaften Spuren dieser Propaganda auf deutschem Boden sagen im Vergleich mit den massenhaften, ganz öffentlichen Ansammlungen und Rüstungen französischer Prinzen und Edelleute zu Koblenz und an andern Orten! Als Frankreich im Sommer 1791 bei den Nachbarmächten mit ernsten diplomatischen Schritten gegen diese Emigrantenhegung vorzugehen begann, fand Georg Forster, es habe damit ganz das rechte Mittel ergriffen, um sich vor Erschöpfung zu bewahren; denn die Absicht der Mächte, Frankreich in fortwährender Unruhe zu erhalten, und die Ungefährlichkeit der Emigranten, sobald sie an den Mächten keinen Rückenhalt mehr hätten, liege am Tage. Und als der Krieg zwischen Frankreich und den monarchischen Mächten ausbrach, übte auf die Ansicht, die sich über diesen Krieg in Deutschland bildete, jene vorhergegangene Beunruhigung Frankreichs durch die Emigranten einen ganz wesentlichen Einfluß. Obgleich sowohl die Kriegserklärung als die thatsächliche Eröffnung des Krieges (durch den verunglückten Einbruchsversuch in Belgien,

April 1792) von Frankreich ausging, betrachtete man doch die Feinde Frankreichs als die Urheber des Krieges. Frankreich habe, so fand man, ebenso guten Grund und ebenso viel Recht gehabt, wie Friedrich der Große beim Eintritt in den siebenjährigen Krieg, gegen das ihm zugedachte Verderben sich dadurch zu verteidigen, daß es seinerseits den Feinden mit dem offnen Angriffe zuvorkäme.

Daß aber anderseits heftige Widersacher des revolutionären Frankreichs sich der Emigranten annahmen und den Unwillen, der sie traf, bekämpften, war natürlich mit alledem nicht ausgeschlossen. Die Wiener Zeitschrift brachte die Lieblosigkeit, auf die diese aus der Heimat entwichnen Franzosen in Deutschland stießen, in Gegensatz zu dem Mitgefühl und der warmen Aufnahme, die vor hundert Jahren den Landsleuten derselben, den Tausenden von flüchtigen Hugenotten, in so vielen Gegenden von Deutschland zu teil geworden waren. Für das Hamburger politische Journal waren die großen und kleinen Begebenheiten von Koblenz, die Handlungen und Kundgebungen der Grafen von der Provence, von Artois und andrer Prinzen, das Leben und Treiben der Ducs, Marquis und Abbés ein Gegenstand ebenso respektvoller Aufmerksamkeit und redseliger Berichterstattung, wie die Tagesereignisse irgend eines monarchischen Hofes und Residenzortes. Und für beide Journale bildete diese Emigration noch insbesondre unter einem Gesichtspunkt eine willkommene Erscheinung.

Wenn die deutsche Aufklärung bis dahin im ganzen, weltbürgerlich wie sie war, auf das Recht des einzelnen Staates oder Volkes, in seiner innern Entwicklung unbehelligt zu bleiben vor den Einmischungen fremder Gewalt, kein übergroßes Gewicht gelegt hatte, so trat hierin eine Änderung ein angesichts der französischen Revolution. Daß die Sache der Menschheit der größten Niederlage entginge, erschien jetzt durchaus abhängig davon, daß die französische Nation und was in ihr emporkam, vor jeder Störung und Zerstörung bewahrt bliebe, die von außen drohte. Ganz wesentlich kam dabei aber auch in Betracht, daß man jetzt an den Beschlüssen der Nationalversammlung in Frankreich etwas andres vor sich sah, als etwa Beschlüsse von ständischen Körperschaften oder sonstigen gesetzgeberischen Autoritäten herkömmlicher Art, daß man vielmehr hier eine wirkliche Vertretung des Volkes und mithin an dem, was sie gewollt habe, einen Volkswillen vor sich zu haben glaubte, wie ein solcher noch nie zu einer so unanfechtbaren Erscheinung gekommen sei. Der Gedanke, daß eine Nation, gleichviel ob das, was in ihr vorging, Lob oder Tadel verdiene, ein unveräußerliches Recht habe, ihren innern Zustand nach ihrem Willen, ohne Einrede des Auslandes, zu gestalten, trat mit außerordentlicher Schnelligkeit in das Bewußtsein weiterer Kreise ein. Die Frage sei nicht, sagt Wieland im Hinblick auf ein mögliches Einschreiten der Mächte in Frankreich, wie reif, unreif oder überreif die Franzosen für die Freiheit seien, nicht ob ihnen eine (sogenannte) republikanische oder eine monarchische Regierungsform am zu-

träglichsten sei, sondern ob das allgemeine Völkerrecht den übrigen europäischen Staaten das Recht zugestehe, der französischen Nation mit Gewalt eine andre, wenn auch noch so vollkommne Konstitution aufzudrängen, als die sie selbst wolle, und nur wer die ersten, hier in Betracht kommenden Grundwahrheiten ableugne, werde diese Frage mit ja beantworten können.

Und die Gegner? Statt sich allzu lange mit dem undankbaren Geschäft aufzuhalten, diese ansprechende und blendende Lehre von der Unantastbarkeit eines Volkswillens im Prinzip zu bekämpfen, warfen hier gern ihren Hauptnachdruck darauf, zu bestreiten, daß in dem besondern Falle, um den sich alles drehte, ein Volkswille in Wahrheit vorhanden sei. Die französische Konstitution sei von einer Faktion, in einer Versammlung, die sich durch eigne Willkür die Vollmacht angemaßt habe, im Namen des Volkes eine neue Verfassung zu schaffen, dem Volke aufgedrängt worden. Warum aber das Volk sich gegen den Zwang dieser Faktion nicht erhebe? Weil ihm der Führer fehle! Eben mit dem Eintritt der Emigranten in Frankreich könne ihm dieser Führer erscheinen. Und diese Emigration überhaupt, sie war von Wert als ein lebendiger Gegenbeweis gegen den allgemeinen Willen, auf dem die französische Verfassung beruhen solle. Welche bedeutenden, vornehmen und achtbaren Elemente der Nation seien hier in entschiedenstem Widerspruch gegen die Konstitution zu erblicken, wahre Patrioten, fest entschlossen, den Staat zu retten oder sich unter den Trümmern desselben begraben zu lassen. Das Hamburger politische Journal that sich etwas zu gute auf den Einfall, seine Berichte über die Emigration unter einer eigens dazu erfundnen Rubrik „Auswärtiges Frankreich“ zu bringen; dieses auswärtige Frankreich werde, dem großen, gesund gebliebenen Teile der daheimgebliebenen Franzosen die Hand reichend, das inländische zur Ordnung bringen.

Ein besondres Wagstück unternimmt ein Aufsatz in Aloys Hofmanns Wiener Zeitschrift. Ob die Emigranten und ihre Sinnesgenossen wirklich, wie die Freunde der Revolution unaufhörlich behaupteten, nur eine Million gegenüber vierundzwanzig Millionen verträten, läßt er beiseite; ihr Recht aber, auch als Minderheit in Frankreich einzubrechen, sucht er sogar mit Rousseaus Prinzipien in Einklang zu bringen. Schon war auch von andern — einem Burke, einem Justus Möser — das Recht, durch bloßen Mehrheitsbeschluß die alte Verfassung einer Nation mit einer neuen zu vertauschen — nach der Sprache der Zeit: den alten Gesellschaftsvertrag aufzulösen und einen ganz neuen zu schließen — der Einwand erhoben worden, daß ja nur auf Grund des bisherigen Gesellschaftsvertrages die Nation eine (politische) Nation ausgemacht habe und nach Auflösung desselben, unter der Masse der vereinzelten Individuen, keine bindenden Mehrheitsbeschlüsse gefaßt werden könnten. So behauptete denn jetzt die Wiener Zeitschrift: Wohl stehe kein rechtliches Hindernis im Wege, daß der größere Teil einer Nation sich unter einer Kon-

stitution zusammenthue und darin die Unterwerfung der Minderheit unter die Mehrheit zum Gesetz erhebe. Ehe das aber geschehen sei, befinde sich die Gesellschaft, nach dem Dahinfallen der alten Verfassung, im Naturzustande, worin die Mehrheit die Minderheit nicht binde. Der Minderheit, die von der Konstitution nichts wissen wolle, sei es daher rechtlich unverwehrt, auszuwandern und dann als Macht gegen Macht dem Staate, an welchem sie selbst keinen Anteil habe, den Krieg zu erklären.

Auch den treffendsten theoretischen Erörterungen hätte es freilich schwer fallen müssen, in der öffentlichen Meinung den Sieg davonzutragen über die Eindrücke, die das persönliche Betragen der hervorragendsten Teile der Emigration sowie der Anblick dessen, was ihnen auf deutscher Erde gestattet wurde, hervorbrachte. Das alte Frankreich, wie es sich in den Unarten und Untugenden dieser Ausgewanderten darstellte, und das alte deutsche Reich, das in seiner Schwäche den Tummelplatz für diese Unarten und Untugenden darbot, schienen hier zusammenwirken und wetteifern zu wollen, um der modernen Welt das grellste Ärgernis darzubieten. Stieg doch der Unfug auf eine Höhe, daß es sich schließlich für manche deutsche Regierungsgewalten nicht mehr um die Frage, was sie den Emigranten gestatten wollten, sondern ob man ihnen noch überhaupt etwas verwehren könne, zu handeln schien. Als Kaiser Leopold II. gegen Ausgang des Jahres 1791 kraft seiner kaiserlichen Autorität den lebhaften Vorstellungen, die von Paris einliefen, durch Weisungen an die Landesherrschaften Folge gab, und es nun darauf ankam, die Emigranten von der französischen Grenze zu entfernen, sowie ihre Kriegsvorbereitungen abzustellen, ließen sich hie und da die Dinge wunderlich an. Mutmaßlich um diese Zeit hielten die französischen Prinzen in Koblenz den Konseil, von welchem berichtet wird, daß darin selbst der Gedanke laut geworden sei, sich des Trierschen Landes, vor allem der Stadt Koblenz und des Ehrenbreitstein noblement zu bemächtigen und sich als Herren daselbst aufzuwerfen. Unabhängig von den deutschen Gewalten und ihnen zum Trotze hätte dann dort ein Sammelpunkt für alle französischen Ausgewanderten und ein Ausgangspunkt für die Unternehmung gegen Frankreich geschaffen werden sollen. Am Rhein und in Schwaben mußten die Reichs- und Landesbehörden ein wachsames Auge haben. Truppen des Vicomte von Mirabeau plünderten in einem württembergischen Amte; der Herzog des Landes setzte Streitkräfte in Bewegung und wehrte dann auch dem Corps des Kardinals Rohan (gewesenen Bischofs von Straßburg) den Eintritt in sein Gebiet. Der Markgraf von Baden hielt scharf darauf, daß durch sein Land kein gewaffneter Durchzug stattfand. Aber an mehr als einem Orte blieb Organisation und Rüstung so ziemlich auf dem bisherigen Fuße. Der Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst schloß sogar einen Subsidienvertrag mit den Prinzen und nahm infolge dessen die Mirabeausche Legion mit Waffen, Artillerie und Munition in sein Ländchen auf. Seine Unterthanen erhoben Widerspruch,

und der fränkische Reichskreis, dem das Fürstentum angehörte, schritt ein. Von dem „großmütigen Kurfürsten von Trier“ aber, so erzählte man sich, sei ein „merkwürdiger Brief“ an den Kaiser geschrieben worden: S. Durchlaucht hätte nun in Absicht der Emigranten alles gethan, was Ihnen möglich gewesen, um dem Verlangen Sr. Kais. Majestät Folge zu leisten; Sie hofften aber, daß man nun nicht mehr verlangen würde. Sie würden sonst eher der äußersten Entschlüsse fähig sein, als die Prinzen, die Ihnen als Blutsverwandte so nahe befreundet und wert wären, und die zu Ihnen gekommen wären, um das Recht der Gastfreundschaft zu genießen, zu entfernen, u. s. w.

Welche Wirkungen derartige Vorgänge auf jeden denkenden Deutschen üben mußten, der sich nicht selbst aus irgend einem Grunde ganz mit den Emigranten eins fühlte, braucht nicht gesagt zu werden. Und auch die kriegerischen Leistungen, zu denen sich nach Ausbruch des Krieges gegen Frankreich den Emigranten Gelegenheit bot, änderte nichts an der Stimmung gegen sie und ihre Beschützer. Zumal bei dem lauen oder selbst unlustigen Verhalten zahlreicher Deutschen zu der ganzen Bekämpfung des revolutionären Frankreichs war die Kampfgenossenschaft der Emigranten in einem solchen Kriege wenig geeignet, bei dem deutschen Volke die übeln Eindrücke auszulöschen, die es in den vorhergegangenen Jahren von ihnen und der ihnen gewordenen Begünstigung empfangen hatte.

Der Praeceptor Germaniae

1



Wenige Gelehrte sind von Freunden und Schülern so überschwänglich gepriesen worden, wie der Mitarbeiter Luthers, der Humanist Philipp Melanchthon. In Prosa und Vers feierte ihn sein Jahrhundert, namentlich als Lehrer in Wort und Schrift. Mancher von den an ihn gerichteten lateinischen Briefen liest sich wie ein Panegyrikus, und wenn wir uns auch dabei erinnern müssen, daß die Humanisten mit Weihrauch nicht karg zu sein pflegten, also von der Begründung jener Lobsprüche einiges abrechnen müssen, so bleibt doch immer noch genug davon übrig. Scheurl, der humanistische Jurist, der früher in Wittenberg neben ihm gelehrt hatte, schreibt von ihm 1519: „Du liesest aufs sorgfältigste Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, alles so liebenswürdig, treu und auf-

richtig, als ob dir an einem Tage alle an Gelehrsamkeit gleich werden sollten. Du reißest sie mit dir fort durch wunderbaren Reiz, durch deine erstaunliche Begabung." Der Ungar Wolfgang Schiver ruft 1523 in einem Schreiben an Rhenanus aus: „Welch ein genialer Mensch und mit welchem göttlichen Herzen begabt! Man möchte das bekannte Wort des Properz*) in folgender Weise umgewandelt auf ihn anwenden: Cedite, Romani scriptores, cedite Graii! Qui vos stultificat, nempe Philippus adest." Johannes Maier nennt es das größte Glück seines Lebens, Melanchthons Zuhörer sein zu dürfen, und Heerbrand versichert, die dankbaren Schüler Melanchthons zählten nach Tausenden, und alle Katheder und Schulen hallten von seinen Schriften wider. Luther äußert in den Colloquia über seinen Gefährten: „Qui Philippum non agnoscit praeceptorem, der muß ein rechter Esel und Bachant sein, den der Dünkel gebissen hat. Quidquid scimus in artibus et in vera philosophia, illud debemus Philippo. Er ist wohl ein schlechter [schlichter, bloßer] Magister [er bewarb sich niemals um den theologischen Doktortitel], ist aber ein Doctor über alle Doctores. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, der solche dona hätte, darumb lasset uns den Mann großachten." In dem Bericht, den die Wittenberger Universität über Melanchthons Tod erstattete, wird er als reverendus et clarissimus vir, gubernator studiorum et disciplinae in hac academia praecipuus et optimus, praeceptor ac pater noster in aeternum colendus ac carissimus bezeichnet. Ähnlich urteilten andere Hochschulen schon bei Lebzeiten des hochverdienten Mannes und bald nach seinem Tode. Schon in den aus dem Jahre 1545 stammenden Statuten der Universität Greifswald wird Melanchthon „unser aller gemeinsamer, mit höchster Treue und Hochachtung zu verehrender Lehrer" genannt, und bereits in den ersten fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts scheint die Bezeichnung desselben, die wir zur Überschrift dieses Aufsatzes gewählt haben, allgemein bekannt gewesen zu sein, da sonst nicht recht zu begreifen wäre, wie Osiander in seinem „Bericht und Trostbrief" von 1551 sagen konnte: „Da soll der Mann Praeceptor Germaniae et magister veritatis heißen." Dieser Titel ist dann viel gebraucht worden und wird mit Recht noch jetzt angewendet, obwohl man dagegen geltend macht, daß Melanchthon nur der Lehrer des protestantischen Deutschlands gewesen sei. Ehe die katholische Reaktion begann und allmählich siegte, waren bekanntermaßen weite Striche auch des deutschen Südens bis nach Tirol und Steiermark hinab, wo jetzt der Katholizismus fast ausschließlich herrscht, dem Evangelium gewonnen und eifrig zugethan und standen somit unter den Wirkungen des geistigen Lebens, das von den Wittenberger Reformatoren in Gestalt von Schülern, die sich zuletzt in Praktikanten, Schullehrer

*) Die Verse lauten: Cedite, Romani scriptores, cedite Graii,
Nescio quid maius nascitur Iliade.



und Pfarrer verwandelten, von Büchern, Flug- und Streitschriften, Katechismen, Briefen und Gutachten ausging. Melanchthons Einfluß erstreckte sich durch seine zahlreichen Lehrbücher über die bei weitem größere Hälfte des deutschen Reiches, und selbst der Katholizismus wurde davon berührt.

Insofern war es zunächst berechtigt, wenn der Verfasser einer neuen Schrift über den großen Gehilfen und Freund Luthers, die vor kurzem als siebenter Band des Kehrbachschen Sammelwerkes Monumenta Germaniae Paedagogica erschienen ist, ihr den Titel Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae gegeben hat. Es war aber auch deshalb eine treffende Bezeichnung, weil damit wirklich in Kürze der Inhalt des Buches angegeben ist. Es soll weder eine Biographie noch eine allseitige Würdigung des Mannes sein, dem es gilt. Von Melanchthons theologischen und juristischen Leistungen und Verdiensten ist nur so weit die Rede, als es zum Verständnis seines Wesens und Thuns als Lehrer erforderlich ist. Dagegen unterscheidet sich der Verfasser, Dr. Karl Hartfelder, Professor am Gymnasium in Heidelberg, dadurch vorteilhaft von früheren Bearbeitern des Gegenstandes, daß er den „Lehrer Deutschlands“ geschichtlich, d. h. im Zusammenhange mit seiner Zeit auffaßt und darstellt. Arbeiten, wie sie von Planck und Schlottmann geliefert wurden, haben unzweifelhaft ihren Wert, nur trennen sie Melanchthon zu sehr von den Vorgängern, von denen er lernte, und von den Zeitgenossen, denen er zwar gab, aber auch entnahm. Ein besondrer Mangel der frühern Bearbeiter ist ihre geringe Kenntnis der humanistischen Bewegung, weil Melanchthon zunächst dieser und dann erst der reformatorischen angehörte, und endlich war vielen von ihnen die Geschichte des Schulwesens und vorzüglich der Hochschulen ein verschlossenes Buch, und doch ist die Bedeutung Melanchthons als Einrichters und Umbildners höherer und niederer Unterrichtsanstalten nicht kleiner als die, die er als Theolog beanspruchen kann. Es ist ein entschiedenes Verdienst des Verfassers, diese Lücken auf Grund umfassender und gründlicher Studien mit geschickter Hand ausgefüllt zu haben.

Sehr anschaulich schildert das erste Kapitel Melanchthons Bildungsgang und geistige Entwicklung in Bretten, seiner pfälzischen Geburtsstadt, und in Pforzheim. Das zweite berichtet in gleicher Weise über seine Studienzeit und seine Lehrer auf der Heidelberger Hochschule. Das dritte führt uns nach Tübingen, wo Melanchthon von 1512 bis 1518 erst lernend, dann auch lehrend verweilte, und wo damals die Scholastik in friedlichem Verein mit dem Humanismus herrschte. Das vierte zeichnet ihn in seinen ersten Wittenberger Jahren, zeigt sein Eintreten in die theologische Laufbahn und die Wandelung seiner bisherigen Auffassung des Aristoteles. Ein weiterer Abschnitt schildert ihn als akademischen Lehrer. Daran schließt sich ein Blick auf die Humanisten, die mit ihm auch in dieser spätern Zeit freundschaftlichen Verkehr pflegten, eine ebenso ausführliche, als lehrreiche und deshalb besonders dankenswerte

Betrachtung. Der nächste Abschnitt gelangt mit der Darlegung der Ansichten Melanchthons über das Wesen der einzelnen Wissenschaften zum eigentlichen Thema des vortrefflichen Werkes, das nun zunächst Melanchthons Leistungen als Gelehrten würdigt, ihn dann als Stilisten und Dichter zeichnet und darauf seine pädagogischen Grundbegriffe aufzuzeigen unternimmt. Daran knüpft der Verfasser ein Kapitel über die Art und Weise, wie er Schule und Lehrerberuf auffaßte, und hiermit ist der Übergang zu einem Abschnitt gegeben, der sich darüber verbreitet, wie er sich den Organismus des Schulwesens dachte. Ein weiteres Kapitel berichtet, wie er diese Gedanken durch Gründung zahlreicher Unterrichtsanstalten und Umgestaltung schon bestehender verwirklichte. In einer Schlußbetrachtung endlich behandelt das Buch die letzten Jahre Melanchthons, worauf eine Anzahl von Beilagen, unter andern ein Verzeichnis der Vorlesungen, die er in Tübingen und Wittenberg gehalten hat, eine chronologische Übersicht über seine Arbeiten, so vollständig, als sie sich herstellen ließ, und eine Aufzählung der Schriften über ihn folgen. Im folgenden geben wir das wesentlichste aus den Abschnitten, die vorzugsweise unter unsre Überschrift fallen.

Die Hochschulen wie die Dom- und Klosterschulen des Mittelalters waren Schöpfungen der katholischen Kirche. Erst spät kam es in dieser Periode zur Gründung städtischer Unterrichtsanstalten, und die kirchlichen befanden sich bei Anbruch der neuen Zeit größtenteils in tiefem Verfall. Die Kirche konnte oder wollte, da sie in gleicher Lage war, nicht abhelfen, und so blieb nichts übrig, als sich deswegen an die weltlichen Obrigkeiten zu wenden. Das ist der gemeinsame Standpunkt der deutschen Reformatoren. Melanchthon äußert sich in dieser Beziehung: „Wer Schulen gründet und die Wissenschaften pflegt, macht sich um sein Volk und die ganze Nachwelt verdienter, als wenn er neue Gold- und Silberadern so reich wie die in Lydien entdeckte, aus denen sich die Schätze des Krösus mehrten. Diese Pflicht hat Gott vornehmlich den Fürsten auferlegt; denn sie sind die Wächter der menschlichen Gesellschaft.... Für den Viehhirten genügt es, wenn er seine Tiere mit Futter versorgt. Wer aber über Menschen gebietet, der muß nicht bloß für deren Leiber Sorge tragen, sondern auch an Gesetz und Zucht denken." „Der Regent — sagt er in einer Rede von 1543 — hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die hohen Schulen Lehrer haben, ausgezeichnet durch Talent, Gelehrsamkeit, Tugend und Weisheit, nicht nur im Besitz einer nützlichen Lehrweise, sondern auch getreu in der Pflichterfüllung. Solchen Lehrern müssen die Fürsten in ihrem Streben Beistand leisten und sie auch anständig bezahlen." „Die Schulen sind," sagte er anderwärts, „notwendig zur Fortpflanzung und Pflege der Wissenschaften, ohne die wir in ein Cyklopenleben versinken würden, und ohne die sich kein Staat regieren und erhalten läßt.... Wer das nicht glaubt, der betrachte doch einmal die Zustände bei den Stämmen, die ohne Kultur leben, z. B. bei den Skythen.

Die haben zunächst keine Städte mit Gesetzen, keine Gerichte; denn Recht hat nur der Starke, der Gewaltthätige. Da giebt es keinen Verkehr mit den Nachbarn, keinen Wortaustausch. Das einzige Mittel wider den Hunger ist der Raub; es fehlen alle edlern Triebe der Menschen, die Treue der Ehegatten, die Liebe zu den Kindern und Verwandten, die Freundschaft." Und wie der Staat die Schule nicht entbehren kann, so bedarf ihrer auch die Kirche. Melanchthon versucht dies geschichtlich darzuthun, unter anderm mit den alttestamentlichen Prophetenschulen. Mit dem Verfall der Schule, meint er, tritt auch der Niedergang der Kirche ein, und insbesondre muß dann das Licht des Evangeliums erlöschen. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, man könne Geistliche aus jedem Holze schnitzen. Sie müssen vor allem die prophetische und apostolische Rede verstehen lernen, und dazu ist Kenntnis der alten Sprachen, überhaupt sprachliche Bildung, Beschäftigung mit den alten Schriftstellern und schriftliche Übung erforderlich, ferner wegen der kirchlichen Streitigkeiten die Kunst der Dialektik, die Kunde der Geschichte und der Altertümer und viele andre Dinge, die man nur in der Schule sich aneignen kann. Äußerungen derart kommen bei Melanchthon häufig vor, und bis gegen sein Ende hin wird er nicht müde, Nutzen und Notwendigkeit der Schule und die Pflicht des Staates zur Errichtung und Erhaltung von Schulen zu predigen. Dabei hatte er aber mit mancherlei Schwierigkeiten und Gegnern zu kämpfen: zunächst mit der gemeinen Roheit, die jedem höhern Streben unzugänglich und abgewandt ist, sodann mit den sogenannten Prädikanten, die gegen alles nicht biblische Wissen eiferten, was er thöricht und gotteslästerlich nennt, endlich mit der starken Not der Zeit, dem Geldmangel, der sich bei den Fürsten einstellte. Melanchthon verschließt sich der letzterwähnten Thatsache keineswegs, ist aber trotzdem gegen das „Sparen an diesem notwendigen Werke," „denn — sagt er — soviel die Schule belanget, müssen wir bedenken, daß wir Alte alle um der Jugend willen leben. . . . Städt und Regiment werden um der Jugend willen fürnehmlich gegeben und erhalten, und nicht um der Alten willen." Darum preist er auch Städte wie Nürnberg und Hamburg, wo man besonders bereit zu Geldopfern für Schulen war; denn diese sind ihm „der höchste Schmuck für Städte und Staaten." Das ist aber nicht so aufzufassen, als ob die Bildung, die sie verleihen, ihm ein Gegenstand absoluten Wertes, also Selbstzweck wäre. Vielmehr dient sie, wie er immer wieder betont, einem höhern Ganzen, den in einander greifenden Organismen von Staat und Kirche, und damit stehen wir, wie Hartfelder scharfblickend hervorhebt, vor einem charakteristischen Unterschiede des reinen Humanismus, wie er sich in Italien und England ausbildete, und dem religiösen Humanismus der Deutschen im Reformationszeitalter. „Das Ideal ist nicht etwa wie bei der Erziehung der freien Bürger im Altertum Schulung der Kräfte ohne Beziehung auf einen bestimmten Beruf, Durcharbeitung der Persönlichkeit,

Befähigung zum Handhaben des geistigen Schwertes und Leitzeugs zugleich, des Wortes. Die Kirche zunächst, dann der Staat braucht vielmehr tüchtige Diener, und die soll die Schule ausbilden. Ihre Zöglinge sollen nicht Männer werden, denen es genügt, ein Mensch zu sein, ein ganzer Mensch, sondern die auf der Kanzel und in der Kanzlei, in der Schulstube und als Seelsorger ihre Pflicht mit Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit erfüllen können."

Es konnte nicht ausbleiben, daß Melanchthon die ihm vor den Augen stehende Schule an seinem Ideale maß und beurteilte, und für ihn als Universitätslehrer kamen dabei vorzüglich die Hochschulen in Betracht. Sein Urteil darüber in der Oratio adersus Thomam Placentium lautet sehr abfällig. Sie sind nicht von Päpsten, sondern vom Teufel gegründet, wie Wiclif gesagt hat, „Synagogen des Satans." Sie sind die Orte, „wo die Jünglinge, von Christo weit entfernt, heidnischen Götzen geschlachtet werden. Das ergiebt sich schon aus dem, was sie lehren. Nichts Nutzloseres als ihre Philosophie und ihre Rechtswissenschaft, die der christlichen Lehre vollständig widerspricht. Niemand soll für unterrichtet gelten, der nicht einen guten Teil seines Lebens an diese alberne Philosophie verloren hat. Niemand soll ein öffentliches Amt bekleiden können, der nicht ein Rechtsgelehrter, d. h. ein Zungendrescher und Windbeutel ist. Was man kanonisches Recht nennt, ist nur die Tyrannei Roms. . . . Die Theologie der Universitäten ist nichts als thörichte Verherrlichung von Nichtigkeiten, zusammengeschustert (consutae) aus der aristotelischen Philosophie und dem abgeschmackten Rechte, das man als kanonisches bezeichnet, ein Wald von Meinungen, die mit Christo nichts zu schaffen haben." Und mit der Lehre stimmen die Sitten der Lernenden überein. „Die gegenwärtige Hochschule ist ein Sumpf aller Laster, worin die Jugend durch die Nachsicht der Magister in Üppigkeit und Sinnenlust untergeht. . . ." Ebenso bedenklich sind die Gründe, nach denen die Fakultät gewählt wird: den einen führen äußerer Glanz und Ehrsucht zur Jurisprudenz, den andern treibt der Hunger zur Theologie. Nirgends findet man mehr Gehässigkeit, nirgends sonst herrscht so unersättliche Habgier, so viel Hochmut, Geschwollenheit und Aufgeblasenheit (avaritia, supercilium, tumor et fastus). Solche Schulen würden die Türken nicht ertragen; wir aber dulden sie, weil sie eine Erfindung des Papstes, d. h. des Teufels sind" u. s. w. Wir staunen über diese heftigen Ausdrücke und diese unbedingte Verdammung der damaligen Hochschulen, zumal da der, der so hart urteilt, sich den größten Teil seiner Bildung auf solchen erworben hat. Sie werden aber begreiflich, wenn man sich ihren geschichtlichen Zusammenhang vergegenwärtigt. Diese Äußerungen wurden 1521 gethan, wo Melanchthon sich in vollständiger geistiger Abhängigkeit von Luther befand, der in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" ganz ähnliche Gedanken ausspricht, und dessen unbedingte Verwerfung der mittelalterlichen Hochschulen eine Phase in seinem Kampfe mit Rom ist. Er sah in ihnen die Hochburgen des

römischen Geistes in Deutschland, und so drang er auf ihre gründliche Umgestaltung. Indes hat Melanchthon auch nach dem Verrauschen des ersten Sturmes und Dranges der Reformation seine Überzeugung von der Notwendigkeit einer Neubildung der Universitäten festgehalten. Daß die scholastische Philosophie und Theologie kein geeignetes Bildungsmittel sei und durch biblische Theologie, Lektüre der Klassiker und Studium des Urtextes der heiligen Schrift ersetzt werden müsse, blieb eine seiner Grundanschauungen, nur machte er sie nicht mehr so grob und ungestüm geltend.

Wie sollte sich nun nach Melanchthons grundsätzlichen Anschauungen über Schulen und Lehrer die neue Schule gestalten und gliedern? Für die Volksschule, die unterste Stufe, haben wir keinen Plan von ihm. Der Humanist sah im Latein die eigentliche Sprache des Unterrichts und der Bildung, und so war ihm das erste Glied seines Organismus die dreiklassige Lateinschule, die er im letzten Kapitel des „Unterrichts der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen" (1528) zeichnet. In die unterste Klasse (Melanchthon sagt „Hausen") werden die Anfänger verteilt, die man im Lesen und Schreiben sowie in den einfachsten Regeln der lateinischen Grammatik unterweist. Als Fibel dient „Der Kinder Handbüchlein" mit dem Alphabet, den Geboten, dem Vaterunser und dem Glauben; die Anfangsgründe des Lateinischen werden aus dem Donat und der Sentenzensammlung des Cato gelernt, womit begonnen wird, sobald die Fibel eingeprägt ist. Haben die Schüler des ersten Haufens ihr Ziel erreicht, so werden sie in den zweiten aufgenommen, wo Musik (Gesang), Grammatik (hier die Hauptsache) und Religion gelehrt werden. Man beginnt hier zur Befestigung der grammatischen Kenntnisse mit einer Auslegung der Fabeln des Äsop, die Wort für Wort mit Deklination und Konjugation erklärt werden, was am nächsten Morgen von den Kindern wiederholt wird. Haben sie auch die Regeln der Konstruktion sich angeeignet, so läßt man sie fleißig konstruiren. Äsop vertritt also die Stelle einer Chrestomathie, eines Hilfsbuchs für die Grammatik, deren Deklinationen und Konjugationen an seinen lehrreichen Fabeln praktisch eingeübt werden. Nach der Vesper soll hierauf die Paedologia des Mosellanus, eine Sammlung von Gesprächen über verschiedne Gegenstände, meist des Unterrichts, erklärt werden. Dann folgt eine Auswahl aus den Colloquia des Erasmus. Nach dem Äsop wird der Lustspieldichter Terenz, auch wohl ein Stück von Plautus, „das rein ist," gelesen, immer zum Zweck grammatischer Unterweisung. So geht es die ganze Woche fort, außer am Mittwoch oder Sonnabend, wo Religionsstunde ist. Der Unterricht wird hier zunächst so betrieben, daß die Schüler jeder der Reihe nach das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote aufsagen müssen. Ist das geschehen, so „soll sie der Schulmeister einfältig und recht auslegen und den Kindern die Stücke einbilden, die not sind, recht zu leben, als Gottesfurcht, Glauben und gute Werke." Daneben sollen die Knaben

eine Anzahl „leichte und klare“ Psalmen auswendig lernen, und an demselben Tage soll auch das Evangelium Matthäi und „wo die Knaben gewachsen sind,“ die Briefe an den Timotheus oder die erste Epistel des Johannes oder die Sprüche Salomonis (natürlich alles in lateinischem Texte) „grammatice exponiret werden.“ Nach genügender Einübung der Grammatik soll aus den geschicktesten Schülern der dritte Haufe gebildet werden. Hier wird die Musik täglich eine Stunde mit den beiden untern Klassen fortgetrieben, die grammatische Kenntnis befestigt und durch Etymologie und Syntax erweitert und dann zur Metrik übergegangen, die nicht nur zum Versemachen befähigt, sondern auch ihren Wortschatz mehrt und sie beredt macht. Als Schriftsteller, die zu erklären seien, werden Vergil, Ovid (Metamorphosen) und Cicero (De officiis und die Epistolae ad familiares) genannt. Jede Woche ist eine schriftliche lateinische Arbeit in Gestalt eines Briefes oder einiger Verse anzufertigen. Ist die Grammatik gehörig eingeübt, so werden die Knaben in die Dialektik und Rhetorik eingeführt; außerdem müssen sie angeleitet werden, lateinisch zu sprechen, und der Schulmeister soll nach Möglichkeit nur in dieser Sprache mit ihnen verkehren. Ähnlich diesem Schulplane ist der von Melanchthon und Luther gemeinsam für das Städtchen Herzberg aufgestellte vom Jahre 1538. Von den meisten Gegenständen unsrer heutigen Lehrpläne, z. B. von Mathematik, Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften, ist weder hier noch dort die Rede. Fremde Sprachen außer der lateinischen waren ausdrücklich, Übung in der deutschen stillschweigend ausgeschlossen. Übrigens war die Melanchthonsche Schulordnung dieser Stufe keine ganz eigne Schöpfung des Reformators. Schon die meisten vorreformatorischen Lateinschulen zerfielen in drei Klassen, und ebenso war der Lehrstoff bei ihnen sehr ähnlich dem der neuen Schule. Dennoch unterschied sie sich wesentlich von jenen. Zunächst ist bei ihr der Kirchen- und Chorgesang, der viel Zeit wegnahm, bedeutend eingeschränkt und zu einigen Singstunden und sonntäglicher Mitwirkung beim Gottesdienste verkürzt. Dann verbannt Melanchthon nach humanistischer Überlieferung die mittelalterliche Schulgrammatik, den Alexander de Villa Dia, und behält nur den Donat bei. Dafür schreibt er zur Förderung des Lateinlernens zwei typische Lehrbücher des deutschen Humanismus, die Paedologia des Mosellanus und die Colloquia des Erasmus vor. So ist seine Schulordnung ein Kompromiß zwischen alter und neuer Methode. Dabei lehnte er aber alle Übertreibung der Humanisten ab, die, um zu zeigen, was sie könnten, in der Lateinschule auch Griechisch, ja Hebräisch lehren wollten, und war überhaupt gegen alle Überbürdung.

Eine höhere Unterrichtsanstalt, die ein Bindeglied zwischen der gewöhnlichen dreiklassigen Trivialschule und der Universität sein sollte, ist die „obere Schule,“ die unter der Leitung Melanchthons zu St. Ägidien in Nürnberg neben den dortigen vier Lateinschulen gegründet wurde und die Schüler der

letztern, wenn sie sichere Kenntnis der lateinischen Grammatik erreicht hatten, aufnehmen und weiter bilden sollte. Die Lehrgegenstände waren hier unter vier „Professores“ verteilt, deren erster die Elemente der Dialektik nach der Erasmischen Schrift De duplici copia verborum et rerum lehrte, und „damit es den Zuhörern nicht an Beispielen für die Artes mangle,“ mit der Klasse die eine oder die andre Rede Ciceros las. Hatten die Schüler Fortschritte gemacht, so schritt er mit ihnen zur Beschäftigung mit den Schriften Quinctilians. Zugleich leitete er an bestimmten Tagen Übungen im Disputiren, „damit die Knaben in der Dialektik zuhause werden, Argumenta sammeln und deren Fehlerhaftigkeit erkennen lernen.“ Ein zweiter Professor erklärte die lateinischen Dichter, ein dritter trug Mathematik vor, und ein vierter lehrte die griechische Sprache. Endlich hatte Melanchthon auch Ciceros Schrift De officiis, deren Erklärung sich bei seinen Vorschriften immer zu einer Art Vorlesung über Ethik erweiterte, und Livius oder einen andern römischen Geschichtschreiber, an denen die Schüler die mündliche oder schriftliche Nachbildung üben konnten, in seinen Lektionsplan aufgenommen. Weil er aber der Ansicht war, daß alle auf diese Wissenschaften verwendete Mühe vergeblich sei, wenn nicht eine beständige Übung des Stiles hinzutrete, so ordnete er an, daß jede Woche eine schriftliche Arbeit zu liefern sei, und zwar abwechselnd in Prosa oder in Versen. Die Leitung dieser Übung wies er dem Professor zu, der die Erklärung der Dichterwerke übernommen hatte. Wie es scheint, hatte man für den Fall, daß diese höhere Unterrichtsanstalt gedieh, die Absicht, an ihr auch noch zwei andre Lehrstühle, einen für die Ausbildung von Rechtskundigen und einen für die von Ärzten, zu errichten. Melanchthon hat nur die Grundzüge dieses Schulplanes verfaßt; die Ausführung derselben konnte er seinem Freunde, dem Humanisten Camerarius, überlassen, der für eine der Professuren der Anstalt gewonnen wurde. Die Ordnung für die „obere Schule“ in Nürnberg ist verwandt mit einem aus dem Jahre 1525 stammenden Plane zur Gründung einer Schule in Eisleben, der vielleicht von Melanchthon selbst herrührte, jedenfalls aber von ihm durchgesehen und gutgeheißen worden ist. Diese Schule sollte nur drei Klassen haben, da hier nicht auf so viele Zöglinge zu rechnen war wie in Nürnberg, damals der größten und reichsten Stadt Deutschlands. Aber aus der dritten oder obersten Klasse sollte eine Selekta der bessern Schüler gebildet, und diese sollten dann fast in denselben Fächern unterrichtet werden wie die der Schule des Camerarius. Das Griechische sollte hier nach dem Lehrbuche des Ökolampadius erlernt werden, und zur Lektüre werden von Schriftwerken dieser Sprache einige Gespräche Lucians, von Dichtern Hesiod und Homer empfohlen. Ciceros Buch von den Pflichten fehlt auch hier nicht, ebensowenig die Beschäftigung mit römischen Geschichtschreibern, von denen Livius und Sallust genannt werden, und die Einführung in das Studium der Mathematik. Ja dieser Lehrplan ist noch reicher als der Nürnberger, indem

er den Unterricht im Hebräischen und im totus orbis artium vorschreibt oder vielmehr zuläßt. Denn es wird auch hier vor Überbürdung gewarnt und empfohlen, auf das Alter Rücksicht zu nehmen (sed est habenda aetatis ratio) und erst nach gründlicher Einprägung des Lateinischen an die höhern Studien zu gehen. Beide Pläne sind Erzeugnisse eines humanistischen Idealismus, wie namentlich die Aufnahme des Griechischen zeigt. Wir werden an das Ideal erinnert, das Vertreter der Renaissance in Italien aufstellten, wenn wir Melanchthon dabei die Absicht kundgeben hören, „für gereiftere Jünglinge, welche die Grammatik [d. h. die lateinische] vollständig innehaben, einen Unterricht in der Redekunst der Alten und überhaupt in den freien Künsten und Wissenschaften zu eröffnen." Zwar bereiteten diese höhern Schulen auch besser für das Studium auf der Universität vor als die gewöhnlichen Trivial- oder Lateinschulen, aber der dort erworbene Bildungsschatz, die Eloquentia im weitern Sinne, war nach der Ansicht der Humanisten etwas so Herrliches, daß seine Erwerbung sich auch bei denen reichlich lohnte, die später nicht noch eine Universität bezogen. Die Nürnberger Akademie, wie wir die „obere Schule" jetzt nennen dürfen, war übrigens die Verwirklichung eines Vorschlags, den Jakob Wimpfeling 1501, also mehr als anderthalb Jahrzehnte vor dem Beginn der Reformation, dem Straßburger Rate ohne Erfolg unterbreitet hatte. Dieser hat in seiner Germania einen Abschnitt von der Einrichtung eines Gymnasiums für die in den Anfangsgründen des Schreibens unterrichteten Knaben, worin er fragt: „Wäre es nicht besser, eure Söhne, die zu frühzeitig aus der Kinderschule [d. h. Trivialschule] genommen werden, wenn sie kaum die ersten Buchstaben lesen könnnen, noch fünf oder mindestens drei Jahre zur Erlernung der freien Künste auf ein Gymnasium zu schicken, das sich auch in eurer Stadt gründen ließe? . . . Auf dieser Schule würde man nur die Schriften der Redner, der Sittenlehrer und der Geschichtschreiber lesen, die man nicht allein für den geistlichen, sondern auch, und zwar noch weit mehr, für den bürgerlichen, den ritterlichen und den ratsherrlichen Stand als nützlich erachten wird." Man sieht, es mangelte hier das Griechische, mit dem Wimpfeling selbst nicht vertraut war, sonst aber fiel sein Vorschlag fast gänzlich mit dem spätern Nürnberger Plane zusammen. Die Ausführung des letztern wollte aber nicht recht gelingen, obwohl der Rat mit der Schule ein Alumneum verband. Ein Gutachten des Senators Baumgartner giebt als hauptsächlichsten Grund dafür an, daß in den stürmischen Zeiten nicht viel Sinn für das Studiren vorhanden sei, weil die fetten Pfründen und Sinekuren, die früher für viele das Ziel gewesen waren, von der Reformation beseitigt worden seien. Hartfelder indes sieht die Hauptgründe davon, daß die Schöpfung nicht zur Blüte kam, in andern Umständen. „Zu allen Zeiten — sagt er — waren die Eltern, die ihren Kindern eine echt wissenschaftliche Ausbildung ohne jeden praktischen Nebenzweck geben wollen, sehr wenig zahlreich. Die Nürnberger Patrizier

hielten es für nützlicher, ihre Söhne nach Absolvirung der Trivialschulen ins Ausland zu schicken, als sie unter der Leitung von Camerarius und Hessus in der griechischen Sprache und im Anfertigen lateinischer Verse unterrichten zu lassen.... Die »obere Schule« Nürnbergs konnte ferner keine akademischen Grade, keine Titel verleihen, während die bescheidenste Artistenfakultät im damaligen Deutschland noch das Recht hatte, Baccalaurei und Magistri der freien Künste zu kreiren, ein Umstand, der umsomehr ins Gewicht fällt, als es in dieser Zeit keine Staatsexamina gab." Auch der tüchtigste Schüler der Nürnberger Akademie mußte also noch eine Universität beziehen, wenn ihn ein akademischer Titel zieren sollte; alles aber, was man in Nürnberg lernen konnte, wurde auch von den artistischen Fakultäten der Hochschulen gelehrt, und so zogen es vermutlich viele Nürnberger vor, mit Umgehung jener reinen Geistesgymnastik sofort aus der gewöhnlichen Lateinschule auf die Universität zu gehen. Endlich wurde es für die Nürnberger Schule verhängnisvoll, daß man sie anderwärts nicht nachahmte. Die „sunderlike Schole," mit der dies in Braunschweig geplant wurde, kam nicht zustande.



Erinnerungen an F. Th. Vischer

Seitdem es bekannt geworden ist, daß Vischer in seinem Roman „Auch Einer" Züge seiner eignen Persönlichkeit dem originellen Helden des Romans verliehen hat — und dies geschah gleich nach dem Erscheinen des prächtigen Buches —, waren viele, die ihn nicht persönlich gekannt haben, geneigt, den Albert Einhar mit seinem Schöpfer ganz zu identifiziren. Und der liebevolle Aufsatz, den Gottfried Keller zu Vischers achtzigstem Geburtstage veröffentlichte, konnte diese Meinung nur befestigen. Albert Einhart ist mit seinem mitleidsvollen Herzen, mit seinem in dem „obern Stockwerk" des Denkens mehr als in dem „untern" des irdischen Alltagslebens heimischen Geiste gewiß ein Ehrent mann. Aber derselbe Einhart ist auch ein humoristisches Original, ein drolliger Kauz mit seiner unbeholfnen Kurzsichtigkeit, mit seinem Jähzorn, mit seinen Wutanfällen, und unser Respekt vor ihm wird von dem Lächeln über seine etwas täppische Gelehrtenart sehr beeinträchtigt. Den größten Prosaiker unsrer-

Zeit, den Begründer unsrer Ästhetik sich als ein „Original" vorstellen zu müssen, konnte aber kaum erfreulich sein. Daß uns nun dieses mehr tragisch-rührende als ehrfurchtgebietende Bild Vischers durch ein andres, würdigeres, mit liebevollster Sorgfalt und mit vertrauenerweckender Wahrhaftigkeit aus genauer Kenntnis des wirklichen Vischer entworfenes Bild ersetzt wird, verdanken wir den Vischer-Erinnerungen von Ilse Frapan.*) Dies heben wir zunächst als ein unzweifelhaftes Verdienst ihres liebenswürdigen Buches hervor. Wenn es auch sonst nichts als diese Belehrung erteilte, so wäre seine Veröffentlichung, die von manchen Seiten mit Tadel aufgenommen worden ist, durchaus gerechtfertigt. Ilse Frapan hat Vischer erst in seinen letzten Lebensjahren, 1883, kennen gelernt. Von Hamburg aus war sie lernbegierig nach Stuttgart gepilgert, nachdem ein aufmunternder Brief Vischers und sein Roman sie in Begeisterung für ihn versetzt hatten. Er selbst war es dann, der sie in die Stuttgarter Gesellschaftskreise einführte, und sie hatte bis zu seinem achtzigsten Geburtstage (30. Juni 1886) viel Gelegenheit, ihn im Hörsaal, im eignen Heim und in Gesellschaft zu hören, zu sehen und zu sprechen. Sie machte sich fleißig Notizen, schrieb alles auf, was ihr von seinen Gesprächen und Äußerungen im Gedächtnis blieb, vertiefte sich, wie man anerkennen muß, mit Erfolg in seine Lehre und in seine Dichtungen, horchte auch auf das, was andre Menschen seines Kreises von ihm zu erzählen wußten, kam sogar mit seiner Familie in nähere Berührung, und aus diesem reichen Stoff entstand ihr Buch. Dies Buch soll weder der in Aussicht gestellten ausführlichen Lebensbeschreibung Vischers von Richard Weltrich, noch der Ausgabe von Vischers Briefen, die sein Sohn plant, den Weg verstellen; es soll nur einstweilen, bis jene schwer herzustellenden Werke erschienen sein werden, dem Kreise von Verehrern Vischers, der wohl das ganze deutsche Volk umfaßt, das Bild seiner Persönlichkeit vermitteln. Und das ist ein dankenswertes Unternehmen. Denn Friedrich Theodor Vischer gehört zu jenen höchst seltenen litterarischen Charakteren, in denen sich der Mensch völlig mit dem Schriftsteller deckt. Seine Schriften sind Teile seines Lebens, wie bei allen richtigen Künstlernaturen, und seine volle Persönlichkeit kommt auch in kleinen, zufälligen Äußerungen seiner Seele zum Ausdruck. Er ist eine jener großen Naturen, die von allen Seiten gleich zugänglich sind, da er sich immer, ohne es unmittelbar zu beabsichtigen, als solche ganz gab. Darum der Wert der Anekdote für die Kenntnis seines Charakters, darum unser lebhaftes Interesse für sein ganzes Privatleben. Vischer ist einer der wahrhaft großen Typen unsers Volkes, und er wird es noch mehr werden, je mehr die Wissenschaft sein Bild im Geiste ausgestalten wird. Eigentlich ist seine Schriftstellerei bei seinen Lebzeiten zu

*) Vischer-Erinnerungen. Äußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischers von Ilse Frapan. Stuttgart, Göschen, 1889.

sehr auf den Kreis der Gelehrten, der Fachmänner, der Höhergebildeten beschränkt geblieben; Vischer setzt zu viel voraus, um auch weitern Schichten leicht zugänglich zu sein. Als Dahingeschiedener jedoch wird er zu neuem Leben erstehen und der Nation persönlich so vertraut werden, wie nur jemals ihre größten Männer. Man sagt oft, die beste Probe für den Wert einer Philosophie biete die Betrachtung des Lebens ihres Schöpfers. Denn zunächst an sich selbst müßte ja der Denker den Wert seiner Weltanschauung erfahren haben. Wer z. B. die Lebensgeschichte Arthur Schopenhauers kennt, mit dem sich Vischer in „Auch Einer“ so eindringlich auseinandersetzt, der wird wenig Vertrauen zu seiner Lebenslehre gewinnen; dies ist allerdings ein Urteil vom praktisch-eudämonistischen Standpunkte, der zwar nicht genügt, wissenschaftliche Leistungen zu beurteilen, der aber gleichwohl seine gute Berechtigung hat. Am Ende soll uns ja unser ganzes wissenschaftliches Denken und Trachten zu einer würdigen und befriedigenden Lebensführung verhelfen. Schopenhauer ist kein solcher Führer fürs Leben, kein Mann, der jemals vorbildlich werden kann; Vischer ist es in vollem Maße. Das lehren uns die Erinnerungen von Ilse Frapan, und deswegen ist uns ihr parteiisch angegriffenes Buch lieb geworden.

Ilse Frapan hatte sich Vischer in der Ferne groß und stark wie einen Bismarck vorgestellt, er hatte aber eine kleine Figur, war schmächtig und edel gestaltet, mit einem durchgeistigten Gesicht und mit einer mächtigen Denkerstirn, und doch war er nichts weniger als ein scheuer Stubengelehrter. Schon in seiner Jugend pflegte er körperliche Künste, Fechten, Schießen, Reiten, Turnen, er war ein kühner Bergsteiger, und bis ins hohe Alter bewahrte er sich die Kraft, zehnstündige Tagesmärsche zu machen. Auch persönlicher Mut zeichnete ihn aus, auf seinen zahlreichen einsamen Wanderungen durch Italien hatte er vielfach Gelegenheit, ihn zu bewähren, wobei sich seine Klugheit heiter mit der Tapferkeit paarte.

Eine hübsche Geschichte erzählt ihm die Verfasserin nach. „Ein andermal kam ich spät abends in Neapel an, nahm zwei Packträger und wanderte von Hotel zu Hotel, ohne irgendwo ein Zimmer frei zu finden. Die Träger brummten schon, denn es war nach Mitternacht. Zuletzt erhielt ich in einem Gasthof noch ein schlechtes Logis, fünf Stock hoch; der müde Hausknecht, der es mir gezeigt hatte, verschwand sogleich wieder, in dem ganzen Hause regte sich nichts mehr. Ich gab den Trägern, hohen, kräftigen Burschen, mit denen ich mich da oben ganz allein befand, einen entsprechenden Lohn, da sie so lange mit mir hatten laufen müssen. Da schleudert der eine Kerl das aufgezählte Geld gerade so vom Tisch und ruft, das sei zu wenig, und beide stellen sich in drohender Haltung vor mich hin. Hätte ich nur im geringsten Furcht gezeigt, wer weiß, was geschehen wäre; ich thue also, als ob ich furchtbar wütend würde, rolle die Augen, beiße die Zähne auf einander und fange so an zu zittern, daß ich den Tisch umwerfe, dann thue ich einen Satz auf die Kerle zu.

Da hätten Sie sehen sollen, wie sie zurückwichen, sich nach dem Gelde bückten, Entschuldigungen stammelten und sogleich hinaus und die Treppe hinunterliefen." Und Ilse Frapan fügt hinzu: „Dies gelegentliche Auftreten als Berserker war ihm selber höchst vergnüglich, und wie lustig war es, ihn sich in solchen Abenteuern zu denken.... Wenn er seinen Einhart sterben läßt im Kampf mit einem rohen Tierquäler, so war das ein Geschick, das ihn selbst leicht hätte treffen können. Zumal in Italien, wo es mit der Mißhandlung der Zug- und Reittiere so unverbesserlich arg ist, hat er ein paarmal einen Vetturin, der auf Ermahnungen nicht hörte, mit Faustschlägen traktirt. Es wurde selbst zum Messer gegriffen, doch rettete ihn sein Mut, vor dem sich der rohe Feigling beugte. Vischer war eben ein durch und durch streitbarer Mann; wo Worte nicht fruchteten, da trat er mit seiner tapfern Hand ein."

Von Vischers Liebe zu den Tieren weiß die Verfasserin unzählige Geschichten zu erzählen. Er bekundete sie von Jugend auf. In seiner Studirstube waren zwei Katzen und ein Hund stets um ihn; er ließ sich von den Tieren alles gefallen; das eine junge Kätzchen durfte ihm auf den Rücken springen, wenn er auf der Leiter seines Büchergestells emporstieg. Ein echt Vischerscher Spaß wird im folgenden erzählt. „Dies nahe vertrauliche Zusammensein mit den Haustieren (es waren gewöhnlich auch ein paar Katzen da, und Xanthos hatte oft Besuch von Nachbarshunden) gab dem »bücherreichen Orte« etwas Anheimelndes, Belebtes, Heiteres, Natürliches. Es war wie eine sogleich sichtbare Verkündigung, daß hier Pedanterie und steife Würde nicht gedeihen könnten, schnell aus der Fassung kommen müßten. Denn wenn auch der Rattenfänger nach wohlgezogener Hundeart durchaus Ordre parirte, so hatte er doch allerlei Launen, wollte bald hinaus zur Rike, bald wieder kratzte er draußen, um Einlaß bettelnd, oder er verlangte, ins Schlafzimmer gelassen zu werden, um dort — an der Bettstatt sich den Pelz zu reiben! Wenn man seine Tiere lieb hat, läßt man sie nicht umsonst winseln. Vischer stand gelassen auf und verbannte sie keiner solchen Kinderungeduld wegen aus seiner Nähe. Er kannte all ihre Einfälle und spürte ihnen mit phantasievollem Humor nach. So lachte er einmal hell auf, als der Hund im Nebenzimmer ingrimmig bellte. »Da sehen Sie — rief er — jetzt hat er sich wieder an der Bettstatt kratzen wollen, aber wie das so geht, ist von dem Reiben das Jucken ärger geworden. Jetzt bellt er den Dämon an, der da in der Bettstatt steckt, so macht ers allemal!«" Dieser Xanthos mit seinem fröhlichen Bellen und Springen war Vischers unzertrennlicher Begleiter, auch wenn der Herr Besuche machte. In Stuttgart unterschied man die beiden Professoren Vischer und Fischer durch die Hinzufügung: mit oder ohne Hund.

Auch von der Leutseligkeit dieses Tierfreundes weiß Ilse Frapan nicht minder bezeichnende Geschichten zu erzählen. Seiner alten Wirtschafterin, die für den großen bescheidnen Mann natürlich durchs Feuer ging, leistete Vischer

täglich eine Weile Gesellschaft, damit sie sich in der Einsamkeit bei ihm nicht zu sehr langweilte. Im Wirtshause setzte er sich abends, wenn er keinen seiner alten Herren traf, oft an den Tisch der Studenten und machte Scherze mit ihnen. Kaum wies er je einen Besuch ab; mitten von der Arbeit stand er auf, ihn zu empfangen. Briefschulden nahm er sehr gewissenhaft, so sauer es ihm oft ankam, alle dichterischen Zusendungen zu beurteilen. Wenn er tadeln oder ablehnen mußte, so hüllte er sein Urteil in die mildesten Worte. Für Frauen hatte er die größte Artigkeit bereit. Er verfehlte keinen der bestimmten Kaffeeabende bei den alten Freundinnen, Pfarrerin Hartlaub, Witwe Märklin u. s. w., weil er wußte, wie viel Freude er ihnen machte. Dabei war er unerschöpflich in Erzählungen aus seinem langen, erfahrungsreichen Leben, von seinen Freunden Mörike, Strauß, Auerbach, von seinen Wanderungen durch Griechenland, Italien, Deutschland, von seinen Beobachtungen des Volkslebens an allen Orten. Vischer hatte die seltne Gabe, sich mit dem Volk unmittelbar verständigen zu können. „Die Bauern der Dörfer, in denen er Geistlicher gewesen, die Wirtsleute, bei denen er abgestiegen war, die Leute, die für ihn gearbeitet hatten, alle erinnerten sich gern an ihn, wußten von ihm zu erzählen. Seine Schwägerin sagte mir mit Recht: »Großen Anteil an diesem Eindruck hatte seine sympathische Stimme, denn für diese haben die Menschen oft viel mehr Empfindung als für die Worte«. Als in den siebziger Jahren Krawall in Stuttgart war, fand Vischer, als er zum Nachtessen in sein Wirtshaus »Zur Schule« gehen wollte, die Straßen von einer Linie Soldaten gesperrt. Keine Möglichkeit, in die Quergasse zu gelangen, sie hielten die Bajonette vor. Da trat er auf einen der wackern Burschen zu und sagte: »Wisset Sie, jetzt hab' i de ganze Tag g'schafft, jetzt muß i au ebbes z'esse han — lasse Sie mi durch, daß i in mein' Kneip komm.« Der Soldat sah ihm ins Gesicht: »Ja, desch wieder ebbes anders,« erwiederte er kopfnickend, und Vischer konnte ungehindert durchgehen." Diese seine gute Laune nahm Vischer auch aufs Katheder mit. „Als er in Tübingen Kolleg las, nahmen sich auf den hintersten Bänken einige junge Leute die Freiheit zu rauchen. »Meine Herren — rief er — ich mache Ihnen hier keinen blauen Dunst vor, ich ersuche Sie, mir aber auch keinen vorzumachen.«" Nichts war ihm widerwärtiger als Sentimentalität. Er war streng gegen alles, was bloße Schwärmerei, Gefühlsschwelgerei genannt werden kann. So sagte er einmal in einer Vorlesung: „Gefühl hat keinen Paß! zu dem Gefühl sagt man mit Recht: weise dich durch Thaten aus als das, was du zu sein behauptest — nicht durch die enthusiastische That, die beweist nichts, aber durch lange Geduldsproben, durch Entsagung, durch Aufopferung. Mit seinem Hymnus auf das »Gefühl, das alles ist« wird Faust Gretchens Mörder."

Von Vischer auf dem Katheder berichtet Ilse Frapan mit wahrer Begeisterung. Im höchsten Maße besaß er die Kunst zu sprechen, dichterische

Stellen vorzulesen, so zu lesen, daß er weder zu schauspielern noch zu deklamiren brauchte, um den Text zur vollen Wirkung zu bringen. Schon im Frankfurter Parlament sagte man von seiner Kunst zu sprechen, er sei ein „Zauberer." Fürs Kolleg bereitete er sich stets gewissenhaft stundenlang vor, machte sich mit allen neuen Erscheinungen bekannt und war immer neu, wenn sich auch der Cyklus seiner Vorträge nach sechs bis acht Semestern wiederholte. Er sprach ganz frei, ließ sich vom Augenblick bestimmen, war wirklich schöpferisch während seiner Rede und darum von mächtiger Wirkung. Tagesereignisse streifte er auch in seinen Vorlesungen, und wenn etwas Wichtiges geschehen war, war seine Zuhörerschaft schon im voraus neugierig darauf, wie er zu dem Ereignis Stellung nehmen würde. Seine Vorlesungen am Stuttgarter Polytechnikum waren demnach ein wahres Fest für eine große Gemeinde. In vollen Haufen strömten Studenten und alte Herren, junge und alte Frauen in den geräumigen Hörsaal, so daß er die Menge kaum zu fassen vermochte. Trotz der dicht vor seinem Katheder sitzenden Damen, begann er seine Rede immer nur mit der Ansprache: „Meine Herren!" was aber die Frauen, wie Ilse Frapan versichert, keineswegs verletzte; die Ansprache sagte ja, daß er keinen schöngeistig-populären Vortrag, sondern ernst zu sprechen vorhabe. Er nahm auch sonst keine Rücksicht auf das gemischte Publikum seines Hörsaals, sondern setzte immer nur begabte Studenten auf den Bänken voraus. So z. B. „wenn er bei der Untersuchung der Frage »Wer ist ein Dichter?« anfing: »Es hat einmal eine alte Perrücke gegeben, die poetische Werke nur immer auf ihren moralischen Nutzen hin betrachtet und geschätzt hat. Diese alte Perrücke ist längst lächerlich geworden, und wenn man nur den Namen nennt, Gottsched .... (allgemeines Gelächter). Ja, meine Herren, und sollte man es glauben, daß dieser soviel belachte alte Herr noch heute höchst lebendig ist? Daß er seinen Puder über unzählige Köpfe ausgeschüttet hat, die alle noch heutzutage ein Kunstwerk darauf hin ansehen: was kann man daraus lernen? (Es war merkwürdig, wie schnell das Lachen verstummte, als er das sagte.) Ich aber sage Ihnen: Wenn man sich belehren will, so nehme man ein Lehrbuch in die Hand, und wenn man sich bessern will, so soll man in eine Predigt gehen, oder wenn man es nicht mag, zu einem Menschen, auf dessen Charakter man großes Vertrauen setzt, und soll sich von dem raten lassen. Aber wenn man vor einem Kunstwerk steht, so soll man nur rein schauen. Und wenn Sie mich nun fragen: »Was ist denn reine Anschauung?« so sage ich Ihnen: »Reine Anschauung ist reine Anschauung, und damit Punktum.« Er hat, fährt die Erzählerin fort, nachher dann doch diesen Begriff weiter definirt, aber das »Punktum« hatte ja auch seine volle Richtigkeit, denn wer die Gabe der »reinen Anschauung« nicht besitzt, dem wird keine Definition etwas helfen."

So feinsinnig und treffend diese Anmerkung ist, so vorzüglich ist die ganze Charakteristik, die Ilse Frapan von Vischer im Hörsaal liefert; wir können hier

aber doch nur darauf verweisen. Ihre Erinnerungen überschütten uns mit einer Menge höchst interessanter Einzelheiten; so erfahren wir z. B., wie und wann Vischer zum erstenmale unter der Maske des biedern Schartenmayer seinen Sang ertönen ließ, wie sein Verhältnis zu Strauß schließlich war, wie tief Vischer Mörike liebte, mit welcher Begeisterung er von Italien, zumal von Venedig sprach, wie er sich über die oberflächliche Kritik der Zeitungen beim Erscheinen seines „Faust. Dritter Teil“ ärgerte, und noch tausend andre Dinge. Einige Mitteilungen wollen wir schließlich noch hervorheben.

Der demokratische Republikaner von Anno 1848, der Vischer war, hatte sich doch ganz mit der Entwicklung der deutschen Politik versöhnt, er war sogar streng reichstreu geworden. „Die »Frankfurter Zeitung« taugt nicht, sagte er einmal, sie rüttelt am Reich.“ „Darum waren ihm die alten Römer so ehrwürdig und großartig, weil sie den Staat geschaffen hatten, die strenge Staatsidee; »Aufgehen des Einzelnen im allgemeinen, das ist ja Religion.« Gelegentlich der Partien im Faust über die »Roten« sagte mir Vischer einmal: »Es ist ein Unglück für uns, daß wir in Deutschland keine reine, d. h. unbescholtene Opposition haben. Aus Richters Munde ist noch nie irgend ein hohes, schwungvolles, bedeutendes Wort über den Staat und Staatsbürgerpflicht hervorgegangen.« Dann sprach er über die Heiligkeit und Ewigkeit des Staates und kam so auf die Staatsform: »Ja, sagte er, Monarchie muß sein, es geht schwerlich anders, aber weils doch nun ein Muß ist, dann auch ganz ohne Sentimentalität für die Person, die an der Spitze steht.«“ Vischers idealster Traum war eine politische Vereinigung aller germanischen Völker vom Nordkap bis zu den Alpen. Die Russen haßte er so wie ein Grieche die Perser; er hielt sie noch für schlimmere Barbaren. „In Rußland ist ja der Beamtenstand verfault, und das ist das ärgste.“ „Oft war er unzufrieden, daß Frankreich nicht vergessen wollte; und daß auch wir Deutschen dadurch immer wieder zu feindseliger Gesinnung gegen unsre westlichen Nachbarn gereizt würden. »Ich möchte einen Aufsatz schreiben,« sagte er nicht lange vor seinem Tode, »Die Vernunft in der Weltgeschichte,« und möchte aus Leibeskräften darauf hinweisen, daß Frankreich und Deutschland als die zwei bedeutendsten Kulturnationen Europas sich vielmehr verbinden sollten, statt sich zu bekriegen, und zwar verbinden gegen Rußland, gegen die Barbaren!«“

Natürlich weiß die Erzählerin viele höchst interessante Urteile Vischers über einzelne moderne Dichter, über Keller, C. F. Meyer, Hebbel (Tagebücher), Mörike, Paul Heyse u. a. m. zu verzeichnen. Als „Auch Einer“ erschien, bezeichnete die unglückliche Rezensentin der Nationalzeitung, Bertha Glogau, den Roman abgeschmackterweise als ein Pasquill auf Gottfried Keller. Sie konnte dem größten Verehrer des Züricher Meisters keinen größern Schmerz bereiten als durch diesen läppischen Vorwurf. Vischers Urteil über einen unsrer begabtesten jüngern Dichter, über Hans Hoffmann, ist besonders wertvoll:

„Hans Hoffmann, den ich noch nicht kannte, erzählt die Verfasserin, empfahl er mir sehr, besonders den schauerlich-großartigen »Hexenprediger«; »Im Lande der Phäaken« gefiel ihm auch. Doch hatte er seine Bedenken. »Ob diese tragischen Ausgänge geradezu gefordert sind durch die Charaktere, darüber ließe sich sehr streiten.«" Die Härte in den tragischen Novellen Hoffmanns hat er also auch mißbilligt.

Doch genug der Proben und Auszüge. Sie sollen dem hübschen Buche der begeisterten und kunstbegabten Verehrerin Vischers nur Leser und gerechte Anerkennung schaffen, aber auch unsre im Eingange aufgestellte Behauptung bestätigen, daß Vischer persönlich uns nach seinem irdischen Tode erst recht teuer geworden sei.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Bankfrage. Während unser Aufsatz in Nr. 41 und 42 der „Grenzboten" in die Welt hinausgeht, sehen wir die Koalition, das Kartell der Manchestermänner, der Großfinanz und der Partikularisten eifrig an der Arbeit, daß die Entscheidung der Bankfrage durch unsre Reichsgesetzgebung verpfuscht werde. In die Spalten der besten, nationalgesinntesten Zeitungen werden Kuckuckseier hineingelegt. Da wird gesagt, süddeutsche Patrioten mit warmen Herzen für das Reich wollten von ihren Einrichtungen nicht lassen. Aber Gründe, warum dieser Partikularismus gerechtfertigt sei, vermag kein Mensch beizubringen. Wahrscheinlich rühren diese Wehklagen von den Schlaumeiern der Großfinanz her. Und was das Reich, wenn es die jetzige Reichsbank mit Privatkapital beließe, vom Gewinn außer seinen jetzigen Bezügen erhalten soll, beruht zumeist auf einer Mißachtung der Bestimmungen in § 24 und 41 des Bankgesetzes, wonach dem Reiche ohnehin die Hälfte von den Rücklagen (dem Reservefonds) zukommt. Soweit aber die unklaren Vorschläge doch dem Reiche etwas gewähren wollen, ist das Gebotene ein Linsengericht. Also: Reichsregierung und Reichstag, haltet die Augen auf!

Die Gehaltsverhältnisse der höhern Lehrer in Sachsen. Das Schulwesen Sachsens erfreut sich eines sehr guten Rufes im Inlande wie im Auslande; die Organisation scheint glücklich, die Dotation im allgemeinen ausgiebig zu sein. In Bezug auf die Gehalte trifft aber die Annahme besonders günstiger Verhältnisse nur bedingt zu, nämlich bezüglich der Volksschule und der Hochschule. Bei der Hochschule erfolgt die Feststellung des Gehaltes je nach der wissenschaft-

lichen Bedeutung der Person, die gewonnen werden soll, und ist demgemäß sehr dehnbar. Bei der Volksschule, wo kleinste und größte Leistungen einander näher liegen, bestehen natürlich feste Sätze, und diese sind, soviel wir wissen, höher als irgendwo in Deutschland, entsprechend dem Wohlstande des Landes, das mehr bieten kann als andre, und wohl auch gern mehr bietet, um den Lehrer nicht ungünstig abstechen zu lassen. Die Lehrer an den höhern Schulen aber, die nach Vorbildung und Thätigkeit eine mittlere Stellung einnehmen und einnehmen sollen, sind nicht so befriedigend gestellt.

Die jetzt bestehende Ordnung der Gehaltsverhältnisse der Volksschullehrer ist unter wiederholter Anregung des Landtages entstanden. Die Gehalte der juristisch gebildeten Staatsbeamten verdanken ihre jetzige Höhe einem rasch erzielten Einverständnis der maßgebenden Kreise. Ihre Pensionsverhältnisse wurden im Jahre 1876 neu geordnet. Diese Neuordnung kommt allen Zivilstaatsdienern, d. h. außer den Juristen auch den Expedienten u. s. w., zu gute. Man hat damals im Landtage nicht das Bedürfnis noch einer gleichzeitigen entsprechenden Aufbesserung der Gehalte der akademisch gebildeten Lehrer an den höhern Schulen empfunden, und auch von der Regierung ist damals eine derartige Ausgleichung nicht in Vorschlag gebracht worden. So kommt es, daß das Prinzip der Alterszulagen bisher auf die Volksschule beschränkt geblieben und erst ganz neuerdings in den höhern Schulen Dresdens und Leipzigs angewendet worden ist (unbeschadet der sonstigen Gleichheit der dortigen Gehaltssätze mit denen an den staatlichen Lehranstalten), und daß ferner die Staatsdiener (im Sinne des sächsischen Zivilstaatsdienergesetzes) in ihren hohen Gehaltssätzen, die z. B. die preußischen wesentlich übertreffen, einen gewissen Ersatz für den Mangel der in Preußen bestehenden Wohnungsentschädigung sehen können, während sich die Gehalte der sächsischen Gymnasiallehrer trotz des Mangels eben dieses Wohnungszuschusses im Durchschnitt nicht sehr hoch über das preußische Fixum erheben.

Es wird den Uneingeweihten vielleicht überraschen, wenn er hört, wie groß der Abstand zwischen den Gehalten des Richterstandes und der akademisch gebildeten Lehrerschaft in Sachsen ist. Von den 357 ständigen Richtern und Staatsanwälten (ungerechnet die Gerichtsdirektoren) bezogen in den Jahren 1884/85 125 einen Gehalt von 5400 Mark und darüber (51 einen Gehalt von 6000 bis 7500 Mark); einen Gehalt von 5400 Mark muß der sächsische Richter unter allen Umständen erreichen. Bei den 240 ständigen Lehrern an den Gymnasien und Realgymnasien königlicher Kollatur finden wir Ostern 1889 den Gehaltssatz von 5400 Mark, der überhaupt (immer mit Ausnahme der Direktoren) der höchste erreichbare ist, nur zwölfmal vertreten. Die Ständigkeit tritt zur Zeit bei den Oberlehrern keineswegs früher ein als gegen das dreißigste Lebensjahr, sodaß der jetzt in eine ständige Stelle einrückende Lehrer nahezu vierzig Jahre alt wird, ehe er auch nur in die Klasse von 3000 Mark aufsteigen kann.

Doppelt drücken diese Verhältnisse auf die Oberlehrer der größern Städte, die vielfach die größere Schülerzahl, also auch die größere Arbeit haben und dabei doch zugleich weit größere Ausgaben, vor allen Dingen für Wohnung, bestreiten müssen. Berlin bietet — mit Dresden in der Servisklasse A stehend*) — den Oberlehrern und, seit 1886, auch den ordentlichen Lehrern eines Gymnasiums

*) Nach dem Militärservis, das in der Einreihung der Städte nicht vom preußischen Zivilservis abweicht.

oder Realgymnasiums 900 Mark Wohnungszuschuß*); in den Städten erster Serviskläſſe — zu denen in Sachſen Leipzig, Chemnitz, Zwickau zu rechnen ſein würden — haben die betreffenden Zuſchüſſe eine Höhe von 660 Mark. Der ſächſiſche Gymnaſiallehrer, der nicht zufällig über Privatvermögen verfügt — und das ſind doch die wenigſten —, iſt deshalb in ungeſundem Maße auf Nebenerwerb angewieſen, ja es iſt ſogar einmal geſchehen, daß eine Deputation der zweiten Kammer in ihrem Bericht ihn achſelzuckend auf Penſionäre und Privatunterricht vertröſtet hat, als ob derartiger Nebenerwerb für jeden zu haben und für alle durchführbar wäre, und als ob nicht der Staat grundſätzlich die Kraft ſeiner Lehrer ganz für den unmittelbaren und mittelbaren Dienſt an der Schule begehrte, als ob er nicht beſonders die Muße der akademiſch gebildeten unter ihnen für wiſſenſchaftliche Weiterbildung verwendet wünſchte, die der Lehrer einer höhern Schulanſtalt in der That nicht entbehren kann, wenn er ſeine Stellung ausfüllen will.

Eine geſetzliche Regelung der Penſionsverhältniſſe hat ja ſtattgefunden, aber es iſt nur das Geſetz über die Emeritirung der Volksſchullehrer vom Jahre 1870 zwei Jahre nach ſeinem Erſcheinen auf die akademiſch gebildete Lehrerſchaft der höhern Schulen ausgedehnt worden; begreiflicherweiſe beruht dieſes auf ganz andern thatſächlichen Grundlagen, als ſie bei den Oberlehrern der Gymnaſien und Realgymnaſien zutreffen. Der Volksſchullehrer beendet ſeine Vorbereitungszeit mit dem zwanzigſten Jahre, der Gymnaſiallehrer mit dem vierundzwanzigſten und, wenn er als Freiwilliger gedient hat, mit dem fünfundzwanzigſten Jahre. Die Aufwendungen für Vorbildung und Unterhalt ſind gar nicht zu vergleichen. Die feſte Anſtellung erfolgt bei dem Gymnaſiallehrer heutzutage erſt gegen das dreißigſte Jahr hin, und von da wird ſeine für die Penſion in Betracht kommende Dienſtzeit gerechnet, bei dem Volksſchullehrer läuft dieſe nach den geſetzlichen Vorſchriften im allerungünſtigſten Falle vom fünfundzwanzigſten Lebensjahre. Der höchſte Penſionsſatz von achtzig Prozent, der nach fünfundvierzig Dienſtjahren eintritt, trifft den Gymnaſiallehrer meiſt nicht mehr unter den Lebenden.

Da inzwiſchen (im Jahre 1876) das oben erwähnte Geſetz über die Penſionsverhältniſſe der Zivilſtaatsdiener erlaſſen worden iſt, ſo iſt im Kreiſe der akademiſch gebildeten Lehrerſchaft Sachſens der Wunſch immer lebhafter geworden, einen ihren Bedürfniſſen entſprechenden Penſionsſatz durch Angliederung an die „Staatsdiener" zu erſtreben, ſei es, daß man ſie geradezu zu ſolchen erklärt, ſei es, daß man ſie wenigſtens ähnlich wie dieſe behandelt. Das erſtere wäre das erwünſchtere, auch natürlichere, weil damit zugleich die geſellſchaftliche Stellung der Oberlehrer, die gegenwärtig nicht eben feſt ausgeprägt erſcheint, eine Klärung erführe, eine Klärung in demſelben Sinne, wie man ſie in Preußen bereits hat eintreten laſſen, und wie man ſie wohl niemals grundſätzlich als unbillig empfunden hat, auch in Sachſen nicht, wo wenigſtens ein Teil der vorerwähnten Deputation des Landtages der Meinung Ausdruck gab, daß „den geiſtigen Pflegern der Zukunft, den Lehrern der künftigen Träger der allgemeinen Bildung, die Gleichſtellung mit verwandten Beamtenkreiſen nicht vorzuenthalten" ſei.

Auf jeden Fall würde die Anwendung des Penſionsgeſetzes der Staatsdiener (im Sinne des ſächſiſchen Staatsdienergeſetzes) auf die akademiſch gebildete Lehrer-

*) Da der Anfangsgehalt in Berlin 2100 Mark beträgt, ſo bezieht der dortige Gymnaſiallehrer ſchon am Anfang ſeiner Laufbahn ein Einkommen von 3000 Mark, das ſein Amtsgenoſſe an den Staatsanſtalten Dresdens und Leipzigs, wie bemerkt, in der Regel kaum vor dem vierzigſten Lebensjahre erreichen wird.

schaft des Landes diese in die Lage bringen, die höchste Pension von achtzig Prozent sich bereits nach vierzig Jahren verdient zu haben, und ihr auch schon vom siebzehnten Dienstjahre an einen höhern Satz zuweisen, als es das Pensionsgesetz für die Volksschullehrer thut. Auch würden die, die einjährig gedient haben, insofern nicht hinter den gleichalterigen Genossen zurückbleiben, als dann dieses Jahr des Militärdienstes wenigstens bei der Berechnung der Pensionshöhe mitgezählt werden würde.

Die Abgliederung von den in ganz andern Lebens-, Bildungs- und Altersverhältnissen befindlichen Volksschullehrern in der Regelung ihrer Pensionen kann für die Gymnasiallehrer bei dieser Verschiedenheit unmöglich lange auf sich warten lassen.

Für die Befreiung derselben aus ihrem engen Gehaltsverhältnis lassen sich drei Wege denken. Der erste, die Gewährung von Wohnungszuschuß nach preußischem Muster, hat so lange wenig Aussicht, als die übrigen sächsischen Beamten eines solchen entbehren; man hat diese Form der Gehaltsvermehrung in Sachsen noch bei keiner Beamtengattung versucht. Der zweite wäre die entsprechende Erhöhung der Gehalte selbst über das in verschiedenen andern Bundesstaaten gebräuchliche Maß, eben in Anbetracht der mangelnden Wohnungsentschädigungen; dieses Auskunftsmittel entspräche dem Verfahren, das man bei den juristischen Beamten eingeschlagen hat. Der dritte Weg wäre der in Baiern befolgte und in Sachsen bei den Volksschullehrern und den städtischen Gymnasiallehrern Dresdens und Leipzigs bereits in Anwendung gekommene, nämlich der der Einführung von Alterszulagen.

In Baiern steigt der Gehalt der Professoren (d. h. der Oberlehrer nach preußischem Ausdruck) von 3360 Mark durch zwei fünfjährige Alterszulagen um je 360 Mark und dann durch weitere um je 180 Mark, sodaß der Gehalt nach vierzig Dienstjahren 5160 Mark, nach fünfzig Dienstjahren 5520 Mark beträgt; der Gehalt der Studienlehrer (d. h. der ordentlichen Lehrer nach preußischem Ausdruck) von 2280 Mark durch eine vier- bis fünfjährige Alterszulage um 360 Mark und dann gleichfalls durch eine solche von 180 Mark, sodaß der Gehalt nach vierzig Dienstjahren 4080 Mark, nach fünfzig Dienstjahren 4440 Mark beträgt. Eine höchste Grenze ist in Baiern der Theorie nach nicht vorhanden.

Von dem gegenwärtigen Leiter des sächsischen Schulwesens dürfen die Gymnasiallehrer Sachsens wohl eine entschiedne Besserung in der hier angeregten Beziehung hoffen. Das Prinzip der Alterszulagen erscheint ja dem Ministerium, nach einer Verordnung an die Schulkommissionen der Realschulen aus dem Dezember 1881 zu schließen, als ein ansprechendes. Auch in Landtagskreisen ist nach uns gewordnen Mitteilungen die Bereitwilligkeit zur Berücksichtigung der eigentümlichen Verhältnisse des Gymnasiallehrerstandes nicht mehr zu bezweifeln. Die günstige Finanzlage des Staates würde sie als sehr wohl ausführbar erscheinen lassen.

Möchten diese Hoffnungen nicht trügerisch sein! Nicht nur das Interesse der unmittelbar beteiligten kommt dabei in Frage, sondern auch das Gedeihen des höhern Unterrichts überhaupt, also ein allgemeines Interesse. Denn wer hat schließlich den Schaden davon, wenn sich ein beträchtlicher Teil der höhern Lehrerschaft des Landes unter materiellem Druck dauernd im Zustande des Unbehagens und der Unzufriedenheit befindet?

Ländliches Tanzvergnügen. In manchen preußischen Provinzen sind die Verwaltungsbehörden seit Jahrzehnten darauf bedacht, den Wirtshaustanz nach

Möglichkeit einzuschränken. So z. B. dürfen die ländlichen Gastwirte nur einmal im Monat Tanzmusik veranstalten, und fällt in den Monat ein Vereinsfest, ein patriotisches Fest oder eine andre außerordentliche Festlichkeit mit Tanz, so wird sie als jene einmalige erlaubte Tanzlustbarkeit in Rechnung gebracht und eine zweite nicht bewilligt. Selbst die Kirmes macht keine Ausnahme: auch im Kirmesmonat ist nur einmal Tanzmusik gestattet. Schon vor mehr als zwanzig Jahren wurde verordnet, daß alle Kirmessen des Kreises in einem Monat abgehalten werden sollten, und einzelne Behörden haben sogar versucht, sie in eine Woche zusammenzudrängen. In den städtischen Wirtschaften dagegen darf an allen Sonntagen des Jahres mit Ausnahme des Oster- und Pfingstsonntages getanzt werden. Man darf bezweifeln, ob das an sich löbliche Streben, die Vergnügungssucht einzuschränken, an der richtigen Stelle in Wirksamkeit tritt.

Die Landleute, Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd samt dem herrschaftlichen Gesinde, arbeiten sieben Monate des Jahres von früh vier Uhr bis abends acht Uhr fast ununterbrochen, sodaß sie einschlafen, sobald sie ihre Abendsuppe verzehrt haben. Dafür ist ihnen dann Sonntags eine Erholung zu gönnen, die der Vornehme gar nicht braucht, weil er sich täglich beim „Diner," in der Abendgesellschaft, im Theater u. s. w. erholt. Der Bauer und die Bäuerin sind nun am Sonntag schon zufrieden, wenn sie früh ihr bißchen Kirchenschlaf haben (den man namentlich der Bäuerin nicht verargen darf, weil sie sich mit Besorgung des Viehes halb tot geradert hat, ehe sie in die Kirche geht), nachmittags aber er beim Glase Branntwein und sie beim Schälchen Kaffee sitzen können. Junges Volk jedoch, das sich mit einem Sitzvergnügen begnügte, wollen wir uns beileibe nicht wünschen! Denn Burschen und Mädel, die nicht das Bedürfnis fühlen, zu jauchzen und zu hopsen, denen es nicht in allen Gliedern kribbelt, juckt und zuckt, sobald sie einmal nichts zu arbeiten haben, die sind so wenig gesund, wie ein Kalb oder Füllen, das den ganzen Tag regungslos daliegt. Lustigkeit ist die naturnotwendige Äußerung der Gesundheit und Jugendkraft, und wo die Äußerung fehlt, da fehlt die Sache. Nun ist es gewiß eine merkwürdige Einrichtung, daß eine natürliche Lebensäußerung bloß aller vier Wochen einmal gestattet sein soll. Aber, wird man einwenden, muß es denn gerade Wirtshaustanz sein? Nun, die gymnastischen Spiele der Griechen oder die spanische Tertulia: zwanglose, allabendliche Zusammenkunft der Nachbarn im Garten oder Hofraum, wo die Alten plaudern, die Jungen tanzen, und wo nichts getrunken wird als Wasser, oder der altdeutsche Ringelreigen um die Dorflinde wäre mir auch lieber, und eine allmähliche Umgestaltung der Volkssitte nach dieser Richtung hin ist gewiß nicht unmöglich. Allein vorläufig stehen der eingewurzelte Geschmack, der „ruhestörende Lärm"-Paragraph, der Umstand, daß die Knechte und Mägde nicht mehr als Familienmitglieder behandelt werden, noch für lange im Wege. Dazu unser Klima! Als die deutschen Jünglinge noch nackt ihren Schwertertanz aufführten und nackt sich im Schnee wälzten, da freilich hatten ein paar Regentropfen nichts zu bedeuten. Heute würden sie dem Dorfstutzer seine gestärkten Manschetten und der Kuhmagd ihren cul de Paris verderben. Die moderne Geselligkeit ist nun einmal in die Kneipe gebannt, ausgenommen die der wenigen Glücklichen, die ihren eignen „Salon" haben. Es ist wahr, der ländliche Tanzboden mutet Sonntags abends um elf Uhr nicht sehr ästhetisch an und eignet sich vielleicht auch nicht zur Tugendschule für junge Mädchen. Aber wie bei Geheimrats kann es dort eben weder aussehen noch riechen, und ob die Unterhaltung angeheiterter Knechte unmoralischer ist als manche vornehme Lektüre, das mag dahingestellt bleiben; in der größern Aufrichtigkeit wenigstens liegt das Unmoralische gewiß nicht.

Mit dieser Fürsprache für die tanzlustige Dorfjugend soll natürlich nicht etwa das cäsarische „Brot und Spiele“ empfohlen werden oder gar das Rezept Metternichs: den Geist des Volkes im Phäakentum zu ersäufen. Sondern ich denke nur an ein Sprüchlein aus der Zeit, da merry old England puritanisch wurde: All work and no play makes Jack a dull boy:

Der Michel ist ein trüber Wicht,
Weils ihm an jedem Spaß gebricht.

Mit einem solchen trüben Wicht geschieht von drei Dingen eins. Entweder er wird ein schlapper Mensch, der uns weder auf dem Schlachtfelde noch im gewerblichen Wettkampf Lorbeeren holt. Oder die an der natürlichen Äußerung verhinderten Lebenskräfte wühlen und bohren inwendig und machen aus dem harmlosen Burschen einen giftigen Fanatiker oder einen verbissenen Verschwörer. Daß alle zurückgedrängte Spannkraft sich in nützlichem Schaffen entladen sollte, ist nicht zu erwarten, denn der Durchschnittsmensch ist weder ein Held noch ein Heiliger. Shakespeares Cäsar will fette Leute um sich sehen; jede verständige Regierung aber wird sich ein fröhliches Volk wünschen, das ist ein zufriedenes, glückliches und gesundes Volk. Außerdem: je seltener die natürliche Lustigkeit der Jugend und des Volkes Gelegenheit hat, sich in allerlei Äußerungen zu üben, desto täppischer und gröber fällt es aus, wenn sie es einmal wagen darf. Hie und da machen sich die gewaltsam zurückgedrängten Lebensgeister wohl auch in einem viehischen Verbrechen Luft.

Die Zusammendrängung der Menschen und die Verwicklung der Verhältnisse bringen ja Einschränkungen aller Art mit sich, in der Stadt noch mehr als auf dem Lande. Schon Goethe bedauerte die armen Kleinen Weimars, die sich bei ihren Spielen vor der Polizei fürchteten, und beklagte es, daß kein Bursche mehr mit der Peitsche knallen dürfe (Gespräch mit Eckermann am 12. März 1828). Wenn ich früh um ein halb sechs Uhr einen Bäckerjungen durch die Straße pfeifen hören könnte, so würde ich mich dreimal freuen. Erstens, weil zur frischen Morgenluft ein frischer Pfiff gar trefflich paßt und die muntere Arbeitsstimmung erhöht. Zweitens, weil ich denken müßte: Wackerer Bursche, der die Müdigkeit der durchwachten und durchschwitzten Nacht sich wegpfeift! Möge ihn die Plage seines Berufes niemals zum Hypochonder machen! Drittens, weil ich ja dann nicht mehr taub wäre. Aber die Honoratioren im Städtchen denken anders. Sie sind alle mit einander nervös. Die Fliege an der Wand ärgert sie, wie viel mehr ein fünf Schuh langer Junge, der pfeift oder springt. Auch haben sie alle viel Nachtarbeit im Verein und im Klub und wollen im Morgenschlaf nicht gestört sein. Und so entladet sich denn zuerst ein polizeiliches Donnerwetter über den frevlen Honoratiorennervenpeiniger und dann noch ein publizistisches im Klatschblättchen des Ortes. In der Zeit meiner Kinderjahre pflegten Lehrjungen und Schüler des Abends Arm in Arm singend durchs Städtchen zu ziehen. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal schon im Bett lag und die Mutter mir sagte: Hör doch, was für ein schönes Lied die singen! Als Gymnasiast bin ich mit meinen Kameraden zwar nicht mehr durchs Städtchen, aber im Freien stundenlang singend, mitunter auch brüllend umhergezogen. Heute würde die ganze Polizei der Schlag rühren, wenn einmal Gesang in den Straßen ertönte. Aber auch im Freien hört man keinen. Trifft man einmal Gymnasiasten außerhalb der Stadt, was nicht oft vorkommt, so schreiten sie — natürlich in Glaceehandschuhen — als gesetzte junge Herren neben einander her, im Flüstertone sich unterhaltend. Als vor ein paar Jahren der Kultusminister öftere Schülerspaziergänge angeordnet hatte, machte die Masse, in der der Einzelne

sich bewegte, und die Erlaubnis des Lehrers wieder Mut, und auf dem Heimmarsch sang die lustige Bande aus vollem Halse. Aber diese Spaziergänge haben aufgehört, und so ists denn wieder still geworden.

Was insbesondre die Kirmes betrifft, so greift deren Beschränkung sehr tief ins Volksleben ein. Nach der siebenmonatlichen Sommerkampagne ist eine gründliche Ruhe das Natürlichste von der Welt. Und da die Pferde ebenfalls frei sind, so will man sich gegenseitig besuchen, mit Vettern und Freunden, die auf andern Dörfern wohnen, die Erlebnisse und Erfahrungen des Jahres besprechen und des Erntesegens sich freuen. Jede Hausfrau empfängt aber Gäste dann am liebsten, wenn sie gerüstet ist, und in keiner Zeit des Jahres ist sie es besser als bei der Kirmes: da werden Kuchen gebacken, da wird das beste Schwein geschlachtet und frische Wurst gemacht, da ist die Kammer voll Obst, da liegen die gerupften Enten und Gänse und der gespickte Hase fertig für die Bratpfanne da, und den jungen Leuten kann man ein Tanzvergnügen im Kretscham bieten. Die Alten gehen gern selbst auf ein Stündchen mit hin, denn beim Tanze sieht man am besten, welche Paare äußerlich zusammen passen, und der Bauer ist stolz, wenn „Seine“ sich einmal herumschwenken läßt und dabei sich recht stattlich ausnimmt. Müssen aber alle Dörfer ihre Kirmes in demselben Monat oder gar in derselben Woche feiern, dann wird diese Besuchsrunde zerrissen; zum Teil unterbleiben die Besuche, zum Teil fallen sie in Zeiten mangelhafter Zurüstung, wodurch Wirten wie Gästen das Vergnügen verdorben wird. Vor allem aber thun mir die alten Tagelöhnerweiber leid. Diese pflegten ehedem zur Kirmes alle Bauern in den benachbarten Dörfern heimzusuchen, bei denen sie jemals im Leben gearbeitet hatten, dazu ihre zahlreichen Vettern, denn irgendwie sind sie mit jedem Hofe vervettert, auf dems was zu holen giebt. Und das war ihre Winterversorgung. Acht Wochen fraßen sie sich herum, acht Wochen lebten sie von dem, was sie in Säcken und Sacktüchern zusammengeschleppt hatten, und acht Wochen lagen sie im Bett oder auf der Ofenbank, bloß mit Verdauung beschäftigt; denn sie haben alle ausgezeichnete Magen (daß sie Brettnägel verdauen, hat mir eine fünfundsiebzigjährige Mutter selbst versichert), und so können sie denn auf Vorrat essen. Nach Ablauf von zwölf Wochen ist der böse Winter vorüber, und sie gehen wieder Haus, Hof und Kinder hüten, während die Bäuerin auf dem Felde oder in der Küche beschäftigt ist. Diese Art Altersversorgung entspricht nur wenig jenem Ideal eines allumfassenden Gefüges strenger Rechte und Pflichten, das uns Ronald Keßler in seinen schönen Abhandlungen entwickelt hat; aber dafür ist sie äußerst gemütlich; und ich muß gestehen, bei der Aussicht auf eine starre Rechtsordnung, aus der alle Gemütlichkeit verbannt wäre, könnten mich Selbstmordgedanken beschleichen, von denen ich sonst gerade nicht geplagt werde.

Die Polizei sorge für Ordnung, verhüte Unfälle und verfolge den Verbrecher, aber — sagt Goethe in dem oben erwähnten Gespräch — sie störe das Vergnügen nicht oder, wollen wir lieber sagen, störe es so wenig, als die schwierigen Verhältnisse unsrer Zeit es nur irgend gestatten.

Zum papiernen Stil. Frühere Erzähler behalfen sich, wenn sie Gespräche berichteten, mit dem alltäglichen Wortvorrat: sagte, sprach, entgegnete, bemerkte er u. s. w., wenn sie es nicht vorzogen, sich und dem Leser solche Wendungen gänzlich zu ersparen, wozu allerdings besondre Kunst der Charakterzeichnung und der Führung von Rede und Gegenrede erforderlich war. Die Modernsten dagegen schwelgen förmlich in ebenso ungewöhnlichen als sprachlich unzulässigen Umschreibungen

jener Ausdrücke. Es mag Zufall sein, daß wir dieser Eigentümlichkeit gerade bei hochgebornen Romanschriftstellern begegnen, so bei einem Baron Roberts, der „äußerm Vernehmen nach“ zu den besten Erzählern der Gegenwart gehören soll, und bei einer Gräfin Schwerin; allein es wäre auch denkbar, daß diese ihre bevorzugte Stellung durch das Vermeiden schlicht bürgerlicher Wendungen glauben wahren zu müssen. Auf einigen wenigen Druckspalten merkten wir, einmal aufmerksam geworden, an: „Gertrud, ich bitte Sie, wehrte Ida ab.“ — „Darf man wissen? wandte sich Klaus an sie.“ — „O, sehr viel unüberlegtes, schnitt Ida jede weitere Antwort ab.“ Außerdem wird erklärt, bestimmt, bestätigt, gehaucht, geflüstert, einigemal sogar etwas gesagt, auch gleitet ein Wort über die Lippen.

Man wird den Wunsch, mehr aus diesem Born zu schöpfen, begreiflich finden. Zum Glück waren noch mehrere Nummern desselben Blattes zur Hand, die reiche Ausbeute gewährten. „Ja Herzchen, zögerte Frau von Meerstedt.“ — „Ein Gerücht, beruhigte der Rat.“ — „Sagen Sie es, drängte sie.“ Und so weiter „entschuldigte der Fremde,“ „bestürmte Ida,“ „tröstete der Rat,“ „neckte Klaus,“ „klagte Frau v. M.,“ „schmollte Ida,“ „brummte der Major,“ „brauste Ida auf,“ „knurrte Herr v. L.,“ „verwies sie Ida,“ „gab er zu,“ „entschuldigte sich Gertrud,“ „begütigte Ida,“ „lächelte er,“ „stellte sie vor,“ „scherzte, tadelte, leitete die Unterhaltung ein, beharrte, bewunderte, warf hinein, versuchte zu scherzen, schmeichelte“ bald dieser, bald jene.

Wenn das Leutnant Riccaut lesen könnte, würde er seinen bekannten Ausspruch so verbessern: „Was ist die deutsch Sprak für ein reich Sprak, für ein bequem Sprak!“

Ethymologisch. Eine mit Recht geschätzte Schriftstellerin, Frau v. Ebner-Eschenbach, eröffnet in einer neu gegründeten Wochenschrift eine Reihe von „Aphorismen“ mit folgendem Satze: „Die Vornehmen — ethymologisch (th!) diejenigen, die vor allen andern nehmen, und merkwürdigerweise zugleich die Bezeichnung für Adelige, das heißt: Edle.“ Das ist, wie man zu sagen pflegt, geistreich, aber gänzlich falsch, wie die Verfasserin gefunden haben würde, hätte sie das erste beste Wörterbuch der deutschen Sprache zu Rate gezogen, anstatt „Ethymologie“ auf eigne Hand zu treiben. Wir berühren dies nicht, um zu kritteln, sondern um die Leichtherzigkeit darzuthun, womit in Deutschland auch vornehme Schriftsteller — zu denen wir Frau v. Ebner ohne Rücksicht auf ihren Adelstitel meinen rechnen zu dürfen — in sprachlichen Dingen vorgehen. Wenn bei der nächsten Volkszählung erhoben würde, wie viele schriftstellerisch thätige Deutsche ein Wörterbuch ihrer Muttersprache besitzen und benutzen, so käme wahrscheinlich eine lächerlich kleine Ziffer heraus. Wozu auch? Die Sprache glauben sie ja zu kennen, und in Zweifelsfällen entscheiden sie nach Gutdünken. In einer alten Berliner Posse sang eine Köchin, die nicht sagen sollte: „Ick liebe dir“:

Wie, wenn ick lieb', es heeßen muß
Zu fragen erst den Heinsius,
Wär' um die Liebe schade.

„Wie, wenn ich schreib', es heißen muß, zu fragen erst . . . wär' um die Zeit schade,“ denkt leider oft nicht nur der fingerfertige „Tagesskribent.“

Viktor Hugo und Bismarck. In Nr. 27 der Grenzboten brachten wir eine Kritik des Fürst-Bismarck-Gedenkbuches von Horst Kohl, die auch eines Briefes von Viktor Hugo an Bismarck gedachte und starke Zweifel an der Echtheit dieses Briefes äußerte. Aus Weimar wird uns nun geschrieben: „Dieser Brief, den Kohl aus einer französischen Zeitung ins Deutsche übersetzt zu haben scheint, ist deutschen Ursprungs und ist zuerst bei Gelegenheit von Bismarcks siebzigstem Geburtstag in der Weimarischen Zeitung erschienen. Die Weimarische Zeitung aber hatte ihn der — Bierzeitung einer lustigen Gesellschaft entlehnt! Nach dem Abdruck in vielen deutschen und französischen Zeitungen zu urteilen, scheint die Welt gründlich düpirt worden zu sein. Die Parodie ist ja auch ganz gelungen."



Litteratur

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1890

Ein theologischer Roman oder besser ein Theologenroman. Die Gattung ist in katholischen Ländern schon vertreten: Ferdinand Fabre hat sie in Frankreich geschaffen, die Wienerin Emil Marriot hat auch Klerikernovellen geschrieben, gewiß ohne den Vorgänger Fabre zu kennen, dem sie an Wissenschaft natürlich nicht gleichkommt. Auch Jordan hat in seinen „Sebalds" Theologen, und zwar protestantische, wie jetzt Kretzer, zu Helden gewählt, aber nicht als Realist, sondern nur um auf diesem Wege sein optimistisch-materialistisches Glaubensbekenntnis bequemer zugänglich zu machen. Mit Jordan gemein hat Kretzer nur den scharfen Gegensatz gegen die Orthodoxen, gegen die Kreuzzeitungspartei, die die Religion gepachtet zu haben glaubt, sie von den Wechselbeziehungen zur Wissenschaft ausgeschlossen wissen will und rücksichtslos, auch sehr wenig wählerisch in der Wahl ihrer Mittel ist. Aber Kretzer begnügt sich, zum Unterschiede von den Abhandlungen in Jordans Romanen, mit kurzen, geschickt in die Handlung verwebten Darstellungen seines Christentums, das alle positiven Glaubenssätze über Bord wirft und sich mit der Verherrlichung, Durcharbeitung und Verbreitung des ausschließlich ethischen Gehaltes der Religion der Liebe begnügt. Wie Leo Tolstoi, an den seine Formel: „Widerstrebe nicht dem Übel" sehr lebhaft erinnert, hofft Kretzer von der Verwirklichung seiner christlichen Lehre auch eine leichtere Lösung der sozialen Frage. Soviel von dem Gehalt der Kretzerschen „Bergpredigt."

Ästhetisch betrachtet hat sie mehr Schwächen als Vorzüge. Sie ist ein Tendenzroman, gerichtet gegen Stöcker, der doch wohl im Hofprediger Bock konterfeit sein soll, und gegen die „innere Mission" Berlins, deren Wert Kretzer zwar grundsätzlich nicht gering schätzt, deren Vertreter und Agitatoren er aber als Tartüffes hinstellt. Die Tendenz wollen wir, nach den letzten politischen Ereignissen, gewiß nicht tadeln, aber sie entschädigt uns nicht für die poetische Schwäche der Romanhandlung; denn

am Ende ist doch eine Romanform dazu da, um etwas künstlerisch Bedeutsames zu bieten. Für den Satiriker und Sittenschilderer ist der leidenschaftliche Parteimann Stöcker jedenfalls ein wertvoller Stoff, nur soll der Dichter sich seinerseits der Wirklichkeit gewachsen zeigen. Stöcker, der mit dämonischer Energie von einer Volksversammlung zur andern eilt, mit außerordentlicher Rednergabe die Menschen aufzurütteln versteht, mit aller Welt anbindet, in tausend Formen thätig ist, vor keinem Mittel des Kampfes in der Politik zurückscheut, ist doch, ästhetisch genommen, ein viel großartigerer Mann als Kretzers Hofprediger Bock, der sehr ungeschickt und roh gegen den Idealtheologen Konrad Baldus Intriguen spinnt und sich dabei blamirt. Die im Genrehaften heimische Kunst Kretzers hat für solche Erscheinungen keine ausreichende künstlerische Fähigkeit. Darum fehlt auch seiner „Bergpredigt" die richtige Wucht und Größe des Satirikers. Rein als Dichtung wirkt sie durch die sehr häßliche Intrigue, um die es sich dreht, nichts weniger als erfreulich. Obwohl sich Kretzer schon vielfach vom Naturalismus losgesagt hat, muß er doch noch einige Schritte vorwärts machen, um ganz auf der Höhe einer Aufgabe zu stehen, wie sie diese „Bergpredigt" stellt. Indes, so lange es sich nur um das treu nach dem Leben gezeichnete Genrebild handelt, ist er auch hier glücklich. Einige Typen des Pastorentums hat er sehr hübsch gezeichnet. Zunächst die Gestalt des tapfern, humoristischen, urwüchsigen, grundehrlichen und gescheiten Landpastors Bläsel, der sich durch keinen Oberhofprediger, durch kein Konsistorium einschüchtern läßt, ein fest in sich selbst ruhender Charakter, der sich sogar ins eigne Fleisch schneidet, sein eignes Kind streng verurteilt, wenn es seinem redlichen Sinne zuwiderhandelt. Bei solch einem Manne geht den Menschen das Herz auf. Ein entgegengesetzter Typus ist der Bruder des Helden, Konrad, ein Handwerker des Pastorenberufs, ohne wahre innere Religion. Wie ein Beamter, erfüllt er trocken, nur aufs Einkommen bedacht, seine Berufspflichten, über die tiefen Fragen der theologischen Wissenschaft zerbricht er sich nicht den Kopf, wenn er nur sein gutes Essen hat; dabei steht er unter dem Pantoffel seiner Wirtschafterin. Poetisch bedeutend ist die Figur des alten Baldus, der von dem Buche seines freier gesinnten und wahrhaft begeisterten Sohnes Konrad, der „Bergpredigt," am Ende seines Lebens in schwere Zweifel gestürzt wird. Als er sich vor Augen hält, wie wenig seine Thätigkeit als Pastor die um ihn heranwachsende Menschheit eigentlich gebessert hat, verzweifelt er an sich. Aber er stirbt im Glauben an das Christentum seines Sohnes. Daß Kretzer auch das niedere Volk Berlins zutreffend, wenn auch wenig erquicklich, wie es in Wahrheit ist, zu schildern versteht und zahlreiche humoristische Lichter anbringen kann, versteht sich von selbst. Im ganzen wieder eine Dichtung, die nur gemischte Empfindungen hervorruft.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Friedenshoffnungen

Geraume Zeit ist der Wunsch, daß es Friede bleiben möge, so allgemein und so lebhaft er auch in den Nationen ist, die im Dreibunde vereinigt sind, zusammengehalten mit den Beobachtungen in andern Kreisen, mit denen zu rechnen war, wenig mehr als ein frommer Wunsch gewesen, und mehr als einmal schien es, als ob bei seiner Erwägung die Gründe, die seine Erfüllung hoffen ließen, leichter wögen als die Zweifel und Befürchtungen. Jetzt, wo das Jahr sich dem Ende zuneigt, will es scheinen, als ob sich die Lage der Dinge bedeutend gebessert hätte und als ob unser Wunsch nach Erhaltung des Friedens berechtigt wäre, sich nicht bloß in Hoffnung, sondern in Zuversicht zu verwandeln, und zwar nicht bloß für den Augenblick, sondern für längere Dauer. Das liest sich zunächst aus der Thronrede heraus, mit der in voriger Woche der deutsche Reichstag eröffnet worden ist. Kein Geringerer als unser Kaiser giebt uns diese Versicherung, wenn er ausdrücklich sagt, daß die befreundeten Monarchen unter sich einig seien, den Frieden nach Kräften zu wahren, daß das Vertrauen auf die ehrliche Friedensliebe Deutschlands befestigt sei, und daß er sich für berechtigt halte, zu glauben, der Frieden werde auch im nächsten Jahre fortdauern. Zwar ist nur von den Monarchen die Rede, und die Befestigung des Vertrauens auf die Friedensliebe Deutschlands geht offenbar nur auf den Besuch des Zaren, auch beschränkt sich die Thronrede mit ihrer Berechtigung zu dem Glauben an Erhaltung des Friedens auf das nächste Jahr. Aber wenn die Monarchen mit Einschluß des Zaren den Friede wollen, so wird die Republik im Westen ihn nicht zu brechen wagen, und jedes Jahr, das seiner Dauer hinzutritt, muß weitere Dauer wo nicht verbürgen, doch mit größerer Zuversicht erwarten lassen.

Von dem lange verzögerten, endlich doch erfolgten Gegenbesuche des Zaren in Berlin wurde nicht viel erwartet. Gleichwohl scheint es, als sei es dabei zu einer gewissen Verständigung gekommen. Was insbesondre die Unterredung unsers Reichskanzlers mit dem Kaiser Alexander betrifft, so ist darüber allerdings nichts Bestimmtes in die Öffentlichkeit gedrungen, aber ein Teil dessen, was darüber berichtet wurde, verdient als wahrscheinlich angesehen zu werden. Dahin gehört zunächst die Mitteilung, daß der Zar dem Fürsten Bismarck seinen Dank für sein Auftreten gegen die Anarchisten in der Schweiz ausgesprochen und dabei bemerkt habe, diese Frage verbinde überhaupt alle Monarchien, und der Fürst könne ihm dazu von großem Nutzen sein. Diese Äußerungen erinnern an ähnliche, die in den ersten Jahren nach 1870, als der Kommuneaufstand die Welt erschreckte und die Internationale in Deutschland, Österreich und Rußland zu gemeinsamen Gegenmaßregeln aufforderte, zu denen von Berlin aus angeregt wurde, von Seiten des Vaters des Zaren ergingen und seine lebhafte Anerkennung der Solidarität der Monarchien gegenüber den anarchischen Parteien bekundeten. Ferner dürfte dahin die Nachricht gehören, daß der Zar dem Fürsten die Meldung der deutschen Blätter von dem Berichte Obrutschews als auf Mißverständnis beruhend bezeichnet habe. Ganz naturgemäß sei es doch, daß der Chef des Generalstabes der russischen Armee sie und das Reich so stark als nur möglich zu machen strebe, und wenn er darüber alljährlich seinem Kaiser Bericht erstatte, so sei dies in Deutschland gleichfalls Gebrauch. Glaubwürdig ist sodann, daß die Frage der Rüstungen nicht weiter zur Sprache gekommen und daß Erklärungen über die Stellung Deutschlands zu Österreich-Ungarn vom Zaren nicht verlangt und vom Fürsten nicht gegeben worden seien. Ob man zu einem Einvernehmen bezüglich derjenigen besondern internationalen Fragen gelangt ist, die den Keim zu Zerwürfnissen des Dreibundes mi Rußland einschließen könnten, d. h. zu einem Abkommen über die Angelegenheiten, die die Zukunft der Balkanstaaten betreffen, ist nicht bekannt. Da diese Dinge aber für die Erhaltung des Friedens von größter Bedeutung sind, so ist anzunehmen, daß über sie verhandelt worden ist, und daß die Besprechung zu dem befriedigenden Ergebnis geführt hat, das die Thronrede andeutet. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam der Kaiser Alexander mit der Besorgnis nach Berlin, die leitenden Politiker des Dreibundes könnten eine ihnen günstig vorkommende Gelegenheit ergreifen, Rußland im Südosten vor die Kriegsfrage zu stellen, oder Deutschland könnte im Hinblick auf gewisse militärische Aussichten einen Krieg mit Frankreich vom Zaune brechen und Rußland nötigen, sich über die Teilnahme an einem solchen zu entscheiden. War dies in der That der Fall, so ist zu vermuten, daß es in beiden Beziehungen gelungen ist, dem Zaren seinen Argwohn zu benehmen, und das wird in Bezug auf die Balkanfragen dadurch geschehen sein, daß Fürst Bismarck sich im Sinne der Erklärungen geäußert hat, die er in seiner Rede vom

6. Februar 1888 vor dem Reichstage abgab, und die im wesentlichen darauf hinausliefen, die deutsche Politik stehe diesen Fragen und namentlich der bulgarischen objektiv gegenüber. Und das ist heute wie zur Zeit jener großen Rede die Wahrheit, was auch die Blätter fabeln, die jetzt wie damals das Interesse der bulgarischen Machthaber vertreten. Eins dieser Organe behauptete vor kurzem, schon deshalb, weil alle realpolitischen Auffassungen mit der Veränderung der Dinge wechselten, könnte nicht die Rede davon sein, daß der deutsche Reichskanzler gegenwärtig über Bulgarien noch so denke wie vor anderthalb Jahren. Nun wird zwar der Reichskanzler ohne Zweifel immer bereit gewesen sein, seine Ansichten im Hinblick auf die Entwicklung der Dinge zu ändern, nur unterläßt das Blatt, uns zu sagen, wie er auf diesem Wege dahin hätte gelangen müssen, sich für den Prinzen von Koburg und das Regiment seiner Herren Minister zu begeistern und sich irgendwie der Meinung zu nähern, es sei gestattet oder geboten, einem selbständigen Leben der Bulgaren gegen das vertragsmäßige Recht und die wohlerworbenen Ansprüche Rußlands Vorschub zu leisten.

Wie dem allen auch sei, gewiß scheint bis auf weiteres, daß die Reise des Zaren nach Berlin zu einer Besserung des bisherigen Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland geführt hat. Sie hat bei uns die Überzeugung befestigt, daß der Zar für seine Person den Frieden liebt und will, und daß er verständiger Vorstellung zugänglich ist. Sie hat seine Besorgnisse verscheucht oder doch gemindert, sein Vertrauen auf den guten Willen des Lenkers der deutschen Politik gestärkt, und sie wird nicht verfehlen, auch auf die Parteien zu wirken, die in Rußland neben dem Träger der Krone Politik zu machen streben und bisher andern Anschauungen huldigten als er. Welche andern Ergebnisse die Begegnung der beiden Kaiser auch haben mag, hier kann sie vor der Hand nur ein erfreuliches haben: sie muß schlechterdings dazu beitragen, den Haß einflußreicher russischer Kreise gegen Deutschland, der, in den letzten Jahren fortdauernd gestiegen, vor kurzem fast unlenkbar, ja fast unaufhaltsam geworden zu schein schien, wieder zu beschwichtigen und unter seine Dämme zu bannen. Es giebt eine öffentliche Meinung in Rußland, aber noch ist der Zar ihr gegenüber eine Macht und ein Beispiel und Muster. Vermag er aber einmal die wieder gestiegne Flut nicht mehr zu bändigen, wie sein Vater und Vorgänger auf dem Throne dies vor dem letzten Türkenkriege nicht mehr vermochte — nun denn in Gottes Namen, so werden wir und unsre Freunde im Dreibunde dafür sorgen müssen und zu sorgen wissen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Für jetzt und die nächste Zeit ist solche unliebsame Pflicht nicht zu befürchten. Freuen wir uns dessen, aber hüten wir uns, über den Friedenshoffnungen die Hände in den Schoß zu legen und die Augen vor der Möglichkeit zu schließen, daß wir uns mit ihnen täuschen.

Wir knüpfen hieran noch eine andre Betrachtung. Die Balkanfrage ist und

bleibt die wichtigste für die Freunde des Friedens, aber lediglich deshalb kümmert sie uns Deutsche. Unmittelbar geht sie gleich der ganzen orientalischen Frage, deren vornehmstes Glied sie seit 1878 ist, außer der Pforte und Rußland nur Österreich und England an. In Betreff Rußlands können wir hier nur wünschen, daß es sich unter Festhaltung seiner im Berliner Frieden begründeten Ansprüche auf Einfluß der Beunruhigung Bulgariens durch Sendlinge fernerhin enthalte — wohlgemerkt, nur wünschen, und zwar im Interesse Rußlands selbst, weil solche Aufwiegelung sich als nutzloses Bemühen erwiesen hat. Mit Österreich sind wir verbündet, aber nur zur Verteidigung gegen einen Angriff, nicht zur Mitwirkung bei Eingriffen, sei es diplomatischer oder sei es militärischer Natur, über seine Grenzen hinaus, an die übrigens gegenwärtig in Wien nicht gedacht wird. Sonst sind wir in Bezug auf die serbischen und bulgarischen Angelegenheiten und ebenso hinsichtlich andrer Gebiete der orientalischen Frage bei nichts interessirt und zu nichts verpflichtet, als bei dem und zu dem, was uns infolge unsrer Beteiligung am Berliner Vertrage obliegt und wozu uns der Wunsch, den Frieden im allgemeinen gewahrt zu sehen, berechtigt und verpflichtet. Ganz und gar fern liegt uns eine Rolle, wie sie Frankreich vor dem Jahre 1870 und 1870 selbst, zuletzt in der Frage der Besetzung des spanischen Thrones, gespielt hat. Serbien und Bulgarien mögen innerhalb der Grenzen der Berliner Abmachungen thun, was ihnen gut und nützlich dünkt, und es ist uns gleichgiltig, ob dort die Dynastie des schwarzen Georg oder die Familie Obrenowitsch auf dem Königsthron sitzt oder ob der Fürst Alexander oder Ferdinand heißt, wenn er nur seine Pflicht und Schuldigkeit gegen Europa, d. h. gegen dessen Vertreter, die Großmächte, und deren in Berlin vertragsmäßig ausgesprochnen Willen thut. Wenn durch die Revolution von Philippopel, die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien und durch Nichteinholung der Bestätigung der Wahl des Koburgers in Sofia, zu der die Großmächte ihre Einwilligung zu erteilen hatten, dagegen verstoßen worden ist, so haben wir das als Rechtsbruch stillschweigend gemißbilligt, und weder ein Großbulgarien noch ein Fürst Ferdinand an seiner Spitze existirt für uns; aber zu irgend welchem Einschreiten dagegen konnten wir uns nicht berufen finden.

So viel über unsre Stellung zu den Fragen, die zunächst zu einem Kriege führen könnten. Englische Blätter wollten wissen, daß in diplomatischen Kreisen Petersburgs vom Ausbruch eines solchen im nächsten Frühjahr die Rede gewesen sei, und wollten dieses Gerücht für glaubwürdig schon deshalb ansehen, weil der bewaffnete Friede die Nationen Europas unerträglich belaste. Wir Deutschen fühlen diese Unerträglichkeit nicht, geben aber die Schwere der Last zu, so sehr sie auch durch die Überzeugung erleichtert wird, daß der Heeresdienst für die Nation eine Schulung zu höchst wertvollen Tugenden sei. Andre Völker aber mögen ja anders empfinden. Die Friedensstärke der Heere ist jetzt allenthalben wohl das Doppelte ihrer Kriegsstärke vor fünfzig Jahren, und

die bloße Unterhaltung von Festungen, Artillerieparks, Zeughäusern, Kavallerieställen und Panzerschiffen verschlingt ungeheure Summen. Noch mehr aber ist der Verlust zu beklagen, den der Volkswohlstand dadurch erleidet, daß der Exerzierplatz und das Manöverfeld viele Hunderttausende von Armen der Arbeit und dem Verdienst auf dem Acker und in der Werkstatt entziehen, was um so schwerer gefühlt wird, als wir in einer Zeit leben, deren Gedanken mehr denn je auf fleißiges Erwerben gerichtet sind. Die Heere wachsen mit jedem Jahre und mit ihnen die Anleihen und Schulden. Werden sie bei schon stark verschuldeten und schwer besteuerten Staaten wie Frankreich und Rußland wenig oder auch nur noch lange wachsen können? Werden solche Staaten sich nicht bald gezwungen glauben, dem mit Erschöpfung drohenden Zustande mit einem Kriege, dessen Ausgang im ungünstigsten Falle nicht viel mehr kosten kann als der jetzige bis an die Zähne gewaffnete Friede, während ein Sieg die ungeheure Rüstung zu lohnen oder doch zu verzinsen verspricht, ein schleuniges Ende zu machen? Sodann ist in Betracht zu ziehen, daß in Rußland wie in Frankreich ein Grund oder wenigstens ein Vorwand zum Streite mit den Waffen vorhanden, gleichsam gar geworden und immer zur Hand ist. Der Zar würde, wenn er kampflustig wäre, vor sich die Überlieferung aus den Tagen seiner Vorfahren mit deren Eroberungen auf dem Wege nach Stambul sehen und hinter sich den Deutschenhaß weiter russischer Kreise, die abergläubische Einbildung seiner byzantinischen höhern und niedern Popenschaft, sie seien berufen, den westlichen „Heiden" das wahre Christentum aufzunötigen, den ähnlichen Aberglauben der Slawophilen, die Weltherrschaft gehöre dem Volke im Osten, und den Ehrgeiz seiner Generale. In Frankreich dürstet das Volk, soweit es in politischen Dingen laut wird, nach Rache für Sedan, nach Wiedergewinn der verlornen Provinzen und nach Zurückeroberung der alten Stellung in Europa. Das sind Gründe der Beunruhigung, die sich auch dem nicht scharfblickenden Beobachter aufdrängen. Indes ist nicht so leicht zu sehen, ob die darin liegende Gefahr im Laufe dieses Jahres gewachsen ist. In Frankreich spricht manches für das Gegenteil. Boulanger trat in den Vordergrund infolge der Meinung, daß er der keckste Draufgeher der französischen Armee sei, und daß er sich, wenn der Tag der Abrechnung mit Deutschland anbreche und es notwendig erscheine, die Soldaten mit Zuversicht auf raschen Sieg zu erfüllen, als glänzende Persönlichkeit dazu empfehlen werde, sie als ein zweiter Bonaparte zu begeistern. In Paris wie in der Provinz dachten viele, daß er, während andre das parlamentarische Geschäft betrieben und über Politik nur windige Reden hielten, die Armee für das große Kampfspiel vorbereiten, rüsten und einüben solle. Diese Boulangerlegende war nur unter Franzosen, dem Volke des Scheins, möglich, sie gründete sich auf wenig Thatsachen und viel Pose und Phrase, aber sie bildete sich und wirkte, sie trug sehr viel zu den ersten Wahlerfolgen des Generals bei, und wären seine spätern Be-

werbungen um ein Mandat ebenso günstig für ihn ausgefallen und er irgendwie dann ans Ruder gelangt, so würde uns ohne Zweifel der Krieg mit Frankreich um einen großen Schritt näher gerückt sein. Ist das in der That so, dann hat die jetzt vollständig entschiedne Niederlage Boulangers und seiner Anhängerschaft die Bedeutung eines großen Rückschrittes zum Frieden. Allerdings verbürgt sie seine Erhaltung nicht mit Sicherheit, aber wenn Frankreich nach Krieg mit uns brännte und sich darnach sehnte, eine kecke Herausforderung dazu nach Berlin ergehen zu sehen, so wäre doch der leichteste und kürzeste Weg zur Erfüllung dieses Begehrens Unterstützung der Wahl des abenteuernden Soldaten gewesen. Statt dessen hat das allgemeine Stimmrecht eine Anzahl gemäßigter Republikaner in das Pariser Abgeordnetenhaus gesendet, die beinahe die Hälfte desselben ausmacht. An der Spitze des Staates aber steht Carnot, der, statt wie sein Vater „Siege zu organisiren," sich begnügt und glücklich fühlt, bei einem großen friedlichen Wettbewerbe des internationalen Gewerbfleißes den Vorsitz zu führen. Sind wir nicht völlig auf falscher Fährte, so bedeuten die letzten Wahlergebnisse, daß Frankreich jetzt nichts weniger als begierig nach Abenteuern und verliebt in Abenteurer ist und auf die nächsten fünf Jahre, zufrieden mit Befestigung seiner Republik, davon absehen wird, unbesonnen den Frieden zu stören.

So bleibt nun noch Rußland übrig, Rußland, abgesehen von dem Besuche des Zaren in Berlin. Es will als der Anwalt und Beschützer der Christen unter dem Halbmonde angesehen sein. Aber diese klagen jetzt nur auf einer Insel und in einer asiatischen Provinz des Reiches der Pforte, auf Kreta und in Armenien, und diese Klagen scheinen überdies wenig begründet zu sein. Macedonien und der schmale Küstenstrich, der in Europa noch dem Sultan gehört, sind vollkommen ruhig. Der Anwalt hat also kaum Anlaß zur Thätigkeit. Hinter frühern Kriegen mit den Türken stand die Teilnahme des russischen Christentums für die bedrückten „Brüder," die jetzt gänzlich mangelt, da niemand mehr Druck empfindet. Auch die militärische Lage hat sich geändert. 1854 überschritten die Russen den Pruth, 1877 die Donau, und sofort begann der Kampf mit den Türken. Jetzt hätte ein russisches Angriffsheer einen langen Weg zu Lande zurückzulegen, ehe es auf den Gegner träfe, und zwar führte er durch das Gebiet zweifelhafter Bundesgenossen und wahrscheinlicher Gegner, und man hätte dabei Österreich in der Flanke. Daher muß ein Krieg Rußlands mit der Türkei, der die Einnahme Konstantinopels bezweckt, mit der Belagerung dieser Stadt beginnen. Hier aber würde dem Zaren seine militärische Überlegenheit nicht zu statten kommen; denn Stambul kann zur See verteidigt werden, und dabei würde dem Sultan der Beistand Englands und wohl auch einer oder der andern festländischen Seemächte kaum fehlen. Zweifelsohne würde ein Krieg Rußlands mit der Türkei, der die Einverleibung Armeniens zum Gegenstand hätte und damit zufrieden wäre, möglich

sein; aber bedarf der Zar, der über so viele hunderttausende von Quadratmeilen gebietet, wirklich so dringend noch ein paar tausend, daß es ihm das Schwert in die Hand drückte? Der Panslawismus war 1877 eine Macht und könnte bei einem Kriege mit Österreich wieder eine Macht sein. Aber Alexander der Dritte ist nicht Alexander der Zweite, sondern ein fester, willensstarker Herr, der einen phantastischen Krieg scheut und weiß, was eine Niederlage für die innern Angelegenheiten seines Reiches zu bedeuten hätte, und der sich vermutlich auch klar darüber ist, daß selbst ein Sieg diesen Angelegenheiten keinen Segen bringen würde. Brachten doch die russischen Offiziere 1814 aus dem Westen die Keime zu den spätern demokratischen Verschwörungen und zu dem heutigen Nihilismus mit nach Hause. Wir gelangen also auch auf diesem Wege mit ziemlicher Sicherheit zu der Annahme, daß der Himmel sich aufgehellt hat, und daß wir für das nächste Frühjahr wenigstens keinen Krieg zu befürchten haben, der Friede vielmehr gesichert erscheint — es müßte sich denn etwas ereignen, was sich gar nicht ahnen und folglich auch nicht in die Rechnung setzen läßt.

Die böhmische Königskrönung

Die Hoffnung, daß die Neuwahlen zum böhmischen Landtag und der Zusammentritt desselben am 10. Oktober den Ausgangspunkt zu einer Verständigung der beiden Nationalitäten des Königreiches bilden würden, hat sich nicht erfüllt. Das Exekutivkomitee der deutschen Landtagsabgeordneten hat sich schon am 15. September, nachdem vorher durch den „verfassungstreuen" Fürsten Schönburg Ausgleichsverhandlungen angeregt worden waren, dahin entschieden, diese zurückzuweisen, wenn nicht vor Beginn derselben von der Regierung eine Erklärung darüber abgegeben werde, welche Stellung sie zu der Frage der Königskrönung einnehme. Die Regierung hat sich dazu nicht veranlaßt gesehen, da von ihrer Seite diese Frage nicht aufgeworfen worden, sie darüber auch höchst wahrscheinlich noch gar nicht schlüssig geworden war, was nach der eigentümlichen Beschaffenheit dieser Frage und in Anbetracht der Abneigung der Regierung gegen staatsrechtliche Erörterungen nicht überraschen kann. Infolge dessen unterblieben die in Aussicht genommenen Kommissionsberatungen von Vertrauensmännern beider Parteien, und die am 6. Oktober in Prag versammelten deutschböhmischen

Landtagsabgeordneten erklärten in einer einstimmig gefaßten Resolution, sie seien nicht in der Lage, sich an den Sitzungen des Landtags zu beteiligen, da die bei Gelegenheit des Austrittes der Deutschen aus dem böhmischen Landtage am 22. Dezember 1886 aufgestellte Bedingung für den Wiedereintritt nicht erfüllt worden sei, indem man ihnen noch keine Bürgschaften für die Erfüllung ihrer Forderungen geboten habe.

Worin diese Bürgschaften bestehen sollen und wer sie zu leisten hätte, wurde bei dieser Gelegenheit nicht ausgesprochen, es ist auch ziemlich einleuchtend, daß sie erst den Gegenstand jener Beratungen hätten abgeben müssen, die einzuleiten sich Fürst Schönburg oder richtiger Graf Taaffe, durch den die Aktion des Fürsten veranlaßt worden war, vergeblich bemüht hatte. Herr von Plener, gegenwärtig der staatsmännische Führer der Deutschböhmen, berührte zwar in seiner Rede in der Abgeordnetenversammlung die Forderung nach nationaler Abgrenzung der Gerichtsbezirke und Errichtung eines deutschen Senates beim böhmischen Oberlandesgericht, legte aber doch das Schwergewicht auf die staatsrechtlichen Verhältnisse, die durch die Krönung des Kaisers als König von Böhmen eine von der geltenden Verfassung abweichende Gestaltung erfahren müßten. Er meinte, daß durch die Ernennung des Grafen Franz von Thun, der im abgelaufenen Landtage für die Krönung eingetreten ist, die Regierung zum mindesten ebenfalls eine Neigung für sie verrate, daß die Deutschen daher das Recht und die Pflicht hätten, sich über die Bedeutung zu unterrichten, die die Regierung diesem staatsrechtlichen Akte beilege.

Somit ist die böhmische Königskrönung zum Mittelpunkte des Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen gemacht worden, und es dürfte daher wohl angezeigt sein, diese Angelegenheit hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihres gegenwärtigen Standes einer Untersuchung zu unterziehen.

Die Krönung war in Böhmen, wie in allen übrigen Monarchien, ein feierlicher, zugleich politischer und religiöser Akt, durch den die Übertragung der verfassungsmäßig begründeten Regierungsgewalt auf den durch Wahl oder Erbrecht berufenen nach vorausgegangener Feststellung der Bedingungen, an die die Ausübung der Regierungsgewalt in dem betreffenden Lande geknüpft war, öffentlich ausgesprochen wurde. Huldigung und Krönungseid bildeten natürlich auch hier einen notwendigen Bestandteil des Vorganges, durch den die Beziehungen zwischen dem Fürsten und den übrigen Rechtsinhabern zum Ausdrucke kamen. Das böhmische Königtum ist eine deutsche Gründung. Wratislaw II. erhielt zum erstenmal 1086 in Mainz vom Kaiser Heinrich IV. eine Königskrone als persönliche Auszeichnung, auch Wladislaw I. wurde in dieser Weise 1158 von Friedrich Barbarossa geehrt, nachdem sich das Verhältnis Böhmens zum deutschen Reich als das der Lehensabhängigkeit ausgebildet hatte. Der deutsche König, der sich durch die Gewalt des Schwertes das Recht erworben hatte, die böhmischen Herzöge ein- und abzusetzen, konnte sie auch durch

Verleihung der Königswürde belohnen. Der Przemyslide Ottokar I. ließ sich nach einander von dem Staufer Philipp und dem Welfen Otto krönen und erreichte endlich von Friedrich II. den großen Freiheitsbrief vom 26. September 1212, durch den Böhmen zum Königreiche erhoben und der Königstitel den böhmischen Fürsten auch für die Zukunft verliehen wurde. Die Stellung Böhmens zum Reiche war eine von den Reichsländern verschiedne, die Verpflichtung des Königs beschränkte sich auf die Teilnahme am Römerzuge mit 120 Mann, die kurfürstlichen Rechte wurden nur bei der Wahlhandlung ausgeübt; bei der Verfassung der Wahlkapitulation, in der Kaiser und Reichsstände die Grenzen ihrer Befugnisse zogen, war Böhmen nicht mit thätig: erst 1708 nach Einsetzung der neunten (hannoverschen) Kur wurde dem Kaiser als Inhaber der böhmischen Kurwürde das Stimmrecht auf Reichs- und Deputationstagen eingeräumt.

Was die Beziehungen des Hauses Habsburg zu den böhmischen Ständen betrifft, so spielte die Frage, ob Böhmen ein Wahl- oder ein Erbreich sei, im sechzehnten und in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts auf allen Krönungslandtagen eine hervorragende Rolle; thatsächlich war die Wahl Friedrichs von der Pfalz (1619) die letzte, und durch die von Ferdinand II. am 10. Mai 1627 erlassene „verneuerte" Landesordnung wurde das Erbrecht der Dynastie unwiderruflich festgestellt. Da diese Landesordnung von den böhmischen Ständen ohne Widerspruch angenommen und das Königreich bis 1848 auf Grund derselben verwaltet wurde, so bildet sie den Inbegriff des bis zum Beginne der konstitutionellen Ära geltenden böhmischen Staatsrechtes; nach den in ihr enthaltenen Bestimmungen wurde die Krönung an sämtlichen Regenten, mit Ausnahme Josefs I. und Josefs II., zuletzt an Kaiser Ferdinand, als König von Böhmen Ferdinand V., am 7. September 1836 vollzogen. Es wird demnach kaum bestritten werden können, daß eine jetzt vorzunehmende Krönung an diese Bestimmungen und an eine mehr als zweihundertjährige Gewohnheit den Anschluß zu suchen haben wird.

Von Wichtigkeit ist dabei zunächst die Teilnahme der Vertreter von Mähren und Schlesien. Auf sie beschränkt sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert der staatsrechtliche Zusammenhang dieser Länder mit dem Königreiche Böhmen, dessen Lehen sie unter den Przemysliden und Luxemburgern waren. Die Verwaltung war seit Ladislaus Postumus und Mathias Corvinus vollständig getrennt, und die Stände der Markgrafschaft Mähren haben ihre Selbständigkeit eifersüchtig zu wahren gesucht. Kaiser Leopold II. mußte ihnen durch Hofdekret vom 1. Juli 1791 die Versicherung geben, daß „die Erscheinung der mährisch-schlesischen Deputirten bei der böhmischen Krönung zur Huldigung in Prag weder der Independenz dieser Stände von der böhmischen, noch ihren Gerechtsamen nachteilig sei," bevor sie sich zur Entsendung der Krönungsdeputation entschlossen. Selbst vom Standpunkte des böhmischen Staatsrechtes

aus kann von einer innern Verbindung der drei Länder gar nicht die Rede sein, sie standen thatsächlich in keinem andern Verhältnis als in dem der Personalunion, durch das überhaupt alle Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie mit einander verbunden sind. Die gemeinsame Huldigung kann als nichts weiter als eine Erinnerung an die einstige Zusammengehörigkeit betrachtet werden, politische Folgen hat sie nicht gehabt. Es ist vollkommen unrichtig, wenn man behauptet, die Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes müsse zur Aufrichtung eines geschlossenen böhmisch-mährisch-schlesischen Staatswesens führen, worin die Tschechen von ihrem zahlenmäßigen Übergewicht über die Deutschen unbeschränkten Gebrauch machen könnten. Ein solches Staatswesen hat es, solange Habsburger die Krone des heiligen Wenzel tragen, nie gegeben; man müßte nach Einrichtungen greifen, die seit einem halben Jahrtausend außer Kraft getreten sind, wenn man das von fanatischen Tschechen mit Vorliebe berufene „Reich der Wenzelskrone" wieder herstellen wollte.

Wenn die Deutschen in Österreich die einstige Zugehörigkeit der deutschen und böhmischen Erbländer zum römischen Reiche deutscher Nation und zum deutschen Bunde zum Ausgangspunkte der Forderung machen, daß dieselben Länder zum neuen deutschen Reich in eine pragmatisch feststehende Beziehung gebracht werden sollen, so hat dies staatsrechtliche Kraft, denn es wird damit nur die Wiederherstellung einer bis zum Jahre 1866 lebendigen und verfassungsmäßigen Verbindung verlangt. Dieselben Tschechen, die durch jede Erwähnung dieses Staatsrechtes der deutschen Länder Österreichs in den Zustand krankhafter Aufregung versetzt werden, mögen beurteilen, was die Zusammengehörigkeit der Länder der Wenzelskrone dagegen zu bedeuten hat!

Die Huldigung der böhmischen Stände, an der sich, wie soeben dargethan worden ist, Gesandtschaften des mährischen und der schlesischen Landtage beteiligten, fand in einem außerordentlichen, zu diesem Zweck einberufenen Huldigungslandtage statt. Der Eid, der dabei geleistet wurde, lautete: „Wir gesamte Stände des Königreiches Böhmen, Markgraftums Mähren und Herzogtums Schlesien [vor dem Hubertusburger Frieden „der schlesischen Herzogtümer"] schwören Gott dem Allmächtigen und Euch dem allerdurchlauchtigsten Kaiser von Österreich als König von Böhmen, Markgrafen von Mähren, Herzog in Schlesien und unserm Erbherrn, Eurer Majestät, wie auch den aus Ihrem königlichen Geblüte und Stamme nach der bestimmten Successionsordnung nachfolgenden Erben und Königen von Böhmen getreu, gehorsam und gewärtig, auch nie wissentlich in dem Rate oder der Zusammenkunft zu sein, wo wider Eurer Majestät Person, Ehre, Würde, Recht oder Stand etwas vorgenommen wird, noch darein willigen, oder es verhehlen in was immer für Wege, sondern Eurer Majestät, Deroselben Erben, nachkommenden Königen Ehre, Nutzen und Frommen betrachten und befördern, und wenn wir vernehmen, daß etwas wider Eure Majestät vorgenommen oder gehandelt würde, dem sollen und wollen

wir getreulich entgegen sein, und Eure Majestät ohne Verzug warnen, und sonst alles das thun, was gehorsamen, getreuen Unterthanen gegen ihren Erbherrn gebührt."

Dieser Text, der zuerst in tschechischer, darauf in deutscher Sprache vorgelesen wurde, läßt deutlich erkennen, daß er unmittelbar nach einer Rebellion abgefaßt wurde. Die Besorgnis vor der Wiederholung derselben scheint dabei maßgebend gewesen zu sein.

Die Erwiderung auf die Huldigung gab der König in dem sogenannten „ständischen" Krönungseide, der auf die dem Erzbischof von Prag als Konsekrator erteilten Versicherungen religiösen Charakters folgte. Er lautete: „Wir schwören Gott dem Allmächtigen einen Eid, daß Wir die katholische Religion festhalten, die Gerechtigkeit für jedermann verwalten und die Stände bei den ihnen von Ihren Majestäten und Liebden bestätigten Privilegien handhaben, auch von dem Königreiche nichts veräußern, sondern dieses vielmehr nach unserm Vermögen vermehren und erweitern, und alles das, was zum Nutzen desselben gereicht, vorkehren wollen. So wahr als Uns Gott helfe!" Es wird jedermann einleuchten, daß diese Formel für die gegenwärtigen Verhältnisse aus dem Grunde nicht taugt, weil die Privilegien der böhmischen Stände, nämlich der Geistlichkeit, des Herrenstandes, des Ritterstandes und der königlichen Städte seit 1849 außer Kraft gesetzt und in der Landesordnung vom 26. Februar 1861 durch die Rechte der Abgeordneten des Großgrundbesitzes, der Handelskammern, der Stadt- und Landgemeinden ersetzt worden sind. Es ist aber auch klar, daß die Anpassung des Krönungseides an die neue Verfassung keine besondre Schwierigkeit ergeben wird. Der König wird beschwören, daß er die (namentlich aufzuführenden) Diplome, Patente und Gesetze, auf denen die Verfassung des Königreiches Böhmen und dessen Verhältnis zu den übrigen Königreichen und Ländern beruht, aufrecht halten und die daraus hervorgehenden Rechte der Gesamtbevölkerung, wie der einzelnen Wahlkörper schützen wolle. Ähnliche Eide könnten in jedem Kronlande geleistet werden, wenn es die gesetzlichen Vertreter verlangen, ohne daß die Verfassung der „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" irgendwie berührt oder verletzt werden müßte. Ebenso würde die Ersetzung der Landesoffiziere, die in der ständischen Zeit bei der Krönung beschäftigt waren, durch die gegenwärtigen Vorstände der wichtigsten Landesämter, Verwaltungs-, Gerichts- und Finanzbehörden leicht durchzuführen, endlich auch das Zeremoniell selbst zu vereinfachen sein, ohne daß an dem Wesen der Krönung etwas geändert würde. Nicht eine staatsrechtliche Sonderstellung, sondern nur eine staatsrechtlich begründete Auszeichnung würde dem Königreiche Böhmen gewährt, wenn der Kaiser von Österreich den durch vielhundertjährigen Brauch dem Lande wert gewordnen Akt der Krönung von neuem vollziehen ließe. Den Vergleich mit der Fronleichnamsprozession, den Herr von Plener gebraucht hat, wollen wir uns gern gefallen lassen, denn er übt

die komische Wirkung nicht aus, die sich der geistreiche Redner davon erwartet hat. Die katholische Kirche hält an der Fronleichnamsprozession nicht Spaßes halber fest, sie weiß sehr genau, welche Zwecke sie damit verbindet, und der Staat thut ganz gut daran, an dieser Einrichtung, die ihm nicht schadet, auf die jedoch ein einflußreicher Teil der Bevölkerung großen Wert legt, nicht zu rütteln, ja ihr sogar eine gewisse Achtung zu bezeugen. Wenn man erwarten kann, daß die Tschechen durch das Zugeständnis der Krönung ausgleichsfreundlich gestimmt würden, daß sie darin ein schätzenswertes Entgegenkommen der Deutschen erblicken würden, so ist gar nicht abzusehen, was die Deutschen hindern sollte, darauf einzugehen. Ihre nationale Stellung wird dadurch in keiner Weise gefährdet, der zu krönende König macht keinen Unterschied der Nationalität unter den Bewohnern des Königreiches, er leistet seinen Eid den Deutschen so gut wie den Tschechen. Kaiser Franz Josef wird von dem Zusammenhange seiner Staaten und von dem Charakter des Reiches keine andern Begriffe bekommen, wenn er einige Stunden hindurch die Krone des heiligen Wenzel auf seinem Haupte getragen hat, er wird die Bedeutung des Aktes so richtig beurteilen, wie Maria Theresia, die in einem Schreiben an den Hofkanzler Philipp Kinsky die Bemerkung machte: „Der Landtag in Prag ist von keiner solchen Importanz als in Ungarn," und ihm in Aussicht stellte, sie werde bei der Krönung „grandig" sein. Sie hat sogar von der böhmischen Krone behauptet, daß sie einem „Narrenhäubel" gleiche, aber dies hinderte sie nicht, sich dem gewiß nicht besonders erquicklichen Zeremoniell willig zu unterziehen.

Es sind offenbar mehr liberale Antipathien, als ernste nationale Bedenken, die die Deutschböhmen zu unnachgiebigen Gegnern der Krönung machen. Sie hängen noch immer dem Glauben an, die liberalen Gesetze der sechziger Jahre seien das Palladium ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, während sie doch in den letzten zehn Jahren reichliche Erfahrungen über die Deutbarkeit und Dehnbarkeit liberaler Institutionen machen konnten. Trotzdem fürchten sie jede dem liberalen Katechismus nicht entsprechende Neuerung, selbst dann, wenn sie sich dadurch in nationaler Hinsicht besser stellen könnten. Dies würde ohne Zweifel geschehen, wenn sich die Deutschen gegen die Königskrönung nicht kurzer Hand ablehnend verhielten. Etwas guter Wille und Nachsicht gegen gewisse geschichtlich-politische Schwächen würde die Feudalen und Alttschechen zu Zugeständnissen in der Sprachenfrage veranlassen. Es ist freilich vorauszusehen, daß eine Landtagsverhandlung über die Krönung auch die Verfassungsfrage in Anregung bringen, daß dabei die Fundamentalartikel wieder hervorgezogen werden, kurz, daß von den extremen Nationalen unter den Tschechen der Versuch gemacht werden würde, ein neues böhmisches Staatsrecht aufzuzimmern, durch das der zukünftige Wenzelsstaat den Ländern der Stefanskrone gleichgestellt werden sollte.

Darauf dürften Regierung und Dynastie so wenig einzugehen geneigt sein wie die deutsche Bevölkerung von Böhmen und den übrigen ehemaligen Reichs- und Bundesländern. Man braucht kein slawisches Staatsgebilde erstehen zu lassen, wenn man auch teilweise für eine Umgestaltung der österreichischen Verfassung im föderativen Sinne aus rein deutschnationalen Gründen Sympathien hat. Bei vollster Wahrung ihrer eignen nationalen Ansprüche können die Deutschen in Österreich ihren slawischen Staatsgenossen manchen Lieblingswunsch erfüllen und sie dadurch nur um so fester an Österreich und durch dieses — was die Hauptsache ist — an das deutsche Reich ketten. Durch die Krönung des Kaisers als König von Böhmen werden die Tendenzen der Panslawisten nicht gefördert werden, wohl aber ist alle Aussicht vorhanden, daß sie die Gelegenheit zur Annäherung jener Elemente bietet, die die durch das deutsch-österreichische Bündnis geschaffenen Verhältnisse einer gesunden und für beide Teile nützlichen Ausgestaltung fähig halten und Österreich geeignet machen wollen, seinen Verpflichtungen als treuer Bundesgenosse unter Zustimmung aller seiner Völker vollständig zu entsprechen. So lange die Deutschen in Österreich ihre nationalen Forderungen mit liberalen Bestrebungen verknüpfen, wird diese Annäherung nicht stattfinden, nur von einer aufrichtig konservativ-deutschnationalen Partei ist die Lösung jener innern Spannung im Reiche der Habsburger zu erwarten, die auf ihre auswärtige Politik, welche doch den Wünschen der Deutschen im vollsten Maße entsprechen muß, gewiß nicht fördernd zu wirken vermag.



Eudämonismus wider Pessimismus

Wer eines unsrer schönen deutschen Waldgebirge bereist, fühlt sich wohl, zumal wenn er nicht zum erstenmale dort verweilt, gelegentlich veranlaßt, einem lockenden Waldpfade zu folgen und von der Heerstraße oder den gewöhnlichen Wegen der Ausflügler weit abzubiegen. Dann bleibt es meist nicht aus, daß er sich größern Anstrengungen unterziehen, sich vielleicht mühevoll durch Dickicht hindurchschlagen muß. Läßt er sich aber dadurch nicht schrecken, so glückt es ihm wohl, nicht nur reinste, schärfste Bergluft fern von allem Staube zu atmen und sich an der frischesten unverfälschten Natur zu erquicken, sondern auch hie und da einen überraschenden weiten und schönen Ausblick zu gewinnen.

So wird es manchem gehn, der die Mühe nicht scheut, ein im vorigen Jahr erschienenes philosophisches Werk durchzuarbeiten, das von dem Verfasser, Dr. A. Döring, „Philosophische Güterlehre, Untersuchungen über die Möglichkeit der Glückseligkeit und die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns“ genannt worden ist (Berlin, R. Gaertner, 1888).

Philosophische Werke erfreuen sich in unserm realistischen Zeitalter nicht oft einer Beachtung in weitern Kreisen. Immerhin hat der Erfolg Schopenhauers und Hartmanns und selbst andrer Philosophen wie Fischer, Wundt, Paulsen gezeigt, wie tief im deutschen Volke das Bedürfnis begründet ist, die Welt denkend zu erfassen. Und nun tritt ein Schriftsteller auf, der sich darzuthun bemüht, daß mit der Negation aller Güter und der Glückseligkeit durch den modernen Pessimismus das Grundproblem für eine ganz neue Phase der Philosophie gesteckt sei und es von der Lösung dieses Problems abhängen werde, ob unsre Gesittung als eine lebensvolle und zukunftreiche wird angesehen werden können, der ein wahres höchstes Gut nachweisen und damit die wahre Ethik als Theorie der auf die wahre Glückseligkeit gerichteten Lebensführung geben zu können glaubt.

Leicht hat er es seinen Lesern nicht gemacht; nicht etwa weil Form und Ausdruck des Werkes schwerfällig wären: im Gegenteil, er hat mit bestem Erfolg nach Lesbarkeit gestrebt und fremde Terminologien bis auf eine, auch mehrfach in glücklicher Weise überflüssige Fremdwörter vermieden. Aber er biegt weit von der Heerstraße und den betretenen Wegen der philosophischen Untersuchung ab, bahnt sich mit großer Mühe neue Pfade und führt in einen ganz umfassenden Kreis neuer Gedanken ein, die mit überraschender Folgerichtigkeit unter einander verbunden sind. Er setzt dazu ein sehr lebendiges und wahres Interesse für die höchsten Fragen der Menschheit voraus, bietet aber auch vielfach ganz überraschende Gesichtspunkte, indem er mit Scharfblick auf manche psychologische Vorgänge, namentlich Selbsttäuschungen aller Art, aufmerksam macht, einsichtiges Verständnis für alles Streben auf theoretischem und praktischem Gebiete bekundet und zur Erläuterung seiner Gedanken manche treffende Aussprüche aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit anführt.

Was aber dem Werke vor allem Beachtung sichert, ist, daß es so energisch an die letzte große Bewegung der deutschen Philosophie anknüpft, die pessimistischen Systeme, und diese, die wahrlich Unheil genug angerichtet haben, eingehend und mit gutem Erfolg widerlegt und durch einen zwar entschiednen aber edeln Eudämonismus zu ersetzen sucht. Das ist eine befreiende That, darin liegt eine vielleicht epochemachende Bedeutung des Werkes.

Der Verfasser tritt in eine mächtige neuere Bewegung ein. Mit Recht beruft er sich auf Ansichten von Männern wie Zeller, der Glückseligkeit, d. h. den Zustand, in dem alle Interessen eines lebenden Wesens befriedigt werden, für den letzten Zweck, das Streben darnach als den Beweggrund aller unsrer

Thätigkeit bezeichnet, auf Sigwart und Horwicz und führt später, freilich zum Teil ablehnend, E. Pfleiderer an. Und für die hohe Bedeutung der Gefühle der Lust und Unlust hätte er fast alle neuern bedeutenden ethischen Werke anführen können, z. B. Wundt: „Der Mensch handelt nicht das einemal nach unmittelbarem Gefühl, ein andermal nach Reflexion, sondern immer nach Gefühlen" (Ethik S. 437), Paulsen: „Gäbe es Gefühle der Befriedigung und des Unbehagens, der Lust und des Schmerzes überhaupt nicht, dann gäbe es auch keine Wertunterschiede, dann würden gut und schlecht sinnlose Wörter sein, oder vielmehr sie würden in der menschlichen Sprache überhaupt nicht vorkommen" (Syst. d. Eth. S. 200) u. a. m. Auch die wachsende Anerkennung der ältern und neuern englischen Eudämonisten und Utilitarier läßt eine Wendung in der Philosophie erkennen, und der Verfasser hat daher Recht, wenn er es für zeitgemäß hält, diejenige Frage eingehend zu untersuchen, welche die griechische Philosophie am tiefsten erregt hat, die Frage nach dem höchsten Gut, die ja auch in der christlichen Philosophie insofern eine Fortsetzung findet, als das vom Christentum aufgestellte Glückseligkeitsideal die Philosophie bis zur pessimistischen Leugnung desselben bestimmt.

Somit steht die Güterlehre im Vordergrunde. Aber „jede Güterlehre, die ein einheitliches höchstes Gut aufstellt, ermöglicht damit eine Ethik als Theorie einer Lebensführung, die auf Realisirung der Glückseligkeit durch Realisirung dieses höchsten Gutes gerichtet ist, sowie natürlich auch die entsprechende Praxis dieser Lebensführung." Und wie sehr man auch von des Verfassers System abweichen mag, so wird man doch zugeben müssen, daß Eudämonismus und energisch sittlicher Geist kaum je in so innige Verbindung gesetzt worden sind. Epikureismus und Stoizismus sind hier so nahe wie möglich gebracht und vereinigen sich mit einem tiefen religiösen Verständnis, das, so frei auch des Verfassers Standpunkt ist, die Philosophie selbst wieder zu einer Art Religion macht und die tiefen Erregungen des christlichen Gemüts, Wiedergeburt aus einem Zustande natürlicher sündlicher Entfremdung vom höchsten Bilde menschlicher Vollkommenheit und Befriedigung, eine Versöhnung mit dem Ideal, die zugleich Erlösung vom natürlichen Zustande ist, eine das ganze Seelenleben in die betrachtende Erhebung zum Ideal zusammenfassende Erbauung und Gebetsrichtung, die den Vollgenuß der Befriedigung aus dem höchsten Gut, Trost in Leid und Unbill und Kraft zur Verwirklichung des Guten im einzelnen gewährt, für die wahre philosophische Erkenntnis in Anspruch nimmt. Somit wird denn auch jener Utilitarismus, der als Ziel des Strebens das größtmögliche Wohlsein der größtmöglichen Zahl bezeichnet (Bentham, Mill), damit aber auf der Stufe der Güterschätzung des populären Bewußtseins stehen bleibt, weit überflogen, ja auch das Mitgefühl (man denke an Humes Sympathie!) soll nur als aufgehobenes aber immerhin verstärkendes natürliches Moment in ein höheres ethisches oder Wertstreben eingehen.

So viel im allgemeinen. Nun zu einer kurzen Andeutung des Hauptinhalts des Buches.

Ein Gut ist etwas, das Wert hat. Damit beginnt der Verfasser, indem er uns sofort mitten in die Sache einführt. Der eigentliche Grund, daß einem Objekt Wert beigemessen wird, beruht auf der Erregung des Gefühls durch dasselbe. Ein Gut ist ein Objekt, das Lust, ein Übel ein Objekt, das Unlust erregt. Die Lust an sich ist für das Individuum der letzte Wert, das eigentliche Gut an sich, die Unlust der letzte Unwert, das eigentliche Übel an sich. Die Güterlehre soll nun nicht nur allgemein giltige Bestimmungen hinsichtlich der einzelnen Wertobjekte aufstellen, sondern auch die Frage beantworten, ob Glückseligkeit als unzweifelhaftes Überwiegen der Lust über die Unlust möglich sei, und in welchem Maße, und zerfällt somit in zwei Hauptteile, eine elementare Güterlehre und eine zusammenfassende Güterlehre, auch Glückseligkeitslehre genannt. Richtig aufgefaßt, ist sie, da sie die notwendige Voraussetzung der praktischen Wissenschaften ist und die theoretische Erkenntnis der gesamten Welteinrichtung zur Voraussetzung hat, das verbindende Band zwischen den beiden dadurch gegebenen Gruppen, sonach auch übergeordnete Fundamentalwissenschaft, Wissenschaft der Wissenschaften. Nachdem sich in ihr früher der Dogmatismus mannichfach geltend gemacht hat, mit dem Pessimismus aber ein ernstlich kritischer Geist in sie eingedrungen ist, muß sie nun rein kritisch zu Werke gehen.

In der Elementarlehre wird nun zunächst aus dem Zeugnis der innern unbefangenen Erfahrung die innere Möglichkeit der Güter erwiesen gegen Schopenhauer, nach welchem der Primat in der Seele dem Willen zukommt und stets entweder die Unlust des Begehrens oder die der Langenweile am Werk ist, jede im Entstehen begriffene Lust zu vernichten, sodaß auch im Fall der adäquaten Befriedigung des Wunsches nur ein Nullpunkt der wahren Befriedigung herauskommt. Es wird nun folgerichtig dargethan, daß nicht der Wille den Primat in der Seele hat und daß, wie auch aus den durch das Gefäßsystem vermittelten körperlichen Wirkungen der Gefühle hervorgeht — die motorischen Nerven kommen dabei wohl zu kurz —, die Lust nicht ein sekundäres Produkt aus vorhergehender Unlust ist, sondern ihr als gleichberechtigter selbständiger Gegensatz gegenübersteht.

Die Möglichkeit der Lust und Unlust beruht nun für uns auf unsern Bedürfnissen. Bedürfnisse heißen nämlich die Erfordernisse der menschlichen Natur, sofern sie imstande sind, sich im Bewußtsein, soweit ihnen Genüge geschieht, als Lust, soweit nicht, als Unlust zu reflektiren. Denn nicht unmittelbar tritt das Bedürfnis ins Bewußtsein, sondern nur, soweit ihm Befriedigung zu teil wird, als Lust, soweit nicht, als Unlust. Das Bedürfnis ist der innere Realgrund des Gefühls, das Gefühl der Erkenntnisgrund des Bedürfnisses.

Es sind also vor allem diese Bedürfnisse und die Möglichkeit der Gefühle, die sie bieten, zu ermitteln. Es genügt aber nicht, die sich einer oberflächlichen Betrachtung darbietenden Güter oder Arten der Lust aufzugreifen und ihnen ein entsprechendes Bedürfnis gegenüberzustellen, z. B. ein Besitz-, Ehr-, Liebes-, Schönheitsbedürfnis; denn die dann hervortretenden Arten von Lust sind vielmehr Lustkomplexe und weisen auf eine Mehrheit verschiedenartiger Bedürfnisse hin. Es müssen vielmehr die Grundbedürfnisse ermittelt werden.

In der sorgfältigen Untersuchung und Beschreibung derselben wie in der möglichst genauen Feststellung der durch sie erregten Lust besteht nun ein Hauptverdienst der Arbeit Dörings. Der Verfasser geht dabei nicht auf schematische Gliederung aus, die ihm nahe genug lag, scheut auch nicht einen Sprung bei der Teilung, sondern ist mit der rücksichtslosen Energie des Wahrheitsforschers bemüht, den thatsächlichen Stand der Dinge zu erkennen.

Hiernach erhält er folgende Grundbedürfnisse:

1. Das Ausdrucksbedürfnis, dessen Schilderung zum Teil höchst anziehend ist. 2. und 3. Die materialen und formalen oder Funktionsbedürfnisse des körperlichen Organismus. 4. bis 6. Die materialen und formalen oder Beschäftigungsbedürfnisse der Seele. Da sich aber die erstern nicht auf das Gefühl beziehen können, das als Folge und Symptom jeder Art von Bedürfnisbefriedigung außerhalb jeder Bedürfnisfrage steht, und da auch das Begehren oder Streben erst infolge aktueller Unlust an nicht befriedigten Bedürfnissen als Mittel zur Verbesserung des unbefriedigten Zustandes auftritt, so kann es keine gesonderten materialen Bedürfnisse für die Grundfunktion des Gefühls und des Begehrens geben, und es bleiben als materiale seelische Bedürfnisse nur Vorstellungsbedürfnisse übrig, die sich entweder auf den Wert der Welteinrichtung für uns (4.) oder auf unsre Selbstschätzung beziehen (5.). Dazu treten ferner 7. Bedürfnisse hinsichtlich der Veränderungsphasen und Entwicklungsstadien unsrer Organisation und 8. hinsichtlich des Aufhörens unsers Daseins, und allen genannten stehen 9. die Bedürfnisse hinsichtlich der Zustände der übrigen fühlenden Wesen gegenüber.

Man kann sich diese Einteilung sachlich bis auf einen Punkt gefallen lassen. Freilich läßt sich das Ausdrucksbedürfnis teils auf ein seelisches Funktionsbedürfnis, teils auf Vorstellungsbedürfnisse zurückführen, sofern man am Ausdruck „gleichsam einen verstärkenden Resonanzboden" für die innern Zustände findet, und die Veränderungsphasen und Entwicklungsstadien unsrer Organisation samt dem Tod gehören doch gewiß auch zur Welteinrichtung und werden vom Verfasser auch an andern Stellen dahin gerechnet. Aber man kann nicht zugeben, daß es für unser Fühlen und Streben keine materialen Bedürfnisse gebe. Im Gegenteil, dies bedarf wirklicher Dinge und Wesen, durch die es teils erhalten, gehoben und gefördert wird, teils Widerstand, Begrenzung und

Richtung findet, sodaß sich das Fühlen und Streben des Einzelnen zum Fühlen und Streben mit oder wider andre erweitert, nicht bloß um dieser willen, wie des Verfassers neuntes Bedürfnis ergiebt, und nur mittelbar um des eignen Selbst willen, sondern ganz unmittelbar um des eignen Selbst willen. Davon ist auch der Verfasser, wie sich später ergiebt, im Grunde durchdrungen, aber daß er in diesem Zusammenhange davon absieht, trägt viel zu Isolirung des Einzelnen und seiner Güter bei, die jedem Eudämonismus so gefährlich wird.

Übrigens wird man sich durch ganze Reihen von seinen Beobachtungen des Verfassers über die Bedürfnisse der menschlichen Natur aufs lebhafteste angeregt fühlen, z. B. seine Darstellung des Beschäftigungsbedürfnisses, das die wunderlichsten Blüten treibt, vor allem seine Bemerkungen über direkte und indirekte Reflexselbstschätzung, die hübsche Analyse der Elternliebe, über das künstliche Genußbedürfnis der Gaumenlust und der Geschlechtslust u. a. Im ganzen ist das mit wenigen Einschränkungen als richtig anzuerkennende, teils hier teils später begründete Ergebnis, daß sich bei dem Ausdrucksbedürfnis und sämtlichen Funktionsbedürfnissen, ferner auch bei den materialen Körperbedürfnissen mehr Lust, bei den andern mehr Unlust entwickelt, bei dem Mitgefühl beides nach Maßgabe des eignen Gefühls.

Die Untersuchung wendet sich dann der äußern Möglichkeit der Güter zu und zieht hierher auch mit Recht die Organisation des Menschen, sofern sie für Verwirklichung der Güter erschwerende oder erleichternde Umstände mit sich bringt.

Da ergiebt sich nun die eigentümliche, sehr zu beherzigende Thatsache, daß es bei einem Teil der Grundbedürfnisse an einer festen Grenze für ihre Befriedigung fehlt. Zum Teil macht sich dabei das unendliche Wesen des menschlichen Geistes geltend, der immer nach Höherm strebt und sich nie genug thun kann. Jedes Streben aber ist von einer doppelten Unlust begleitet, teils wegen des unmittelbar erforderlichen seelischen Kraftaufwandes, teils wegen der das ganze Streben begleitenden Spannung und Unruhe. Es ergiebt sich ferner, daß viele primäre Unlust vorhanden ist, aus der sich dann erst sekundäre Lust oder Unlust entwickelt. Die Unlust sucht man nun zum Teil zu beseitigen durch Leichtsinn, der sich die volle Würdigung der eignen Lage erspart und leichten Fußes über den Anlaß zur intellektuellen Unlust hinwegschreitet, gleich dem Syrer in Rückerts Parabel, der den Drachen Tod im Brunnengrunde, das oben drohende Kamelshaupt Lebensnot und die seinen Halt am Strauche unterwühlenden Mäuse übersieht, um sich dem verlockenden Sinnengenusse hinzugeben, zum Teil durch Illusionen, in deren Zeichnung der Verfasser eine besonders glückliche Feder führt, zum Teil durch Resignation, die wenigstens lustvoller ist als Anstürmen wider das Schicksal, namentlich aber durch das eigentliche Abhilfestreben, ein primäres Streben, das immer durch primäre Unlust erregt wird. Es äußert sich zunächst als primärer Trieb, der mehr

sekundäre Übel, dann als Begehren, das mehr sekundäre Güter schafft. Erst der feste Wille, als das unter wertvergleichender Vernunft stehende Streben nach Handlungen, die objektiven Wert haben, das in seinen Konsequenzen den fühlenden Wesen Förderliche, Heilsame, das sittlich Gute bezwecken, erhebt sich zu einem höhern Standpunkt.

Im zweiten Teil, in der Glückseligkeitslehre, weist der Verfasser gegen die überspannten Ansichten Hartmanns nach, daß allerdings von einer überwiegenden Lust im menschlichen Leben die Rede sein kann. Zwar eine vollkommene Seligkeit, wie sie sich die christliche Anschauung großenteils denkt, ein völlig unlustfreier Zustand im Jenseits erscheint nicht möglich. Aber schon die christliche Hoffnung erzeugt eine universelle Freudigkeit, die der wahre und natürliche Ausdruck unzweifelhafter Lust als Wirkung von Überzeugungen ist, denen solche Wirkung mit Notwendigkeit entspringen muß. Und auch auf dem Standpunkte des populären Bewußtseins ergiebt sich die Möglichkeit überwiegender Lust als innere und äußere: Leichtsinn, Illusionen, Mäßigkeit, Genügsamkeit und Gunst des Schicksals erzeugen ein nicht geringes Maß glücklicher Stimmungen. Namentlich die Beobachtung mancher einfachen Menschen, die nie über ein geringes Maß der Auffassung von Welt und Menschen hinauskommen, beweist dies unwiderleglich.

In viel höherm Maße aber wird eine gewisse Glückseligkeit erreicht, wenn man, wie Plato, Aristoteles, die Stoiker und Epikureer ein gewisses Gut als höchstes betrachtet, dem sich alle unterordnen müssen. Und in höchstem Maße soll als solches alles andre übertreffende Gut das Bewußtsein des wahren Eigenwertes erscheinen, da gegenüber dem Bedürfnisse der Selbstschätzung alle übrigen Güter nur als Zustandsgüter anzusehen sind, und da, wenn jenes Bedürfnis nicht illusorisch, sondern wahrhaft real befriedigt wird, ein uneingeschränktes Zustandekommen der Stärke und Dauer der darauf beruhenden Lust verbürgt ist. Es kann aber das Bedürfnis des Eigenwertes nur durch Streben befriedigt werden, zumal da auch das formale Bedürfnis der Bethätigung unsers Strebens und unsre Schicksalslage dahin drängt. Es setzt ferner voraus, daß der objektive Wert, den wir erreichen müssen, wenn wir uns selbst sollen schätzen können, durch Streben nach dem Wohlsein von Wesen, die gleichen Bedürfnisstand mit uns haben, zustande komme. Indem sich nun diesem Wertstreben alles andre Streben zur Willenseinheit unterordnen läßt, ergeben sich die drei direkten Kardinaltugenden der Gerechtigkeit, der Güte und der Berufstreue, die beiden indirekten der Besonnenheit und der Beständigkeit, dazu die alle übrigen Tugenden regelnde Weisheit. Der wahre Wert aber kommt allein der Richtung des Strebens zu, da es von äußern Erfolgen nicht abhängen darf. So gefaßt aber, vermag sich dies Streben gegen alle innern Zustände als beherrschendes durchzusetzen, wenn es den natürlichen Zustand des Menschen als solchen nach dem Vorbilde der christlichen Religion und der

Mystiker, aber mit überlegterer sittlicher Kraft, überwindet und zu einer Wiedergeburt in dem Streben nach dem Ideal führt; denn es giebt nichts absolut Wertvolles als den guten Willen.

Die Aufgabe, um die es sich sonach handelt, erscheint dem Verfasser als eine konservative, gesellschafterhaltende. Nicht durch Negation, Zerbröckelung und Schwächung der alten Kulturgrundlagen kann sie gelöst werden, wie die falsche Aufklärung meinte, sondern nur durch Legung eines neuen, haltbaren Untergrundes. Den zu solcher Arbeit berufenen ziemt nicht polterndes Schelten, Anstürmen, Niederreißen, sondern schonender Respekt vor den durch ihren tiefsinnigen Inhalt und durch die Jahrhunderte ihrer Wirksamkeit ehrwürdigen bisherigen Palladien der Gesellschaft in prinzipiellem Streben nach Formulirung des Neuen, aber auch der furchtlose Freimut der eignen Überzeugung. Daß der Verfasser die erhaltenden Mächte vollauf zu würdigen weiß, zeigt u. a. seine treffliche Besprechung der Bedeutung des christlichen, vor allem des deutschen Staates.

So geistvoll aber des Verfassers Betrachtungen sind, so erheben sich doch auch, abgesehen von den schon oben erwähnten, gewichtige Bedenken dagegen.

Von untergeordneter Bedeutung ist es, daß er sich die Gelegenheit entgehen läßt, sein System in einzelnen Punkten noch vollkommner auszugestalten. Dahin gehört, wenn er erklärt, das Ausdrucksbedürfnis und das seelische Funktionsbedürfnis des Strebens könnten sich unmittelbar nur in einem Streben äußern, und erst sekundär entstünden Lust oder Unlust. Denn abgesehen von den Reflexbewegungen, die nicht dem Bewußtsein angehören, aber dem Streben, zunächst dem Triebe, alsbald einen ganzen Apparat körperlicher Vorgänge zur Verfügung stellen, wird auch in diesem Falle als erste Quelle des Strebens ein Gefühl des Behagens oder Unbehagens anzusehen sein, das erst seinerseits die dem Bewußtsein angehörigen Bestrebungen veranlaßt. Nur weil diese Vorgänge so innerlicher Natur sind und sich oft kaum merklich vom Gemeingefühl ablösen, mag es scheinen, als ob hier dem Streben kein Gefühl voranginge. Ebenso war der Verfasser wohl schwerlich genötigt, zu erklären, daß Genuß eine Lust ohne vorhergehendes Bedürfnis sei, aus der sich erst nachher ein Genußbedürfnis entwickle. Denn wenn es auch wahr ist, daß z. B. die Gaumenlust nicht durch das Grundbedürfnis der Sättigung erzeugt wird, so weist doch der Geschmackssinn, der ja nicht in untrennbarer Verbindung mit dem Sättigungsbedürfnis steht, aber von dem Verfasser namentlich hinsichtlich der höchst widerwärtigen Empfindungen, denen er ausgesetzt ist, nicht hinlänglich gewürdigt wird, nicht weniger als andre Sinne auf ein Bedürfnis der Natur hin.

Schlimmer ist, daß den Verfasser seine Theorie an einem entscheidenden Punkte im Stich läßt. Erkenntnisgrund jedes Bedürfnisses soll eine Lust sein. Wo ist nun diese Lust bei dem Bedürfnis der Selbstschätzung, dem Bewußtsein

des Eigenwertes? In dem sich selbst schätzenden nicht, denn es handelt sich hier zunächst nicht mehr um subjektiven Wert, sondern um Wert des Subjekts selbst, der also ein objektiver, nicht auf seiner Bedeutung für das Individuum selbst, sondern auf einer Bedeutung des Individuums selbst für etwas außer ihm befindliches Allgemeines ist, nämlich für andre fühlende Wesen. Erst aus dem Bewußtsein dieses objektiven Wertes entwickelt sich dann auch subjektiver Wert. Es kann also zunächst symptomatische Lust, die uns unsern Wert verrät, nur in den andern fühlenden Wesen vorhanden sein. Aber von deren Schätzung sollen wir uns ja, wie der Verfasser so beredt ausführt, nicht abhängig machen, und auch unser Mitgefühl mit fremder Lust und Unlust ist nur ein unsicherer Leitstern. Der Verfasser befindet sich demnach hier in Verlegenheit, räumt ein, daß es rätselhaft sei, wie das Bedürfnis des Bewußtseins des Eigenwerts entspringe, und sagt: „Wir kommen hier nicht über die unmittelbare Thatsache eines Bedürfnisses des Eigenwertes hinaus; dasselbe bildet einen thatsächlichen Charakterzug der menschlichen Natur, der tief im unbewußten Geistesleben wurzelt, gleichsam ein naturgeschichtliches Faktum(!) im höhern Sinne." Damit ist aber an Stelle des Grundprinzips ein Dogma getreten, das, ohne erklärt zu werden, Anerkennung fordert. Der Eudämonismus ist durch den Begriff des objektiven Wertes durchbrochen.

Doch nicht dagegen ist etwas einzuwenden, daß der Verfasser die Handlungen fast durchweg von Gefühlen als Triebfedern ausgehen läßt: er könnte dies vielmehr in noch umfassenderem Maße thun, wie ja die neuere Philosophie dazu ganz besonders neigt.

Wenn aber auch Gefühle immer und überall die Triebfedern der Handlungen sind, so sind sie darum doch nicht deren einzige Ursachen. Wenn eine Uhr auch fortwährend durch eine Triebfeder in Bewegung gesetzt wird, so ist doch diese nicht die alleinige Ursache, daß der Mechanismus in Bewegung ist, sondern daneben der gesamte von der zwecksetzenden Thätigkeit des Uhrmachers geschaffene Bau. Hinter jeder einzelnen Handlung steht doch mehr oder weniger als treibende Macht die ganze Persönlichkeit. Nun ist diese zwar unter steter Mitwirkung von Lust und Unlust herangebildet, sie hat keinen bewußten Augenblick erlebt, wo ihre Richtung nicht durch Gefühle mitbestimmt worden wäre. Aber sie tritt zunächst fast unbewußt mit einer Fülle von Anlagen in die Welt ein. Während der Erziehung werden ihre Gefühle großenteils von außen her unter Mitwirkung von mehr oder weniger Zwang erzeugt, und es pflegt ja beim Erzogenwerden nicht ohne manche abgenötigte Unlust abzugehen. Nach Vollendung der Erziehung hat dann der Einzelne gelernt, sich Zwecke zu setzen und sich für die Zukunft durch Wahl eines Berufs oder sonstwie Zwangslagen zu schaffen, die von dem entscheidendsten Einfluß auf sein Streben sind. Die Frage der Lebensführung, die Ethik, ist also zum Teil von der Eigenlust der Einzelnen unabhängig. Die für das sittliche Leben vorhandnen, nicht aus eignen

Gefühlen entstandnen Daten müssen bei der sittlichen Lebensführung mit verarbeitet und zweckmäßig verwertet werden. Und dafür sind Lust und Unlust oft trügerische Leitsterne, da sie nur Erkenntnisgründe der Bedürfnisse, Symptome und gleich allen Symptomen unzuverlässig sind, wie ja der Verfasser selbst mehrfach scharfsinnig entwickelt. Dagegen dürfen sie nicht als Realgründe des Handelns zum leitenden Prinzip gemacht werden.

Und darum ist schließlich jedes Prinzip des Eudämonismus, selbst das feinstgesponnene wie das des Verfassers, so gefährlich, weil es unvermerkt die Lust und Unlust, einen Erkenntnisgrund, zum leitenden Realgrund des Strebens macht. Denn der von einem bewußten Wesen beharrlich verfolgte Zweck wird zu einem mächtigen Realgrunde. Hauptzweck aber der ethischen Bestrebungen der einzelnen Menschen soll sein, für die Erfordernisse der menschlichen Natur, die letzten Realgründe der Gefühle und des Strebens, innerhalb der Verhältnisse, in denen die menschliche Natur steht, also allerdings für ihren zum Teil durch nüchterne, gefühlsleere Erwägungen zu ermittelnden objektiven Wert nach Kräften zu sorgen, und zwar, je höher diese Erfordernisse gerichtet sind, um so mehr, also für die geistigen mehr als für die leiblichen, für die sittlichen mehr als für die geistigen. Dabei sollen denn die Gefühle als Triebfedern aller Handlungen gebührend berücksichtigt werden, und darum ist auch des Verfassers Ansicht als in vieler Hinsicht sehr wertvoll anzusehen. Aber höher als Lust und Unlust stehen die Interessen, die aus dem steten Zusammenwirken von Lust und Unlust einerseits und von zwecksetzender Thätigkeit anderseits entstehenden, von der Gemeinschaft der Menschen zu regelnden wertbestimmenden Zugkräfte des Lebens. Die Interessen der menschlichen Gemeinschaft aber bestehen darin, daß ihr Leben überall möglichst gefördert und reich entwickelt und mit dem Leben der Menschheit in möglichste Übereinstimmung gebracht werde, und jedes einzelne Leben soll objektiven Wert dadurch erhalten, daß es die Interessen der menschlichen Gemeinschaft auch zu den seinigen macht. Wie dies geschehen soll, hat die Ethik anzugeben, die die Handlungen nach ihren gesamten beabsichtigten oder thatsächlich eingetretenen Wirkungen beurteilen lehrt und dabei der Güterlehre eine gebührende Stelle einräumt.

Der Verfasser verspricht sich von dem richtig geleiteten Bewußtsein des wahren Eigenwertes das höchste Maß erreichbarer Glückseligkeit. Er führt dafür auch beherzigenswerte Zeugnisse an, z. B. einen Ausspruch der durch sittliche Führung ausgezeichneten Tongainsulaner: „Nach einer guten That haben wir ein schönes herrliches Gefühl, darum handeln wir gut," und die Worte J. Grimms: „So lange ich Atem ziehe, werde ich froh sein, gethan zu haben, was ich that," ferner die gewiß zum Nachdenken sehr anregende Thatsache, daß es für den sibirischen Zwangsarbeiter die schrecklichste Strafe ist, die ihn zur Verzweiflung bringt, wenn er zu völlig zweckloser Arbeit, z. B. Erde von einer Stelle weg und dann wieder an dieselbe Stelle zu schaffen ge-

zwungen wird. Der Verfasser strebt somit nach ähnlichem wie Fichte mit seiner Religion des freudigen Rechtthuns und der reinen Zufriedenheit mit sich selbst und kann sich unzweifelhaft darauf berufen, daß kein Leben für wahrhaft wertvoll erachtet wird, das nicht mit dem Bewußtsein eignen Wertes, mit dem Gefühl, den angewiesenen Platz auszufüllen und ein nützliches Glied in der Kette der Menschheit zu sein, verbunden ist. Aber daß dies Gefühl deshalb das höchste Gut sei, ist doch zu bestreiten. Denn der Mensch findet nun einmal ebenso wie sich selbst auch die Welt und die andern Menschen vor, findet auch seine Lebenslage ganz an die der andern Menschen geknüpft, erhält von Gemeinschaften mancherlei Art die mächtigsten Antriebe, und wenn er nicht selbstlos sein kann und soll, so wird doch seine Selbstbefriedigung umso größer sein, je mehr sie ihm nicht als Hauptzweck seines Lebens vorschwebt, sondern sich aus dem Bewußtsein, mitten in der Menschheit zu stehen und mit ihr zu fühlen und zu streben, von selbst ergiebt, je mehr er sein Selbst zu einem Teile des Menschheitslebens erweitert fühlt. Und darum wird doch die hingebende, mitfühlende, beglückende Liebe jedenfalls wohl für einen Teil der Menschheit, die Frauen, als Kern und Stern des Lebens und höchstes Gut erscheinen, aus dem sich in einigermaßen normaler Lage von selbst das edelste Lustgefühl, jener tiefe Friede ergiebt, der Friede in Gott.

Nur angedeutet sei endlich, daß an dem höchsten Gute doch womöglich auch schon der werdende Mensch teilnehmen soll. Nun kann schon das Kind und in steigendem Maße das Jugendalter an der Liebe und an gewissen edeln Gefühlen und Bestrebungen teilnehmen, nicht aber an dem Bewußtsein des Eigenwertes und der Selbstschätzung. Vielmehr möchte man diese möglichst spät entwickelt sehen.

In seinen ethischen Anschauungen, soweit sie das wirkliche Handeln und die dazu erforderliche Gesinnung betreffen, steht der Verfasser auch dem, was hier entwickelt ist, nicht fern, da er als objektiven Wert des Einzelnen ungefähr dasselbe fordert, nur daß er diesen dem Bewußtsein des Eigenwertes unterordnet. Dankbar sei zugleich anerkannt, daß er auch dadurch, wie hiermit aus eigner Erfahrung versichert wird, in gewisser Richtung eine sehr bedeutende kräftigende sittliche Wirkung erzielt. Auch darum muß seinem gedankenreichen Werke die gebührende Beachtung gewünscht werden.





Der Praeceptor Germaniae

2

Die Anstalten des Melanchthonschen Schulplanes finden ihren Abschluß in der Universität, deren Umgestaltung nach den Grundsätzen der Reformation den Mitarbeiter Luthers viel beschäftigt hat. Ihre Einrichtung erfolgte, wie Hartfelder in seiner Schrift nachweist, „gänzlich unter dem religiösen Gesichtspunkte," sie dient „Gott zu Lobe, der Erbreiterung [Verbreitung] seines heiligen Evangelii und göttlichen Worts, auch zur Erweiterung aller ehrlichen und guten Künste," sie ist „die Stätte, wo die wichtigsten [d. h. die theologischen] Streitfragen erläutert und entschieden werden." Sie sollte in vier Fakultäten zerfallen, unter denen die theologische als „Fortsetzung der alttestamentlichen Priester-, Leviten- und Prophetenschulen" den ersten Rang einnehmen soll. Sie hatte in Wittenberg vier „Legenten," unter denen der Pfarrer der Stadt ist und an deren Spitze ein Dekan steht. Der erste Legent war der Exeget des Neuen Testaments; er hatte nach einander den Römer-, den Galaterbrief und das Johannisevangelium zu erklären. Der zweite las über Schriften des Alten Testaments, und zwar zuerst über die Genesis, dann über die Psalmen und zuletzt über Jesaias, ab und zu auch über die Augustinische Schrift De spiritu et littera, „um den rechten Verstand de gratia in Paulo zu erhalten." Die Aufgabe des dritten war die Auslegung der übrigen Paulinischen Briefe, auch der des Petrus und des Johannes. Der vierte Legent sollte zweimal wöchentlich das Matthäusevangelium oder das Deuteronomium oder auch einen der kleinen Propheten auslegen. Besondre systematische und historische Vorlesungen gab es nicht. „Jedes exegetische Kollegium war zugleich ein systematisches, indem man in der Einleitung oder gelegentlichen Exkursen die Hauptlehren der zu erklärenden Schrift nach loci ordnete und zusammenfaßte. So wurde bei Melanchthon die Erklärung des Römerbriefs regelmäßig zu einer protestantischen Dogmatik und Ethik, die Interpretation eines Evangeliums zu einem Leben Jesu. Die Kirchengeschichte aber verband man noch mit der Profangeschichte."

Die zweite Fakultät, die juristische, hatte gleichfalls vier Legenten, die jeder wöchentlich viermal zu lesen hatten, und zwar der erste, je nach seinem Gutdünken, in digesto veteri, Infortiato oder digesto novo, der zweite in

Decretalibus, der dritte in Codice und der letzte die Institutionen. Dieser sollte sich zugleich als Armenadvokat, die drei andern als Beisitzer beim Hofgericht gebrauchen lassen. Die medizinische Fakultät in Wittenberg hatte anfänglich nur einen, dann zwei, von 1536 an drei ordentliche Professoren; der erste las über „die nützlichsten Bücher des Hippokrates und Galenus," der zweite über Rhazes und Avicenna, der dritte über „anatomische Bücher."

Am meisten verändert wurde durch Melanchthons Umbildung der mittelalterlichen Universität die Fakultät der Artisten oder Philosophen, die er als „Ursprung und Stamm der andern" bezeichnet. Sie hatte zehn „Lektoren," die ein Kollegium bildeten, und unter die von 1546 an die Vorlesungen in folgender Weise verteilt waren. Von den beiden ersten las der eine über Dialektik und Rhetorik, der andre über Physik und das zweite Buch des Plinius, von den beiden Mathematikern der eine über die Elemente, Arithmetik und die Sphäre des Johannes de Sacro Busto, der andre über Euklid, Theorica Planetarum und über Ptolemaei magnam constructionem. Die beiden Lektoren für die lateinische Sprache hatten die wichtigsten römischen Dichter und die Hauptschriften Ciceros auszulegen und sich daneben zu befleißigen, gute lateinische Prosa und Verse zu schreiben. Siebenter Lektor war der „Pädagog," dem es oblag, die lateinische Grammatik zu repetiren und den Terenz, einige Stücke des Plautus und andre der jugendlichen Fassungskraft angemessene Schriften auszulegen, „aus denen man lateinisch sprechen lernen kann." Der achte Lektor war der Physikus, der die Physik des Aristoteles und den Dioskorides zu erklären hatte, auch die Botanik vertrat. Der neunte las hebräische Grammatik und daneben die Genesis, den Psalter, die Sprüche Salomonis, Jesaias, Jonas und Daniel. Der zehnte endlich war der Gräcist, der zunächst über griechische Grammatik zu lesen, dann Homer, Hesiod, Sophokles, Euripides, Theokrit, einige Demosthenische Reden und einen griechischen Geschichtschreiber zu erklären hatte. Zuweilen sollte er auch einen Paulinischen Brief vornehmen; zugleich aber sollte er die Ethik des Aristoteles Wort für Wort erläutern und dabei „sorgfältig die Arten der Lehre auseinander halten," d. h. das Gesetz Gottes und das Evangelium und die Vorschriften der Philosophen über bürgerliche Sitten. Die wissenschaftliche Befähigung genügte nicht zur Aufnahme unter die Lehrer dieser Fakultät, es bedurfte auch einer gewissen theologischen, d. h. der Anerkennung des Daseins Gottes und des Glaubens an Jesus Christus, den Sohn Gottes, wogegen der Lehre vom rechtfertigenden Glauben nicht Erwähnung geschieht, sodaß auch ein gläubiger Katholik Mitglied der Fakultät werden konnte, wenn auch nur der Theorie nach. Die Legenten sollten die Philosophie so vortragen, daß sie die Lehre des Evangeliums nicht verderben, noch durch Fürwitz oder Leichtfertigkeit Meinungen erzeugen, die gegen Gott sind, „wie an den hohen Schulen andrer Völker," wobei namentlich vor Epikureismus gewarnt wird. „Sollte sich aber einer widerspenstig erweisen,

so sollte ihn der Dekan dem Rektor anzeigen und dieser dafür Sorge tragen, daß nach geschehener Untersuchung die Bestrafung erfolgte."

Die Organisation der neuen Universität ist vielfach und wesentlich verschieden von der der alten. Bei der theologischen Fakultät tritt an die Stelle der Scholastik, vor der das eigentliche Bibelstudium nur eine Nebenrolle hatte, die Exegese; das übliche Lehrbuch des ausgehenden Mittelalters, die Sententiae des Petrus Lombardus, wurde abgeschafft, und der Sententiarius erhielt den Auftrag, über Psalmen und Propheten zu lesen; endlich fand von den Kirchenvätern einzig Augustinus Aufnahme in den Lektionskatalog. Die juristischen und medizinischen Fächer wurden fast gar nicht umgestaltet; dagegen erlitt die Artistenfakultät eine fast vollständige Neubildung. Da werden neben den Vorlesungen über Latein, die auch im Studienplane von 1507 nicht gefehlt hatten, Griechisch und Hebräisch dargeboten, sodaß man, um in drei Sprachen bewandert zu werden, nicht mehr nach Italien zu gehen brauchte. Früher hatten zehn Lehrer Philosophie gelesen und zwar in parallelen Vorträgen nach Thomas von Aquino und nach skotistischer Weise. Davon ist jetzt nicht mehr die Rede. Dialektik, Rhetorik, Ethik und Physik wurden ganz humanistisch aufgefaßt und vorgetragen. Wie die Theologie vorzüglich zur Bibelauslegung, so waren diese Wissenschaften zur Erläuterung der klassischen Schriftsteller und Dichter geworden. Wie in der ersten Fakultät die Theologie Luthers die Lehre der mittelalterlichen Kirche verdrängte, so ersetzte in der letzten der Humanismus mit seiner sprachlichen Bildung die Scholastik mit ihrer logischen. Ein besonders charakteristisches Zeichen humanistischen Geistes war die Errichtung zweier Lehrstühle für die Mathematik. Eine Neuerung von größter Bedeutung ist endlich die regula fidei, die nicht bloß für die theologische, sondern auch für die philosophische Fakultät galt. Sie sah wie eine Fessel des wissenschaftlichen Geistes aus, diese Verpflichtung auf die ökumenischen Symbole und das Augsburgische Bekenntnis, und so fand schon Osiander mit seinen Angriffen auf sie viele Anhänger. Aber im ganzen hatte die Einrichtung ihren guten Sinn. Sie war notwendig wegen der Fanatiker, die statt der christlichen Lehre ihre eigne Phantasie predigten, wegen der Wiedertäufer und ähnlicher Schwärmer z. B. Campanus, Servet und Schwenkfeld, wegen des Bestandes der Kirche und wegen des einheitlichen Studiums an der Universität. Die Schüler der Artistenfakultät, der vorbereitende Kursus für die drei obern, rückten größtenteils später in die theologische und juristische ein, und es war selbstverständlich, zu verhüten, daß die Vorbereitung dem Hauptstudium widersprach und schadete. Sollten die theologischen Legenten Diener der evangelischen Kirche, die juristischen solche des evangelischen Staates heranbilden, so mußten auch die Vorlesungen der philosophischen Fakultät so eingerichtet sein, daß dadurch mindestens keine feindselige Stimmung gegen die Evangelischen entstand. Übrigens tötete die theologische Fessel den freien wissenschaftlichen Trieb im allgemeinen nicht;

die Geschichte lehrt vielmehr, daß gerade die protestantischen Hochschulen Deutschlands die freieste wissenschaftliche Entwicklung ermöglicht haben, sie glänzen durch Namen wie Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher und Bauer, während die fast ebenso zahlreichen katholischen Hochschulen deutscher Zunge, denen die regula fidei erspart blieb, kaum einen Mann von gleichem Werte aufzuweisen haben.

Zu den Vorlesungen traten die Disputationen, von deren Nutzen Melanchthon eine sehr hohe Meinung hatte und die vormals bei allen Fakultäten üblich waren, ihre Hauptstätte aber in der philosophischen hatten, wo jeder zweite Sonnabend dafür bestimmt war, während an dem andern Deklamationen stattfanden. Neben der wissenschaftlichen Zucht sollte die Universität aber auch eine sittliche ausüben. Deshalb gab es zunächst für den Lebenswandel der Professoren strenge Vorschriften. In den Statuten für die Artistenfakultät von 1546 werden die Professoren ermahnt, kein Ärgernis zu geben, sondern den Studenten durch Reinheit, Keuschheit und friedfertiges Verhalten als Vorbild zu dienen, „eingedenk der Gemeinschaft, in der sie sich befinden, nicht unter Cyklopen oder Centauren, noch in einer platonischen Akademie, sondern in der Kirche Gottes, wo der einige Gott und sein Sohn Jesus Christus zugegen sind und der heilige Geist in die Herzen vieler Jünglinge ausgegossen ist." Fehlt aber einer gegen die Gesetze der Sittlichkeit, so soll der Dekan, der über sie die Oberaufsicht führt, ihn dem Rektor anzeigen, und wird der Betreffende schuldig befunden, so verliert er Amt und Gehalt. Auch die Schüler standen unter strenger Zucht; denn das Lernen soll auch zu edler Menschlichkeit erziehen. Die Hochschule hat ihre eigne Obrigkeit mit Strafbefugnis. Bestraft werden von ihr alle Vergehen gegen die bürgerlichen Gesetze, dann aber auch Zauberei und Mißbrauch des göttlichen Namens in gewöhnlicher Rede, ja mit Karzer und nötigenfalls mit Relegation Nichtbesuch der Predigt und des Gottesdienstes. Ferner ist bei Strafe verboten die Erregung von Tumulten, das Eindringen in Häuser, die Verwüstung von Gärten, die Herausforderung zum Kampfe und das Schleudern von Bleikugeln. Ein ferneres Verbot wendet sich gegen die Unzucht, wobei eine Kleidung empfohlen wird, „die die Körperteile bedeckt, welche nach dem Willen Gottes verborgen sein sollen." Eben dahin gehört das Verhalten bei Hochzeiten; streng bestraft wird jeder, der dabei roh lärmt oder sich beim Tanz unanständig aufführt. Relegation trifft die Verfasser und Verbreiter von Schmähschriften. Untersagt sind Maskeraden und das Tragen von Waffen, „Schwertern, Messern, Tysäcken, Hessen, Bleikugeln, Wurfkreuzen, Barten, Flegeln, Hämmern und Büchsen." Im Winter sollen die Studenten die Schenken um neun, im Sommer um zehn verlassen. Der Tag soll von ihnen mit Bibellesen und Gebet begonnen und geschlossen werden, ebenso ist vor und nach Tische zu beten. „Stürzt man sich auf die Speisen ohne Anstand und ohne Gebet wie die Schweine, so

fehlt bei einer solchen Mahlzeit Gott, und es geht dabei oft aus wie bei dem Gelage der Centauren und Lapithen." Allerdings setzen diese Vorschriften größtenteils voraus, daß die Studenten nicht vereinzelt in der Stadt, sondern in Bursen, Alumnaten, Kontubernien und Kollegienhäusern unter Aufsicht wohnten, und so wurden solche Anstalten zu gemeinsamem Leben an den meisten evangelischen Universitäten angestrebt und vielfach auch geschaffen, wozu auch die Armut der meisten Studenten aufforderte.

Zum Schlusse schildern wir nach unsrer Quelle Melanchthon als Gründer und Umbildner einzelner Hochschulen außer Wittenberg. Nachdem Ulrich von Württemberg sein Herzogtum wieder erlangt hatte, ging er sofort an die Evangelisirung desselben und damit an die Reorganisation der bisher katholischen Universität Tübingen durch zwei Kommissare. Die letztern begegneten bei vielen dortigen Professoren hartnäckigem Widerstand, und der Herzog dachte damit am besten fertig zu werden, wenn er Melanchthon zur Rückkehr in sein früheres Heimatsland und zur Leitung des Werkes aufforderte. Dieser konnte sich aber nicht so leicht zur Trennung von Wittenberg entschließen und blieb dort, nachdem er die Entscheidung dem Kurfürsten anheimgestellt und dieser sein Verbleiben gewünscht hatte. Wenige Wochen später erging eine zweite Aufforderung aus Württemberg an ihn, in der er gebeten wurde, wenigstens zu der Disputation zu erscheinen, worin der Kommissar Ambrosius Blarrer die katholischen Professoren von der Notwendigkeit der Neugestaltung überzeugen sollte. Der Bitte des Herzogs schlossen sich auch die katholischen Gegner desselben an, „die hohe Schule, die Äbte und Prälaten des ganzen Landes," „weil Melanchthon nicht bissig und neidisch, sondern sittig, freundlich und friedsam sei." Auch daraus wurde aber nichts, doch schickte Melanchthon seinen Freund Camerarius, der dann von Nürnberg nach Tübingen übersiedelte und bei der Umwandlung der Universität eine wichtige Rolle spielte. Nochmals vom Herzog eingeladen, kam Melanchthon zwei Jahre später im September 1536 selbst, verkehrte mit Camerarius und Ulrich und sorgte durch allerlei Ratschläge und namentlich dadurch, daß er die Berufung des Gräcisten Micyllus und des berühmten Johannes Brenz veranlaßte, für das weitere Gedeihen der aus ihrem Verfall wieder aufblühenden Hochschule. Später besuchte ihn Camerarius in deren Angelegenheiten in Wittenberg, sodaß sein Einfluß auch ferner auf sie wirkte.

Die 1506 von Joachim dem Ersten in Frankfurt a. d. Oder gegründete Universität bekämpfte anfänglich die Lehre Luthers. Als aber Joachim der Zweite zur Regierung gelangte, der ihr geneigt war und sie in seinem Lande einzuführen vorhatte, dachte er an eine Reform der Hochschule, die allerdings sehr notthat, und berief zu diesem Zwecke 1537 Melanchthon zu Beratungen über die Gewinnung tüchtiger Lehrer und über eine neue Unterrichtsmethode. Im nächsten Jahre schon wurde Sabinus, der Schwiegersohn Melanchthons, nach Frankfurt berufen, und später folgten ihm andre Schüler Melanchthons, z. B.

der Schotte Alesius. Auch als Sabinus seine Stelle in Frankfurt mit einer Professur in Königsberg vertauscht hatte, wurde der Wittenberger Humanist und Reformator noch wiederholt vom Kurfürsten in wichtigen Fragen um seine Meinung angegangen, und als der Schmalkaldische Krieg ihn von der sächsischen Universität vertrieben hatte, bot ihm Joachim nicht nur eine Professur, sondern auch „mehr Befehl" an seiner Hochschule an. Der bescheidne Mann aber lehnte die verlockende einflußreiche, leitende Stellung, die damit gemeint war, ab und kehrte nach Wittenberg zurück, obwohl es dort übel aussah und er vorläufig dort kein festes Einkommen zu erwarten hatte.

Leipzig, die älteste Universität des jetzigen deutschen Reiches, gehörte im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts zum Gebiete des Herzogs Georg von Sachsen, eines Gönners der Wissenschaften und der Gelehrten, der mit Erasmus in regem freundschaftlichen Verkehr stand und 1519 eine Reform seiner Hochschule im Geiste des Humanismus veranlaßte, aber den weitern Schritt von diesem zur Reformation, wahrscheinlich auch von Erasmus abgehalten, nicht mitmachte. Bald standen sich Leipzig und Wittenberg wie zwei feindliche Lager erbittert bis ins Maßlose gegenüber, und der Herzog, ein persönlicher Gegner Luthers, schürte nach Kräften. Da starb Georg 1539, und sein Bruder und Nachfolger Heinrich nahm sofort die Reformation des Landes in die Hand, und zu der damit betrauten Kommission gehörte auch Melanchthon, der bei dieser Gelegenheit ein Gutachten über die Reorganisation der Universität ausarbeitete. Die Aufgabe bestand hier zuvörderst in der Beseitigung einer starken katholischen Partei, und zwar war hier mit der theologischen Fakultät zu beginnen. Wer hier die „unrechte Lahr" nicht abthun wollte, dem sollte das Predigen, Disputiren und Lesen verboten sein, und wollten sie nicht schweigen, so waren sie „wegzugebieten." Wenn sie still sein wollten, sollten sie bei ihrer Versorgung und Kollegiatur bleiben. Für die Neubesetzung von Stellen wurden der Licentiat Amsdorf, der Doktor Heß in Breslau, auch Alexander Alesius und für das Hebräische Ziegler empfohlen. Die Gehalte der Lehrer sollten aufgebessert, auch sollte für theologische Stipendien gesorgt werden. Mit der juristischen und medizinischen Fakultät ist das Gutachten zufrieden, auch „mit den Artisten ist jetzund nicht viel Änderung vorzunehmen." 1540 verfaßte Melanchthon ein zweites Gutachten, sodaß das erste nur teilweise ausgeführt worden zu sein scheint; jedenfalls war von den drei vorgeschlagnen Theologen damals nur Ziegler als Lehrer thätig. In diesem Gutachten wird für die juristische und medizinische Fakultät nur Erhöhung der Gehalte verlangt. Mit den beiden theologischen Professoren Ziegler und Schubelius ist es sehr zufrieden, doch erklärt es einen dritten Theologen und die Einführung von Disputationen für notwendig. Auch einige Lehrer der Artistenfakultät finden seinen Beifall. Doch wäre, meint Melanchthon, für den Ruf der Schule ein berühmter Gelehrter dienlich, der das ganze philosophische Studium leiten

könnte. Als hierzu geeignet werden Camerarius in Tübingen, Micyllus und Sturm in Straßburg empfohlen. Die Professur der Mathematik soll mit Borner besetzt werden. Sodann wird eine feste Ordnung der regelmäßigen Vorlesungen in dieser Fakultät für erforderlich erklärt, für welche acht Professoren ausreichen sollten. Ein schönes Bild malt sich Melanchthon für die Zukunft aus, wenn die beiden Nachbaruniversitäten Wittenberg und Leipzig neben einander blühen und die wahre Lehre stützen und fördern werden. Nachdem Camerarius übergesiedelt war, kam Melanchthon häufig nach Leipzig, bald zur Prüfung von Stipendiaten, bald zu Promotionen eingeladen, auch lieferte er Gutachten bei Streitigkeiten der Theologen und empfahl Kandidaten bei der Wiederbesetzung erledigter Professuren. Die Universität aber hob sich mit seiner Beihilfe rasch: 1539 waren nur 123 neue Studenten hinzugekommen, 1540 erfolgten schon 204 Immatrikulationen, im Jahre 1544 394, im nächsten 413.

Zu den Hochschulen, die durch Melanchthon und seine Schüler nach tiefem Verfall wieder emporgehoben wurden, gehört Rostock. Die Universität war hier auch infolge von Eingriffen des Rates der Stadt dem Untergange nahe, und die Mehrzahl der Studenten hatte sich verlaufen, als Arnold Burenius, ein Zögling des Praeceptor Germaniae, hier seine Vorlesungen begann, nach den Grundsätzen seines Lehrers den Unterricht neu gestaltete und mit großer Strenge der eingerissenen Zuchtlosigkeit zunächst im Collegium Aquilae ein Ende machte. Andre Schüler Melanchthons folgten als Professoren, Aurifaber, Heßhusius, Caselius und Chyträus, und als mit dem Aufkommen der strengern lutherischen Richtung unter den Rostocker Theologen der Einfluß Melanchthons in deren Fakultät aufhörte, dauerte er in der philosophischen fort, unter andern wurde sein Lehrbuch der Physik hier eingeführt.

Unter den süddeutschen Hochschulen stand Melanchthon Heidelberg, die Universität seiner pfälzischen Heimat, besonders nahe. Sie holte öfter seinen Rat ein, ihre Artistenfakultät beschenkte ihn, als er 1524 seine betagte Mutter im nahen Bretten besuchte, mit einem silbernen Becher, und als der Kurfürst Friedrich der Zweite zu einer Reform der heruntergekommenen Anstalt schritt, bat er den sächsischen Kurfürsten, ihm Melanchthon für diesen Zweck auf einige Zeit zu überlassen. Die Bitte wurde abgelehnt, aber als Friedrichs Nachfolger Ottheinrich die Reformation in seinem Lande einführte und den Plan einer Umgestaltung der Universität thatkräftig wieder aufnahm, so lieh ihm Melanchthon dabei seinen Beistand. Zwar folgte er der 1556 an ihn ergangnen Berufung nach Heidelberg nicht, sondern verblieb in seinem sächsischen „Scythien," wo er sich „wie der an den Kaukasus geschmiedete Prometheus" vorkam. Aber als er sich im Herbste 1557 an dem Religionsgespräch in Worms beteiligte und er vom Kurfürsten Ottheinrich eingeladen wurde, nach Heidelberg herüberzukommen und bei der Abfassung der neuen Statuten für die Universität mitzuwirken, eine Einladung, der sich die letztere in einem höchst schmeichelhaften

Schreiben anschloß, erschien er am 22. Oktober in der Stadt und verweilte hier bis zum 31., um an den Beratungen über die Umgestaltung der Universität teilzunehmen. Später übte er durch seine Schüler, die er mit Erfolg zu Professoren empfohlen hatte, den größten Einfluß auf die reformirte Anstalt aus. Solche Schüler waren Micyllus, der Philolog Xylander, der Ethiker Strigel und Melanchthons Brudersohn Sigismund. Bald zeigte sich auch an der wachsenden Zahl der Studenten, daß der Praeceptor Germaniae nicht vergebens in Heidelberg gewesen war: während sie 1555 nur 38 betragen hatte, war sie bereits zwei Jahre später auf 114 und 1560 auf 143 gestiegen.

Die Reformation hat nicht bloß alte Hochschulen in ihrem und im humanistischen Geiste umgewandelt, sondern auch neue gegründet, und zwar zuerst die in Marburg, die Lieblingsschöpfung Philipps des Großmütigen. Philipp machte 1524 zufällig Bekanntschaft mit Melanchthon, als er ihm bei der Rückkehr von Bretten nach Wittenberg bei Frankfurt auf der Landstraße begegnete, und ließ sich von ihm beim Scheiden versprechen, ihm die Hauptsätze der evangelischen Lehre in einer Denkschrift zusammenzustellen. Dies geschah, und bald darauf erfolgte die Reformirung des hessischen Landes und die Gründung einer evangelischen Universtität, die 1527 mit elf Professoren, worunter drei theologische, ein juristischer, ein medizinischer und sechs philosophische waren, ins Leben trat. Das eigentliche Statut erging erst im August 1529. Aus Briefen Melanchthons läßt sich nicht darthun, daß er großen Einfluß auf die Gründung und Gestaltung dieser Hochschule ausgeübt hätte, wohl aber sprechen Thatsachen dafür, daß er von der Sache unterrichtet gewesen ist und auf sie durch Empfehlung von Schülern und Freunden eingewirkt hat. Die erste Marburger Lektionsordnung gleicht im wesentlichen der Wittenberger von 1536, die ersten Lehrer der neuen Hochschule waren fast alle Wittenberger, die ersten Rektoren, Ferrarius und Crato, Schüler und Freunde Melanchthons, und 1536 unterstützte er die Wahl des Dichterkönigs Eobanus Hessus zum Professor in Marburg.

Ganz unter der Einwirkung Melanchthons entstand die Universität Königsberg. Markgraf Albrecht von Preußen wandte sich frühzeitig dem neuen Lichte zu, stand in lebhaftem Briefwechsel mit seinen Hauptträgern in Wittenberg und ließ Unterthanen dort studiren. 1540 aber beriet er sich mit Brismann und Poliander, Freunden Melanchthons, und mit andern Gelehrten über die Errichtung einer eignen Hochschule, und zwei Jahre nachher wurde damit begonnen; 1544 wurde sie feierlich eingeweiht. Ihre Einrichtung folgte in allem wesentlichen dem Wittenberger Muster. Als Dozenten werden die Doktoren Sabinus (der Schwiegersohn Melanchthons und von diesem und Camerarius empfohlen), Rapagelanus und Jonas und die Magister Osiander, Hoppe, Rimmich und Adam aufgezählt. Sie waren großenteils in Wittenberg und besonders von Melanchthon geschult, der über die Gründung der Universität mit Albrecht zahlreiche Briefe gewechselt

hatte, und dessen Einfluß fortdauerte, bis die Osiandrischen Streitigkeiten ihm ein Ende machten. Endlich war Melanchthon auch bei der Gründung der Hochschule in Jena thätig, namentlich durch Vorschläge zur Besetzung der zu errichtenden Lehrstühle, ja er war eine Zeit lang bereit, selbst einen davon zu besteigen. Zwar wurde ihm das bald leid, aber die Eröffnung der Universität im März 1548 fand unter Melanchthons Auspizien und mit lateinischen Reden seiner Freunde und Schüler Stigel und Strigel statt. Es ist also falsch, wenn man meint, der Plan zur Errichtung der neuen Hochschule sei aus dem Gegensatze zur Richtung Melanchthons hervorgegangen, vielmehr wollte man anfangs diese Richtung hier hegen und pflegen und bot alles auf, deren Urheber zu gewinnen. Erst die spätere Zeit erzeugte den scharfen Gegensatz, der Jena zum Hauptlager der Feinde Melanchthons machte.

Blicken wir zurück, so sehen wir den Freund und Mitarbeiter Luthers in hochbedeutsamer Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Schule. Der Südwesten, die Mitte und der Norden Deutschlands verlangen von ihm Rat, erbitten sich bei ihm Lehrer, die er ausgebildet hat, gestalten ihre Unterrichtsanstalten, hohe und niedere, nach seinen Vorschlägen um und gründen nach seinen Grundsätzen neue. Vom Neckar bis zur Weichsel lehren seine Anhänger in seinem Geiste und nach seiner Weise. Er ist der Praeceptor Germaniae, weil er dem protestantischen Deutschland zahllose treffliche Lehrer erzogen und geschult hat, er ist es durch den unermeßlich umfangreichen Briefwechsel, den er in Sachen des Schulwesens führte, und der für seinen Einfluß und für die einzige Stellung zeugt, die er namentlich zu dem gelehrten Unterricht als Humanist wie als Vertreter des evangelischen Geistes einnahm — eine Stellung, die nur auf dem Vertrauen zu seiner Person beruhte, und die er einerseits durch hohe wissenschaftliche Bildung und praktischen Sinn, anderseits durch die sittlichen Tugenden der Gewissenhaftigkeit, der Uneigennützigkeit und der Bescheidenheit rechtfertigte; er ist es endlich dadurch, daß er dem neuen Unterrichtswesen seine Lehrbücher verfaßte. Melanchthons Kompendien der griechischen und der lateinischen Grammatik, der Rhetorik und Dialektik, der Physik, Psychologie, Ethik und Dogmatik dienten bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein dem Unterricht auf den Gymnasien und Universitäten als Grundlage. Er war kein Mann wie Luther, er war ein weicher, mehr weiblich angelegter Charakter, aber eine treffliche Ergänzung Luthers und ein großer Segen für das Werk der Reformation, an das er sich allein sicher niemals gewagt hätte, das er aber, als es begonnen war, mit seinen Gaben wesentlich unterstützt und veredelt hat.





Einst und Jetzt

Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jahresausstellung

Von Max Zimmermann

Zwei Bilder möchte ich mir als „Pendants" — man verzeihe das harte Wort, „Pendants" nannte man früher zwei Bilder, die inhaltlich zusammengehörten, und heute ist ja das erste Erfordernis eines Bildes, keinen Inhalt zu haben. Doppelte Sünde! Denn als „Pendants" schuf und verwertete man kleine Bilder, und wer begnügte sich heute noch mit einer kleinen Leinwand? — also zwei Bilder möchte ich mir zusammenhängen mit der Unterschrift: Einst und Jetzt. Das eine befindet sich in der Galerie des Grafen von Schack und ist von Leopold Bode, glücklich verschollenen Namens, wie der Künstler anmerkt, das andere, augenblicklich auf der Jahresausstellung in München, von Louis Jimenez in Paris. Der Jung-Münchener Künstler horcht auf bei dem Namen der allerheiligsten, kunstgralhütenden Stadt. Bodes Bild: Auf einsamem Waldespfade wandelt eine anmutige weibliche Gestalt, Wemut zuckt um ihren jugendlichen Mund, sie hat vor kurzem ach! den jungen Gatten begraben. Aber da fällt ihr Blick auf das Kind in ihren Armen, und durch alle Wehmut lächelt sie selig: Für meinen Schmerz giebt es einen kräftigen Balsam. Mein Dasein hat noch einen köstlichen Wert, dir habe ich das Leben gegeben, mir verdankst du es, wenn du herangewachsen in dieser reichen, schönen Gotteswelt ringen und dir ein Glück erkämpfen kannst! Auch das Bild des Jung-Parisers zeigt eine junge Mutter mit ihrem Säugling am Waldesrande, aber ihr Gesicht steht in traurigem Gegensatz zu ihrem Lebensalter, Elend, Sorge und schwere Arbeit haben frühe Furchen darein gegraben, mit Schmerz betrachtet sie den kleinen Erdenbürger. O daß ich dich zu deinem Elend geboren habe, seufzt sie, denn die Welt ist voller Not und Sorge, wie wirst du gleich mir in blutigem Schweiße arbeiten müssen und doch oft darben! O Jammer und Fluch dieser Erde, entsetzliches Los, Mensch zu sein!

In der Galerie Schack hängt noch ein andres kleines Bild, der Name des Malers hat keinen glänzenden Nachruhm hinterlassen. Ein Minnesänger zieht mit seinem Knappen durch das Land, seine Schimmel ist mit Blumen

bekränzt, der Sänger schlägt jubelnd die Laute. Schwärmender Thor! ruft der moderne Künstler, welch andres Bild das von Guignard in Paris auf der Ausstellung: Einschiffung einer Viehherde! Das kann man beobachten, jeder hat es gesehen und kann beurteilen, wie herrlich das Licht auf den breiten Rücken der lebensgroßen Tiere gemalt ist.

Moritz von Schwind hatte sich lange Jahre darnach gesehnt, die Rückkehr des Grafen von Gleichen aus dem heiligen Lande in einem größern Bilde darzustellen, beileibe aber nicht lebensgroß, denn der Gegenstand ist nur eine Sage, die sich am schönsten anhört erzählt am traulichen Herdfeuer. Doch der Erzähler wird an den Hauptstellen die Stimme kräftig erheben, denn der Inhalt ist dramatisch, und es handelt sich um große Gefühle, deshalb werden auch in der bildlichen Darstellung mindestens halblebensgroße Figuren am Platze sein. Als Graf Schack den Künstler kennen lernte, gab er ihm den Auftrag zu dem Bilde. Die Geburtssage Karls des Großen hat Bode in einem dreiteiligen Gemälde von gleich großen Verhältnissen dargestellt. Auf vielen kleinen Bildchen erzählt Schwind in der Galerie Schack von einsamen Waldkapellen, vor denen ein Mädchen nur vom scheuen Reh belauscht betet, von der köstlichen Morgenfrühe, die dem im traulichen Zimmer erwachenden durchs Fenster entgegenglänzt, von der murmelnden Quelle mit den schönen Nixen darin, entdeckt vom verirrten Jäger, vom Spukgeist Rübezahl, vom Vater Rhein, der auf dem Wasser schwimmt, vom unheimlichen Rauschen in den Erlen bei nächtlicher Stunde, vom gespenstigen Wallen der Nebel auf feuchten Wiesen, verkörpert in der Goethischen Ballade vom Erlkönig. Neureuther hat den Traum der Rezia aus Oberon gemalt. Was Märchen! Was Träume! Was sollen sie uns, die wir im Getriebe der großen Städte leben, die wir durch die stillen Waldschluchten und die nächtlichen Sümpfe dahinsausen in dem keuchenden Dampfzuge? Der rauschende Waldbach wird eingefangen in geradlinigen Kanälen und in die Stadt geführt, da knien die Weiber daran und waschen die schmutzige Wäsche. Das Wäldchen bei der Stadt, sonst die Freude von Jung und Alt, wird ausgerodet, und rußige Fabrikgebäude erheben sich an seiner Stelle, da pocht nicht mehr der Specht an die Bäume, da hallt das betäubende Lärmen der Dampfhammer, da klappert das Räderwerk der Maschinen.

Der Künstler soll ja nur noch ein Organ haben: das Auge, und da wird er am besten darstellen, was jeder täglich vor Augen hat. Wie selten kommt der viel beschäftigte Städter — er muß ja arbeiten, Reichtum und Stellung erjagen — einmal aufs Land oder in den Wald hinaus! Die Frauen und Kinder schickt er auf einige Ferienwochen in eine möglichst nahe Sommerfrische, der Herr des Hauses selbst hat natürlich keine Zeit mit ihnen zu gehen, er besucht sie des Sonntags und in der Woche einmal nachmittags. Hat nicht Goethe gesagt: Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und

wo ihrs packt, da ists interessant? An den idealen, romantischen Stoffen hat sich die Welt früher gesättigt, wir greifen fröhlich hinein ins Alltägliche, ruft der Künstler aus. Leider vergißt er aber, daß das Menschenleben nicht an sich interessant ist, sondern es erst durch die Auffassung wird. Ein junger Bauer mit der Sense auf dem Rücken und eine Dirne mit dem Milchgefäß gehen auf der Wiese an einander vorüber und betrachten einander von fern. Das wird uns doch erst interessant, wenn wir irgend welche novellistische Beziehungen zwischen den beiden herausmerken, aber sorgfältig hat Hans Olde auf seinem Bilde eine Andeutung derselben vermieden. Frauen auf der Düne sitzend oder stehend sind uns langweilig, wenn wir nicht sehen, daß sie z. B. die Rückkehr ihrer Männer vom Fischfang erwarten. Ja, die Maler, die so natürlich sein sollen, schlagen der Natur geradezu ins Gesicht; es ist nicht wahr, daß badende Jungen weiter nichts thun, als in das grelle Sonnenlicht blinzeln. Wo ihrer ein Dutzend beisammen sind, wie auf dem Bilde von Otto Sindig, da treiben sie allerlei Scherz und Kurzweil mit einander. Schafe auf dem Heimwege, lebensgroß dargestellt, zu weiter nichts benutzt, als hellleuchtende weiße wollige Flocken auf dem grünen Grund der Wiese zu geben — wie kann der Maler verlangen, daß wir solch ein Bild mit Teilnahme betrachten? Schlimmer noch! Das alles sind ja Gegenstände, bei denen inhaltlich nicht viel oder gar nichts aufzugeben ist; aber wen wird es nicht verstimmen, wenn ein Maler an einem Mädchen, das zur ersten Kommunion geht, nur das Schimmern des Lichtes auf dem weißen Schleier darstellt und außerdem weiter nichts giebt als ein dummes, befangenes Gesicht? Wenn Liebermann nur das Tanzen des Sonnenlichts auf den Köpfen einer im Walde versammelten Menge geben will, warum läßt er sich diese dann zu einer Predigt zusammenfinnden?

Dasselbe Bestreben, möglichst äußerlich zu sein, macht sich in der Landschaft geltend. Sehr fein in einer gewissen Beziehung sind die Landschaften von Baisch und Schönleber beobachtet, aber die Maler wollen darin nichts weiter vorführen, als die vorübergehende Wettererscheinung. Die Landschaften beim Grafen Schack zeigen alle, daß der Maler darin gelebt hat, daß der Felsensteg, das Häuschen im Walde, der spiegelnde See ihm persönlich vertraut sind. Dürfte ein Dichter es unternehmen, in einem Gedichte Landschaft ohne Beziehung auf den Menschen zu schildern? Man denke an Goethes Gedicht „Auf dem See.“ Wäre das überhaupt noch etwas ohne die persönliche Verbindung mit dem Dichter, der den See befährt? Das Interessanteste ist immer der Mensch und die Beziehung zu ihm in andern Dingen, warum also gerade ihn ausscheiden? Hochgebirge und Meer hört man oft mit einander vergleichen und die Frage aufwerfen, was man höher schätze. Die meisten werden sich zu Gunsten des Gebirges aussprechen. In ihrer äußern Erscheinung sind beide reich, das Meer mit seiner wechselnden Farbe und seinen ewig be-

wegten Lichtern, das Gebirge durch die vor dem Wandernden wechselnde Gruppirung von Baum und Fels. Aber das Meer ist eine lebentötende Fläche, es bietet dem Menschen keine Stelle zum wohnen, er gleitet nur drüber hin, um andre Küsten zu betreten. Im Gebirge blüht ein reiches Menschenleben, das sich in mancher Beziehung sogar üppiger entfaltet als das ländliche Leben auf der Ebene. Der Gebirgsbauer hat leichte Arbeit, da er nur Viehzucht treibt, es bleibt ihm Muße, die Dichtkunst in Schnadahüpfln, die Musik im Zitherspiel und Gesang, den Schuhplattltanz auszubilden, die Anwohner der See müssen in harter Arbeit unter steter Lebensgefahr ihr kärgliches Brot dem Meere im Fischfang abgewinnen, sie haben keine Muße für das Anmutige des Lebens.

Wislicenus stellt auf einem Bilde bei Schack die Phantasie dar, von den Träumen getragen. Die heutige Malerei will von Phantasie nichts wissen, daher keine Novellenstoffe mehr wie bei Schack auf den anziehenden Bildchen von Karl Spitzweg. In der Gasse einer altdeutschen Stadt nimmt ein Jüngling Abschied von einem Mädchen, die Postkutsche wartet, ihn zu entführen. Der im Dachstübchen nach hinten wohnende alte Junggeselle erspäht seine Nachbarin beim Schein der Lampe nähend, ihm kommen Gedanken, daß er es anders hätte haben können. Leute haben einen Vorberg der Alpen erstiegen, von der Ebne ist nur wenig dargestellt, aber die Leute blicken nach der Richtung hinaus, wo sie liegt, und erwecken in dem Beschauer so die Vorstellung der weiten Aussicht besser, als wenn diese dargestellt wäre. Schon das ist nach Ansicht der Neuern verkehrt, sie wollen die Einbildungskraft nicht einmal zur körperlichen Fortsetzung des Bildes anregen, was doch noch immer ein Sehen, wenn auch ein geistiges ist, wie viel weniger einen der andern Sinne reizen, z. B. das Gehör. In vielen Bildern bei Schack findet sich ein unmittelbares musikalisches Element. Eine Zigeunerfamilie ist auf weiter Ebne zum Abend um ein Feuer versammelt, der Mann spielt die Geige, und im Geiste hört der Beschauer die Töne über die dämmernde Heide ziehen. Karl Werner zeigt bei Schack eine verfallne Kirche. Regenwasser steht darin, eine Schlange kriecht über den Boden, ein zerfetzter Lehnsessel steht neben der halben eingestürzten Kanzel, alles gemahnt an das Leben, das einst in diesen Räumen geherrscht hat, und spricht wehmütig von seinem Erlöschen. Ein moderner Künstler würde nur das Äußere des Verfalles darstellen, und doch wird jedem, der einen solchen Raum in Wirklichkeit betritt, sogleich die Erinnerung des frühern Lebens erwachen, wie niemand eine Leiche sieht, ohne an den lebenden Menschen zurückzudenken.

Und ist denn in einem Novellenstoff etwas außer dem Bereiche der Malerei liegendes? Ich denke, nein, wenn er richtig gewählt wird. Man sieht auf dem Bilde von Vautier „Auf dem Standesamte“ die Befangenheit der jungen Braut, mit des Schreibens ungewohnter Hand ihren Namen zu einem so

wichtigen Zwecke in das Buch einzutragen, das der Standesbeamte mit geschäftiger Miene ihr vorlegt, man sieht die Gedanken der Alten darüber auf ihren Gesichtern ausgeprägt, man sieht, daß die Mädchen sich über den Vorgang etwas zuraunen, und versteht, was sie meinen, man sieht den jungen Burschen sie lächelnd betrachten und wünschen, auch bald so weit zu sein, und eine von diesen da wäre ihm gerade recht. Wem ist damit gedient, wenn man einen Gegenstand so genau wie möglich abmalt? Sich mit dem Ruhm begnügen, ihn staunenswert getreu wiedergegeben zu haben, ist wahrlich klein gedacht. Die geistige, nicht die mechanische Arbeit ist an einem Bilde das wahrhaft Künstlerische. Die Form ist nur für den Inhalt da, und ihn in ein möglichst geistreiches oder schönes Gewand zu kleiden, ist ihre Aufgabe. Der Künstler soll gleichzeitig ein Dichter sein. Wohl kann man auch mit der Form und nicht nur mit dem geistigen Gehalt dichten. Dichtung der Form ist die Komposition in den bildenden Künsten. Aber das vergesse man nie, die Naturformen müssen die Grundlage bilden, die muß man schön oder geistreich zusammenstellen, nicht neue, widernatürliche Formen aufsuchen; dabei kommt man zu solchen Absurditäten wie Böcklin, der auf diese Weise vielen die Freude an seinem großen Talent beschneidet.

(Schluß folgt)



Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)



ie Kammer lag im entgegengesetzten Ende des Hauses und war ein kleinerer, länglicher Raum mit einem Fenster nach der Schlucht hinaus und einer alten Giebelthür, die in frühern Zeiten als Eingang für die Fährleute benutzt worden, aber jetzt durch eine Eisenstange verschlossen war. Neben dieser Thür stand das Bett; den übrigen Hausrat bildeten ein Tisch und ein dreibeiniger Stuhl. Die Wände waren von rohem Lehm ebenso wie der Fußboden, in dessen Fläche die Feuchtigkeit und langjähriger Gebrauch große Vertiefungen gebildet hatten; aber dessenungeachtet sah es hier — im Gegensatz zu dem übrigen Teile des Hauses — ganz sauber und ordentlich, ja beinahe gemütlich aus.

Martha schob den Riegel vor die Thür, durch die sie gekommen war, schloß sorgfältig die Fensterladen und zündete das Licht an, das auf dem Tische stand. Dann trat sie ans Bett und zog einen Kasten mit verschiednem Gerümpel darunter hervor. Auf dem Boden des Kastens entdeckte sie lächelnd ein Päckchen roter Hefte, deren Umschlag sie erst umständlich mit ihrer Schürze vom Staube befreite, worauf sie sich an den Tisch setzte und — langsam und nachdrücklich — darin zu blättern anfing. Endlich fesselte sie eine Stelle; sie strich das Haar aus der Stirn, rückte das Licht dicht an sich heran, und noch lange, nachdem sie die Alten hatte über die Diele taumeln hören, saß sie bei dem herabgebrannten Talglichte eifrig vertieft in „Die geheimnisvolle Thür oder Ritter Roberts Liebesabenteuer."

6

Seit jenem Tage lebte Martha eigentlich nicht mehr in dem alten Fährkruge zu Balderöd.

Der eine zitternde Blick zweier Liebenden, die plötzliche Offenbarung einer neuen, übersinnlichen Welt des Glückes hatten ihr auf einmal die Flügelthüren geöffnet zu jenen goldnen, unbekannten Landen, zu der strahlenden Fata Morgana des Menschenlebens, in die sie sich jetzt mit allen ihren Gedanken vertiefte.

Ihr Sehnen erhielt von neuem ein andres Ziel. Mit der feurigen Phantasie der erwachenden Leidenschaft versenkte sie ihre Seele in diese wundervolle Welt voller Seligkeit und Liebesglück und gab sich einem Traumleben hin, das ihre Tage ausfüllte und dessen Wiederschein in ihrem Lächeln lag und aus der geheimnisvollen Tiefe ihrer Augen blickte.

Wenn sie in den Wald ging und dort gerade die dunkelsten Wege aufsuchte, die sich im Dickicht verloren, gleich schuf sie sich das Bild eines ritterlichen Burschen, der neben ihr den Pfad entlang schritt. Ein Blatt, das ihre Wange streifte, ward zum Kuß, der sie erzittern machte. Ein Zweig, der ihren Rock festhielt, war eine freche Hand, die nach ihr haschte. Knackte aber ein Zweig in ihrer Nähe, so konnte sie ein solcher Schreck befallen, daß sie sich allen Ernstes unter den Büschen verbarg.

Wenn sie dagegen zu Hause in ihrer Kammer am Fenster saß und durch die Kluft auf das Küstenland schaute, so fand sie stets irgend einen kleinen Punkt, auf den sich alle ihre Träume mit Vorliebe richteten; und immer war ein gewisses Etwas dabei mit einem großen, blonden Bart und einem feinen, roten, zartküssenden Munde. Da lag ein kleines, weißes Haus am Fuße eines rundlichen, mit wilden Rosen bewachsenen Hügels. Im Volksmunde hieß es das „Mühlenhaus." Dorthin träumte sie sich besonders gern unter Goldregen und Rosen, bald in stillen Mondnächten, bald in warmen Sommerabenden mit Lerchenschlag und Blumenduft. Und wenn dann der letzte Schimmer über der Erde verschwand und die goldnen Wolken des Sonnenuntergangs sich über

die Wälder lagerten, so zauberten diese ihrem Blick ein ganzes Liebesparadies vor, einen Garten der Liebe mit schattigen Gängen und süß duftenden Hainen, in die sie sich in Gedanken mit ihrem Geliebten verlor.

Wenn sie aber dann von diesen seligen Wanderungen ihren Blick wieder der Erde zuwandte und sich in der dumpfen, räucherigen Stube umschaute, in deren Staub und Fuselgestank ihre Tage verrinnen sollten, dann verfinsterten sich ihre Züge. War es denn nicht alles vergebens? Waren es nicht Gaukelbilder und eitle Träume? Konnte ihr dies Wunderland jemals seine Thore erschließen, konnte sie auch nur ein einzigesmal jenes überirdische Glück kosten? Es ging ihr wie ein Stich durchs Herz, wenn sie aus ihren seligen Träumen von zärtlichen Liebkosungen, von liebevollen Worten und weichem Händedruck erwachend sich mitten unter den trunknen Reden, den schmutzigen Flüchen und den starren, stierenden Augen der Mutter befand.

Eine heimliche Angst überkam sie, sobald es ihr klar wurde, was Jespers häufige Besuche und sein merkwürdiges Benehmen bezweckten. Er kam in der letzten Zeit beinahe täglich, und dann saß er zwischen den andern, die Hände unter dem Tische, das Kinn auf die Tischplatte gestützt und blickte sie fast unverwandt mit einem Lächeln an, das ihr das Blut erstarren machte. Zuweilen, besonders wenn er getrunken hatte, setzte er sich hin und beunruhigte sie mit seiner plumpen Faust. Und ihr Entsetzen verringerte sich nicht, als sie gewahr wurde, daß nicht er allein sich auf diese Weise bei ihr einschmeicheln wollte, sondern daß sie alle, selbst Lars Einauge, mit dahinter steckten und im geheimen seinen Plan unterstützten.

Mit Zagen und Verwunderung fragte sie sich einmal über das andre, ob dies wirklich das Los sein könne, das ihr beschieden sei? Ob dies wirklich das sei, was ihr Glück sein solle?

Dann schwur sie sich selber im stillen zu, daß dies nicht der Fall sein sollte. Eher wollte sie sich von wilden Pferden zerreißen lassen, wollte sich ins Meer stürzen! Aber in den vielen schweren, trübseligen Stunden, die jetzt über sie hereinbrachen, fragte sie sich dann wieder selber, welche andre Hoffnung es wohl für ein armes Mädchen wie sie gebe, welches andre und bessere Schicksal sie wohl erwarten könne, und ob sie nicht unwiderruflich und auf ewig zu einem dunkeln, freudlosen Leben verurteilt sei. Es geschah ja nur im Märchen, daß Ritter Robert an die Thür der armen Hirtin pochte. Und selbst wenn es geschah — wie war es nicht Webers Jörgine ergangen, die sich im verflossenen Jahr erhängte! oder der armen Ane-Mette, mit der sie selber eingesegnet worden war! oder — und sie schauderte — ihrer eignen Mutter!

Zuweilen empfand sie eine seltsame Aufregung bei dem Gedanken, daß sie das Kind einer solchen Verbindung war, die Frucht eines kurzen, glücklichen Beisammenseins, vielleicht in einem Walde, vielleicht unter dem nächtlichen

Sternenhimmel. Oft gewährte es ihr auch eine eigenartige Befriedigung, sich mit der feinsten Sonde ihrer Gedanken in ihre eigne Herkunft zu vertiefen; mit unwiderstehlicher Macht trieb es sie, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, der über ihrem Ursprunge lag. Aber wenn sie nur an ihre Mutter dachte, an die schlaffen Züge und die erstorbenen Augen, schauderte sie entsetzt zusammen. Es war ihr, als könne sie ihr trostloses Schicksal, ihr hoffnungsloses Urteil in diesem Blicke lesen, der in seiner stummen Starrheit erzählte, daß es für das Glück nur einen Preis giebt: das Leben.

In dem Winter, wo Martha ihr sechzehntes Jahr vollendet hatte, versank sie in tiefe Melancholie. Ihre alten, treuen Freunde, die sie schon lange mit bedenklichem Kopfschütteln beobachtet und sich vergebens nach dem Grunde ihres veränderten Wesens gefragt hatten, wurden schließlich von wirklicher Angst erfaßt. Sie war vielleicht jetzt mehr denn je ihr gemeinsamer Augapfel, ihre einzige Freude und Hoffnung. Sie steckten ihre alten Köpfe zusammen, um ausfindig zu machen, was in aller Welt ihr kleines Herz bedrücken könnte.

Aber Lars Einauge, der pfiffiger war als die andern, und wohl bewandert in den Zufällen des Lebens, hatte mit seinem einen Auge mehr gesehen, als die andern mit all ihren Augen, und eines Tages im Vorfrühling, als in Wald und Feld alles um die Wette jauchzte und jubelte, glaubte er, daß die passende Gelegenheit gekommen sei, ein ernstes Wort mit ihr zu reden.

Es war eines Nachmittags zur Dämmerstunde, sie saß draußen vor der offenen Thür auf den Fliesen und merkte es nicht, daß er über den Kies dahergeschritten kam. Sie saß bleich zwischen hellgrünen Blättern und den blauen Anemonen und erhob die Augen nicht von dem Saum des kleinen, grünen Rockes, der in ihrem Schoß ruhte. Erst als Lars sie fast berührte, blickte sie auf. Sie reichte ihm freundlich die Hand und versuchte mit ihrem alten, freundlichen Lächeln zu lachen, aber es gelang ihr nicht. Und als er ihr in die Augen blicken wollte, wandte sie sich ab, denn sie hatte geweint.

Er schüttelte traurig seine grauen Locken, schaute sie mit seinem zusammengekniffenen Auge an und setzte sich dann still neben sie auf die Treppenstufen. Langsam und sinnend stopfte er seine kurze Pfeife. Aber selbst als sie schon braunte, saß er noch lange da und sah hinüber zu den großen, weißlichroten Wolken, die ihre schweren Massen über den fernen Waldessaum wälzten.

Seufzend dachte er zurück an die Zeiten, wo sie ihm noch wie ein junges Zicklein entgegengesprungen war, sobald sie seinen humpelnden Schritt über der Brücke vernahm; wie sie dann gefällig seine Krücke ergriffen und in die Ecke gestellt, sich auf seine Kniee gesetzt und den Schweiß von seiner alten, gefurchten Stirn getrocknet hatte. Er erinnerte sich der vielen fröhlichen Stunden, die sie vertraulich mit einander verschwatzt hatten, ihres schelmischen Lächelns,



wenn sie ihn am Barte gezupft, ihres muntern Lachens, wenn sie ihm eine Rolle Kautabak gestohlen oder seine Nasenlöcher voll Schnupftabak gestopft hatte. Und wieder schüttelte er seinen alten, runzligen Kopf und seufzte tief auf durch das schnarchende Pfeifenrohr.

Was hast du ihm geantwortet, Martha? fragte er endlich, ohne sie anzusehen oder seine Stellung zu verändern.

Wem? erwiderte sie, ebenfalls ohne aufzublicken.

Ihm — Jesper.

Ach so!

Hat er nicht um dich angehalten?

Freilich hat er das gethan!

Nun, und was sagst du denn dazu?

Da sie aber nichts darauf erwiderte, nahm er die Pfeife aus seinem Munde, fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen und wandte sich dann zu ihr.

Hör einmal, mein Herz, begann er eindringlich. Es kann, weiß Gott, nicht so fort gehen, daß du den Kopf so hängen läßt. Was ist dir denn nur zugestoßen? Ist dir denn die gute Laune ganz abhanden gekommen? Oder — sollte es da drinnen mit dem Uhrwerk nicht ganz seine Richtigkeit haben? Ist etwa irgend eine kleine Feder gesprungen? — Er beugte sich liebevoll zu ihr hinab und schaute ihr ins Antlitz. — Hast du nicht Beklemmungen, mein Kind? Etwa einen Druck vor der Herzgrube? und tritt dir nicht das Wasser in die Augen? Laß dir darum wirklich keine grauen Haare wachsen, mein Schatz! Soll ich dir sagen, was das ist? — er senkte liebevoll die Stimme — das ist Liebe! nicht wahr? Das ist, hol mich der Teufel! nichts andres als die Liebe! Ich bin auch einmal jung gewesen, ich weiß recht gut damit Bescheid. Die Liebe kommt im Frühling ebenso sicher wie der Staar und der Storch, deswegen braucht dir aber nicht bange zu sein. Das ist der Segen des lieben Gottes, mein Kind, wie unser alter Küster sagte. Das soll nun einmal so sein, sagte er, und darum muß man es geduldig hinnehmen. Aber sag mir doch, Martha, was hast du im Grunde gegen Jesper? Ist er nicht ein prächtiger Kerl, klar und fest vom Kopf bis zum Fuß und ein so tüchtiger Arbeiter, wie sich ihn ein Mädchen nur wünschen kann? Was hat es da zu sagen, wenn er vielleicht einmal einen über den Durst trinkt, oder wenn ihm die Faust ein bißchen lockrer sitzt, als gut ist? Du meines Lebens Herr! Darauf kommt es doch wirklich nicht an; wir haben alle unsre Fehler. Wodurch bin ich denn selber zum Krüppel geworden? Und doch kann ich vor Gott und allen Menschen behaupten, daß meine alte Lene, Gott hab sie selig, dankbar in ihr Grab gestiegen ist. Ach was, sagte sie manch liebes mal, wenns Herz nur frisch ist! Und dann — das giebt sich alles, wenn ihr erst bei einander seid. Die Liebe zieht besser als sechs Pferde, sagt ein altes Sprichwort; und Jesper

ist ja wie toll hinter dir her gewesen schon als Junge, der wird besser als mancher andre, wenn er nur richtig gezogen wird. Niemand weiß, wie bald wir auf dem Kirchhof liegen, und da wäre es doch gut, dich versorgt zu wissen. Und so ein Kerl wie Jesper, Martha, der kommt dir nicht jeden Tag vor die Thür gelaufen, das kannst du mir glauben. Wenn du also meinen Rat befolgen willst — und ich habe in meinem langen Leben genug von der Welt gesehen und verstehe mich auf dergleichen —, so bedenke dich recht, ehe du eine andre Antwort giebst als „Ja" und „Gott sei Dank!" Das ist meine Ansicht von der Sache!

Damit steckte er den Zeigefinger in den Pfeifenkopf und sog den Dampf in zwei, drei kräftigen Zügen auf.

Martha hatte ein paarmal zu ihm aufgeblickt und die innige Teilnahme gesehen, die ihm aus allen Zügen leuchtete. Sie lächelte wehmütig. War sie nicht auch selber müde? Hatte der Alte nicht im Grunde Recht? Verheiraten mußte sie sich ja doch einmal, und was kam es da auf den Namen an? Hans Peter — Jens Peter — Kersten — Jesper — welcher Unterschied war denn da schließlich? Und war es überhaupt der Mühe wert, um deswillen, der ihr vielleicht am wenigsten gleichgiltig war, Umstände zu machen?

Sie kannte einen kleinen Müllergesellen, der ihr eines Tages bei der Kirche seine Liebe erklärt hatte, und dem sie sich vielleicht lieber hingegeben hätte. Aber ihr graute bei dem Gedanken an all den Lärm und Unfrieden, den sie dadurch veranlaßt hätte, bei dem Gedanken an Jespers Wut und an die betrübten Mienen und die Enttäuschung ihrer alten Freunde. Sie kam sich selber so überflüssig vor bei der ganzen Sache, all das Gerede war ihr so widerwärtig, daß sie schließlich gar nicht mehr daran denken mochte.

Eines Abends, als sie zufällig zusammen aus der Stadt nach Hause gingen, gab sie Jesper ihr Jawort.

Aber von diesem Tage an schlugen die dunkeln Wogen des Trübsinns über ihrem Haupte zusammen. Eine tote, kalte, steinerne Ruhe kam über sie. Es war, als wäre sie mit einem Schlage erwachsen, entschlossen und verständig geworden, wie der, der fühlt, daß die Zeit der Kinderschuhe vorbei ist und nun der lange, ununterbrochene Lebensweg abgesteckt vor seinen Augen liegt.

Und wenn sie einsam an ihrem Fenster saß, erzählte auch ihr Blick, daß sie alles aufgegeben, alles vergessen hatte, daß sie sich still und ohne Murren in ihr Schicksal ergab.

Nur die Mutter mied sie. Sie sprachen kaum mehr mit einander. Wie ein paar Schatten glitten sie in der grabesähnlichen Dämmerung der großen Räume mit fremdem Blick an einander vorüber.

Aber bei der Gabe der Schwermut, die Gedanken zu beschäftigen, fühlte sie nicht, wie die Stunden über ihrem Haupte dahinglitten. Während der

langen Tage, an denen ihre Thür kaum geöffnet wurde, konnte sie ganz still mit ihrer Näharbeit auf ihrem Stuhle sitzen und nur dem ewigen Brausen des Waldes lauschen, das ihre Ohren nicht verließ.

Am Abend kam dann der Klub. Und dann war es ihr ein wehmütiger Trost, die Gesichter der alten Freunde von Zufriedenheit und Freude strahlen zu sehen. Sie ließ sich auch ruhig die Wange küssen, nahm sogar zu Zeiten ohne Widerwillen zwischen ihnen Platz, ganz wie in alten Tagen, und ging ihnen mit Krug und Becher zur Hand wie eine tüchtige kleine Hausfrau.

Aber hin und wieder, wenn die Trunkenheit stieg und der Streit allgemein wurde, glitt sie unbemerkt aus dem Zimmer, setzte sich auf die Fliesen, bedeckte ihr Antlitz mit der Schürze und weinte bitterlich.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur religiösen Erziehung der Kinder aus Mischehen hat der evangelische Bund fast einstimmig folgende Anträge seines engern Vorstandes angenommen:

1. Die Vorschrift der §§ 1509 und 1658 des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches, wonach die Bestimmung, in welchem religiösen Bekenntnisse die Kinder zu erziehen sind, den einzelnen Landesgesetzen überlassen bleibt, erscheint unberechtigt und dem Wohle unsrer Kirche unzuträglich; es liegt vielmehr im kirchlichen Interesse, daß auch die Frage der religiösen Erziehung für ganz Deutschland einheitlich geregelt werde. Ebenso widerstreitet es dem Wohle der Kirche, daß nach dem bezeichneten Entwurf das bürgerliche Gesetzbuch die Bestimmung, daß bei Bestellung der Vormünder auf das religiöse Bekenntnis des Mündels Rücksicht zu nehmen ist, nicht enthalten soll.

2. Mit Rücksicht hierauf wird der Zentralvorstand beauftragt, beim Reichskanzleramt (Reichsjustizamt) dahin zu wirken, daß in den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches aufgenommen werde:

1a. an Stelle der §§ 1509 und 1658 folgende Bestimmung: „1. In welcher Religion (oder Konfession) die Kinder erzogen werden sollen, bestimmt unbeschränkt bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre derselben, wo ihnen die Wahl der Religion oder Konfession freisteht, bei ehelichen und legitimirten Kindern der Vater, bei unehelichen Kindern, sie mögen vom Vater anerkannt sein oder nicht, die Mutter, bei Findlingen aber diejenige Person oder Anstalt, die das Erziehungsrecht ausübt. 2. Ist von dem erziehungsberechtigten Vater oder der erziehungsberechtigten unehelichen Mutter bis zur Beendigung ihres Erziehungsrechtes eine Bestimmung über

die religiöse Erziehung der Kinder nicht getroffen, so folgen die ehelichen und legitimirten Kinder der Religion oder Konfession des Vaters, die unehelichen Kinder der Religion oder Konfession der Mutter. Doch wird dabei ein erst in der letzten Krankheit vor dem Tode des Erziehungsberechtigten erfolgter Religions- oder Konfessionswechsel nicht berücksichtigt. Auch ist eine erst in dieser Krankheit getroffene ausdrückliche Bestimmung über die religiöse Erziehung der Kinder ohne rechtliche Wirksamkeit, wenn eine von der bisherigen Religion oder Konfession des Erziehungsberechtigten abweichende Religion oder Konfession gewählt wurde. 3. Verträge über die religiöse Erziehung der Kinder sind rechtlich unverbindlich. 4. Die Bestimmung, daß ein Kind in einer andern Religion oder Konfession, als es bisher erzogen ist, erzogen werden soll, ist in gerichtlicher oder notarieller Form zu treffen. 5. Doch ist es als eine rechtsverbindliche Bestimmung des Erziehungsberechtigten anzusehen, wenn letzterer das volle letzte Jahr vor seinem Tode das Kind in einer andern Religion oder Konfession als der seinigen hat erziehen lassen. Liegen in einem solchen Falle nicht besondre Umstände vor, aus denen klar erhellt, daß dieser Erziehungswille nur auf das betreffende eine Kind hat beschränkt werden sollen, so sind auch die übrigen Kinder des Erziehungsberechtigten in derselben Religion oder Konfession zu erziehen. Die im ersten Satz von Nr. 5 bestimmte Ausnahme tritt nicht ein, wenn nach den Verhältnissen des Wohnortes des Erziehungsberechtigten anzunehmen ist, daß der letztere durch besondre Umstände (Mangel eines Geistlichen oder einer Schule seiner Religion oder Konfession) dazu bestimmt ist, den Religionsunterricht in einer andern Religion oder Konfession als der seinigen erteilen zu lassen. 6. Liegt keine schriftliche Bestimmung des erziehungsberechtigten Vaters vor, so steht bei Kindern, die das sechste Lebensjahr noch nicht überschritten haben, der Mutter das Recht der Bestimmung der religiösen Erziehung zu, wenn das Erziehungsrecht auf sie übergegangen ist; doch kann sie dies Recht nur mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts, die nach Anhörung der nächsten väterlichen Verwandten und des Waisenrats und nur aus besonders erheblichen Gründen erteilt werden darf, ausüben. Den Paten und nächsten Verwandten der Kinder steht gegen den Beschluß des Vormundschaftsgerichts das Recht der Beschwerde zu. 7. Übergangsbestimmungen zu treffen, bleibt den Landesgesetzgebungen vorbehalten."

1b. in § 1638 der Zusatz: „Bei der Auswahl des Vormundes ist auf das religiöse Bekenntnis des Mündels Rücksicht zu nehmen."

3. daß ferner § 166 des deutschen Strafgesetzbuchs durch den Zusatz ergänzt werde: „Alle Verleitung zum Religions- oder Konfessionsübertritt durch Versprechungen äußerer Vorteile, durch Drohungen oder Zwang wird mit einer Geldstrafe nicht unter 150 Mark oder entsprechender Gefängnisstrafe bestraft. Ebenso wird die in gleicher Weise erfolgte Verleitung zu einer Bestimmung der religiösen Erziehung von Kindern bestraft. Auch der Versuch ist strafbar. Erfolgt die Verleitung durch einen Geistlichen oder Kirchendiener, so tritt eine Gefängnisstrafe von mindestens einem Monat ein."

Es ist dem evangelischen Bunde gewiß darin beizustimmen, daß die Frage der religiösen Kindererziehung im bürgerlichen Gesetzbuch für das ganze Reichsgebiet ihre Lösung finden muß und nicht den einzelnen Landesgesetzgebungen überlassen werden darf. Ob aber die vorgeschlagenen Bestimmungen zweckmäßig sind, erscheint doch zweifelhaft. Sicherlich ist eine Bestimmung zu treffen, die den häßlichen Handel um die Seelen der Kinder aus Mischehen zu beseitigen geeignet ist; die Eisenacher Vorschläge erzielen dies aber nicht, da sie den Schwerpunkt der ganzen Frage, das

Recht des Vaters oder der Mutter, die Religion, in welcher ihre Kinder erzogen werden sollen, zu bestimmen, unangetastet läßt. Die Vorschrift, daß Verträge über die religiöse Erziehung der Kinder rechtsunverbindlich sein sollen, ist wertlos, da der, der seine Kinder in einem andern als seinem eignen Glauben erziehen läßt, meist hierzu durch Umstände bewogen wird, die weit schwerer wiegen als irgend ein Vertrag, und da er ja doch kraft seines Erziehungsrechts jeden Augenblick von der ursprünglichen Wahl des Glaubensbekenntnisses zurückzutreten das Recht hat. Die übrigen Vorschläge sind zwar fein verklausulirt, aber sie geben zu vielerlei Zweifeln und Streitigkeiten Anlaß, die namentlich die Frage nach den Umständen, aus denen geschlossen werden soll, ob der Vater nur ein Kind oder alle seine Kinder in einer bestimmten Religion habe erziehen lassen wollen, ungelöst lassen. Man scheint diese Mängel auch empfunden zu haben und glaubt deshalb den Strafrichter zu Hilfe rufen zu sollen. Die Zusatzbestimmung zum § 166 des Strafgesetzbuchs dürfte aber ganz illusorisch bleiben, da wohl kein propagandistisch gesinnter Geistlicher so plump sein wird, offenkundig mit Versprechungen oder Drohungen zum Religionswechsel oder zur Erziehung der Kinder in einem andern Glaubensbekenntnis als dem der Erziehungsberechtigten zu verleiten. Er erteilt den seiner Seelsorge unterworfenen Personen oder solchen, die zu ihm kommen, um Rat zu erhalten, Rat, mag auch schließlich die Befolgung des Rats Vermögensvorteile nach sich ziehen; solchen Rat zu erteilen, kann man aber keinem Geistlichen verbieten. Will man ernstlich den Streit um die religiöse Erziehung der Kinder beseitigen, so giebt es nur ein Mittel, allerdings ein Mittel, das vielen nicht gefällt, weil es den Verzicht auf etwas „Freiheit" verlangt, nämlich die Freiheit des Vaters und der Mutter, das Glaubensbekenntnis ihrer Kinder zu bestimmen. Die Abneigung gegen die Beschränkung dieses Bestimmungsrechts macht den Eindruck, als wenn man es zwar den Gliedern einer andern Religionsgemeinschaft verbieten möchte, überzugreifen, sich selbst aber dies Recht gern vorbehalten möchte. Es muß ein für allemal bestimmt werden, daß die ehelichen Kinder in der Religion ihres Vaters, uneheliche in der der Mutter, Findlinge in der ihres Erziehers oder ihrer Erziehungsanstalt erzogen werden, und daß die Kinder selbst, nicht wie die hier besprochenen Beschlüsse wollen, schon mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre, sondern erst wenn sie sechzehn oder achtzehn Jahre alt geworden sind, eine andre als die angestammte Religion wählen dürfen; mit vierzehn Jahren sind sie gerade im kritischsten Alter wegen der Konfirmation, sie müssen, ehe sie sich über ihre Religion entscheiden können, erst reifer und selbständiger geworden sein. Will man das hier vorgeschlagene Mittel, das allen Parteien Ruhe gebietet, nicht, dann wundere man sich nicht, wenn trotz aller Sicherungsvorschriften der Seelenschacher weiter getrieben wird. Daß bei der Bestellung eines Vormundes möglichst auf die Religion der Mündel geachtet werden soll, ist zwar zutreffend, gehört aber nicht in das bürgerliche Gesetzbuch, sondern in die Vormundschaftsordnungen, wie z. B. die preußische Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 im § 1 Absatz 2 eine solche Bestimmung enthält.



Litteratur

Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis. Von Franz Brentano.
Leipzig, Duncker & Humblot, 1889

Diese Schrift vereinigt zwei Gelegenheitsarbeiten, einen dem Haupttitel entsprechenden Vortrag, den der Verfasser unter der Bezeichnung „Von der natürlichen Sanktion für recht und sittlich“ in der Wiener Juristischen Gesellschaft gehalten hat, und als Anhang eine Rezension der Schrift des Sprachforschers Miklosich über „Subjektlose Sätze.“ Sie will gleichwohl „Früchte von jahrelangem Nachdenken bieten,“ und der Verfasser bekennt, daß „unter allem, was er bisher veröffentlicht, seine Erörterungen wohl das gereifteste Erzeugnis bieten.“ Sie gehören zum Gedankenkreise einer deskriptiven Psychologie,“ die er, „wie er nunmehr zu hoffen wagt, in nicht ferner Zeit seinem ganzen Umfange nach der Öffentlichkeit erschließen kann.“ Wir geben diese Einführungsworte nicht ohne Absicht in ihrer Fassung wieder, denn sie sind bezeichnend für den nicht immer geschmackvollen Ton, der sonderbarerweise gerade in den vielversprechenden umständlichen Inhaltsbezeichnungen und den oft heftig-polemischen Anmerkungen des Buches herrscht. Nicht geschmackvoll wollen wir ihn eben nur nennen, weil er in starkem Mißverhältnis steht zu dem, was der Verfasser vorläufig bringt. Es entspricht wenigstens nicht diesen tönenden Ankündigungen. Das beliebte Gelehrtenspiel, die praktische Vernunft aus der Welt zu schaffen und nicht bloß durch die theoretische Vernunft, sondern durch das, was man in der Zeit der Geistesvermögeneinteilung Verstand oder Urteilskraft nannte, durch eine je nach der Anlage verschieden große, gegenwärtig natürlich „entwickelte“ Klugheitslehre zu ersetzen, das muß schärfer, umständlicher und ohne bloße Beschränkung auf den logischen Apparat durchgeführt werden, um der Idee des Verfassers von der Bedeutung dieses Unternehmens zu entsprechen. Der kategorische Imperativ ist, schon ehe er „erfunden“ war (ewig denkwürdige That eines weisen und guten Mannes, auch wenn sie, wie alles, verbesserungsfähig ist) zu allen Zeiten eine „unbrauchbare Fiktion“ genannt worden und hat gleichwohl kräftig fortgewirkt. Sonst stünden wir allezeit in jenen Zuständen, die der Verfasser nun unter Darwins Gevatterschaft „vorethische Zeiten“ nennt, da das Kind unter der Rousseauschen Benamsung „Naturzustand“ gegenwärtig etwas aus der Mode gekommen ist. Der Name ist durchaus nicht glücklicher zur Bezeichnung eines vorauszusetzenden vorstaatlichen Zustandes. Die Ausführungen sowohl als die Polemik des Verfassers leiden bei aller gelehrten Dialektik an dem Mangel, daß doch niemals das zum Ausdruck kommt, was der Verfasser im Kerne meint.

Platons Technik an Symposion und Euthydem nachgewiesen von Ludwig Sybel.
Marburg, N. G. Elwert, 1889

Die der gleichen Richtung angehörige Schrift des Verfassers „Platons Symposion ein Programm der Akademie“ ist an dieser Stelle bereits erörtert worden.

Die aus einer schönen Grundbemerkung entstandene Lieblingsmeinung von dem in Platons Kompositionsweise verborgenen tiefsinnigen Schema wird nun auch am Euthydem nachgewiesen, schon an sich ein verdienstliches Unternehmen, da eine Zusammenstellung dieser beiden Dialoge noch nicht durchgeführt wurde. Gelegentlich ist ja auch die Echtheit des Euthydem bezweifelt worden, wogegen solch eine formale Parallele auch ins Gewicht fällt. Die schöne Begeisterung Sybels für Platon hilft gelegentlich über die leise Tyrannis hinweg, die seine Anschauung auf sein Verständnis des Philosophen auszuüben beginnt. Wir meinen, sie wird mitunter gar zu sehr ins Einzelne verfolgt und zu stark mit moderner wissenschaftlicher Ausdrucksweise verbrämt. Wer wird aus καλῶν σωμάτων ἐρᾶν der Diotima „Naturstudium" herauslesen und in ihren καλὰ μαθήματα Mathematik finden wollen, wenn auch nur als schematisirende Andeutung? Ein einheitlicher hodegetischer Gang ist der sokratischen Methode bei Platon gewiß entsprechend und vielleicht nicht ohne Beziehung zu seiner „Wissenschaftslehre" überhaupt. Aber man muß sich dabei doch erinnern, was Sybel selbst aufs Titelblatt setzt, τὸν τέχνῃ τραγῳδοποιὸν κωμῳδοποιὸν εἶναι, d. h. der ernste, methodische Philosoph ist zugleich gelegentlich der größte Schalk.

Shakespeare der Autor seiner Dramen. Von Karl Heinrich Schaible. Heidelberg, Karl Winter, 1889

Wir haben die Leser mit der tiefsinnigsten aller Fragen unsers fragwürdigen Zeitalters, die sich „Baconfrage" nennt, verschonen zu müssen geglaubt, da wir voraussetzen, daß sie mehr und Besseres zu thun haben, als die Teilnehmer am Shakespearenamenstreit. Wir sind daher auch dem Buche des Grafen Vitzthum, gegen das sich vorliegende Arbeit vornehmlich richtet, als es uns vorlag, lieber mit stummer als mit lauter Verwunderung vorbeigegangen. Der Zeitungswald, der auf Wind angewiesen ist, hat ja bei des Amerikaners Donelly Barnumiade (von dem tiefsinnigen Kryptogramm in der Ausgabe von Shakespeares Dramen) sein pflichtgemäßes papiernes Rauschen angehoben, und somit kennt man wohl auch das Wesentliche, um was es sich hier handelt. Niemand, der sich gegen den Wind kritisch verhält, hat daran geglaubt, und die nötige Abkühlung ist wohl auch bei den andern nicht lange ausgeblieben. Aus Donellys Kryptogramm läßt sich alles und ebenso gut das Gegenteil beweisen, daß nämlich Shakespeare sich darin gerade als Verfasser seiner Werke bestätigt. Wir wollen die Schrift daher nur darum erwähnen, weil wir sie empfehlen können, als gute, populäre Zusammenstellung der dem Forscher überbekannten Belege für Shakespeares Verfasserschaft, sogar mit deutscher Übersetzung der einzelnen Stellen aus der bezüglichen englischen Litteratur. Solche Auffrischung des Gedächtnisses thut von Zeit zu Zeit gut, und seit der letzten ähnlichen Arbeit von E. Engel ist schon wieder geraume Zeit verstrichen.

Schiller in Jena. Eine Festgabe zum 26. Mai 1889 aus dem deutschen Seminar. Herausgegeben von Berthold Litzmann, außerordentlichem Professor der neuern deutschen Litteraturgeschichte. Jena, Fr. Mauke's Verlag, 1889

Die vielen zerstreuten Erinnerungsklänge, die das hundertjährige Andenken an Schillers Antrittsvorlesung in Jena anregte, sind in dieser vom genius loci geweihten Schrift zu einer Gesamtharmonie vereinigt. Schillers heldenhafte Persönlichkeit, die an dem Orte den letzten schweren Kampf mit dem poesielosen Leben kämpfte, wird darin auf dem möglichst getreuen lokalen Hintergrunde dargestellt, für dessen Erforschung die Pietät des Herausgebers eifrig thätig war. Auszüge

aus den bekannten Briefwechseln mit Körner, Goethe, Lotte und Reinwalds, von Mitgliedern des Seminars gesammelt und geordnet, vervollständigen das Bild des damaligen Kreises des Dichters. Urkunden und Aktenstücke über Schillers akademische Thätigkeit bilden den Schluß.

Kuno Fischer: Ueber den Witz. Die Erklärungsarten des Goethischen Faust. Shakespeares Charakterentwicklung Richards III. Heidelberg, Winter, 1889

Der Verfasser setzt in diesen drei zierlichen Bändchen die hier schon wiederholt berücksichtigte Sammlung seiner kleinern, namentlich Goethe betreffenden Schriften fort, die bisher die Reden „Über die Freiheit" und „Iphigenie" gebracht hat. Die eingehende historisch=psychologische Interpretation des Shakespearischen Weltbildes der rücksichtslosen Herrschsucht reiht sich dem erstgenannten Neudruck der Schrift „Über den Witz" würdig an. Der Vortrag über die Erklärungsarten des Faust ist neuern Datums (vor zwei Jahren in der Museumsgesellschaft zu Karlsruhe gehalten) und nur der damals gerade aufgefundnen „Urhandschrift" halber zurückgehalten werden. Hat dieser „Urfaust" nun auch nicht den höchsten Erwartungen entsprochen, die sich an ihn knüpften, so ist er doch überaus wertvoll, namentlich als ästhetisches Dokument zur Beleuchtung des Reifungsprozesses dichterischen Schaffens, doppelt wertvoll bei Goethe, dessen reifes Alter man gar zu gern zu Gunsten seiner „titanischen Jugend" herabdrückt. Die Prosahypothese ist durch diesen Fund auch für die Gläubigen zerstört worden, die eignen Angaben des Dichters über die Geschichte seines Lebenswerkes wurden nicht widerlegt, ja vielfach bestätigt. Auf diese zuverlässige Urkunde stützt nun bereits Fischer zum Teil seine Ausführungen, die auf der einen Seite die Deutungssucht, auf der andern die Entlehnungssucht der Erklärer ablehnen und auf Hervorhebung des rein persönlichen und menschlichen Elements in der Dichtung hinauslaufen. Der in allem menschlichen Wissen und Thun herumgeworfene Dichter ist (nach der bekannten Stelle aus Dichtung und Wahrheit) selber Faust, der Anfangsmonolog der einzig mögliche Urfaust. Ihm treten Gretchen und der ältere (noch nicht zum absoluten „Teufel" gewordne) „Mephisto" als Urbestandteile zur Seite. Die Gründe der zur Weltwirklichkeit gewordenen Macht der doch so kurz gefaßten Liebestragödie „Faust und Goethe" werden im einzelnen dargelegt. Heben wir noch an der ältern, aus Jenenser ästhetischen Vorlesungen hervorgegangenen Schrift „Über den Witz" neben der treffenden philosophischen Entwicklung (der Witz wird auf die Wirksamkeit des Selbstbewußtseins zurückgeführt) noch die reiche Einstreuung von „Witzen" hervor, die durchaus nicht nach trocknen Belegen schmecken, so haben wir neben dem innern auch noch einen äußern Grund namhaft gemacht, sich die hier gebotenen Gaben nicht entgehen zu lassen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Kaiser in Stambul und Athen

Die folgende Betrachtung erscheint uns als notwendige Ergänzung der Prüfung, der wir in voriger Woche die Friedensfrage unterzogen, eine Frage, die, wenigstens in den Erörterungen der Tagespresse, in jeder Woche ein andres Gesicht zeigt, oft auch zu gleicher Stunde von dem einen so, von dem andern so beantwortet wird und dort wie hier anscheinend mit gleich guten Gründen, während doch immer mehr oder minder darauf das Sprichwort Anwendung findet, daß der Wunsch der Vater des Gedankens, der Hoffnung oder der Beunruhigung ist. Wir denken dabei vor allem an die bekannte Thatsache, daß ein großer Teil der Presse ein Interesse daran hat, kriegerische Wendungen willkommen zu heißen und Kriegsgerüchte als begründet zu behandeln, entweder weil die Zeitungen vom Interessanten, Sensationellen, Ungewöhnlichen leben und nichts allgemeiner interessirt als der Krieg, oder weil die betreffenden Blätter im Besitze und Dienste von Spekulanten stehen, die auf den Geldmärkten durch Fallen der Papiere große Gewinne in ihre Kassen fließen sehen, weshalb ihre Organe sich von Zeit zu Zeit bemühen müssen, die Lage der Dinge möglichst dunkel zu machen, politische Erscheinungen harmloser Art als gefährlich und bedrohlich darzustellen und wirklich bedenkliche zu übertreiben. Dazu kommt dann die Presse der Parteien, die durch einen Krieg ihre Bestrebungen gefördert zu finden hoffen, in Deutschland z. B. die sozialistische, die von einem großen Wirrsal Wasser auf ihre Mühle erwartet, und die deutschfreisinnige, die es nicht ungern sehen würde, wenn die Friedenspolitik des Reichskanzlers endlich scheiterte, in England die der Gladstonianer, die einen Zusammenstoß mit dem Festlande mit Wohlgefallen begrüßen würde, da er sich als Beweis für die Unfähigkeit des jetzigen Leiters der britischen aus-

wärtigen Politik, der wie Fürst Bismarck vor allem die Erhaltung des Friedens im Auge hat, verwerten ließe. Man ist im Hinblick hierauf geradezu versucht, es ungefähr mit dem alten venetianischen Ambassadore in London zu halten, der gegen das Ende der Regierung Elisabeths seinen Auftraggebern berichtete: „Es laufen eine Menge von Gerüchten am Hofe um, bald soll die Königin tot sein, bald noch am Leben. Ich für meinen Teil glaube weder das eine noch das andre." Diese Gesandten waren, wie uns Ranke gezeigt hat, außerordentlich gescheite Köpfe, aber hier wäre der Unglaube, wenn wir uns ihn hinsichtlich der alle Tage auftauchenden widerspruchsvollen Gerüchte von der orientalischen Pandorabüchse aneignen wollten, zwar recht bequem, aber doch nicht recht am Orte. Ohne Zweifel giebt es gegenwärtig einige Punkte, über die man beunruhigt sein kann, und einer derselben ist Kreta. Zu bedauern ist, daß wir dort keinen unparteiischen und unabhängigen Beobachter und Berichterstatter haben, der uns Auskunft geben könnte, wie es jetzt in Wahrheit dort steht und zugeht, und ob die Geschichten, die in Athen von dort erzählt und zu uns befördert werden, wenigstens einigen Anspruch auf Wahrheit haben, und so müssen wir uns mit Vermutungen begnügen, die von Erfahrungen abgeleitet sind, und die wir in folgende Sätze zusammenfassen: Wenn türkische Truppen eine aufgeflackerte Rebellion zu unterdrücken haben, so pflegen sie sie nicht mit Rosenwasser auszugießen, sondern machen ihr mit rauher und derb zugreifender Hand ein Ende, ja es giebt Beispiele, daß sie brutal dabei zu Werke gingen; anderseits aber ist es noch häufiger vorgekommen, daß, wenn bei solchen Gelegenheiten keine Greuel wie die Gladstonischen atrocities begangen wurden, in Athen Leute vorhanden waren, die, wenn es für Griechenland zweckdienlich erschien, solche zu erfinden und zu vertreiben verstanden. Es wird daher klug sein, weder die Behauptungen noch die Ableugnungen, die uns von der jetzt wieder in den Vordergrund getretenen und doch wie ein ferner Gegenstand nebelhaften Insel zukommen, für unbedingte Wahrheit zu betrachten. Aber bis man den Oberbefehlshaber der Türken auf Kreta mit klaren und unanfechtbaren Beweisen überführt hat, daß er dort ein blutiges Schreckensregiment eingeführt habe, wird man billigerweise daran zweifeln dürfen, und zwar billigerweise umsomehr, als Schakir Pascha sich bisher des Rufes eines humanen und taktvollen Politikers erfreute. Natürlich würde es athenischen Staatsmännern vortrefflich ins Geschäft passen, wenn die öffentliche Meinung in Europa in Aufregung und Empörung versetzt würde und alle Welt eine Einmischung Griechenlands billigte, die mit einer Einverleibung Kretas in das Königreich endigte. Trikupis jedoch, der griechische Premier, ist nicht leichtsinnig genug, einen derartigen Schritt zu wagen, ohne ganz bestimmte Beweise dafür beibringen zu können, daß die Fortdauer der türkischen Herrschaft vom Volke durchaus nicht mehr zu ertragen sei. Jetzt aber könnte er nur erklären, was wir schon wissen, d. h. daß die sehr weitgehende Autonomie,

die der Sultan diesem Volke gewährt hat, es nicht befriedigt, sondern nur die Begierde geweckt hat, vollständig unabhängig zu werden, was übrigens nur von den christlichen, nicht von den muhammedanischen Kretern gilt, obwohl auch diese griechisch sprechen. Ein solches Verlangen ist überall die Folge örtlicher Autonomie bei Provinzen, denen sie verliehen wird. Rumänien und Serbien begannen mit lokaler Selbstregierung und endigten mit gänzlicher Unabhängigkeit. Bulgarien ist auf dem Wege dahin. Ein autonomes Großherzogtum Posen würde nach Losreißung von der preußischen Monarchie streben, und Irland wäre vermutlich schon dabei, sich in eine unabhängig neben England bestehende Republik zu verwandeln, wenn Gladstone es mit seinem Home Rule hätte beglücken dürfen.

Wir kommen nun zu einer entgegengesetzten Reihe von Gerüchten und Behauptungen — entgegengesetzt, weil sie, wenn überhaupt ernsthaft gemeint, mit ihrem Inhalte zu den Maßregeln gehören würden, die der Erhaltung des Friedens dienen sollen. Sie knüpfen sich an die Reise unsers Kaisers in den levantinischen Gewässern, an seinen Besuch in Athen und seinen Abstecher nach der Sultanstadt am Goldnen Horn und laufen auf nichts Geringeres hinaus als darauf, daß der Kaiser dabei die Absicht verfolgt habe, die Pforte zum Beitritt zum Dreibunde zu bewegen, nach andrer weisen Thebaner Meinung auch den Basileus der Hellenen. Das letztere dem Glauben des Publikums zuzumuten, ist geradezu eine Unhöflichkeit, denn auch der Unwissendste und Leichtgläubigste muß sich erinnern, daß die Türken und die Griechen als natürliche Gegner unter keinerlei Umständen Bundesgenossen werden können. Aber auch die andre angebliche Absicht zerfällt bei einiger Überlegung so sehr in nichts, daß es kaum der Mühe verlohnte, sie als unglaublich zu erweisen, wenn sie nicht wochenlang in der gesamten europäischen Presse immer wiedergekehrt wäre, und wenn wir nicht annehmen dürften, daß die betreffenden Berichte in den vielen Kreisen, die ohne eignes Urteil sich dem ihrer Leibzeitung anzuschließen pflegen, vollen Glauben gefunden hätten oder doch als sehr wahrscheinlich vorgekommen wären. Zunächst spricht doch wohl gegen eine solche Absicht, daß man sie nicht an die große Glocke gehängt haben, d. h. daß man sie nicht durch einen großen, die Augen aller Welt auf sich lenkenden Zug des Kaisers verfolgt haben würde. Das wäre nicht notwendig und nichts weniger als klug gewesen. Dann aber spricht zunächst folgendes sehr entschieden gegen die Sache. Wollte die Pforte dem dreiköpfigen Friedensbunde beitreten, so würde die gesamte Streitkraft der drei Großmächte als mittelbare Bürgschaft für die Unverletzlichkeit des Gebietes des Sultans in Asien sowohl als in Europa wirken; denn obwohl die einzelnen Bedingungen, unter denen der Bund zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn und später mit Italien abgeschlossen worden ist, und die Pflichten, die er seinen Gliedern gegen einander auferlegt, noch heute nicht an die Öffentlichkeit gedrungen sind, ist es doch

ziemlich klar, ja selbstverständlich, daß sie gegenseitige Verteidigung der Grenzen der verbündeten Staaten, wie sie dermalen die Karte Europas aufweist, einschließen, sodaß weder das deutsche Reich noch Österreich-Ungarn noch auch Italien irgendwelchen Gebietsverlust erleiden kann, so lange sie zusammenhalten und erfolgreich mit einander dem Gegner die Spitze bieten. Ist es aber nach Lage der Dinge glaublich, daß sie dem ottomanischen Reiche als Vierten im Bunde ähnliche Bürgschaften oder gar gleiche darbieten können? Die asiatischen Grenzen des Gebiets, über das der Padischa herrscht, stoßen an die des russischen, liegen aber weit außerhalb des Bereiches der Kanonen und Panzerschiffe des Dreibundes, des bekannten pommerschen Grenadiers, des steirischen Jägers, des ungarischen Husaren und der Bersaglieri des Königs Umberto. Ohne Zweifel könnte anderseits der Bundesgenosse mit dem Fez den gemeinsamen Gegner bis zu einem gewissen Grade schädigen, festhalten und beschäftigen, also von der Entwicklung aller seiner Kräfte gegen Deutschland und Österreich ablenken, aber er würde das praktisch mehr oder minder vereinzelt, von den Verbündeten getrennt zu versuchen haben und mit der höchsten Gefahr für sich selbst. Es wäre die Fabel von dem Bündnisse des Zwerges und des Riesen. Diese waren Sieger über ihre gemeinschaftlichen Feinde, aber nur der Riese trug Ehre davon, während sein kleiner Waffenbruder in dem glorreichen Kampfe zuerst ein Bein, dann einen Arm und schließlich auch ein Auge einbüßte. Die Türkei ist, verglichen mit den Mächten des Dreibundes, militärisch ein Kleinstaat, und wenn jene wahrscheinlich siegen würden, so könnte sie leicht als Krüppel aus dem Kriege hervorgehen. Sie könnte Armenien verlieren, das von mißvergnügten Christen bewohnt ist und Rußlands Soldaten als Befreier von kurdischer Mißhandlung und osmanischer Mißwirtschaft begrüßen würde. Was die europäischen Besitzungen des Sultans betrifft, die 1878 so zusammengeschrumpft sind, oder die die Mächte damals, um einen Ausdruck Beaconsfields zu brauchen, so konsolidirt haben, so haben sie, abgesehen von der Hauptstadt mit dem Bosporus und den Dardanellen, für die Pforte nur noch geringes, jedenfalls weit weniger Interesse als früher. Das Vordringen der Griechen gegen Salonik, vorläufig noch frommer Wunsch und Thema von panhellenischen Zeitungspredigten, berührt die Staatsmänner von Stambul nicht so sehr als die Annahme, ihre Kollegen in Wien und Pest betrachteten es als ihr zukünftiges Triest am ägeischen Meere. Deshalb hätte jede Verpflichtung der Diplomatie des Dreibundes, die europäische Türkei vor weitern Gebietsverlusten zu schützen, nur mäßigen Wert, während die Besitzungen des Sultans in Asien außerhalb der Sphäre seines militärischen Wirkungskreises liegen würden. Die drei Verbündeten wären folglich nicht wohl imstande, dem Großherrn die einzige Bürgschaft zu geben, die ihn veranlassen könnte, sich von der Politik zu entfernen, die er seit dem Frieden von 1878 befolgt hat und die in strengster Neutralität und passiver Wachsam-

keit bestand. Er und seine Ratgeber können in der nächsten Zukunft keinen Grund finden, der sie bewegen könnte, sich durch Beitritt zu einem gegen Rußland abgeschlossenen Vertrage den Zorn der einzigen Macht zuzuziehen, die ihr in Wirklichkeit zu schaden vermag und der sie eine Kriegsentschädigung schulden, die sie niemals in Geld abtragen können, also, wenn um die Zahlung gedrängt würde, nur mit Abtretung von Gebiet — etwa Erzerum und seiner Umgebung — ausgleichen können. Kein Zweifel, der jetzige Zar ist ein Mann von friedlicher Gesinnung, der Ruhe halten wird, so lange es ihm irgend möglich ist, d. h. so lange er die Macht behält, dem Drängen der panslawistischen Parteien zu widerstehen. Er hat die Niederlage der Hoffnungen dieser Parteien in Bulgaren sicher mitempfunden, aber es vorsichtig unterlassen, deshalb das Schwert zu ziehen. Er sieht es unter den Serben wie in einem Hexenkessel brodeln und bleibt bei seiner Enthaltsamkeit. Die Republikaner in Paris bemühen sich aufs angelegentlichste, ihm bei jeder Gelegenheit zu huldigen, zu schmeicheln und ihn ihrer Liebe zu versichern, aber nur jene Parteien erwidern diese wenig würdevollen, oft jüdisch zudringlichen Anträge mit Wohlgefallen; er selbst bleibt kalt und starr. Er hat in der letzten Zeit Frieden und Freundschaft mit dem alten Herrn im Vatikan geschlossen, und er läßt sich durch den Dreibund, wiederholt überzeugt, daß dieser durchaus nichts andres als Erhaltung des Friedens bezweckt und betreibt, nicht zur Ungeduld hinreißen. Immer jedoch steht hinter ihm, wie ein dunkles Wettergewölk, ein überreiztes, begehrliches nationales Gefühl, das, wie es selbst herausfordernd auftritt, für die geringste Herausforderung von andrer Seite äußerst empfindlich ist, und dieses Gefühl würde sofort aufflammen und seine Schranken durchbrechen, wenn die Türkei sich zu einem offenen Schritt entschließen wollte, wie er in einem Eintritt in die Reihe der drei Zentralmächte gegeben wäre. Das nichtamtliche, aber trotzdem einflußreiche Rußland würde einen solchen Entschluß als einen Schlag ins Gesicht empfinden, und wir erinnern uns, wie es 1877 den Zar Alexander II. zwang, gegen seinen Wunsch und Willen dem Sultan den Krieg zu erklären. Wäre das jetzt vielleicht nicht so leicht, so wäre es doch jedenfalls sehr möglich. Alle diese Betrachtungen wird der Sultan angestellt haben, und nach allem, was wir von ihm kennen, ist er ein vorsichtiger Politiker, dem Wagnisse durchaus fernliegen. Unsre Frage beantwortet sich infolge dessen kurz und bündig dahin: Der deutsche Kaiser hat nicht daran denken können, die Türkei zum Anschluß an den Dreibund aufzufordern, und der Sultan würde, wenn dies geschehen wäre, die Aufforderung, die übrigens keinesfalls bei dem Besuche in Stambul stattgefunden haben könnte, ablehnend beantwortet haben.

Die Sache steht, wenn wir sie uns noch etwas weiter klar machen, folgendermaßen. Jede Ausdehnung des Dreibundes auf die Türkei würde dessen Charakter ganz wesentlich verändern, d. h. ihn aus einer Vereinigung

zur Erhaltung des europäischen Friedens in eine Verbindung verwandeln, die den Ausbruch eines Krieges wahrscheinlicher machte. Das Kleeblatt Deutschland, Österreich und Italien wirkt als Olivenblatt, es bannt feindselige Gelüste, weil die drei Staaten, die es bilden, befriedigte politische Gemeinschaften sind; die österreichisch-ungarischen Slawen und die Irredenta Italiens lärmen zwar gelegentlich recht laut, haben aber für die große Politik keine Bedeutung als die, die ihnen ihre überspannten Volksredner und ihre querköpfigen Zeitungsschreiber beimessen. Die Fürsten und Völker jener Länder sind zufrieden mit dem, was sie sind, haben und gelten, und sehen nur Feinde neben sich, die sich vor einem Angriff auf sie hüten werden, so lange sie vereinigt bleiben, indem ein solcher Angriff, wie dieser Tage selbst ein französischer Soldat öffentlich zugestand, sehr wahrscheinlich mit einer furchtbaren Niederlage der Friedensbrecher enden würde. Wollte man die Türkei in diesen Zauberkreis der Verteidigung gegen böse Geister hineinziehen, so hieße das, diese Geister in übergroßem Selbstvertrauen herbeirufen. Die Türkei würde allerlei Unwillkommnes mitbringen: die Ansprüche Bulgariens auf volle Unabhängigkeit und auf Einverleibung Macedoniens, die Bestrebungen der Panserben, die griechische Großmannssucht mit ihrer voreiligen Begier u. dergl. m. Fürst Bismarck, der Schöpfer des Dreibundes, denkt sicherlich nicht an eine solche Umbildung seines verheißungsvollen Kindes, und sein Kaiser steht ihr unzweifelhaft ganz ebenso fern. Er hat neulich in Berlin an der Seite des Zaren auf die tapfern Soldaten, die Plewna stürmten, getrunken, was gewiß nicht wie eine Andeutung des Wunsches klang, sich mit dem Gegner dieser Kriegsleute zu verbünden. Er ist dann nach Athen zum Besuche des Königs von Griechenland gegangen, einem Staate, der nur gewinnen kann, wenn die benachbarte Pforte verliert. Der nächste Anlaß hierzu war eine Familienfeier, eine Hochzeit aus seinem Hause, der sich auch keine andre Bedeutung beilegen läßt als die einer Vermählung zweier Fürstenkinder. „Und als er die Schwester dem Gatten gefreit," begab er sich nach dem nicht mehr fernen Konstantinopel — ein Abstecher, den wir nur als Teil eines Touristenprogramms auffassen dürfen, wenn wir ihn natürlich deuten wollen. Kaiser Wilhelm hat das Bedürfnis, wie Odysseus vieler Menschen Städte und Länder zu sehen, und, einmal in Athen, wünschte er auch die nun so nahe liegende schönste dieser Städte zu besuchen. Er fuhr nach dem Bosporus zu keinem andern Zwecke als zu dem, der ihn nach den Lofoten führte. Jugendfrisch, von unruhigem Temperament, wanderlustig, hat er im Reisen innerhalb eines Jahres mehr geleistet als seine Vorfahren in Jahrzehnten. Warum in aller Welt sollte er sich nicht auch das Vergnügen gewähren, die Prachtstadt am Goldnen Horn seinen Touristenerinnerungen einzuverleiben? War es doch daneben fast ein Gebot der Höflichkeit, von Athen aus dem Sultan einen Besuch abzustatten.

Der Name Athens veranlaßt uns, noch ein paar Worte über Griechen-



land hinzuzufügen. Griechenland hat sich früher mancherlei Thorheiten zu schulden kommen lassen und arge Enttäuschungen erlebt. Heutzutage ist es besser geworden, und es läßt sich nicht verkennen, daß auch die Aussichten des kleinen Königreiches in die Zukunft einigermaßen heller geworden sind. Vor allem haben die Leiter seiner Politik, wie es scheint, gelernt, den Umständen sich mehr anzupassen, sich zu gedulden und immer das Nächstliegende auch zunächst ins Auge zu fassen. Der König hat als verständiger und behutsamer Charakter niemals zu den Intriguen schwärmerischer oder selbstsüchtiger Politiker hinzeneigt, die auf kriegerische Wagnisse hindrängten und damit nur den ohnehin dürftigen Staatsschatz mit Erschöpfung bedrohten. Er hat mehr auf die Billigkeit Europas als auf den Erfolg der griechischen Waffen bei einem Einbruch in das türkische Nachbarland gerechnet und sich damit nicht getäuscht, sondern ist ein Mehrer des Reiches auf friedlichem Wege geworden. Seine wenig beneidenswerte Stellung gegenüber einem argen Demagogentum hat sich von Jahr zu Jahr erträglicher gestaltet. Die Hilfsquellen des Landes sind vielfach erschlossen worden, und die Finanzen befinden sich auf gutem Wege. Fürstliche Heiraten haben nicht mehr die Bedeutung von ehedem, immerhin aber noch Wert für das betreffende Land, und Griechenland ist seit der Vermählung, zu der Kaiser Wilhelm erschien, durch solche Verbindungen zu drei Großmächten, Rußland, England und Deutschland, in nahe Beziehung getreten. Es hat, wenn es ferner verständige und bescheidene Politik treibt, keine übeln Aussichten in die Ferne, wo sich schließlich das Geschick des ottomanischen Reiches erfüllen wird.

Die deutsche Hausindustrie

Die Veröffentlichungen des 1872 gegründeten Vereins für Sozialpolitik haben bisher stets eine gute Aufnahme gefunden. Wenn es aber der Verein bis zu Anfang der achtziger Jahre als seine wesentlichste Aufgabe betrachtete, in seinen Versammlungen und Schriften die zur Zeit seiner Gründung in Parlament und Presse verbreitetsten, auf den abstrakten naturrechtlichen Schulen der Physiokraten und des Smithianismus beruhenden manchesterlichen Doktrinen der absoluten wirtschaftlichen Freiheit des Einzelnen rückhaltlos zu bekämpfen und diesem Zwecke seine ganze Kraft zu widmen, so konnte er, seitdem die Theorie des laisser

faire ihre Verurteilung von dem deutschen Volke und der deutschen Reichsregierung erhalten hatte, sich allgemeinen sozialen Problemen, die besonders brennend geworden sind, zuwenden.

Die neueste Veröffentlichung des Vereins enthält eine Schilderung der Litteratur, der heutigen Zustände und der Entstehung der deutschen Hausindustrie, einer gewerblichen Unternehmungsform, die erst seit kurzer Zeit die wünschenswerte Berücksichtigung in Theorie und Praxis gefunden hat, von Professor Dr. Wilhelm Stieda (Leipzig, Duncker und Humblot, 1889). Die Wahl dieses Verfassers muß von vornherein als eine glückliche bezeichnet werden. Stieda ist derjenige deutsche Theoretiker, der sich mit dieser Unternehmungsform am eingehendsten und liebevollsten beschäftigt und schon mehrfach bedeutende Arbeiten darüber veröffentlicht hat. Seine Darstellung darf als mustergiltig bezeichnet werden. Stieda behandelt den Stoff auf Grund des vorhandnen gedruckten Materials, indem er es sichtet, ordnet, kritisirt. Der Wunsch nach einem vollständigern Erfassen der gegenwärtigen hausindustriellen Erscheinungen liegt nahe, da selbst die Berufszählung von 1882, die das entschiedne Verdienst hat, zum erstenmale eine statistische Erhebung über die deutsche Hausindustrie geliefert zu haben, nicht als erschöpfend betrachtet werden kann, zum Teil auch veraltet ist. Der Verein für Sozialpolitik hat es in die Hand genommen, neue Ermittlungen über die deutsche Hausindustrie anzustellen und weiteres Material zu sammeln, um dann die wichtige Frage entscheiden zu können, ob eine Besserung der unzweifelhaft in der Hausindustrie vorhandnen Mißstände auf dem Wege der Gesetzgebung oder besser auf dem der Selbsthilfe zu hoffen sei. Die Bezirke Berlin, Breslau, Leipzig, Dresden, Bremen, Lothringen, der württembergische Schwarzwaldkreis, Reuß ältere und jüngere Linie, Erfurt, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, Schaumburg-Lippe sind noch gar nicht hinsichtlich ihrer hausindustriellen Verhältnisse beschrieben worden, hier sind wir allein auf die Reichsstatistik angewiesen. Für diese Gebiete werden die Ermittlungen des Vereins für Sozialpolitik eine hervorragende Bedeutung erlangen. Ihrer Veröffentlichung, die dem genannten ersten Bande alsbald folgen soll, darf man daher mit Spannung entgegensehen.

Wenn auch die deutsche Hausindustrie erst in neuester Zeit die Beachtung gefunden hat, die ihrer Bedeutung für das nationale Wirtschaftsleben entspricht, so haben sich doch Männer wie Moritz Mohl, O. Schwarz, David Born, Schmoller, Karl Marx, Max Wirth, Engel, A. Held, Roscher, Lexis, Schönberg u. a. schon seit dem Jahre 1828 theoretisch mit ihr beschäftigt und ihre Abweichungen von Handwerk und Fabrikthätigkeit mit mehr oder weniger Klarheit dargestellt. Als charakteristische Eigentümlichkeiten der Hausindustrie hat man festgestellt Massenproduktion, Arbeit im Hause, abhängige Lage vom Großkapital, Absatz außerhalb des Produktionsortes durch Vertrieb im Großen auf Rechnung eines Kaufmanns oder Fabrikanten. Vom Handwerk unter-

scheidet sich die Hausindustrie durch die Art des Absatzes, sofern das Handwerk Kundenarbeit liefert, von der Fabrik durch den Ort der Beschäftigung des Arbeiters. Nicht eigentümlich ist der Hausindustrie der Mangel oder die geringe Benutzung von Maschinen, wie man früher öfters annahm, da z. B. die sächsische Hausstickereiindustrie ohne die Stickmaschine gar nicht gedacht werden kann. Auch gehört es nicht zu ihren Kennzeichen, daß sie Landesprodukte verwertet, so naheliegend das auch für eine gedeihliche Entwicklung der gewerblichen Hausindustrie erscheinen mag. Nach Alexander Zieglers Geschichte des Meerschaums (zweite Auflage, Dresden, 1883), die besonders die Ruhlaer Industrie berücksichtigt, muß für die thüringische Tabakspfeifenhausindustrie der Meerschaum aus Kleinasien, der Bernstein von der Ostsee, Weichselrohr aus Baden bei Wien, Messingblech aus Augsburg oder Kassel, Harz aus Ostindien, Cedernholz von dem Libanon, Bruyereholz aus den Pyrenäen, Birken- und Buchsbaumholz aus Schweden bezogen werden, und dennoch blüht diese thüringische Hausindustrie.

Älter als die Studien der genannten Theoretiker sind die Schriften derjenigen Männer, die Professor Stieda als Praktiker bezeichnet, weil sie teils ihre eigne Beobachtung des Lebens an Ort und Stelle, teils die durch Verkehr mit Ortskundigen gewonnenen Eindrücke darstellen. An solchen Schriften herrscht unzweifelhaft noch großer Mangel; für einige Gegenden Deutschlands sind die hausindustriellen Verhältnisse noch gar nicht, für andre nur in ungenügender Weise gewürdigt. Hoffentlich werden die Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik den Anlaß geben zu einer größern Thätigkeit auf diesem Gebiet Geeignete Persönlichkeiten, die in dem liebevollen Versenken in die heimischen hausindustriellen Zustände eine würdige Aufgabe finden könnten, fehlen heutzutage nicht mehr, wie uns einzelne höchst wertvolle Schilderungen von Praktikern aus der neuesten Zeit beweisen. Bahnbrechend nennt z. B. Stieda mit Recht das zweibändige Werk von Alphons Thun: Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter (Leipzig, 1879), das eine Schilderung der Tuchindustrie im Aachener Bezirk, der linksrheinischen Seiden- und Sammetindustrie, der Baumwollenindustrie in Gladbach und Rheydt, der Solinger und Remscheider Metallwaarenindustrie und der Textilindustrie in Elberfeld und Barmen enthält. Gleiches Lob verdienen die 1882 bis 1888 erschienenen Schilderungen der Holz- und Spielwaarenindustrie, der Schiefergriffel- und -tafelindustrie und der Glasindustrie im Kreise Sonneberg, der Meerschaumindustrie in Ruhla, der Holzschnitzerei und Korkindustrie im Eisenacher Oberlande, der Korbflechterei im Koburgischen, der Phosphorzündhölzchenindustrie in Neustadt am Rennsteig, der Töpferei in Bürgel und der Korbwaarenindustrie in Oberfranken, kurz eines Teiles der Thüringer Hausindustrie, die Dr. Emanuel Sax veröffentlicht, auch die Schrift des Dr. Schnapper-Arndt: Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus (Leipzig, 1883), die

ausführlich die Nagelschmiederei, Filetstrickerei, Drahtwarenfabrikation und Verfertigung von Friedhofskränzen aus Perlen in den einsamen Taunusdörfern Oberreifenberg, Niederreifenberg, Seelenberg, Schmitten und Arnolsheim behandelt. Mögen sich noch mehr derartige verständnisvolle Beobachter finden, insbesondre für Berlin, Schlesien, das Königreich Sachsen und Elsaß-Lothringen; die Interessen der Volkswirtschaftslehre und der Industrie würden durch sie in gleichem Maße gefördert werden.

Was die geographische Verbreitung der Hausindustrie betrifft, so zeigt schon die Reichsstatistik von 1882, daß ihr Gebiet großenteils zusammenhängt. Stieda bezeichnet als den Hauptherd der Hausindustrie in Deutschland ein Gebiet, das sich vom Glatzer Gebirgskessel aus längs der böhmischen Grenze bis zum Fichtelgebirge und von da nach Norden bis zum Eichsfelde erstreckt. Ferner finden sich bedeutende hausindustrielle Gebiete an der Westgrenze des Reichs (so der Düsseldorfer und Aachener Bezirk), in Lothringen und Unterelsaß, sowie in Württemberg (der Schwarzwaldkreis). Vereinzelt erscheinen als hausindustriell wichtige Orte Bremen (Tabakfabrikation) und Berlin (Konfektion). In allen diesen Gebieten hebt Stieda mit Recht eine große Dichtigkeit der Bevölkerung und Zersplitterung des Grundeigentums hervor.

Die Hausindustrie kann die Konkurrenz mit der Fabrikthätigkeit auf die Dauer nicht ertragen, weil sie an Teilung und Vereinigung der Arbeit hinter ihr zurücksteht, unter sonst gleichen Verhältnissen. Sie ist nur da konkurrenzfähig und daher einer längern Dauer sicher, wo keine größern Maschinen technisch erforderlich sind, denn diese kann sie bei zersplittertem Kapital und daneben fortdauernder Verbesserungen der Maschinentechnik nicht anschaffen, und wo durch keine weitere Arbeitsteilung die Produktionskosten verringert werden können. Einen wesentlichen Einfluß auf eine gedeihliche Entwicklung der Hausindustrie weist Stieda dem Umstande zu, ob bei der Arbeit Frauenhand Verwendung finden kann, ferner soll große Transportfähigkeit der Erzeugnisse, die Möglichkeit, sie bequem von den Produktionsstätten zum Verleger und aus dessen Händen zu den Konsumenten gelangen zu lassen, auch künstlerischer Sinn sie befördern. Von der kunstgewerblichen Hausindustrie wird man sogar sagen können, daß sie einer Ausdehnung in Zukunft sicher sein kann, wenn sie die entsprechende staatliche Fürsorge erhält, denn im Kunstgewerbe dürfte wie das Handwerk so auch die Hausindustrie der Fabrikthätigkeit überlegen sein. Umso weniger ist zu verstehen, wenn Stieda gestützt auf einen Aufsatz der Kölnischen Zeitung vom 15. Juni 1883 in der Kunstschleifindustrie der Achate und andrer Halbedelsteine im Fürstentum Birkenfeld, z. B. zu Idar, eine abwärtsgehende Industrie zu erkennen glaubt, weil infolge veränderten Modegeschmacks die Schleifmühlen stehen blieben. Es sind im Fürstentum Birkenfeld zeitweise Stockungen der dortigen Schleifindustrie eingetreten, weil der Hauptabsatzplatz seiner Erzeugnisse, Amerika, seit ungefähr derselben Zeit selbst anfängt, Halb-

edelsteine zu schleifen und die Mode dort zeitweise andre Wege einschlägt als in der Heimat. So hat die Birkenfelder Industrie eine Konkurrenz erhalten, die sie häufiger als früher zwingt, Neuheiten auf den Markt zu bringen, ein Umstand, den jede Hausindustrie schwer verträgt; von einem Stehenlassen der Schleifmühlen kann aber deshalb keine Rede sein.

Nach der absoluten Zahl der Hausindustriellen nennt Stieda als die elf wichtigsten Gewerbearten, die mehr als 10000 Hausindustrielle aufweisen: 1. die Seidenweberei und Sammetverfertigung, 2. die Baumwollenweberei, 3. die Näherei, 4. die Leinenweberei, 5. die Strumpfwaarenfabrikation, 6. die Schneiderei, 7. die Wollenweberei, 8. die Weberei gemischter Waaren, 9. die Schuhmacherei, 10. die Posamentenfabrikation, 11. die Zeug-, Sensen- und Messerschmiederei und die Verfertigung eiserner Kurzwaaren. Die Zahl sämtlicher Hausindustriellen im deutschen Reiche wird man zur Zeit rund auf eine halbe Million Personen angeben können.

Interessant sind die Ermittlungen Stiedas über den Familienstand der Hausindustriellen. Von allen Arbeitern und Gehilfen in der Industrie sind 59 Prozent ledig, 38,6 Prozent verheiratet, 2,4 Prozent verwitwet; unter den Hausindustriellen dagegen finden sich 40 Prozent Ledige, 47 Prozent Verheiratete und 13 Prozent Verwitwete. Die Hausindustrie beschäftigt also mehr Verheiratete und Verwitwete als andre Gewerbe. Sehr bemerkenswert ist, daß bei den Witwen sogar die absolute Zahl größer ist. Unter 339644 Hausindustriellen giebt es 34927 Witwen; unter 4096243 Arbeitern und Gehilfen nur 33636. Stieda erklärt diese bedeutsame Erscheinung damit, daß die Witwe, die wegen unmündiger Kinder oder durch höheres Alter ans Haus gebunden ist, manche Freistunde findet, in der sie sich gewerblich im Hause beschäftigen kann, während sie die regelmäßige Arbeitszeit in der Fabrik und die strengere Beschäftigung dort mit nur wenigen Pausen nicht einzuhalten vermag. Also schon um der Witwen willen, denen die Hausindustrie besonders zusagt, wird man sich einer gesunden Fortdauer derselben freuen.

Den Hauptwert der Schrift Stiedas wird man darin erkennen müssen, daß er die altverbreitete Meinung, daß die Hausindustrie besondre soziale Vorzüge vor der Fabrikthätigkeit und auch vor dem Handwerk habe, energisch bekämpft. Das geträumte Ideal dieser Arbeit in der Familie, wo der Vater für die Erziehung der Kinder, die Mutter für den Haushalt sorgt, die Arbeitszeit nicht von dem Willen eines Dritten abhängt, die Art der Arbeit die Gesundheit nicht schädigen soll, ist mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit vorhanden. Stieda nennt sogar die Lage der Hausindustriellen eine mehrfach elendere als die der Fabrikarbeiter. Vor allem steht fest durch die Berichte der Praktiker und der Fabrikinspektoren, soweit die letztern hausindustrielle Verhältnisse ins Auge fassen, daß die Arbeitskräfte der Kinder von den Eltern in gesundheitsschädlicher Weise ausgenutzt werden. Eine übermäßige Verwen-

dung der zarten Kindeskräfte wird die Gesetzgebung hier auch in Zukunft weniger hindern können, als bei der Fabrikthätigkeit, weil die Familie ihrem Einwirken natürlich weniger offen steht als ein Fabriklokal. Entschieden schlechter sind die Wohnungsverhältnisse der Hausindustriellen als die der Fabrikarbeiter, besonders ärmlich und schmutzig in einzelnen Teilen von Thüringen, Schmalkalden und im Taunus. Eine Besserung dieser Verhältnisse ist in der Hausindustrie auch schwerer zu erreichen, weil der arme Häusler den an ihn etwa gesetzlich zu stellenden Anforderungen nicht in dem Maße folgen kann, wie der bemittelte Fabrikherr. Alle Beobachter stimmen ferner darin überein, daß die Ernährung der Hausindustriellen besonders kärglich und unzureichend ist und fast ausschließlich in Kartoffeln besteht. Der Meininger Volksmund sagt eine traurige Wahrheit mit seinem: Kartoffeln in der Früh, zu Mittag in der Brüh, des Abends mitsamt dem Kleid — Kartoffeln in Ewigkeit! So zeigen denn auch die militärischen Aushebungen einen schlechten Gesundheitszustand der Hausindustriellen als Folge aller dieser Umstände.

Während man früher geneigt war, anzunehmen, daß die Möglichkeit der Zeiteinteilung nach Belieben und damit verbunden überhaupt eine mäßige, Gesundheit und Familienleben nicht schädigende Arbeitszeit zu den Vorzügen der Hausindustrie zu rechnen sei, ist heute gerade die Arbeitszeit ein wunder Punkt der Hausindustrieverhältnisse. Um sich bei der hochgesteigerten Konkurrenz und den damit verbundnen Lohnverringerungen ein einigermaßen erträgliches Leben zu schaffen, wird die Leistungsfähigkeit aufs äußerste angespannt, die Ruhezeit auf das geringste Maß beschnitten. Der thüringische Tafelmacher arbeitet achtzehn Stunden, der Pfeifenverfertiger in Ruhla fünfzehn bis sechzehn Stunden, und von der armen Filetstrickerin in den hohen Taunusdörfern sagt Schnapper-Arndt, daß sie von sechs Uhr morgens bis mindestens zehn Uhr abends an der Arbeit sitze, bald an dem kleinen Fenster, bald bei der Petroleumlampe, unablässig mit dem Fadenschlingen beschäftigt. Welche Nachteile diese übermäßige Arbeitszeit für das physische, geistige und sittliche Leben der Familien mit sich führt, bedarf keiner Schilderung. Wie für den Fabrikarbeiter wird man auch für die Hausindustriellen zehn Stunden als längste Arbeitszeit ansehen müssen, wenn es auch allerdings bei dergleichen Forderungen wesentlich auf die Art der Arbeit und die Körperbeschaffenheit des Arbeiters ankommt.

Für die ganz kärglichen Lohnverhältnisse, die weit unter dem stehen, was der Fabrikarbeiter durchschnittlich verdient, bringt Stieda ein reichhaltiges und zuverlässiges Material bei. Leider kommt häufig noch hinzu, daß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber sich eine unredliche Klasse von Faktoren, Werkmeistern u. s. w. einschiebt, sodaß das unmittelbare Interesse des Arbeitsherrn an dem Wohl und Wehe des einzelnen Arbeiters völlig aufhört. Es klingt



kaum glaublich, wird aber durch anderweite Erscheinungen unterstützt, daß, wie Thun mitteilt, in der Aachener Tuchindustrie bis auf den heutigen Tag die Anwendung falschen Maßes eine Art ist, dem Arbeiter den verdienten Lohn zu verkürzen. In der koburgischen Korbwaarenindustrie wird der zu verarbeitende Stoff zu einem Preisaufschlag von fünf bis fünfzig Prozent vom Verleger dem Arbeiter übergeben. Ein entsetzliches Elend offenbaren die über die Lohnverhältnisse handelnden Abschnitte unsers Buches. Unwillkürlich denkt auch der Nichtsozialist bei solchen Zuständen an Lassalles ehernes Lohngesetz. In der Hausindustrie scheint der Arbeitslohn thatsächlich ein auf den notwendigen Lebensunterhalt, der gerade zur Lebensfristung und Fortpflanzung genügt, herabgedrückt zu sein. Ja man muß es mit Stieda unbegreiflich finden, wie einzelne Arbeiterzweige bei ihren niedrigen Löhnen noch bestehen können. Auch das Trucksystem spielt in der Hausindustrie noch eine bedeutende Rolle. Dies hängt allerdings mit der Praxis der Gerichte zusammen, insofern diese für die Hausindustrie die Anwendung der §§ 115, 119, 146, Ziffer 1 der Reichsgewerbeordnung häufig ablehnten, da sie in manchen Arten von Hausindustriellen nicht Lohnarbeiter, sondern selbständige Gewerbetreibende erkennen zu müssen glaubten. Seitdem aber das Reichsgericht, das gerade für die strafrechtliche Praxis eine einflußreiche Macht geworden ist, im entgegengesetzten Sinne entschieden hat, wird auch in der Hausindustrie der Unfug der Naturallöhnung bald aufhören.

Einen besondern Vorteil der Hausarbeit glaubte man bisher in ihrer regelmäßigen Verbindung mit der Landwirtschaft zu sehen, und dieser Vorteil vor der Fabrikarbeit ist auch nicht zu verkennen. Eine regelmäßige Bewegung in der freien Natur gehört zu den besten Mitteln, den Körper gesund und den Geist auf den richtigen Bahnen zu erhalten. Leider weist Stieda fast überall ein Zurückgehen dieser Verbindung von Landwirtschaft und Hausindustrie nach, kaum noch der fünfte Teil sämtlicher Hausindustriellen betreibt zugleich auch Landwirtschaft. Bei dem gegenseitigen Unterbieten im Lohn infolge der hochentwickelten Konkurrenz kann dies auch kein Wunder nehmen, denn unbestreitbar ist Roschers Ausspruch (III, S. 543): Wer abwechselnd webt und den Acker bebaut, der wird schwerlich dieselbe Virtuosität erreichen, als wenn er sich einem dieser Geschäfte allein widmete. Notgedrungen stellen daher die Hausarbeiter die Landwirtschaft ein.

Günstiges läßt sich über den sittlichen Zustand der Hausindustriellen sagen, der größere Familienzusammenhang verfehlt seinen guten Einfluß nicht. Die Kinder stehen länger unter der Aufsicht der Eltern, die Mädchen insbesondre länger unter dem Schutze der Familie, in der sie auch ihre Arbeitszeit zubringen. Gerade die Verschiedenheit von Arbeitsort und Wohnung birgt für die Sittlichkeit der in den Fabriken beschäftigten Mädchen die größten Gefahren.

Dennoch scheint es nach dem Gesagten zweifelhaft, ob die Hausindustrie für die sozialen Verhältnisse der Arbeiter als die günstigere Betriebsform erscheint und eines besondern Schutzes würdig ist. Über die Reformen wird man sich erst ein Urteil nach dem Erscheinen der Berichte des Vereins für Sozialpolitik bilden können. Vorläufig kann man nur das eingehende Studium des Buches von Professor Stieda aufs wärmste empfehlen.



Die geschichtliche Bedeutung des Sedantages

Von Harry Denicke

Schopenhauer, der die Geschichte nicht eigentlich als Wissenschaft gelten lassen will, rechnet ihr doch zum unschätzbaren Verdienst an, daß sie den Nationen das Bewußtsein ihrer Vergangenheit bilde und mitteile. Aus ihrem Munde erfahren sie erst, woher sie kommen, und mit dieser Kenntnis ausgerüstet, können sie besser prüfen und ahnen, wohin sie gehen. Der einzelne Mensch trägt seine eigne Geschichte unmittelbar in seinem Gedächtnis, wie sehr er sie auch durch Nachdenken bereichern, vertiefen und für seinen weitern Lebensgang nutzbarer machen kann. In die Geschichte seines Volkes dagegen vermag er eben nur von außen her einzudringen. Aber jeder, der ein bewußter Teil des Ganzen werden will, muß sie kennen und wird auch begehren sie zu kennen. Demselben Zwecke, dem Volke in seinen breitesten Schichten ein lebendigeres Bewußtsein seines innerlichen und zeitlichen Zusammenhangs mitzuteilen, wollen bei uns wie überall die Nationalfeste dienen. Sie bezeichnen die Wiederkehr eines Tages, der für sein Gesamtleben besonders bedeutungsvoll geworden ist. Der Inhalt dieser Bedeutung kann so mannichfach sein, als es große beherrschende Lebensinteressen eines Volkes giebt. Noch heute lodern an manchen Orten unsers Vaterlandes in der Nacht des 31. Oktobers die Freudenfeuer auf zum weithin sichtbaren Zeichen, daß an diesem Tage einst der entscheidende Anfang gemacht wurde, unwürdig gewordene hundertjährige Fesseln einer entstellten Glaubensform zu zerbrechen. Neben dem religiösen ist das wichtigste Interesse eines Volkes, zumal eines vorgeschrittenen, der Staat. Wenn sich nach Gottes Ordnung die weite Menschheit in kleinere, selbständige Einheiten, in Nationen, gliedern und wesentlich dadurch als Ganzes fortschreiten soll, daß eben diese Glieder sich vervollkommnen, so ist der Staat

wieder die unentbehrlichste Bedingung dieser nationalen Entwicklung. Er schirmt sie mit seinem Schwerte nach außen und richtet mit seinen Gesetzen die festen Dämme auf, die den Strom des sozialen Lebens mit seinen tausendfachen Verzweigungen in vorgeschriebenem und darum gefahrlosem Bette dahinleiten soll, und hat nun in unsern Tagen noch die erhabene Aufgabe in Angriff genommen, durch heilsame Einrichtungen des Zwanges das praktische Christentum in großem Maße zu verwirklichen. Nur dank der schützenden und fördernden Thätigkeit des Staates können die zahllosen Einzelwesen ungefährdet der Befriedigung ihrer hundertfach sich durchkreuzenden niedern Bedürfnisse nachgehen, und nur im Wirken für das Ganze wiederum können sie zugleich die edlern Ansprüche ihrer geistigen Natur erfüllen. Nun wird das gesunde Leben eines Staates hauptsächlich von zwei Gefahren bedroht: die eine kommt ihm von außen und erwächst aus dem Neid und Interessengegensatz der Nachbarstaaten, die andre liegt in der Kurzsichtigkeit und dem Eigennutz der Staatsbürger selbst und ihrer kleinern Gemeinschaften, die sich dem Interesse des Ganzen entgegensetzen. Jener ersten Gefahr sollte unser engeres Vaterland im Anfange des Jahrhunderts völlig erliegen, aber nur um durch eine sittliche und politische Wiedergeburt ohne gleichen zu neuem und kräftigerem Leben zu erstehen. Diese glückliche Lösung der damals gestellten Daseinsfrage dauernd im Gedächtnis der Mit- und Nachwelt zu erhalten, dazu war die jährliche Gedenkfeier der Leipziger Schlacht bestimmt. Noch schwerer hat die andre Gefahr, die selbstmörderische Neigung zu innerer Zerklüftung, auf unserm Volke gelastet, ja man kann sagen, sie hat es auf seinem ganzen zweitausendjährigen Wege unablässig begleitet, bis zu dem glorreichen Tage, den einigermaßen zu würdigen die vorliegenden Blätter bestimmt sind. Denn das ist doch der eigentliche Sinn desselben, daß die deutschen Stämme nach langer und bitter Entzweiung wieder ein einig Volk von Brüdern wurden, um sich fürderhin in keiner Not und Gefahr zu trennen. Mit glücklichem Takt hat der geschichtliche Sinn des Volkes gerade diesen Tag herausgefunden zur Feier gerade dieses Ergebnisses. Nicht die papiernen Staatsverträge im Herbste 1870, auch nicht die Kaiserproklamation im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles haben das deutsche Reich in Wahrheit aufgerichtet, es war innerlich fertig, als die deutschen Heerscharen aus allen Gauen des weiten Vaterlandes, aus Nord und Süd in Schlacht und Sieg zusammenstanden gegen den räuberischen Feind, der gerade auf ihre Entzweiung gehofft und seine weltverderblichen Pläne gebaut hatte. Was verbindet denn Menschen und Völker? Ein gemeinsames Handeln für ein gemeinsames edles Ziel, so, daß je hingebender dieses Handeln ist, um so enger auch der Zusammenschluß wird. Welches Handeln aber wäre hingebender als das, das auch die Schrecken des Todes verachtet! Die deutschen Krieger, die opferfreudig ihr Leben für das Ganze einsetzten, mußten eben dadurch — das können wir alle nachempfinden — durchdrungen werden von dem Gefühl einer

dauernden und innigen Gemeinschaft, die in der staatsrechtlichen Schöpfung des Reiches nur noch zu ihrem äußerlichen Ausdruck und Abschluß gebracht zu werden brauchte und ohne sonderliche Schwierigkeiten gebracht wurde.

Allein das rechte Verständnis dieses Tages und des Grundes, warum er als Nationalfest fort und fort gefeiert werden soll, gewinnen wir noch nicht durch diese einfache und leichte Betrachtung. Giebt er einer großen Entwicklung einen gewissen Abschluß, so müssen wir eben diese selbst, wir müssen seine Vorgeschichte kennen. Die genauere Auskunft hole man sich aus einem in die Tiefe dringendem Studium der Geschichte, für das patriotische Bedürfnis genügt es, die Hauptstationen und Richtungen des weiten Weges zu überblicken. Auf einige sollen die nachfolgenden Ausführungen hindeuten.

Wollen wir die Ausbildung unsers Einheitsstaates hinsichtlich ihrer Schwierigkeit würdigen, so unterstützt uns darin ein Vergleich mit den entsprechenden Bildungen andrer Kulturvölker. Und da sehen wir denn, daß es nur noch zwei großen Völkern der Geschichte ebenso schwer geworden ist, sich einheitlich zusammenzuschließen, den Griechen und später den Italienern. Die alten Römer hatten schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. alle italischen Völkerschaften um sich gesammelt, die Franzosen und Engländer, die etwa gleichzeitig mit uns die Arbeit ihres politischen Zusammenschlusses begannen, haben schon am Ende des Mittelalters bleibende und durchschlagende Erfolge in dieser Richtung zu verzeichnen. Wie kommt es, daß wir so weit dahinten blieben? Die Frage drängt sich umsomehr auf, als wir schon einmal einen immerhin erfolgreichen Anlauf zu staatlicher Einheit genommen hatten. Es gehört eben zu unsrer Eigenart, daß wir als Volk gleichsam ein zwiefaches Leben haben, daß wir, wie Treitschke sagt, so alt sind und so jung zugleich. Kein Volk der Geschichte hat eine solche doppelte Höhe seines Lebensweges aufzuweisen. England und Frankreich ebenso wie Rußland zeigen vergleichsweise im großen und ganzen eine regelmäßig aufsteigende Entwicklungsbahn. Deutschland dagegen hat schon geblüht in den Tagen der Ottonen und Staufer, um dann — aus dem Gesichtspunkt seiner Einheit betrachtet — plötzlich und für ein halbes Jahrtausend einem schweren Siechtum zu verfallen, das in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges beinahe in politische Vernichtung auslief. Nun ist ihm nach langsamer Erholung in unsern Tagen eine Auferstehung, eine neue Blüte gegönnt. Wie erklärt sich dieser seltsam gewundne, wechselvolle Gang?

Als unsre Vorfahren den deutschen Boden betraten, zerfielen sie in eine große Anzahl kleinerer und größerer Stämme, die in Sprache, Sinn und Sitte aufs nächste verwandt, doch jedes nachhaltigen politischen Zusammenhanges entbehrten. Gleichwohl löſten sie die großartige Aufgabe, vor die sie die Vorsehung stellte, nämlich die alte Welt in ihren staatlichen Formen zu zertrümmern und in ihrem Kulturleben gänzlich umzugestalten, eine Umwälzung, der die Weltgeschichte keine gleiche an räumlicher Ausdehnung und innerer Bedeutung

zur Seite zu stellen hat. So morsch und altersschwach das Römertum war, so reich waren sie an jugendlicher Kraft. Ein großer Monarch stand dann unter ihnen auf und suchte mit erstaunlichem Erfolg die christlichen Völker des Abendlandes unter sein Szepter zu sammeln. Wohl war das Weltreich der Römer unter den wuchtigen Schlägen der Germanen zusammengebrochen, aber der Gedanke des Weltreiches selbst wirkte verführerisch nach in dem Gemüte der Sieger und erfaßte mit aller Energie den herrschgewaltigen Mann, der sich am ersten Tage des neunten Jahrhunderts in der Peterskirche mit der Kaiserkrone schmückte. Naturgemäß zersetzte sich bald nach seinem Hingang seine kosmopolitische Schöpfung entsprechend der Nationalität in zwei neue Staaten, Frankreich und Deutschland, aber dem letztern verblieb allen geographischen Bedingungen zum Trotz nach kurzer Trennung das von Karl eingefügte ursprünglich germanische Nordstück Italiens, das später erweitert dem Hauptkörper bald seine besten Lebenssäfte entziehen sollte.

Inzwischen war über das westliche Europa eine neue Weltreligion emporgestiegen. In Rom, der Metropole der alten Welt, saß nun der Stellvertreter Gottes auf Erden mit dem immer kühner und erfolgreicher betonten Anspruch, das Haupt der Christenheit nicht bloß in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen zu sein. Beides floß in einander, und in diesem Mangel einer klaren Scheidung weltlicher und geistlicher Befugnis lag die wesentliche Ursache des unheilvollen Kampfes, der zwischen ihren Trägern entbrennen mußte, wenn sie sich auf demselben Herrschaftsgebiete mit widerstrebenden Ansprüchen begegneten. Wenn aber jede Staatsform schließlich abhängig ist von dem Mehrheitswillen der Bürger, so mußte dieser Dualismus zwischen dem theokratischen Papsttum und dem halbtheokratischen Kaisertum mit der Niederlage des letztern endigen. Sie war gegeben mit der allgemeinen naiven Gläubigkeit der mittelalterlichen Menschen, die die Wonnen des Himmels ebenso leidenschaftlich erhofften wie sie vor den Schrecken der Hölle erbebten, und anderseits mit den eigentümlich katholischen Vorstellungen von den Mitteln, welche die Aneignung dieses Seelenheiles betreffen. Der Weg dahin führt unausweichlich und ausschließlich durch die Kirche: nur an der Hand der Priester kann ihn der Suchende finden. Deren von Gott bestelltes Oberhaupt aber ist der Papst. Von dem Grade der Hingebung an diese Glaubenssätze giebt den besten Begriff die ungeheure Thatsache der Kreuzzüge. Man erwäge, was es sagen wollte, daß die Kirche imstande war, alle christlichen Völker des Abendlandes unter die Waffen zu rufen und immer wieder in den fernen und weiten Abgrund undurchführbarer Eroberungen hineinzutreiben, wenigstens anfänglich nur kirchlichen Zwecken zuliebe. Vieles kam hinzu, um die Stellung des Kaisertums weiter zu schwächen. So war es ein begreiflicher, aber verhängnisvoller Grundsatz, den wie überhaupt die Gesamtrichtung seiner Politik Karl der Große seinen Nachfolgern an der Kaiserkrone vererbte, daß diese nur verliehen werden könne in Rom. Schon

aus diesem Grunde konnte Italien von den deutschen Königen nicht aufgegeben werden, so lange sie zugleich Träger der abenteuerlichen „imperialistischen Idee" blieben. Dagegen lehnte sich aber mehr und mehr das erstarkende Nationalgefühl der romanisirten Bevölkerung auf, deren Interesse auch hierin mit dem päpstlichen zusammentraf. Und auf welche Machtmittel sahen sich dem gegenüber unsre Kaiser und Könige angewiesen! Sie verfügten weder über zuverlässige Heerführer noch über zuverlässige Beamte. Der Staatsgedanke war und blieb im Mittelalter nur sehr oberflächlich. So ist es ein weiterer bezeichnender Grundzug seiner politischen Ordnung, daß alle wichtigern Diener des Staates für ihre Thätigkeit in Krieg und Frieden nicht nur mit Landbesitz, sondern zugleich mit Hoheitsrechten gelohnt wurden, eine Einrichtung, die der urdeutschen Neigung zur Eigenwilligkeit und Unbotmäßigkeit nur zu sehr entgegenkam. Um die Sache noch schlimmer zu machen, behaupteten die fürstlichen Vasallen das gemeinschädliche Recht, den König zu wählen und damit ihn von vornherein in seiner freien Bewegung zu behindern. Namentlich im dreizehnten Jahrhundert traten zu diesen besondern Mächten geistlicher und weltlicher Art noch neue hinzu in den Städten, die in plötzlicher Fülle die deutschen Gaue bedeckten. So kam eine kräftige Einheit des politischen Lebens niemals auf und konnte es auch schon aus dem Grunde nicht, weil keine genügende Gemeinschaft wirtschaftlicher Interessen dazu nötigte, wie sich das unter anderm in dem Mangel jedweder Reichssteuer überzeugend ausdrückt. Auch nach dieser Seite bildeten die einzelnen Teilgebiete, die Fürstentümer und Stifter, die Ritterschaften und Städte im großen und ganzen abgeschlossene Gruppen für sich. Und wenn der König früher an den von ihm eingesetzten zahlreichen geistlichen Würdenträgern einen leidlich starken und sichern Rückhalt gegen die weltlichen gehabt hatte, die mittels der mehr und mehr beanspruchten und geduldeten Erblichkeit ihrer Lehen ihrem ohnehin lockern Unterthanenverhältnis fast gänzlich entschlüpften, so gelang es schon Gregor VII. und seinen nächsten Nachfolgern, durch Verkürzung des königlichen Investiturrechts auch diese Stütze dem Gegner zu eignem Gebrauche zu entwinden. Bei diesem Sachverhalt muß es uns doppelt Wunder nehmen, daß es großen Herrschern und Herrschergeschlechtern, so den Ottonen, den Saliern und Staufern, Jahrhunderte hindurch gelungen ist, den Mangel an nationalen Bindemitteln durch den Schwung und die Macht ihrer Persönlichkeiten einigermaßen zu ersetzen und die Nation mit Hingebung an gemeinsame große Aufgaben und so zugleich mit dem Bewußtsein zu erfüllen, daß ihr die erste Stelle in der Welt gehöre und gebühre. Dieses Hochgefühl spricht uns noch heute unmittelbar an in den erhaltenen Kunstschöpfungen jener Zeiten, in den hehren Erzeugnissen der Baukunst nicht minder als in den edeln Hervorbringungen der Poesie.

Aber dem romantischen Rausch folgte eine ebenso plötzliche wie gründliche Ernüchterung. Italien ward aufgegeben, und insofern gewann die ausgeprägt

internationale Eigenart des Kaisertums eine etwas nationalere Färbung; aber dafür verlor es daheim fast alle Kraft und Haltung und erwies sich immer unfähiger, der heillosen moralischen Verwilderung des Adels und der Geistlichkeit sowie der zunehmenden körperschaftlichen und kleinstaatlichen Zersetzung des Reiches entgegenzuwirken. Die Sisyphusanstrengungen des Kaisers und der Stände am Ende des Mittelalters, wieder zu größerer Einheit durchzudringen, hatten in der Einsetzung des Reichskammergerichts und andern wesentlich ständischen Einrichtungen nur dürftige Ergebnisse und kamen vollends nicht auf vor den neuen großen Hindernissen, die Luther mit seiner Reformation, deren Notwendigkeit und Heilsamkeit aus höherm Standpunkt gesehen keinem Zweifel unterliegt, der einheitsstaatlichen Entwicklung unsers Volkes in den Weg legte. Freilich nicht so sehr Luther selbst, als viel mehr sein kaiserlicher Gegenspieler Karl V. Man hat es oft gesagt und sehr wohl glaubhaft gemacht, daß ein deutscher Herrscher, der der Reformation aufrichtig beigetreten wäre, in dieser großen Angelegenheit die ganze Nation hätte mitreißen und daraus ähnlich den Nachbarstaaten zugleich neue und wesentliche Mittel ihrer politischen Einigung hätte schöpfen können. Statt dessen brach über sie der hundertjährige Jammer der wildesten Religions- und Bürgerkriege herein, der ihre Kraft auf allen Lebensgebieten, in Sprache und Sitte, in wirtschaftlicher und geistiger Thätigkeit fast erschöpfte. Noch schlimmer war ein andrer Verlust. An allen Gliedern zerschlagen, dem Hohn und der Mißhandlung des lauernden Auslandes preisgegeben, mußte sie notwendig auch an jener Selbstachtung die schwerste Einbuße leiden, die immer ein sicheres Kennzeichen gesunder und blühender Nationen gewesen ist. Sie begnügte sich nicht, von spärlichen Ausnahmefällen abgesehen, die rohen Übergriffe besonders unsrer westlichen Nachbarn mit ohnmächtiger Geduld hinzunehmen, ihre kläglichste Zeit war gekommen, wo sie sich zu ehren meinte, wenn sie mit knechtischer Bewunderung in Politik und Litteratur wie im täglichen Leben die Sitten und mehr noch die Unsitten ihrer Dränger nachahmte. Aber ein Rest von gesunder Kraft und gesundem Selbstgefühl war ihr geblieben. Mußte sie auch ihre Geschichte fast von vorn anfangen, so wuchsen ihr im weitern Kampf doch neue Schwingen. Es ist bekannt, welchen Beitrag der brandenburgische Staat zur Rettung des Ganzen geliefert hat. Wenn der Begriff des Reiches mit dem Schluß des dreißigjährigen Krieges so gut wie allen Inhalt verloren hatte, so war wenigstens in den Kleinstaaten allmählich verwirklicht worden, was jenem fehlte, ein straffes monarchisches Regiment, das, gestützt auf stehende und zuverlässige Truppen die ständischen Ansprüche mit durchgreifender Rücksichtslosigkeit dem dynastischen oder in bessern Beispielen dem allgemeinen Interesse opferte. Allen voran der junge Preußenstaat, den der große Kurfürst zur deutschen und der große König zur europäischen Großmacht erhob. Wir können nun sagen: es entbrennt innerhalb des Reiches ein ähnlicher Kampf, wie der, der es im

Mittelalter entzweite; hieß es damals: Hie Welf, hie Waibling, hie Papst, hie Kaiser, so galt es jetzt, den Dualismus zwischen dem aufstrebenden Preußenstaat, dem immer bewußtern Vorkämpfer der nationalen Zukunft, und dem absterbenden kosmopolitischen Kaisertum zu lösen. In diese Entwicklung schob sich das furchtbare Zwischenspiel der napoleonischen Kriege, die unser Vaterland noch einmal wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges an den Rand des Unterganges stellten. Aber so zahllos und schmerzlich die Wunden waren, die der gewaltige Korse ihm beibrachte, in der Hand der gnädigen Vorsehung ward er im letzten Grunde ihm nur ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Hatten schon unsre Denker und Dichter im achtzehnten Jahrhundert durch unvergleichliche Großthaten des Geistes der schwergeprüften Nation neues Selbstvertrauen und Gemeingefühl eingeflößt, so bedurften doch beide Eigenschaften noch durchaus der Verstärkung und Ergänzung auf politischem Gebiete; und dazu hat Napoleon unfreiwillig in außerordentlichem Maße beigetragen, sowohl unmittelbar durch die Vereinfachung der farbenbunten deutschen Länderkarte als besonders mittelbar durch den heiligen Zorn und Schmerz, den sein unerträgliches Tyrannenjoch in aller Herzen entflammte und der dann furchtbar ausbrechend sich in gemeinsamen Siegesjubel verkehrte. Wenn im dreißigjährigen Kriege das Nationalgefühl unsers Volkes fast erlosch, so brach es jetzt in dem weitaus größern Teile desselben mit stürmisch gesteigerter Kraft hervor, gepflegt durch die Weisheit großer Staatsmänner und durch den hinreißenden Patriotismus seiner geistigen Führer. Kennzeichnet dieser Unterschied den bedeutenden Fortschritt, den es in Ansehung seiner moralischen, wirtschaftlichen und auch politischen Gemeinschaft seit anderthalb Jahrhunderten bereits gemacht hatte, so lernte der Einzelne doch eigentlich jetzt erst sein Vaterland recht kennen und lieben, wo er Gefahr lief, es zu verlieren. Wenn er jetzt darnach strebte, sich fortzubilden und zu veredeln, so that er es nicht bloß um seiner selbst willen, sondern um zugleich als Bürger dem Staate besser zu dienen. Der Sturz der Fremdherrschaft und eine tiefgehende sittliche Selbsterneuerung waren die herrlichen Früchte dieser sturmvollen Jahre.

Um so unbefriedigender waren ihre politischen Ergebnisse. Hatte das alte heilige römische Reich deutscher Nation unter den Gewaltstreichen Napoleons sein unseliges, aber wohlverdientes Ende gefunden, so ward jetzt an die leergewordene Stelle eine Verfassung gesetzt, die nicht weniger schlecht war als die frühere und besonders dem Zwiespalt zwischen den beiden Großstaaten Österreich und Preußen von neuem Thür und Thor öffnete. Dazu kam vielerorten Unzufriedenheit der Unterthanen über die vorenthaltenen freiern Verfassungsformen, die von den meisten Regierungen wieder mit verschärften absolutistischen Maßregeln beantwortet wurden. Etwas versöhnen mit diesen unerquicklichen Jahrzehnten die staunenswerten Fortschritte unsers wissenschaft-

lichen und wirtschaftlichen Lebens. Sonst überall nur Verstimmung und Verwirrung, dazu neue straflose Übergriffe des Auslandes. Die Schuld tragen in höherem Grade die Regierenden als die Regierten. Fürst Metternich spielt hier seine unsaubere Rolle. Aber anderseits regt es sich auch überall von neuen Kräften und Trieben: es ist eine bange, ungeduldige Zeit des Suchens und der Vorbereitung, aber eine Zeit, die sich auch ruhm- und segensreich erfüllen sollte.

Zunächst ward auch in Preußen der bei ihrer ausreichenden Reife berechtigte Wunsch der Bevölkerung nach Mitarbeit an der Gestaltung ihrer Geschicke in maßvoller, aber um so ersprießlicherer Weise verwirklicht. Und dann endlich wurde nach langem Umhertasten der Regierungen und des Volkes unter der zweckbewußten Führung des greisen Hohenzollernfürsten und seines großen Beraters auch die eigentliche Schicksalsfrage in bejahendem Sinne gelöst, die seit sechs Jahrhunderten unsre Geschichte bewegt hatte: auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan erstand das neue Reich, ein Reich, das nach allen Seiten unsern gegenwärtigen Bedürfnissen genug thut, ein Reich, das vor allem auf starken nationalen Grundlagen beruhend weder belastet ist mit dem widerhaarigen Italien noch dem vielsprachigen Österreich noch dem Übergewicht klerikaler Nebenbuhlerschaft.

Was alles muß nicht heute der Staat im Unterschied von den einfachern Verhältnissen und Ansprüchen des Mittelalters seinen Bürgern leisten! Er soll sie mit der höchsten Wahrscheinlichkeit des Erfolges schützen gegen innere und äußere Feinde: es geschieht bei uns durch das schlagfertigste und zuverlässigste Heer, das die Geschichte kennt und das im Gegensatz zu den Lehnsmilizen des alten Reiches nichts andres ist als das Volk selbst in Waffen, einheitlich geführt von einer kraftvollen Monarchie. Er soll einheitliche zweckmäßige und zugleich volkstümliche Rechtsformen schaffen, die uns eingreifende Reformen teils gewährt haben teils noch gewähren. Er soll dem unendlich vervielfachten praktischen Schaffen der Nation ein einheitliches und fruchtbares Gebiet eröffnen, was mit Erfolg durch eine bis auf den Zollverein zurückreichende umfassende wirtschaftliche Gesetzgebung geschehen ist. Und wenn es als rühmlichste Kraftprobe des jungen Reiches gelten darf, daß hier zum erstenmale den wirtschaftlich notleidenden Klassen in entscheidender Weise von Staatswegen durch die Mittel der besser gestellten aufgeholfen wird, so hat es sich jenseits der Weltmeere in eignen Kolonien völlig neue Thätigkeitsfelder erschlossen, sich und den Eingebornen zu künftigem Heile. Genug, wie viel auch jetzt noch zu thun und zu wünschen bleiben mag — wenn wir unsern Blick nicht durch das alte deutsche Erbübel der Parteileidenschaft trüben lassen und auf das Ganze gerichtet halten, so dürfen und müssen wir, das Einst und Jetzt vergleichend, mit patriotischer Freude bekennen: es ist zum zweitenmale Frühling geworden in deutschen Landen. Daß er dauere und sich noch voller entfalte, dazu gehört vieles, vor allem auch die nie stillstehende sittliche Arbeit eines jeden an sich selbst. Aber im Zusammenhang dieser Darstellung drängt sich

ein andres Erfordernis hervor, das ist der Fortbestand unsers Kaisertums in seiner jetzigen Machtfülle. Eine erbliche und hochberechtigte Zentralgewalt, mit der sich gleichwohl unsre geschichtlich gewordenen bundesstaatlichen wie parlamentarischen Verfassungsformen in ihrer gegenwärtigen politischen Wertform vertragen, das ist das Thema, das unsre leidensreiche Geschichte am eindringlichsten predigt und dessen Wahrheit wir durch die Folgen des Gegenteils nur zu deutlich bestätigt finden, wenn wir zu unsern Nachbarn jenseits des Rheines hinüberblicken. Alles Große, was wir im Staatsleben erreicht haben, verdanken wir denn auch in erster Linie der Monarchie, und alles Gute, was wir noch hoffen, können wir nur mit ihrer Hilfe erreichen, so den Schutz unsrer von zwei Seiten bedrohten Grenzen, Frieden und Fortschritt im Innern. Wohl uns, daß die Monarchie der Hohenzollern so festgewurzelt ist in der Liebe des Vaterlandes und zugleich getragen wird von den Sympathien der meisten Völker. Wenn die Rundfahrt unsers jungen Kaisers zu zahlreichen europäischen Fürstenhöfen ein erhebendes Anzeichen der neuen deutschen Macht war, so bekundete sie anderseits für jeden, der da sehen wollte, das hehre Ziel der deutschen Politik, die Sicherung des Weltfriedens und der Weltkultur. In der That bezeigen uns denn auch, wie wir durch unsre Siege, unser Maßhalten und friedlich tüchtiges Schaffen ein volles, leider vielfach noch nicht geübtes Recht zu nationaler Selbstachtung wiedergewonnen haben, die Völker und Staaten des Erdballes eine aufrichtige Achtung — oder Furcht, die letztere jedoch nur die „revanche“- oder eroberungslustigen Friedensstörer.

Ich kann diese rasche Betrachtung nicht treffender und schöner schließen als mit dem an König Wilhelm gerichteten Festgruß Emanuel Geibels, jenes edeln Sängers, der so sehnsüchtig wie nur irgend einer der zeitgenössischen Dichter den deutschen Einheitstraum mitträumte und sie alle durch die prophetische Sicherheit seines politischen Urteils übertraf:

Im engen Bett schlich unser Leben
Versiegend wie der Bach im Sand,
Da hast du uns, was not, gegeben:
Den Glauben an ein Vaterland.
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,
Das uns des Auslands Hohn verschlang,
Hast du im Donner deiner Schlachten
Uns heimgekauft, o habe Dank!

Nun weht von Türmen, flaggt von Masten
Das deutsche Zeichen allgeehrt;
Von ihm geschirmt nun bringt die Lasten
Der Schiffer froh zum Heimatsherd.
Nun mag am harmlos rüstgen Werke
Der Kunstfleiß schaffen unverzagt,
Denn Friedensbürgschaft ist die Stärke,
Daran kein Feind zu rühren wagt!



Karl Philipp Moritz als Romanschriftsteller

Von Alfred Heil

Seit einiger Zeit läßt sich für Karl Philipp Moritz, den man früher nur aus Goethes Leben oder allenfalls noch als Verfasser der „Götterlehre der Griechen und Römer" kannte, eine erhöhte Teilnahme wahrnehmen. Es ist schwer zu sagen, auf welchem Gebiete dieser vielseitige Schriftsteller sein Hauptverdienst hat. Seine Pläne, eine neue Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, ein großes psychologisches Werk, eine mustergiltige Zeitschrift zu schaffen, sind alle bedeutsam, und besonders zahlreich sind seine grammatischen Arbeiten, sodaß Klischnig sagt: „Am meisten verdankt ihm die Ausbildung unsrer Muttersprache."*) Wenn nun im folgenden nichts von alledem hervorgehoben, sondern Moritz als Romanschriftsteller gewürdigt werden soll, so braucht man trotzdem nicht zu besorgen, daß damit etwas Nebensächliches und Unbedeutendes herausgegriffen werde. Vielmehr haben wir es hier mit denjenigen Werken Moritzens zu thun, die am eigenartigsten und anziehendsten sind.

Gleich der erste und wichtigste seiner Romane, sein „Anton Reiser," ist freilich keine eigentliche Dichtung, sondern eine versteckte Selbstbiographie, ja sogar eine sehr wahrheitsgetreue und geschichtlich zuverlässige Selbstbiographie, die sich bloß Roman nennt, ohne in der Erzählung der einzelnen Ereignisse irgendwie von der Wirklichkeit abzuweichen. Aber wie z. B. Goethes „Dichtung und Wahrheit" zeigt, sind die Grenzen zwischen freiem Schaffen der Phantasie und geschichtlichem Berichterstatten nicht immer fest, und überhaupt gehört „Anton Reiser" zu denjenigen Schriften, die mehr als einer Rubrik zufallen können. Als Kunstwerk ist dieser „psychologische Roman" schon wegen seiner klassischen Darstellung zu betrachten. Sein Schöpfer zeigt sich hier als sprachgewaltigen Meister im Erzählen. Und ist nicht Moritzens Leben an und für sich romanhaft? Ist nicht der Held dieses Memoirenwerkes ein förmlicher Romanheld, als solcher noch in der Charakteristik, die Klischnig von dem Dahingeschiednen giebt, erkennbar? Daß Moritz aber soviel Selbstbiographisches

*) Klischnig, Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser (auch unter dem Titel Anton Reiser, fünfter und letzter Teil). Berlin, 1794.

bringt — und zwar nicht bloß im „Anton Reiser" — kann nur willkommen geheißen werden. Denn Moritz ist eben als Mensch, als Charakter am wichtigsten. Selbst wenn alle seine Studien veraltet wären, würde seine feurige und phantasievolle Art, zu leben und zu streben, die Blicke auf sich ziehen.

Verwandt mit dem „Anton Reiser" sind die Hartknopfiaden. „Andreas Hartknopf, eine Allegorie" (Berlin, 1786) zeichnet einen ähnlichen Philosophirer, wie es Moritz selbst war. Auf mäßigem Raum schildert das Buch die Rückkehr des Helden nach seinem Geburtsorte Gellenhausen, wo er seinen menschenfreundlichen Vetter Knapp, einen Gastwirt, und seinen ehemaligen Lehrer, einen emeritirten Rektor, antrifft. Es wendet sich dabei gegen das Treiben einiger „Weltreformatoren und Kosmopoliten," die das „philanthropinische Unwesen" nach Gellenhausen verpflanzen, und verliert sich schließlich in Jugenderinnerungen und Betrachtungen über Resignation als höchste Lebensweisheit. „Andreas Hartknopfs Predigerjahre" (Berlin, 1790) sind als Fortsetzung jener „Allegorie" anzusehen. Hier werden die Erlebnisse Hartknopfs in Ribbeckenau, seine Wirksamkeit als Prediger, sein Umgang mit Freund und Feind, seine Vermählung und sein häuslicher Kummer, der zur Scheidung und zum Wegzug führt, erzählt.

Die „Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers" (Berlin, 1787) machen den Eindruck des Planlosen und sind auch — durch Moritzens „Flucht" nach Italien — zu zeitig abgebrochen worden, als daß man viel davon sagen könnte. „Bloß ein Vehikel, um gewisse Ideen leichter unter die Leute zu bringen," nennt Klischnig das Schriftchen.

Eine besondre Stellung nimmt die „Neue Cecilia" (Berlin, 1794) ein. Es ist der Anfang einer in Rom spielenden Erzählung von dem tragischen Liebesverhältnis zwischen einem adlichen Jüngling und einem bürgerlichen Mädchen. Des Jünglings stolzer Vater widersetzt sich: Mario und Cecilia werden getrennt. Er kommt ins Staatsgefängnis; sie wirft sich vergebens dem Papst zu Füßen, um die Rettung des Geliebten zu erlangen. Sie giebt sich schließlich selbst den Tod, vergiftet sich, und Marios Laufbahn ist wieder frei. Dies alles ist aber nur Entwurf. Was Moritz fertig gebracht hat, ehe ihn der Tod abrief, sind zehn Briefe — in diese Form goß er nämlich sein letztes Werk —, größtenteils Briefe der Liebenden an ihre Vertrauten, und erst im sechsten Brief beginnt die eigentliche Handlung, die übrigens breit angelegt erscheint. In diesen „letzten Blättern" des Vielgewanderten herrscht jene klare, schöne Einfachheit, wie sie Goethe um dieselbe Zeit pflegte und lehrte.

Schließlich hat Moritz auch einige Romane aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben, von denen „Anna St. Ives" (Berlin, 1792) und „Vancenza oder die Gefahren der Leichtgläubigkeit" (Berlin, 1793) kurz erwähnt sein mögen. Es sind keine Werke von Bedeutung. Die Szenen haben wenig Besondres, und der rhetorische Stil, der dabei herrscht, wird breitspurig. Die

Verfasserin der „Vancenza" schwelgt besonders in poetischen Bildern und Gleichnissen. Manches, wie die Schilderung des patriarchalischen Lebens auf der einsamen Burg, erinnert an Rousseau. In der Vorrede zum erstgenannten Werke stehen die bezeichnenden Worte, in unserm Zeitalter „herrsche mehr Schwäche als Laster, mehr Feinheit als wahre Tugend." Auch folgenden Satz — einen Ausspruch der Heldin desselben Buches — wird man bemerkenswert finden: „Die Liebe kann so gut besiegt werden als irgend eine andre Leidenschaft; und kein Irrtum hat mehr Unglück angestiftet als der Wahn, daß sie unwiderstehlich sei."

Suchen wir die Bedeutung der Moritzschen Erzählungen ins rechte Licht zu setzen, so müssen wir zunächst gestehen, daß die formelle Seite zu wünschen übrig läßt. Schon daß alle Erzählungen fragmentarisch sind, muß ihrer Wirkung Abbruch thun. Aber die Komposition überhaupt ist vernachlässigt, und namentlich „Hartknopf" macht nach dieser Hinsicht einen unkünstlerischen Eindruck. Alles erscheint hier rasch hingeworfen. Gegen Ende hin wird die lose Erzählung immer dürftiger und bewegt sich in bloßen Andeutungen, sodaß man statt wirklicher Schilderung nur eine Skizze des Gegenstandes vor sich zu haben meint. Die Kapitelüberschriften sind in den „Predigerjahren" das eigentlich Leitende. Auf sie wird Bezug genommen, als gälte es Bilder zu erläutern. Vollends auffallend sind Abschnitte wie die „Sinfonie," die dem Prediger während des Gehens ertönt.

Kein Wunder, daß die Kritiken, die „Hartknopf" gefunden hat, nicht immer warm sind. Klischnig z. B. berichtet, daß dies „fast das einzige von Reisers Werken sei, das er anfing, ohne einen festen Plan dazu zu haben," erwähnt dann den satirischen Nebenzweck der „Allegorie" und meint: Cetera sunt verba praetereaque nihil. Ja er fügt hinzu: „Ich muß noch anführen, daß ungefähr in der Mitte des Buches bei Reisern der Gedanke entstand, darauf hinzuarbeiten, daß er viel zu sagen scheinen möchte, wo er im Grunde nichts sagte; und diesen Zweck hat er erreicht, wie mehrere Gedichte an den Verfasser des Andreas Hartknopf beweisen." Wenn dies richtig ist, so erklärt es sich nur daraus, daß Moritz das wahre Interesse an seiner Schöpfung verloren hatte. Die Mannichfaltigkeit und der häufige Wechsel seiner Neigungen sind ja bekannt.

Und doch ist dieser „Hartknopf" — dem nicht einmal der Verfassername mit auf den Weg gegeben wurde — ein bedeutsames Denkmal unsrer Litteratur. Ihn zieren dieselben Vorzüge, die Hettner am „Anton Reiser" rühmt: herzliche, liebevolle Schilderung deutschen Kleinlebens und vor allem Tiefe und Reichtum der psychologischen Beobachtung. Reiser und Hartknopf gehören hier durchaus zusammen. Nur daß jener nicht als Mann, sondern als Knabe und Jüngling erscheint und somit die Darlegung seiner innern Erlebnisse von vornherein einen besondern pädagogischen Wert erhält.

In der Art, wie Moritz Jugendeindrücke beschreibt und analysirt, wird er stets anziehen. Kein andrer Schriftsteller dürfte dieses Gebiet mit größerer Liebe betreten, keiner es mit feinerm Verständnis behandelt haben. Wie treffend wird die „Süßigkeit des Unrechtleidens," die Seelenlähmung bei entehrenden Anschuldigungen, der Zustand der Beschämung, das Gefühl, lächerlich zu erscheinen, und vieles ähnliche geschildert! Reiche Phantasie ist Antons Hauptgabe. Schon als Kind stellt er sich vor, daß das Leben ein bloßes Träumen sein könne. Die Wirklichkeit kommt ihm kahl und armselig vor. Die Schule bietet ihm mehr als das Elternhaus. Aber Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten führen den armen und doch zugleich eiteln Gymnasiasten in einen Abgrund von Leiden. Das glänzende Elend der Freitische, die demütigende Empfindung, der Letzte zu sein, das trostlose Zusammenleben mit den Mitschülern, alles das vergißt Reiser nur, indem er sich dem Opiumrausch einer exzentrischen Lesewut, der Wonne des einsamen Studirens dahingiebt, und ergreifend ist es, wie aus diesem Sonderleben immer wieder das heiße Verlangen nach Mitteilung und der Ehrgeiz, auf die Außenwelt zu wirken, hervorbricht. Diesen Mitteilungstrieb zeigt auch Hartknopf, der wie Anton einen ungewöhnlichen Lebensweg wandert und verständnisvolle Zuneigung in einem Maße erwartet, wie er sie doch nicht finden kann.

Man kann Moritz den Vater derjenigen Romanlitteratur nennen, die durch Jean Paul um die Wende des Jahrhunderts zur vollen Ausbildung gebracht und durch die stattliche Reihe seiner Werke erfolgreich vertreten wurde. Alle künstlich metrische Form — hatte Herder über Jean Paul geurteilt — sei wertlos im Vergleich mit seiner lebendigen Welt, seinem fühlenden Herzen, seinem immer schaffenden Genius. Dasselbe gilt von Moritz als Erzähler. Es ist bezeichnend, daß auch ein persönliches Band Jean Paul und Moritz vereinigte. Letzterer lernte ein Jahr vor seinem Tode die „Unsichtbare Loge" kennen. Er begeisterte sich für den Verfasser und bestimmte seinen Schwager Matzdorff, das Werk in Verlag zu nehmen. „Der Wuz' Geschichte verfaßt hat, ist nicht sterblich" schrieb er am 17. Juli 1792. Und in der That konnte sich damals wohl niemand für das, was in Jean Paul lag, mehr interessiren als Moritz. Stilistische Eigentümlichkeiten des „Hartknopf" bereiten gleichsam auf den jüngern Genius vor, der das ausbauen sollte, was der ältere nur nebenbei und unvollständig geschaffen hatte. Man beachte z. B. die verzückten Reflexionen, die langen Apostrophen, bei denen die Handlung zu zerfließen droht. Die ganze Szenerie der „Predigerjahre" mutet jeanpaulisch an. Und vollends jene köstlichen Stellen voll echten, tiefen Humors, wo Hartknopfs Unfall bei der Antrittspredigt — er rennt gegen einen Taubenflügel an, sodaß der heilige Geist herunterfällt — und das verunglückte Halleluja der Jubelpredigt geschildert wird!

Moritz hat mehr als eine Gestalt gezeichnet, bei der jeder, der den Schöpfer

nicht kennt, auf Jean Paul raten würde. Da ist der Essigbrauer aus dem dritten Teil des „Anton Reiser.“ Da sind überhaupt die Handwerkertypen, vom philosophischen Schuster in Hannover bis zum Grobschmied Kersting in Ribbeckenau — jene Typen, die von den gelehrten Rezensenten einst so ungnädig angesehen wurden. Überall zeigt sich ein warmer Sinn für das Volkstümliche, ein Sinn für die rührenden Züge und eigentümlichen Lichtblicke im Leben der niedern Stände. Von selbst führt dies zu jenem idyllischen Kleinmalen, wie es — im Anschluß an Jean Paul — in unsern Tagen Gottfried Keller besonders glücklich ausübt. Stellen wie der Abschied von Hartknopf im zweiten Kapitel der „Predigerjahre“ oder die Leichenrede auf den lahmen, einäugigen Pudel im fünften Abschnitt der „Allegorie“ müssen vor hundert Jahren einen sehr originellen Eindruck gemacht haben. Auf der andern Seite neigt Moritz, indem er sich zu den Kreisen der Armen und Gedrückten herabläßt, zum Schwermütigen und Düstern. In der Kennzeichnung des Doktor Sauer, die bereits in der ersten Hartknopfgeschichte vorkommt und dann in den vierten Teil des „Anton Reiser“ herübergenommen wurde, steckt der ganze pessimistische Ernst, der gerade heute, wo man Zola oder Dostojewskij liest, so zeitgemäß erscheint. Aber es ist auch ein erhebendes Schauspiel, wie Moritz und seine Nachfolger aus dem Stand und der Art der Erniedrigten und Unterdrückten die höchsten Bethätigungen des geistigen Lebens und Strebens emporwachsen lassen. In diesem Sinne gab Moritz auch die Selbstbiographie Salomon Maimons heraus (Berlin, 1792), indem er im Vorbericht bemerkt: „Diese Lebensbeschreibung wird für einen jeden anziehend sein, dem es nicht gleichgiltig ist, wie die Denkkraft auch unter den drückendsten Umständen sich in einem menschlichen Geiste entwickeln kann, und wie der echte Trieb nach Wissenschaft sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt, die unübersteiglich scheinen!“ Und weiterhin: „Es ist gewiß merkwürdig, wie das geistige Bedürfnis bis zu dem Grade steigen kann, daß Not und Mangel und das äußerste Elend, welches der Körper erdulden kann, erträglich wird, wenn nur jenes Bedürfnis nicht unbefriedigt bleibt. Dergleichen Beispiele aber sind lehrreich und wichtig, nicht nur wegen der besondern Schicksale eines einzigen Menschen, sondern weil sie die Würde der menschlichen Natur ans Licht stellen und der sich emporarbeitenden Vernunft ein Zutrauen zu ihrer Kraft einflößen.“

Wie hierbei unser Schriftsteller in seiner selbständigen philosophischen Schreibart von der heutigen Belletristik äußerlich absticht, mag ein kurzes Beispiel veranschaulichen. Es ist die Rede von dem Verhältnis Hartknopfs zu dem alten, ehrwürdigen Herrn v. G..., der noch Hartknopfs Vater gekannt und jetzt den Sohn zum Prediger nach Ribbeckenau berufen hat. Da heißt es:

Nichts konnte sich wohl mehr entgegengesetzt scheinen als die Meinungen Hartknopfs und des Herrn v. G...

Der Herr v. G ... war für das Leichte, Auflodernde, Himmelanstrebende.
Hartknopf für das Schwere, sich Niedersenkende, in sich selbst Ruhende.
Der Herr v. G ... liebte die Pyramidalform.
Hartknopf den Kubus.
Und doch trafen beide immer in gewissen Punkten zusammen.
Dann war es, als ob sie sich über einem Abgrunde die Hände reichten.

Was Moritzen vor neuern Erzählern, auch vor Jean Paul, auszeichnet und ihn als höhern Typus erscheinen läßt, ist seine größere Ursprünglichkeit und Frische, sein Reichtum an wertvollen, eigenartigen Ideen. Das war es auch, was Goethen an ihn fesselte: die gesunde Wärme und der schöne Enthusiasmus, mit dem er dachte und fühlte, die hochentwickelte Dichterphantasie, mit der er allen Erscheinungen gegenübertrat. Die bloßen Belletristen, im Sinne des neunzehnten Jahrhunders, stehen tiefer. Sie pflegen nicht zugleich solide, schöpferische Denker und Forscher zu sein. Was aber Moritz in dieser Eigenschaft leisten konnte, weiß jeder, der die vortreffliche Einleitung zu seiner „Götterlehre der Griechen und Römer" gelesen hat.

Bei Werken wie „Anton Reiser" markirt man nicht bloß die vorwärtsweisende Bedeutung, sondern bewundert auch den Wert solcher Bücher als geschichtlicher Denkmäler. Man darf dabei „Anton Reiser" mit den vortrefflichen Selbstbiographien zweier Zeitgenossen vergleichen: mit Ifflands „Theatralischer Laufbahn" und Jung-Stillings Lebensgeschichte. Auch über Stillings Erzählung, namentlich über seiner Jugendgeschichte, ruht ein großer, wahrhaft poetischer Reiz. Sie läßt uns einen tiefen Blick in das stille deutsche Volksleben thun und enthält Züge der rührendsten Innigkeit. Besonders ergänzen sich Reiser und Stilling, indem sie die merkwürdige religiöse Bewegung, die damals neben und außer der Orthodoxie herrschte, veranschaulichen. Ifflands Bildungsgeschichte ist einfach gehalten, fesselt aber immer wieder — abgesehen von ihrem theatergeschichtlichen Interesse — durch die herzliche Wärme und durch den zarten Idealismus, mit dem uns hier die Geschicke eines durch Talent wie durch Charaktertüchtigkeit und gesunden Sinn gleich ausgezeichneten Mannes vorgeführt werden.

Auch als kulturgeschichtliche Gemälde stehen die Moritzschen Erzählungen auf einer besondern Höhe. Besonders „Anton Reiser" bietet ein deutliches und vollständiges Bild der Sturm- und Drangzeit, und da diese ganze Periode den Stempel des Rousseauschen Geistes trägt, so ist man versucht, Moritzens klassisches Buch als Seitenstück zu den Confessions des berühmten Genfers zu betrachten. Allerdings in kleinerm Maßstabe; insofern Moritzens Wirksamkeit nicht mit Rousseaus weltbewegender Rolle verglichen werden kann. Aber wie z. B. Salzmanns „Konrad Kiefer" an den Emile erinnert und gewissermaßen dieses klassische Werk des Franzosen in die engere Sphäre einer gewöhnlichen deutschen Häuslichkeit überträgt, so reiht sich die Lebensgeschichte des arm-

gebornen, ruhelosen deutschen Litteraten an die stolzen Memoiren des vielverkannten Jean Jacques, der ebenso klein angefangen, ebenso unstet gelebt und — ebenso grausam unter den Leiden der Einbildungskraft gelitten hat.

Der Ruf nach Rückkehr zur unverdorbenen Natur lenkte in jener denkwürdigen Zeit die Aufmerksamkeit auf manches, was vorher keine sonderliche Schätzung gefunden hatte. Man entdeckte von neuem die Reize des Landlebens. Man erfreute sich an den tüchtigen Sitten und an der gesunden Lebensweise der Dorfbewohner. Das Patriarchalische in der „Neuen Heloise" klingt namentlich in Mercks Schriften wieder an, und jeder kennt ja die Vorliebe Werthers für das Ländliche, die sich oft bis zum erhabensten Natursinn steigert. So gewinnt denn auch Reiser der Umgegend von Hannover viel ab. Er entflieht dem städtischen Getriebe, führt an einem schönen Fleckchen sein Stillleben oder schweift, in Gedanken verloren, rastlos von Flur zu Flur. Moritz ist ein ähnlicher leidenschaftlicher Fußwandrer gewesen wie Seume. Seine frugalen, aber dabei romantischen Gewohnheiten werden nicht bloß im „Anton Reiser," sondern z. B. auch in den „Reisen eines Deutschen in England" (Berlin, 1783) viel erwähnt. Es paßt dazu, wenn er in Berlin als Junggeselle ein entlegenes Gartenhäuschen bewohnt und allmorgendlich nach seinem geliebten Stralau pilgert.

Ein weiteres Merkmal der Sturm- und Drangzeit ist der gefühlsmäßige Ausdruck, zu dem die „Genies" überall griffen. „Nicht kritisches Erfassen und Erkennen: Anstaunen, Genießen, Verstummen — Andacht, Gebet, Liturgie" *) — das war ihre Art. Auch Reiser und Hartknopf sind solche Gefühlsmenschen. Aber sie vermeiden dabei viele Ausschreitungen, zu denen Feuergeister wie Hamann, Lavater, Kaufmann u. a. verleiten konnten. Es ist wahr, sie neigen zur Mystik. Moritz war ja unter lauter pietistischen Eindrücken aufgewachsen und hatte diese mit der größten Empfänglichkeit auf sich wirken lassen. Die frommen Vorbilder jedoch, auf die er zur Zeit seiner jugendlichen Seelenkämpfe verehrungsvoll hinschaute, lehrten im Grunde genommen eine persönliche Ungebundenheit, eine Entfesselung des Individuums, wie sie alle Stürmer und Dränger, wenn auch auf verschiednen Wegen, erstrebten. In reifern Jahren huldigte Moritz in maßvoller Weise dem Freimaurertum, dessen Symbole er vielfach schätzte. Für das Predigertum hegte er stets Sympathie. In Deutschland teilte man überhaupt die Abneigung der Aufklärer gegen die Priester nicht sehr, sondern sorgte dafür, daß der modisch gewordene Krieg gegen die kirchlichen Rückständigkeiten nicht zu Angriffen gegen die Religion selbst führte. Man schwärmte für eine freie, rein menschliche Stellung des Predigers; wie z. B. Herder den theologischen Beruf ergriff, weil er immer mehr einsah, „daß

*) Sauer in seiner Abhandlung „Die Sturm- und Drangperiode" in Kürschners Deutscher Nationallitteratur, Bd. 79.

sich nach unsrer Lage der bürgerlichen Verfassung von der Kanzel aus am besten Kultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Teil der Menschen bringen läßt, den wir Volk nennen." *) Bei Reiser ist es namentlich anziehend, wie seine kindlich überschwängliche Verehrung der Pastoren und ihres Berufes gelegentlich durch eine neue Leidenschaft, nämlich für das Schauspielwesen, verdunkelt zu werden droht, sodaß der Jüngling zwischen dem Predigerideal und dem Schauspielerideal schwankt.

Während der jugendliche Goethe, der waffengeübte Klinger und mancher Kraftapostel jener Tage auf Körperschönheit und würdige äußere Erscheinung hielten, bleiben derartige Dinge bei den Moritzschen Helden unberücksichtigt und unerwähnt. Der kränkliche Abenteurer, dessen Physiognomie nichts Anziehendes hatte, konnte hierin kein Schüler der Griechen werden. Man kann aber, wenn Reiser gelegentlich in gänzlicher Verkommenheit umherstreift und sich dabei wünscht, ein gewöhnlicher Arbeiter zu sein, wiederum an Rousseau denken, der bei der Beschreibung, wie er zu Lyon im Freien kampirt habe, in seligen Erinnerungen aufgeht, und der, wenn er seinen simpeln Kopistendienst versah, innerlich zufrieden und glücklich war. Und wie Rousseau bei der Wahl seiner Lebensgefährtin zum Proletariat hinabstieg, so hatte Moritz eine Zeit lang den merkwürdigen Gedanken, in den Waisenhäusern nach einem jungen Mädchen suchen zu lassen, das er zu seinem Ideal, zur Dankbarkeit und Liebe, erziehen wollte. Mit solcher Hinneigung zur untern Schicht der Gesellschaft — einer Hinneigung, die bei Rousseau zu einem umfassenden sozialen Programm führte — vertrug sich viel Ehrgeiz und viel Streben nach aufwärts. Schon in Hamanns Werken „schmeckte alles nach Eitelkeit," und seine Jünger fühlten sich als Übermenschen. Welchem Genie haftete schließlich nicht „Eitelkeit, Ichsucht" u. dergl. an? Moritz war sicherlich nicht der Anspruchsvollste. Aber sein Drang, sich zu zeigen und zu glänzen, war groß. Deshalb trieb es ihn in der Jugend unwiderstehlich zur Bühne. Die Schilderung, wie die Theatermanie sich des zurückgesetzten Primaners bemächtigt, ist der Höhepunkt im „Anton Reiser," und man wird, auch wenn man vorher Goethes „Wilhelm Meister" hat auf sich wirken lassen, die Darlegung Moritzens unvergleichlich treffend finden. Statt als Mime geehrt zu werden, fand unser Held Schriftstellerlorbeeren und brauchte diesen Tausch nicht einmal zu beklagen. Er lebte in einem Jahrhundert, wo das litterarische Getriebe aller Augen auf sich zog und wo übrigens nicht bloß Effekthascher und Modevirtuosen, sondern auch selbständige ernste Männer, die zu keiner Koterie gehörten, Leser fanden.

Noch sei auf die Verehrung hingewiesen, die im Zeitalter des Sturmes und Dranges gewissen Litteraturgrößen der Vergangenheit gezollt wurde. Hartknopf und Reiser helfen vor allem den damaligen Shakespearekultus be-

*) Lebensbild I, 2, S. 300.

zeugen, der eine in dem ergreifenden Gespräch unter dem Galgen von Gellenhausen, der andre hauptsächlich im dritten Teil der Erzählung, wo sein Umgang mit Philipp Reiser dargestellt wird. Auch Youngs „Nachtgedanken“ finden eine nachdrückliche Erwähnung. Die Schauspiele, die Reiser besuchte, hatten meist furchtbare und gräßliche Gegenstände. Auf dem Gebiete der poetischen Erzählung war u. a. Diderot mit seiner Geschichte Les deux amis de Bourbonne zu Gunsten eines modernen Realismus aufgetreten. Neben den neuzeitlichen Vorbildern wurden aber stets die Alten bewundert. Die Würdigung Homers ist ein Hauptverdienst jener Tage, und durch die Liebe zum griechisch-römischen Altertum wurde Moritz schließlich für das Humanitätsideal gewonnen, das dem goldnen Zeitalter unsrer Litteratur eigentümlich ist; wobei er übrigens, wie Goethe, Heinse und andre Zeitgenossen, mit der Liebe zur Dichtkunst ein nicht minder starkes Interesse für die plastische Kunst verband.

Eine Hauptrolle in Moritzens Bildungsgang spielten „Werthers Leiden.“ Dieses Buch mußte auf den empfänglichen Jüngling, dem es bald nach seinem Erscheinen in die Hände fiel, ähnlich wirken, als läse er sein eignes Leben. Denn wenn auch die Haupthandlung, die Entwicklung des Liebesverhältnisses, den in solchen Dingen unerfahrenen Schüler kalt ließ, so war doch Werther, dessen Inneres ja nach allen Richtungen hin dargestellt wird, ganz der Charakter wie der junge Moritz selbst. Hier wie dort edle Schwärmerei, überquellendes Gefühl, düstere Schwermut. Zwei ausgeprägte Idealisten, die dem praktischen Leben abgewendet sind. Was Wunder, wenn Reiser in vielen Äußerlichkeiten Werthern kopirt, wenn er und Iffland beispielsweise, von Lebensüberdruß übermannt, ein frevles Pistolenspiel wagen, um ihr Dasein so zu enden, wie es im Roman vorgezeichnet war! Diese Berührungspunkte und namentlich die Empfindung der Gleichheit, die Reiser dem Romanhelden gegenüber haben mußte, hat schon Erich Schmidt in seinem Buche „Richardson, Rousseau, Goethe“ *) gebührend hervorgehoben. Auch in reifern Jahren kehrte Moritz immer wieder zu der Lieblingsgestalt seiner Jugend zurück, und wenig fehlte, so hätte er ihr eine besondre Schrift gewidmet und das, was ihm so vertraut war, zum Ausgangspunkte philosophischer und ästhetischer Erörterungen gemacht. Von Anton Reiser aber kann man behaupten, daß er Werthers bester Genosse geblieben ist. Der große Unglückliche hat im Laufe der Zeit ein weiteres Gefolge nach sich gezogen. Grillparzers armer Spielmann und Gottfried Kellers grüner Heinrich sind solche Leidensgefährten. Aber niemand hat Moritzen in jener Polyphonie des Seelenlebens übertroffen, die das Hauptmerkmal seines Genius ist und den Halbvergessenen noch immer „zeitgemäß“ erscheinen läßt.

*) Beilage II, S. 289.

Wenn man sich unsern Erzähler als einen widerspruchsvollen, unbeständigen, immer des Wechsels bedürftigen Mann vorstellt, dessen Gedanken fortwährend ins Melancholische fallen und dessen Schilderungen voll von Schmerzen und Thränen sind, so ist dieses Bild doch nicht genügend. Es ist von hohem Wert, zu wissen, daß auch der Verfasser des „Anton Reiser" und des „Hartknopf" schließlich zu der harmonischen Geisteshaltung gelangte, die immer und überall als das wahrhaft Schöne und Weise gelten muß. Eine Gesinnung ohne Bitterkeit gegen Welt und Leben, eine milde Betrachtungsart, eine befriedigte Stimmung, das waren die Errungenschaften, deren sich Moritz, wenn auch erst am Ende seiner Laufbahn, erfreuen durfte. Schon immer hatte sein überaus wohlgearteter Stil die geistige Gesundheit angedeutet, die in ihm, sobald die äußern Umstände günstiger wurden und die quälenden Eindrücke der Jugend sich verwischten, Platz greifen konnte. „Moritz ward — so rühmte man bei seinem Tode — durch Gefühl zu Kenntnissen geleitet. Dieses einfache Gefühl blieb, trotz der Zunahme seiner Kenntnisse, unverkünstelt. Er gab seinem Ausdruck jene Klarheit, um derentwillen er so gern von denen gelesen wird, die überall Verständlichkeit suchen."*) Auch der Inhalt seiner Schriften klärte sich, soweit dies bei seinem ungleichen und meist eiligen Arbeiten ersichtlich ist, mehr und mehr ab; und in den letzten Monaten, die dem Frühverstorbenen vergönnt waren, konnte er die erreichte Vollendung im praktischen Leben selbst bethätigen.

Die „Neue Cecilia" ist die Erzählung, in der sich dieser harmonische Geist zum erstenmal ganz entfalten sollte. Wir können leider, da das Bruchstück so gering ist, diesen bemerkenswerten Umstand im Werke selbst nicht handgreiflich machen, dürfen uns aber auf die Worte des Herausgebers verlassen, der in der Einleitung zu diesen „letzten Blättern" schön und glaubwürdig schildert, welch erquickenden, heitern Lebensabend Moritz genoß. Ihm ward — heißt es da — das beneidenswürdige Los zu teil, „Zufriedenheit empfangend und wiedergebend, von den weichen Händen einer liebenden Gattin gepflegt, mit der Welt und mit sich selbst versöhnt, sanft und liebegesegnet, in den Schlaf der ungestörten Ruhe zu sinken."

Einen Ersatz für das, was Moritz als Romanschriftsteller voraussichtlich noch geleistet hätte, wenn ihm einige weitere Jahre beschieden gewesen wären, bieten die „Launen und Phantasien" (Berlin, 1796), eine Sammlung vermischter Reden, Gedichte und Aufsätze, die Klischnig als neue vermehrte Auflage der „Großen Loge" herausgab, und worin viele Stücke aus Moritzens letzter Zeit enthalten sind. Hier findet man — neben seinen kunsttheoretischen Kleinigkeiten — philosophische Betrachtungen und Stimmungsbilder trefflichster Art. Namentlich gilt dies von folgenden Abschnitten: „Amint," „Der Trost des

*) Einleitung zur „Neuen Cecilia."

Zweiflers," „Die letzte Freistadt des Weisen," „Das Edelste in der Natur," „Das menschliche Elend," „Rede über die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse." „Sind nicht die Gedanken des Menschen, womit er die Ordnung und Harmonie in der ganzen Natur bemerkt, das Edelste in der ganzen Natur!" *) Dieser Ausruf kennzeichnet den letzten Moritz.

Wenn es ein allgemeiner Satz ist, daß zwischen dem Charakter eines bedeutenden Menschen und seinen Geistesschöpfungen ein Zusammenhang herrscht, und daß wir nicht die Werke lieben können, während uns der Lebende selbst abstößt, so kann dies in hervorragender Weise auf Moritz angewendet werden. Wie schon erwähnt, dürfte an Moritzen das eigenste persönliche Wesen im allgemeinen mehr interessiren als irgend ein objektiv gehaltenes Produkt seiner Feder. Wie bedeutsam ist es da, daß unser Held nicht bloß im Denken, sondern auch im Thun den Standpunkt der Ungebundenheit überwand, daß er eine glückliche Entwicklung durchmachte, die ihn von exzentrischen Eigentümlichkeiten befreite und zu einem reifen Geiste stempelte! Und wie erfreulich ist hierbei das Urteil des kundigen Wilibald Alexis, Moritz sei „mehr als der kapriziöse Sonderling, zu dem ihn seine nächsten Umgebungen in Berlin machen wollten," gewesen!**) Alexis ergänzt dadurch das schlichte Zeugnis, das Klischnig dem dahingeschiednen Freunde giebt: „Er war bei vielen Launen, Sonderbarkeiten und Gebrechen ein wahrhaft guter Mensch."



Einst und Jetzt

Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jahresausstellung

Von Max Zimmermann

(Schluß)

Einst und Jetzt! Wann war denn das Einst, das wir dem Jetzt entgegengestellt haben? Es ist wohl schon lange her, denn die Kluft ist ja eine wahrhaft ungeheure. Graf Schack hat seine Bildergalerie, aus der wir die Beispiele genommen haben, in den sechziger Jahren zusammengebracht. Nicht möglich! Und doch wahr. Seit dem großen französisch-deutschen Kriege, freilich nicht nur im Zusammenhange mit ihm allein, ist ein vollständig neuer Geist aufgekommen.

*) Launen und Phantasien, S. 45.

**) In Prutz' Litterarhistorischem Taschenbuch 1847 (5. Jahrgang).

In einem Sturmlaufe wie der Siegeszug durch Frankreich hat man das Bestehende über den Haufen geworfen. Früher galt es als erster Grundsatz, auf den Errungenschaften der Väter weiter zu bauen. „Wir wollen nicht mehr am alten Karren weiter ziehen — schallts aus dem Munde der Jungen —, wir fühlen Kraft in uns, einen neuen für unsre Zwecke zu bauen." Wer möchte ihnen da nicht ein kräftiges Hurrah zujubeln? Wir brauchen nur das Bild von Szymanowski auf der Ausstellung zu betrachten, um zu fühlen, daß die Welt verjüngt ist. Da lacht eine Pierette so lebensfrisch, so daseinsdurstig, so weltfreudig aus dem Bilde heraus, daß uns das Herz aufgeht. Das ist lebendigste Gegenwart. Dagegen erblassen freilich die Träume und Märchen der alten Zeit, dagegen scheinen die frühern philisterhaft in Schlafrock und Pantoffeln zu gehen. Das frühere Sichversenken in Träume und in die Vergangenheit hatte seinen guten Grund. Das Leben bot zu wenig, die geistesöden Jahre der Reaktion hatten alle frischen Keime getötet. Nur die Phantasie durfte sich frei ergehen. Daß das Leichentuch nur einen Schlummernden deckte, daß dieser Schlaf eine so gewaltige Kraft zeitigte, ahnte niemand. Sie ist überraschend hervorgebrochen, und darum freuen wir uns an der köstlichen Gegenwart. Der neue Besen kehrt nun aber auch gründlich. Alles wird hinausgeworfen. Alles Alte wird mit Mißtrauen betrachtet. Nur so läßt sich die Abneigung der modernen Künstler gegen alte Kunst erklären. Sie verfahren nach dem Grundsatze der Opposition: Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie. Neu, neu sein! Das ist der Schlachtruf. Wer malte je das Licht so wie wir? Auf, werfen wir uns auf die Darstellung des Lichtes! Wer neues bringt, wird für ein Talent, für ein Genie erklärt. Aber welche Absonderlichkeiten dabei zum Vorschein kommen, davon hat sich die ganze Welt, denn innerhalb der Grenzen der Zivilisation wird es wohl überall hingedrungen sein, durch das Ausstellungsplakat überzeugt. So hat die heutige Kunst etwas vom archaischen Charakter, es ist das Suchen nach einer neuen Form. Porträts in Lebensgröße in einer grünen Sauce — das deutsche Wort Tunke bezeichnets noch schärfer — hat doch noch niemand gemalt. Uhde und Kalkreuth setzen ihre Porträts auf grüne Wiesen mit so hohem Horizont, daß er fast mit dem obern Rande des Bildes zusammenfällt. Und welches Grün! Das ist kein Krautgrün mehr, es ist nur noch Arsenik. Und welch ein Gedanke, das Porträt, vom Sonnenschein geblendet, mit den Augen blinzeln zu lassen! Abgeschmackte Behauptung, daß ein Porträt einen Menschen nicht in einem vorübergehenden Zustande darstellen dürfe! So blinzelt uns denn der von Kalkreuth gemalte kleine Graf zu Eulenburg auf seinem braunen Pony in der grünen Sauce an und verzerrt sein Gesichtchen, daß man ihn sicher nicht wiedererkennen würde, wenn man ihm im Schatten begegnete. Bei dem lebensgroßen Damenporträt wird das Gesicht unnötig durch den Strohhut beschattet und erscheint gegen das helle Stroh um so dunkler, sodaß die

Porträtzüge nicht ordentlich zur Geltung kommen. Dieselben Künstler aber haben eine Breite und Sicherheit des malerischen Vortrages, die an die besten alten Meister gemahnt. Die Technik ist groß. Sie zeugt von der großen Atmosphäre, in der wir leben. So ist denn auch eine Frucht gereift, die man in jeder Beziehung anerkennen muß. Das erste große Historienbild ist da, sichtbar unter dem Einfluß der großen Spanier der vorigen Ausstellung entstanden — das beweist die ganze Auffassung, die gesamte Haltung des Bildes: Die Flagellanten von Karl Marr. Ein junger Künstler, bisher fast unbekannt, tritt plötzlich mit dieser Riesenleinwand auf. Es ist kein bedeutender geschichtlicher Augenblick gegeben, sondern eine von den Geißelprozessionen des Mittelalters, die zur Abwendung von Pest und Not durch die Straßen der Städte zogen. Das Gemälde wirkt trotz stellenweise zu starkem Hervortreten des Einzelgenres historisch und monumental. Möchten ihm andre folgen! Die Historienmalerei gehört dem Realismus an, und trotz alles Naturalismus steckt von dem doch noch eine kräftige Ader in der Gegenwart. Der Idealismus aber ist gänzlich verloren gegangen. Die neue Pinakothek bewahrt von Löfftz ein vortrefflich gemaltes Bild, eine Pietà. Es ist aber nur darum von bedeutender Wirkung, weil der Maler seinen eigentlichen Gegenstand völlig außer Acht gelassen und nur den Leichnam eines am Kreuze gewaltsam gestorbenen Mannes gegeben hat. Nun hat Löfftz das Unglück gehabt, eine Bestellung auf ein Altarbild für den Freisinger Dom zu bekommen. Das hat er geglaubt möglichst ideal halten zu müssen, und so ist denn ein leeres, ja weichlich süßes Riesengemälde entstanden, bei dem die ideale Zeichnung und die naturalistische Farbe in einem höchst mißtönenden Gegensatz stehen. Die andern Bilder religiösen Inhalts sind flau und lassen kalt, mit Ausnahme des ungläubigen Thomas von Gebhardt, sie sind umso uninteressanter, da kein religiöses Gemälde eines Pleinairisten zum Widerspruch reizt, wie auf der vorigen Ausstellung. Eben bei den religiösen Bildern des Vorjahres trat das Mißverhältnis zwischen Vorwurf und Auffassung am grellsten hervor. Es ist aber schon so weit gekommen, daß Titel und Auffassung auch bei andern Bildern nur in losem Zusammenhange stehen, so bei den Gemälden des Belgiers de Haas. Ochsen und Kühe nehmen fast die ganze Fläche ein, und nur in schmalem Hintergrunde wird der „Windstoß" und das „heranziehende Gewitter," nach denen die Bilder benannt sind, angedeutet, das Vieh bekümmert sich nicht darum, sondern frißt ruhig sein Gras. Das sonst vortreffliche Bild des leider zu früh verstorbenen Favretto heißt „Susanna." Die dralle Dirne darauf läßt sich aber die Liebkosungen der beiden Alten, sehr ungleich ihrer Namensvetterin, recht gern gefallen.

Postkutsche und Eisenbahn! Das Reisen war „einst" sehr beschwerlich und teuer. „Jetzt" rollt man leicht und verhältnismäßig billig durch die Länder dahin. Die größere Seßhaftigkeit, die Langsamkeit der Nachrichten-

verbindung nötigte die Menschen früher zu größerer Ruhe; der Künstler konnte seine Ideale langsam ausreifen lassen, und das gehört zum künstlerischen Schaffen. Darum werden heute fast nur noch Skizzen gemalt. Man kommt nicht dazu, seine Studien zu verwerten, zu Kunstwerken zusammenzustellen. Die Einführung der Jahresausstellungen ist ein Unglück für die Kunst, wohl wird dem Künstler dadurch ein Markt geboten zum leichtern Absatz seiner Arbeit, aber das ist eine gefährliche, verlockende Gelegenheit. Immer schneller wird er mit seinen Bildern fertig sein, immer weniger wird er sie durchführen, durchdenken. Schon ist die Komposition vollständig über Bord geworfen, und bloße Studien werden als Bilder gebracht. Darum auch der stetige Rückgang in der Ausübung und Beachtung der Plastik. Diese leidet das Skizzenhafte viel weniger, ein plastisches Kunstwerk muß viel mehr abgewogen werden, sonst fällt selbst dem ungeübten Blick auf, daß hier nichts Fertiges vorliegt. Freilich ist in dieser Ausstellung der Plastik ein Raum geschaffen wie früher nie: ihre Werke sind in einer schönen Gartenanlage aufgestellt. Aber wie wenig schon beachtet sie die Künstlerschaft! Die Prämiirung zeigt deutlich, daß man nur notgedrungen und da ohne viel Besinnen, um die lästige Arbeit so bald als möglich los zu sein, einige Preise gegeben hat. Wie wäre es sonst möglich, daß der „fliegenfangende Teufel" von August Sommer in Rom keinen Preis bekommen hat, ein Werk, das sich den besten der kleinen antiken Bronzen im Museum zu Neapel, die dem Künstler zum Studium (wohlverstanden nicht zur Nachahmung) gedient haben, an die Seite stellen kann, daß desselben Künstlers vortreffliche lebensgroße Brunnenfigur des Sklaven mit dem gestohlenen Weinschlauch auf der vorigen Ausstellung nicht als Brunnenfigur, Wasser speiend eingerichtet war, und auf diese Weise ihr eigentlicher, hübscher Gedanke verloren ging? Der tapfere Künstler, der die Fahne der echten Kunst in Not und Sorge hoch gehalten hat, ist grau geworden, ehe er es zu einer einigermaßen sichern Lebensstellung gebracht hat. Leute mit so hohen Idealen bringen es spät zur Anerkennung, Aufgabe der Künstlerschaft wäre es, ihnen dabei zu helfen. Doch der Wahlspruch ist ja gegenwärtig Formlosigkeit, und der hat tief Wurzel geschlagen. Richard Wagner hat in der Musik die Form fast gänzlich aufgelöst, nachdem sie andre schon durchbrochen hatten, viele Schauspieler, und unter ihnen die talentvollsten, wollen heute keine Verse mehr sprechen. Welch unverantwortliche Gewaltthat ist es, die Verse eines Dichters zu zerreißen und sie wie Prosa vorzutragen! Vollständiges Verkennen der Kunst ist die Forderung von Ibsen, daß ein dramatischer Dichter keine Monologe mehr schreiben dürfe, weil sie in Wirklichkeit nicht vorkämen. Nicht einmal die Behauptung über die Natürlichkeit ist richtig, wie so viele derartige der modernen Künstler und ihrer Nachfolger. Wer hätte nicht schon einmal ein Selbstgespräch gehalten und eine Sache nach allen Seiten in sich überlegt? Der berühmte Monolog des Wallenstein: „Wärs möglich, könnt ich nicht mehr,

wie ich wollte?" ist er nicht ganz natürlich, nur daß der Herzog ihn in Wirklichkeit nicht in Versen und nicht in so geordneten Gedanken sprechen würde? Dafür ist die Kunst eben Kunst und nicht Natur, sie kann und muß sich noch ganz andre Dinge erlauben. Der Künstler soll ein Priester sein, aber wehe! er ist weit davon entfernt. Wie könnte Ibsen, wenn er von der Höhe seines Berufes durchdrungen wäre, mit so ungeordneten und unklaren Ideen vor das Publikum treten? Eine gewisse äußere Wahrheit nimmt für sie ein. Der Durchschnittstheaterbesucher und einzelne fähige aber unzufriedne Köpfe merken nicht, daß er die bestehenden Zustände als Karikaturen zeichnet, das wäre am Platze in Lustspielen, die dem Zuschauer gewisse Untugenden im Extrem vorführen und ihn dadurch zur Vermeidung anregen wollen, Ibsen aber läßt seine Helden ganz ernsthaft dagegen kämpfen. So steht er in dieser Beziehung nicht viel über dem Verfasser des berüchtigten Buches: „Konventionelle Lügen der Kulturmenschheit."

Ein Zweig der bildenden Kunst kann niemals ganz auf Abwege geraten, es ist die Bildniskunst. Ihre Ziele liegen zu klar vorgesteckt. Sie muß sich immer an die vorhandne Persönlichkeit halten, deshalb kann sie nicht leicht zu verschwommen idealistisch werden. Anderseits wird sie nicht leicht ganz außer Acht lassen, Kunstwerke zu geben, weil das Erfordernis, mehr als Photographie zu sein, zu klar vor Augen liegt. Freilich kann sie die dargestellten Personen leicht zu äußerlich fassen, und das ist der Fehler der meisten Bildnisse auf der Ausstellung.

Wie verhält sich das Publikum zu der herrschenden Kunstrichtung? Einen würdig aussehenden ältern Herrn hörte ich vor dem Bilde von Exter, das ein blau gekleidetes Mädchen auf dem grünen Grase eines Friedhofes sitzend plein air darstellt, spöttisch ausrufen: „Ah, das ist nicht prämiirt?" Dieselbe Ansicht zeigt sich beim Ankauf der Bilder. Sehr, sehr wenige plein air-Bilder sind angekauft, und auch da nur solche kleinen Formats, die man noch eher ertragen kann. Der Geschmack der Käufer wendet sich durchaus den Künstlern zu, die in der alten Weise fortarbeiten. Den Käufer reizt noch immer der Inhalt des Bildes, er will nicht eine große Leinwand haben, die nur für den einen Sinn, das Auge, berechnet ist; außerdem stört ihn der helle Fleck auf der Wand seines Zimmers. Diese Abneigung gegen plein air ist so stark, daß er mit geringern Talenten vorlieb nimmt, denn das ist wahr, die bedeutendern von den Jüngern haben die Pleinairisten auf ihrer Seite. Sie haben die führende Richtung und die andern, an Zahl ihnen überlegen, laufen als zweite Qualität nebenher. Daß etwas Jugendliches und Kräftiges in der Richtung liegt, haben wir betont, und auch das zeugt dafür, ja man könnte es einen Heldenmut nennen, daß sie sich so wenig um die Verkäuflichkeit ihrer Bilder kümmern, es ist eine Begeisterung, die einer bessern Sache würdig

wäre. Dadurch beherrschen sie das Feld in München (immer nur von den Jüngern gesprochen) auch so vollkommen, daß niemand gegen sie aufkommen kann. Die ältern, anerkannten Meister freilich wandeln beharrlich ihre Bahn. Auch die andern deutschen Kunststätten bleiben in ihren frühern Gleisen, am meisten wohl Düsseldorf. Einer der bedeutendsten altberühmten Künstler Düsseldorfs, Eduard von Gebhardt, hat das einzige wahrhaft religiöse Bild geschickt; dieser Heiland mit seinen Aposteln ist so wahr und echt, wie sie nur ein tiefgläubiges Gemüt empfinden und ein in wirklichen Kunstformen schaffender Pinsel darstellen kann. Wie sehr die Münchner Künstler den Geschmack des Publikums kennen, zeigt, daß sie zur Lotterie nur Bilder der ältern Richtung angekauft haben. Dafür haben sie sich bei der Prämiirung schadlos gehalten. Wie sehr werden sie in Gesprächen unter sich den Geschmack des Publikums verachten! Jeder tiefer denkende wird ihnen darin gewiß beistimmen, daß die große Mehrheit in höhern Dingen sehr selten Recht hat, aber ein Körnchen Wahrheit wird auch in dieser Ansicht stets sein, ja es kommt vor, daß dieses Körnchen den einzig lebensfähigen Keim der Wahrheit enthält, die Aufgabe der begabten Minderheit wäre es, ihn auszubilden. Ein solcher Fall liegt hier vor.

Lernt nicht mehr bei den Franzosen, lernt zunächst an der Natur, daß sie Unrecht haben, denn die Natur ist sehr selten plein air. Ihr habt Recht, die Franzosen sind bedeutende Künstler, sie haben eine bewundernswerte Technik, außerdem haben sie den Vorzug der Ursprünglichkeit vor euch voraus, sie haben diese Art der Malerei erfunden, sie begegnen keinem nennenswerten Widerspruch in ihrem Lande, darum ist es ihnen gelungen, sie so einheitlich auszubilden, als ein so geschlossenes Ganzes hinzustellen, und deshalb wirkt sie bei ihnen so groß. Ihr aber werdet doch nur Nachahmer bleiben, man wird euch das Nachgeahmte immer anfühlen. Seht die vlämischen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts! Sie verließen die ihnen angestammte Weise zu malen und wandten sich Italien zu, suchten so genau wie möglich in die Fußstapfen der großen Italiener zu treten. Das Abgeleitete ihrer Kunst fühlt man auf den ersten Blick, kein einziger von ihnen hat etwas bleibendes geschaffen. Die Jakobskirche in Antwerpen ist voll von ihren Werken, in einer Seitenkapelle hängt ein kleiner Madonnenkopf von Guido Reni. In Italien stellt man diesen Künstler nicht allzu hoch, dort aber wirkt das Köpfchen wahrhaft erlösend, es ist etwas unmittelbares gegenüber dem nachgeahmten. Lernt von den modernen Italienern bei der nationalen Richtung bleiben! Brancaccio malt durchaus nicht plein air und giebt gerade deshalb das Sonnenlicht viel besser wieder als ihr und eure französischen Muster. Die Italiener haben das Prinzip der Farbe, das einzig malerische, nicht aufgegeben. Wohl zeigen auch sie den Einfluß der Franzosen in vielen Dingen, die sich nicht verteidigen lassen, aber der Hauptsache nach sind sie unberührt geblieben. Sie überziehen

die Farben ihrer Bilder nicht mit einem weißlichen Schleier wie Lipps auf seinen Darstellungen aus Verona, darum ist ihr Licht und ihre Farbe wahr, eures nicht. Zerreißt diesen Schleier, d. h. nehmt euch die plein air-Brille ab, und ihr werdet erkennen, wie sehr ihr in Manier befangen wart. Vor allem aber erinnert euch, daß die Kunst nicht bloße Nachahmung der Natur ist, daß der Künstler die Natur in sich aufnehmen und von seinem Wesen durchdrungen wieder aus sich heraus gebären muß, daß das Kunstwerk vervollkommnete Natur ist.



Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

7

Jesper hatte also sein beharrlich erstrebtes Ziel erreicht: er war Marthas Verlobter geworden. Aber er war es noch nicht lange, als er auch schon bemerkte, daß er dadurch eigentlich nicht viel weiter gekommen war. Natürlich wurden ihm gewisse Freiheiten zugestanden, die Verlobte einander niemals gut verweigern können, aber immer betrachtete sie ihn mit derselben kühlen Ruhe, derselben unbeweglichen Gleichgiltigkeit, als wäre er eine fremde Person, die sie im übrigen nichts weiter anginge. Wenn er im Zimmer zwischen den andern saß, so blickte sie über seinen Kopf hinweg, als wäre er gar nicht da. Er mochte kommen oder gehen, so schien das keinen Gedanken in ihrem Kopfe zu verändern.

Oft fragte er sich selber, ob vielleicht etwas dahintersteckte, ob ihm vielleicht ein andrer den Rang streitig mache. Mißtrauisch beobachtete er jeden ihrer Schritte. Er überraschte sie zu jeder Tageszeit, und dann konnte er dasitzen und ihr in die Augen starren, als wollte er ihr mit aller Gewalt ein Geheimnis entreißen. Er fühlte, daß er den, der sie ihm etwa abspenstig machen würde, kalten Blutes umbringen könnte. Und selbst wenn er nichts Verdächtiges vorfand, konnte ihn bei dem bloßen Anblick ihrer Ruhe eine so

rasende Eifersucht, ein so bitterer Haß überkommen, daß er ihm mehr als einmal und auf verschiedne Weise in Worten und Handlungen Ausdruck gab.

Im Dorfe erzählte man sich, daß der Förster sich über seine plötzliche Nachlässigkeit und sein zügelloses Wesen beklagt habe; das hätte so überhand genommen, daß der Förster mit dem Gedanken umginge, ihn zu entlassen. Jesper sollte sich oft tagelang herumtreiben, ohne sich bei der Arbeit sehen zu lassen; und wirklich traf man ihn jetzt öfter als je im Dorfkruge, wo er die Anwesenden mit bösem, herausforderndem Lächeln anstarrte. Und wenn er hier niemand traf, mit dem er Händel anfangen konnte, so taumelte er durch die Straßen, verfolgt von einem Schwarm lärmender Kinder, und landete dann schließlich regelmäßig draußen im Fährkruge.

Aber jedesmal, wenn er sich in einem solchen Zustande blicken ließ, verließ Martha das Zimmer und verschloß sich in ihrer Kammer. Dann wurde er wie rasend, stellte sich vor die Thür, schlug gegen die Thür und überhäufte seine Braut mit den rohesten Schimpfworten und Flüchen, bis es der Mutter endlich gelang, ihn zu entfernen. Wenn er dann wieder nüchtern geworden war, bereute er, was er gethan hatte. Aber Martha begegnete seinem beschämten, verlegnen Blick mit einer so eisigen Kälte, einer so gleichgiltigen Verächtlichkeit, daß ihm das Blut wieder in die Wangen schoß. Einmal hatte er sogar Hand an sie legen wollen, sodaß Lars Einauge und die andern dazwischen treten mußten.

So verging ein Sommer und ein Winter, und Martha war siebzehn Jahre alt geworden.

Da meinte Jesper, daß es Zeit sei, dem Spiel ein Ende zu machen. Entweder war sie seine Braut, oder er mußte sich nach einer andern umsehen. Er hatte auch selber ein Gefühl, daß er, wenn dies noch lange so fortginge, zu Grunde gehen würde unter dem spöttischen Lachen und den heimlichen Anspielungen, von denen er sich überall umgeben glaubte. Eines Tages hatte ihn einer der Holzarbeiter gerade heraus gefragt, ob er seine Braut schon einmal geküßt habe. Der Scherz hatte dem Burschen eine blutige Nase und einen zerbrochnen kleinen Finger eingetragen; aber bei derselben Gelegenheit beschloß Jesper, einen entscheidenden Schritt zu thun.

Er hatte zufällig gehört, daß der Besitzer des „Mühlenhauses" dies zu verkaufen beabsichtige; und da er gelegentlich einmal erfahren hatte — wodurch, wußte er selber nicht —, daß Martha stets eine besondre Vorliebe für den Ort gezeigt hatte, so beschloß er, sich sein mütterliches Erbe auszahlen zu lassen und das Haus zu kaufen. Dann wollte er zum Förster gehen und um vierzehn Tage Urlaub bitten, um das Haus in Stand zu setzen. Und wenn dies geschehen wäre, wollte er zu Martha sagen: Jetzt kannst du sehen, was ich zu bieten habe, nun verlange ich aber auch eine bestimmte Antwort. Wenn sie nur erst zusammen wären, dachte er im Stillen, so würde sie sich schon ändern, und alles könnte noch einmal gut werden.

Die einzige, der er sich anvertraute, war Marthas Mutter, Krug-Ellen, wie sie noch genannt wurde. Aber mit der ging es offenbar stark bergab. Sie hörte seinen Auseinandersetzungen mit unruhigem, verstörtem Blicke zu, der Jesper zu der Überzeugung brachte, daß sie betrunken sei. Und als er fort war, erhob sie sich mit ungewöhnlicher Hast, sah mehrmals aus dem Fenster und spähte ängstlich nach allen Seiten.

Der Grund dazu war folgender. Eines Tages, als sie im Torfschauer stand, sah sie plötzlich Martha eiligen Schrittes mit glühenden Wangen aus dem Walde kommen und sich oft und verstohlen umsehen, als erwartete sie, daß ihr jemand folge. Dies hatte Ellens Verdacht erregt. Am folgenden Tagen beobachtete sie die Tochter aufmerksam, und sie glaubte wirklich, etwas Zerstreutes, Unruhiges an ihr zu spüren. Jeder Schritt auf ihrem Wege schien sie zu beunruhigen, wenn sie aber in Gedanken versunken war, umspielte ihren Mund ein eigentümliches Lächeln, ihre Wangen bekamen Farbe, und in ihren Augen lag ein Glanz, den Ellen voller Schrecken zu kennen glaubte. Auch hatte sie mit auffallendem Eifer angefangen, Reisig und Tannenäpfel im Walde zu suchen, ging aber stets mit glattgekämmtem Haar und in Strümpfen hinaus.

Eines Tages endlich fand die Mutter ein buntseidenes Taschentuch in ihrem Schubfach, und als sie sie vorsichtig fragte, woher sie das habe, antwortete sie nicht, sondern verließ trällernd das Zimmer.

Eine entsetzliche Angst überkam Ellen. Die Sorge um das Schicksal dieses Kindes, das einzige, menschliche Gefühl, das ihr noch geblieben war, erwachte verstärkt in ihrer Brust. Eine schwache Erinnerung an den furchtbaren Jammer ihrer eignen Jugend zog gespensterhaft durch ihre halb erloschene Seele, und sie erbebte vor Schreck. Was ist nur geschehen? war die Frage, die sie sich wieder und wieder stellte. Sie suchte sich durch Blicke und Mienen Aufklärung zu verschaffen, sie bewachte, soweit sie es vermochte, jeden Schritt Marthas; ja mitten in der Nacht konnte sie sich vom Bett erheben und hinausschleichen, um an ihrer Kammerthür zu lauschen.

Aber drinnen war alles still. Und wenn sie vorsichtig die Thür öffnete, so fand sie das Kind in ungestörtem, tiefem Schlafe, mit einem ruhigen Lächeln um den Mund, als umschwebten sie selige Träume.

8

Einige Tage nach Jespers Besuch bei der Krug-Ellen stand Martha vor einem kleinen Spiegel, der am Fensterpfosten in der Gaststube hing, und flocht ihr langes Haar. Sie war im Hemd und nur mit einem roten Unterrock bekleidet. Ihr Hals und ihre Arme waren bloß. Wenn ihr seliger Vater sie in diesem Augenblicke hätte sehen können, würde er sich gefreut haben, wie sie heranreifte.

Es war helles Johanniswetter, und die Sonne stand schon hoch am Himmel; ihre breiten Strahlen tanzten über den Fußboden, und Martha zog sich, um nicht gesehen zu werden, jedesmal zurück, wenn sie Schritte oder Wagengerassel auf der Brücke vernahm.

Aber sie wurde oft gestört, denn an diesem Tage wurde großer Jahrmarkt in dem Thal zwischen den Hügeln hinter dem Walde abgehalten, und ein Wagen nach dem andern mit geputzten Leuten aus allen Dörfern des ganzen Küstenstriches rollte vorüber. Wenn der Wind herüberstand, vernahm man auch hin und wieder einzelne Klänge von Musik.

In dem Nebenzimmer, zu dem die Thür nur angelehnt stand, kramte die Mutter umher. Mit dieser ging offenbar etwas ganz Ungewöhnliches vor. Fortwährend ließ sich ein wirres Lärmen und Rasseln vernehmen. Bald ließ sie eine Schere, bald eine ganze Schublade zu Boden fallen, und ihr halblautes Selbstgespräch wurde jeden Augenblick durch ein angestrengtes Stöhnen und Pusten unterbrochen, als wäre sie im Begriff, in ihrem eignen Fett zu ersticken.

Nach vielen sorgfältigen Erwägungen hatte nämlich der Klub beschlossen, wo möglich noch auf seine alten Tage aus dem Jahrmarkt Kapital zu schlagen. Eigentlich war es der alte Violinspieler Franz, der mit seiner jahrelangen Erfahrung sie mit der Aussicht auf einen glänzenden Verdienst dazu bewogen hatte. Nachdem sie aber die Sache einen ganzen Monat lang Abend für Abend genau und nach allen Seiten hin erwogen hatten, waren sie endlich zu dem Entschluß gekommen, ihr Glück zu versuchen, und hatten die Rollen folgendermaßen unter sich verteilt. Die des Violinspielers war von vornherein gegeben. Lars Einauge und Anders Kaagmand dagegen sollten gemeinsam eine Damenschaukel übernehmen, Zacharias und Martin ein kleines Bierzelt, während dem schwermütigen Steinhauer Sören, auf dessen Verstand man sich nicht ganz verlassen konnte, eine Kiste mit Zigarren zum Verkauf überlassen wurde. Ellen hatte man mit großer Mühe überredet, einen Verkauf von Kaneelstangen und Weizenbrot einzurichten, und jetzt war sie schon seit drei Stunden damit beschäftigt, die letzte Hand an ihre Vorbereitungen zu legen.

Endlich trat sie aus dem Zimmer. Sie war sehr geputzt. Ein alter viel zu kleiner Hut mit dunkelroten Wollblumen und lavendelblauem Band saß schief auf dem graumelirten Haar; einen dünnen, geblümten Schawl hatte sie mit der verkehrten Seite nach außen umgebunden. Eine große Stahlnadel war unter dem Kinn eingeklemmt, und die unförmlichen Füße waren in hellgraue Zeugstiefel geschnürt.

Auf der Schwelle blieb sie eine Weile stehen und sah mit leerem, verzagtem Blick um sich. Als sie jedoch Martha gewahrte, trat sie, indem sie sich mit der Hand auf das Fensterbrett stützte, einen Schritt ins Zimmer und betrachtete sie aufmerksam. Es war, als arbeitete sich in diesem kranken Hirn langsam ein Gedanke durch, während sie die Tochter so dastehen

sah mit glühenden Wangen und mit unruhigem Eifer ihr Haar flechtend. Es kam auch allmählich ein Ausdruck von wirklicher Angst in ihr Gesicht und ein schwaches Leben in ihre Augen, während sie Martha unverwandt anstarrte.

Willst du nicht mit zum Fest? fragte sie endlich.

Beim Klang ihrer Stimme wandte Martha sich um und betrachtete sie mit halb erstauntem, halb gleichgiltigem Blick.

Nein, antwortete sie kurz und drehte sich wieder nach dem Spiegel um.

Darauf wurde es eine Weile still. Ellen trat abermals einige Schritte vor und legte die Hand auf einen Stuhlrücken, ihr Auge aber hing unbeweglich an dem des Kindes.

Vielleicht kommt Jesper und holt dich? fragte sie darauf, und ihre Stimme zitterte leise.

Ha ha ha! Jesper! Das wollt' ich meinen! Nein, die Umstände macht er sich wohl nicht! Es sind übrigens, glaube ich, acht Tage her, seit wir ihn zuletzt gesehen haben, also ist er wohl auf Reisen gegangen. Wenn er sich nur allein zurechtfindet, der Arme! War es nicht Sören, der ihn neulich in einem Graben getroffen hat? Am Ende liegt er noch dort!

Ellen setzte sich schwerfällig auf einen Stuhl. Das — das ist nicht wahr! stammelte sie eifrig. Sören ist ein Esel, der nicht weiß, was er sieht. Du solltest nicht so über Jesper reden, Martha. Er ist doch dein Bräutigam. Vielleicht macht er sich auch mehr aus dir, als du denkst. Und wenn er in den letzten Tagen nicht hier gewesen ist, so kann das ganz andre Gründe haben, als du glaubst. Ich sage nur, daß du wohl auf andre Gedanken kommen wirst, wenn du einsiehst, wie viel besser er ist, als du meinst. Und darum, Martha, solltest du auch nicht —

Martha wandte sich jetzt völlig um und blickte die Mutter mit wachsendem Staunen an. Dies war die längste Rede, die sie seit vielen Jahren aus ihrem Munde vernommen hatte.

Nun, sagte sie endlich, du läßt es dir ja auf einmal ordentlich sauer werden, ihn herauszustreichen. Hast du neulich nicht selbst gesehen, daß er mir mit geballter Faust drohte, oder daß er die Fensterscheibe zu meiner Kammer einschlug? Wenn das seine Liebe zu mir ist, dann will ich am liebsten nichts davon wissen.

Du weißt es recht gut, Martha, daß du ihn selber so wütend machst. Wenn du nur wolltest —

Unsinn! wenn er mich nur in Ruhe lassen wollte, würde ich ihm auch keinen Schaden thun. Ich habe ihn nicht gebeten, mich zu nehmen, und wenn er meiner überdrüssig ist, so kann er mich ja laufen lassen!

Sie schlenderte heftig die fertige Flechte über die Schulter, wie um das Gespräch zum Abschluß zu bringen.

Aber nun erhob sich die Mutter langsam und mit ungewöhnlicher Sicherheit von ihrem Stuhl und trat dicht vor sie hin. Mit raschem Griff umfaßte sie ihre Hand, sodaß sie zitterte und blickte ihr fest in die Augen.

Wem bist du neulich im Walde begegnet?

Martha erbleichte. Sie wollte sich losreißen. Das geht niemand etwas an — Laß mich los!

Aber die Mutter gab nicht nach.

Martha! Nimm dich in Acht! Nimm dich in Acht! Ich rate es dir! Hast du dir ein Unglück angethan? Was in aller Welt hast du vor?

Laß meine Hand los! rief sie. Laß meine Hand los! Oder, bei Gott! ich schlage dich ins Gesicht!

Entsetzt über die plötzliche Leidenschaft im Blick der Tochter taumelte Ellen zurück. Abwehrend hielt sie die Hand vor sich hin wie in einem letzten, verzweifelten Flehen. Als aber Martha hinauslief und die Thür laut hinter sich zuschlug, sank sie schwer und stöhnend auf einen Stuhl.

Hier saß sie noch, als der Weber Zacharias und der alte Violinspieler — beide in bester Stimmung und festlichen Gewändern — kamen, um sie abzuholen. Erst weigerte sie sich aufs bestimmteste, mitzugehen, ja sie wollte sich nicht einmal vom Stuhl erheben, obwohl die beiden Alten sie unter den Arm faßten; auch redete sie so merkwürdiges, verwirrtes Zeug, daß die beiden ganz besorgt über ihren Verstand wurden. Und als sie endlich mit ihnen von dannen wankte, indem sie sich schwer auf den Regenschirm stützte und das zierlich gefaltete Taschentuch krampfhaft vor den Leib hielt, flüsterten die beiden Freunde hinter ihrem Rücken einander mit bedenklicher Miene zu, daß der — dabei sahen sie sich verständnisvoll an — im Grunde sehr früh am Tage genommen sei.

Martha blickte vorsichtig durch die Thür, und als sie sah, daß sie allein war, ging sie durch die Stuben und schloß sorgfältig die hintere Küchenthür und ein Fenster im Schlafzimmer der Mutter, dann kleidete sie sich schnell an.

Aus der Schublade der großen Kommode nahm sie ein helles, frischgeplättetes Sommerkleid, reine Wäsche, Strümpfe, ein Sammetband mit einer Bernsteinperle und ein paar andre Kleinigkeiten und trug alles auf den Stuhl neben dem Spiegel. Ihr Antlitz war noch finster. Aber bald nahm das Umkleiden sie darart in Anspruch, daß sie die Mutter wie ihre eigne Erregung vergaß. Ein eigenartiger, fast schwärmerischer Glanz leuchtete wieder aus ihren Augen. Und ohne es selber zu wissen, summte sie hin und wieder ein Lied vor sich hin, während sie ihr Haar im Nacken aufsteckte, die Strumpfbänder befestigte und die Schuhe zuschnürte. Mit besondrer Sorgfalt strich sie die schweren, krausen Stirnlocken über die Schläfen und hinter das Ohr. Hier versuchte sie auch eine Rosenknospe anzubringen, aber sie warf sie wieder weg.

Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie in der Schublade zwischen dem andern Zeug ein Paar Ohrringe gesehen hatte, ein Paar kleine silberne Knöpfe. Sie holte sie schnell hervor und probirte sie an, indem sie einen Schritt vom Spiegel zurücktrat; dann nickte sie zufrieden.

Plötzlich errötete sie. Sie entsann sich, daß es ein Lied ihres Vaters war, das sie eben vor sich hingesummt hatte, vielleicht hatte er es in eben diesem Zimmer gesungen, vielleicht während die Mutter — Ohne eigentlich zu wissen, weshalb, schauderte sie leicht bei dem Gedanken, daß ihr die Melodie gerade jetzt auf die Zunge gekommen war. Aber nach einer Weile, als sie ihr Kleid angezogen hatte, sang sie wieder mit leiser Stimme, während sie sich vor dem Spiegel umdrehte und an ihrem Rücken hinabsah.

Endlich war sie fertig. Sie trug die Waschkumme hinaus und räumte im Zimmer auf. Aber plötzlich stand sie mitten in der Stube still und preßte ihre Hände vors Gesicht, wie um sich zu sammeln.

Ja, was war denn eigentlich geschehen? Nun, wenig genug. Als sie neulich im Walde war, hörte sie plötzlich eine Stimme in ihrer Nähe laut singen. Hastig verbarg sie sich unter einem Busch, aber gleich darauf ward ein Zweig zur Seite gebogen, und ein junger, blonder Mann mit einer Studentenmütze stand neben ihr. Sie sprang auf und wollte fortlaufen; aber er sah so gut und rechtschaffen aus und bat sie so eindringlich, sich nicht zu fürchten, daß sie blieb. Sie gingen mit einander bis an den Rand des Waldes, wo er ihr freundlich die Hand zum Abschied reichte, ja sogar seine Mütze abnahm, sodaß sie ganz verschämt eine Blume fallen ließ, die sie zwischen den Lippen hielt. Zwei Tage später, als sie, ohne an etwas zu denken, über die Wiese ging, war er wieder neben ihr. Sie hätte beinahe vor Schrecken geschrieen. Diesmal endete ihre Begegnung damit, daß sie zusammen Wasserrosen am Ufer des Flusses pflückten; und weil sie keine Schürze umhatte, in der sie die Blumen hätte nach Hause tragen können, gab er ihr ein seidnes Taschentuch und bat sie, es zur Erinnerung an ihn zu behalten. Aber schon am nächsten Tage sah sie ihn auf dem Wege vorübergehen. Und jedesmal, wenn sie von nun an den Wald betrat, traf es sich wunderbar, daß sie einander stets auf irgend eine Weise begegneten. Dann gingen sie regelmäßig ein Stück Weges zusammen, zuweilen saßen sie auch im Grase oder pflückten Erdbeeren; am Waldessaum aber gab er ihr regelmäßig die Hand und lüftete höflich die Mütze. Das war alles, was geschehen war.

Und nun hatte er gesagt, daß er heute kommen würde — vielleicht um Abschied zu nehmen.

Sie setzte sich auf die Bank und nahm ihr Nähzeug zur Hand. Aber sie warf es gleich wieder hin und stützte den Kopf in die Hände. So saß sie lange unbeweglich da. Rings um sie her war es still geworden.

Plötzlich erhob sie sich und begann in heftiger Erregung im Zimmer auf und ab zu gehen. Sollte er etwa gar nicht kommen? War er vielleicht schon abgereist? Als sie endlich seinen Schritt auf der Diele vernahm, blieb sie stehen und hielt die Hand vor die Augen; ein leichter Schwindel überfiel sie.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch ein Wort für die Sprachreinigung. Sehr richtig sagt der Aufsatz in Nr. 40 der Grenzboten, daß es sich bei den Bestrebungen des Sprachvereins nur um die Ausmerzung der unnötigen fremden Sprachbrocken handele. Das ist der Kern der ganzen Bewegung, der von der Mehrzahl der Menschen und, was das schlimmste ist, von denen, die am erfolgreichsten dafür eintreten und wirken könnten, entweder nicht verstanden oder, wenn dies der Fall ist, nicht gewürdigt wird. Die Leiter und Schreiber der Tageblätter sind gemeint, die sich den in dem betreffenden Artikel der Grenzboten bezeichneten, denen, die gar nicht wissen, daß sie ein Fremdwort gebrauchen, würdig an die Seite stellen, Tag für Tag den urteils- und verstandeslosen Leuten die Wörter, die sie meiden sollen, vor Augen führen, und sie so in ihrer Gedankenlosigkeit und Thorheit unterstützen, statt das Gegenteil anzustreben mit unermüdlicher Festigkeit. Doch da heißt es stets: „Das geht nicht so schnell, was sich so eingelebt hat, kann nur nach und nach wieder schwinden," und was dergleichen Reden mehr sind, um die eigne Bequemlichkeit und Gedankenarmut zu bemänteln. Ist es denn aber wirklich eine Unerreichbarkeit für den Besitzer einer Zeitung, es den Berichterstattern zur Pflicht zu machen, ihre Aufsätze von französischen Brocken zu säubern? Erfordert es denn so gar viel Geistesarbeit und Zeit, sich in dem Augenblick, wo das fremde Wort geschrieben werden soll, zu sagen: du hast ja dafür ein gutes deutsches! Und wäre es schließlich denn etwas so Undurchführbares, wenn die Blätter an ihrer Spitze die Einsender ermunterten, in ihren Anzeigen deutsch zu reden, endlich den Chiffres und Détails, den Etagen und Parterres u. s. w. den Laufpaß zu geben? Unbegreiflich ist es, wie Kritiker z. B., unberührt von allen Ermahnungen und trotz ihrer eignen Zustimmungen zu den Zielen der Reinigungsbewegung, sich von ihren Premièren und Tournées u. s. w. nicht losmachen können; eitel, wie ein junges Mädchen sich hundertmal mit dem neuen Hut im Spiegel besieht, gefallen sich die Herren in dem widerwärtigsten Prahlen mit völlig unnötigen französischen Bezeichnungen, und oft hört man den Aufsätzen förmlich das Wohlbehagen an, womit der Verfasser in den fremden Ausdrücken schwelgt. Nur sehr wenige Zeitungen und, was besonders beklagenswert ist, nur sehr wenige deutsche Schriftsteller, die doch so unendlich viel hier vermögen, fassen die Sache unsrer Muttersprache mit dem Ernst und der Würde auf, die sie beansprucht; denn abgesehen von der Gedankenträgheit, der die Unmaße

französischer Sprachfetzen ihren fortgesetzten Gebrauch verdankt, hat dieser Gebrauch auch noch eine tiefbeschämende Seite, da der Deutsche so ganz und gar vergißt, daß er mit den Sprachstücken einer Nation prahlt, die in ihrer Mehrzahl nichts als Begeiserung, Drohung und Hohn für ihn hat. Liest man eine Erzählung, deren erster Teil in bürgerlichen Verhältnissen vor sich geht, so genügen: Gemach, Lehnstuhl, Mittagsmahl, Halsband u. s. w. vollauf zum Verständnis. Das hört aber sofort auf, wenn sich das Bild im zweiten Teil etwa in ein Grafenschloß verwandelt; wo bleibt da unsre liebe Muttersprache! Sie genügt nicht mehr, und boudoir, fauteuil, diner, collier u. s. w. treten an die Stelle der guten deutschen, so verständlichen Benennungen. Und warum? Nun, weil, wie der Deutsche meint und klar kundgiebt, jene feiner sind! Und so zu denken, zu sagen: die eigne Sprache ist zu plump, zu unfein, dessen schämt sich der Deutsche nicht! Nicht die flüchtige Anwendung eines Fremdwortes, oder der Gebrauch eines solchen da, wo eben nur die fremde Bezeichnung Sinn und Bedeutung des Gegenstandes klar und kurz deckt, das alles nicht, aber dieser angedeutete Wahn — das ist das Beschämende und Unwürdige an der ganzen Sache. Viel, sehr viel könnte hier ernster Wille im Bunde mit Druckerschwärze wirken, aber auch in der Familie, von Vater und Mutter könnte und müßte viel mehr zur Abstellung des Unfugs geschehen. In der Familie des Schreibers dieser Zeilen wird unter milder, aber ernster Beobachtung von seiten der Eltern kein unnötiges Fremdwort gesprochen oder geschrieben, und es geht, geht zur Freude aller Beteiligten ganz prächtig, und die Kinder, die nun in der Schule auf ihre Mitschüler nach Kräften einwirken, sind überglücklich bei den Früchten ihrer Lehren, nutzbringend und unterhaltend zugleich verbringen wir in dieser Absicht manche traute Abendstunde. Ist es denn aber auch nicht beschämend, zu denken, daß die ersten Worte, die die Mutter dem Kinde schon in der Wiege einhaucht, fremde, zum größten Teil französische sind, oder doch in ihrer Ungestalt sein sollen: „Sag' adjee", sagt die Mutter zu dem kleinen strampelnden Würmchen schon, das kaum lallen kann! Geschieht eine solche Aufforderung in Bezug auf mich, so stehe ich gar nicht an, in Gegenwart der Herren Eltern höflich zu sagen: Nein, mein Kindchen, mußt nicht adjee sagen, das ist ja Unsinn, mußt „Lebwohl" oder „Mit Gott" oder „Gott befohlen" sagen! Ein kleiner Denkzettel, der schon oft genützt hat und für ähnliche Fälle allen empfohlen sei, denen es Ernst ist um die Beseitigung des Narrenkleides unsrer Sprache. Nicht Eitelkeit lenkt des Schreibers Feder, wenn er wünscht, eine Familie, in der das leere und elende: „Na, adjee", die ganze Herzlichkeit des Abschiedes ausmacht, könnte einmal Zeuge sein, wenn unsre Kinder sich verabschieden, könnte hören, wenn das 11jährige Töchterchen zur Mutter ungeheuchelt und in trauter Kindlichkeit: „Behüt' dich Gott, liebe Mutter" sagt, und der 9jährige Junge sein: „Leb' schön wohl, Vater" uns zuruft, — ich glaube, die Leute mit ihrem nichtssagenden, häßlichen Adjee (oder Hadjee!) würden erst einen Begriff von der Bedeutung eines Grußes, eines oft so schwer wiegenden Abschiedsgrußes bekommen. Wäre das erst einmal erreicht, wäre die offenbare Wertlosigkeit der unnötigen Fremdwörter bei solchen Anlässen zum Bewußtsein gelangt, nun, dann wäre zu hoffen, daß sich der Deutsche bald all der Thorheiten wie: à Stück Mark 2, per Dutzend Mark 20; oder wie einst in einem Dresdener Blatt zu lesen war: per Stück à Mark 1,60, und all der „wiesawie", „redur", „loschiren" u. s. w. recht von Herzen schämte!

Dresden E P

Litteratur

Über das Leben. Von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Übersetzung von Sophie Behr. Leipzig, Duncker & Humblot, 1889

„Von uralten Zeiten her sind uns Betrachtungen über die Entstehung des Lebens bekannt, ob dieses einen unmateriellen Ursprung habe oder aus verschiednen Zusammensetzungen der Materie entspringe. Und diese Betrachtungen dauern bis heute fort, sodaß kein Ende derselben abzusehen ist, namentlich aus dem Grunde, weil der Zweck aller Betrachtungen aus den Augen gelassen worden ist, und man das Leben ohne Beziehung zu seinem Zwecke erforscht; und unter dem Worte „Leben" versteht man nicht mehr das Leben selbst, sondern das, woraus es entsteht, oder das was ihm eigen zu sein pflegt." Das dürfte man als den Text herausschälen, über den sich die Predigten dieses Buches verbreiten. Aber es ist doch kein gewöhnliches Erbauungsbuch. Die seltsame Voraussetzungslosigkeit, das ungelenke Selbstvertrauen in der Behandlung der höchsten Probleme, gerade das ist es, was an ihm fesselt und rührt. Das „Testament Johannis" ist oft genug aufgegriffen worden. Wem fiele nicht Lessings herrliches Gespräch ein! Aber der Verfasser glaubt, daß er es zum erstenmal aufschlage, um damit die Leiden unsrer Zeit zu heilen. Und das ist das eigentliche Geheimnis des litterarischen Erfolges. Was aber noch schwerer wiegt, der Verfasser glaubt überdies an seinen Glauben; nicht aus Profession, nicht aus Parteirücksichten, sondern aus schlichter, ehrlicher Gläubigkeit. Und das ist wichtiger als der litterarische Erfolg, das ist ein geschichtliches Phänomen. In diesem Sinne lese man das Buch und lasse das auf sich wirken, was darin als „Leben" in seinem Kerne hingestellt worden ist. Das läßt sich begrifflich schwer fassen, und der Verfasser ist weit entfernt, in diesem Betracht seine Ankündigung zu erfüllen. Aber es ist viel besser so, es ist wiederum sein Vorzug. Philosophaster und Reformer haben wir genug, sie sind so weise und immer „ganz neu" in ihren Ansichten. Dieser hier bewegt sich, ein ungelehrtes, unbeholfenes Kind, unter „Pharisäern und Schriftgelehrten," und was er vorbringt, ist gar nicht neu. Und doch klingt es so neu, während jene „Neuheiten" nachgerade so trivial und abgestanden klingen. Denn in dieser Welt des Hasses giebt es zu allen Zeiten nur eine neue Lehre, die Lehre von der Menschenliebe und von jener andern Liebe, die nach einem ebenfalls gar nicht neuem Worte „stärker ist denn der Tod."

Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffes seit Kant. Von Arthur Seidl. Leipzig, Friedrich, 1889

Es ist ganz gut, daß man anfängt, statt der sich schwerfällig dahinwälzenden ästhetischen Kompendien handliche methodische Zusammenstellungen des Schicksals der ästhetischen Begriffe und Ausdrücke anzufertigen. Es wäre nicht bloß in dieser Wissenschaft wünschenswert. Die vorliegende fleißige Schrift wäre noch nutzbringender, wenn sie kürzer wäre und sich mehr auf ihr Thema beschränkte. Der Verfasser läßt sich schriftstellerisch gehen, liebt persönlichen und sachlichen Ein- und Ausfällen zu folgen und stört dadurch die Wirkung der Methode, der er bei seiner Untersuchung gefolgt ist. Auch manches überflüssige Bekannte hätte hier wegbleiben können, z. B. die Angabe der Lebenszeit bekannter Philosophen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Deutschland bei den Deutschen im Auslande

Als in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 30. Oktober Herr von Bennigsen äußerte, die Deutschen im Auslande seien stolz auf ihr Vaterland, rief Herr Richter dazwischen: „Von außen sieht sich das hübsch an!" Und als er am folgenden Tage zum Worte kam, warf er die Frage auf: „Warum sollen die im Auslande lebenden Deutschen dafür besonders kompetent sein? Sie tragen zu den Lasten nicht bei, sie leiden nicht unter den beschränkenden Maßnahmen der innern Politik. Sie haben nur den Eindruck, daß das Ansehen Deutschlands im Auslande gestiegen ist." Darauf erlaubt sich ein im Auslande wohnender Deutscher einige Worte zu erwidern.

Vor allen Dingen glaube Herr Richter ja nicht, daß alles, was in unsrer Heimat vorgeht, sich von außen hübsch ansehe. Am wenigsten gewinnt sein und seiner politischen Freunde Treiben durch die Entfernung. Im Gegenteil, dann und wann ergötzt uns wohl der Anblick, wie der Führer der „Freisinnigen" (oder heißen sie vielleicht schon wieder anders? es ist schwer, in solchen Dingen „auf dem Laufenden" zu bleiben) den Takt erbärmlich schön schlägt, und die Herren Rickert und Bamberger sich quälen ihm beizustehen. Aber viel häufiger ergreift uns doch Schamgefühl, wenn wir sehen müssen, daß Männer, die die Ehre genießen, Vertreter des deutschen Volkes zu heißen, es gar nicht vertragen können, daß „das Ansehen Deutschlands im Auslande steigt," es vielmehr für ihre Aufgabe halten, ihr Vaterland zu schmähen und verächtlich zu machen, wo sie nur können. Wir sind empört bis ins Innerste, wenn gerade solche Männer, so oft die deutschen Interessen sich mit fremden kreuzen, stets die Anwälte der Fremden spielen, Deutschland verdächtigen, in ihren Anschuldigungen diejenigen noch zu überbieten suchen, die sich durch deutschen Unternehmungsgeist und

deutschen Fleiß bedroht fühlen. Wir finden keinen parlamentarischen Ausdruck für eine Sprache, wie sie eben jetzt Herr Richter gegen Wißmann für passend gehalten hat. Unsers Erachtens hätte die Welt an einem Rochefort übergenug, und vor allem könnte Deutschland ein zweites Exemplar von dieser Sorte entbehren.

Und wenn Herr Richter fragt, warum gerade wir in diesen Fragen besonders kompetent sein sollten, so diene ihm zur Antwort: Weil in der Fremde das Vaterlandsgefühl (wenn es überhaupt noch vorhanden ist!) lebhafter und kräftiger wird, nicht etwa, wie er von seinem idealistischen Standpunkt aus urteilt, durch den günstigen Umstand, daß wir nicht nötig haben, unsrer Steuerpflicht in Deutschland nachzukommen (die meisten von uns entrichten höhere Steuern in ihren Wohnsitzen), sondern infolge der täglichen Gelegenheit, zu vergleichen, vorgefaßten Meinungen, nationaler Abneigung und falschen Vorstellungen berichtigend entgegenzutreten. Wir erkennen, daß Übelstände, die uns zu Hause unerträglich vorkamen, und die wir für Eigentümlichkeiten des Vaterlandes hielten, überall, oft viel drückender, vorhanden sind, und daß andre Völker so manchen Vorzug, den wir als selbstverständlich genossen, schmerzlich entbehren. Wir beobachten das politische Leben und Treiben in andern Ländern ohne die Brille einer Partei, ohne von eignem oder fremdem politischen Ehrgeiz geleitet zu werden. Und das Ergebnis der Beobachtungen ist, daß der Deutsche heute nicht mehr genötigt ist, sich zu wünschen, was die andern haben. Denn wir statten auch gern der alten Heimat Besuche ab, frischen die Eindrücke auf und sehen und hören, wie sich dort alles gestaltet hat. Nicht alles, wie man es wünschen möchte, aber so gut und besser als anderswo.

Die Herren, die nicht bitter und hart genug über ihr Land aburteilen können, thäten wohl, auch öfter zu reisen, nicht bloß in ihre Wahlkreise, um mit Gesinnungsgenossen Ansichten auszutauschen, wobei kein Teil gewinnen oder verlieren kann, weil jeder zurückempfängt, was er giebt; auch nicht bloß zu Versammlungen von Gesinnungsgenossen im Auslande, wie Herr Bebel. Sie würden dann bestätigt finden, daß überall der größte Mund mit dem kleinsten politischen Verstande gepaart zu sein pflegt, daß aber auch überall der ruhige Bürger seinen Überdruß an solchem Wesen zu erkennen giebt. Möchten sie sich doch den großen Mr. Gladstone, den senex loquax, in der Nähe ansehen; und die italienischen Windbeutel, die nach Triest schreien, auf das sie kein Recht haben, anstatt nach dem ihnen von Gottes und Rechts wegen zukommenden Landstriche, den ihnen der dritte Napoleon in schmählichem Schacher abgenommen hat; und die Ungarn, die, wie es scheint, nächstens verlangen werden, daß ihr König, sobald er den Boden ihres Landes betritt, sich auch in Gedanken nur noch der ungarischen Sprache bediene; und die andern interessanten Nationalitäten Österreichs, die der deutschen Freiheit

die russische Knute vorziehen u. s. w. Vielleicht würden sie in den verschiednen Spiegeln sich selbst so sehen, wie sie uns erscheinen. Auf jeden Fall hätten sie Gelegenheit, zu bemerken, welche Elemente den Anhang der Helden der Opposition bilden: bornirte Doktrinäre, die noch immer nicht begriffen haben, das heute vom Übel sein kann, was gestern nützlich war, für der Sünden schwerste halten, sich belehren zu lassen, und daher am ingrimmigsten den hassen, der frühere Irrtümer eingesteht, heiße er Crispi, Tisza, Bennigsen oder wie sonst, Spießbürger, die über die „beschränkenden Maßnahmen der innern Politik" brummen (in Italien gehört z. B. zu den unerträglichen „Maßnahmen," daß Straßen und Plätze nicht verunreinigt werden sollen, und zu den bedrohten unveräußerlichen Rechten das, die Singvögel auszurotten und durch Wegfangen der Fischbrut das Meer zu entvölkern!), endlich alle jenen Armen am Geiste, die sich durch das Wort Freiheit berauschen lassen und jedem Charlatan zujubeln, der behauptet, ein Universalmittel gegen die „Lasten" zu besitzen.

Überall klagen heute die Catos in der Presse und auf der Tribüne, daß die Unabhängigkeit schwinde, die Völker ihre Fürsten und Staatsmänner anbeteten. Aber daß, wenn wirklich in solchen Klagen ein Korn Wahrheit sein sollte, die Catos selber die Hauptschuld trifft, wollen sie nicht einsehen. Die verbissene Rechthaberei und das persönliche Gezänk in den Kammern und in den Blättern widert endlich jeden an, umso mehr, als fast überall die Regierenden den ernsten Willen zeigen, zu helfen und zu bessern, wo es not thut, und da, wo sie fehlgreifen, die Kritiker auch keinen andern Rat wissen, als Theorien, die sich in der Praxis als ohnmächtig erwiesen haben.

Das kann sich natürlich nicht auf die neue Staats- und Gesellschaftsordnung beziehen, die die Sozialdemokraten nächstens einzuführen gedenken, denn deren Wesen wird ja eben so sorgfältig geheim gehalten, wie der eigentliche Inhalt der Freimaurerei. Ihre Programmreden ähneln den Deklamationen Catilinas in einem deutschen Trauerspiel, der stets von „dem Gedanken, der sein eigen ist," spricht, den Gedanken aber vorsichtig für sich behält. Alle „intelligenten" Arbeiter, versichert Herr Liebknecht, seien Sozialdemokraten. Ob wirklich Intelligenz dazu gehört, sich zu dem Glaubenssatze zu bekennen, daß alles anders werden müsse? „Es muß alles verrungenirt werden," sagten die Ahnen der Berliner Sozialdemokraten. Und nun Herr Bebel, der ja wohl der zukünftige Präfekt für Deutschland in der Weltrepublik ist, die keine Nationalitäten kennt! Das Bemühen dieses Mannes, sich zu bilden, kann nicht verkannt werden, leider hat er noch nicht logisch denken lernen. „Die Völker haben kein Gefallen an den Rüstungen," und ohne Zweifel würden Franzosen, Tschechen, Balkanslawen, Russen es lieber sehen, wenn ihnen gutwillig ausgeliefert würde, wonach ihnen der Gaumen steht! „1870 wurde in allen Proklamationen betont, daß Deutschland nur mit den französischen Heeren Krieg führe"; offenbar waren es harmlose unbewaffnete Bürger, die uns bei

Orleans, St. Quentin, Belfort u. s. w. gegenüberstanden, und gewiß gehört eine große Verworfenheit dazu, in Deutschland „geflissentlich“ die Meinung zu verbreiten, daß Frankreich nur auf eine günstige Gelegenheit zum Kriege warte. Es ist ja richtig, daß von dem letzten Journalisten bis zu den ersten Ministern jedermann eine Sprache führt, die auf solche Absicht hinzudeuten scheint, allein derartige Scherze darf man doch ebenso wenig ernst nehmen wie die furchtbaren Rüstungen!

Wer doch auch so glücklich wäre, zum „Volke“ zu gehören, d. h. zu den Wählern, die mit Stolz Staatsmänner wie Richter und Bebel ihre Vertreter nennen dürfen!



Nochmals die Getreidezölle
und die Notlage der östlichen Provinzen

Unsre in Nr. 26 der Grenzboten veröffentlichte Abhandlung „Ostpreußen und die Getreidezölle“ hat die verschiedenartigste Beurteilung gefunden und, wie bei der Objektivität unsrer Darstellung zu erwarten war, kaum einer Partei genügt. Der geführte Beweis, daß die geforderte Aufhebung des Identitätsnachweises ein Truggebilde ist, dessen Verwirklichung unmöglich erscheint, befriedigt weder die Agrarier noch die Freihandelsleute der Seestädte, und unsre Vorschläge zur Beseitigung der unbestrittenen Notlage der ostdeutschen Landwirtschaft haben ebenfalls Anfeindungen erlitten. Auf eine Ermäßigung des Roggenzolles wollen die Agrarier, auf eine Erhöhung des Weizenzolles alle übrigen Parteien nicht eingehen. Die Sozialdemokraten fordern Abschaffung aller Getreide- und Nahrungsmittelzölle, und in dem jetzt tagenden Reichstage sind die lebhaftesten Verhandlungen betreffs der Kornzölle zu erwarten. Der Staatssekretär des Reichsschatzamts, Herr von Maltzahn-Gültz, hat bereits bei der ersten Beratung des Etats erklärt, daß die Kornzölle im laufenden Etatsjahre die hohe Summe von siebzig bis achtzig Millionen Mark einbringen würden, und nicht bloß die Reichstagsabgeordneten, sondern alle Politiker sind von der volkswirtschaftlichen und finanziellen Bedeutung gerade dieser Zölle jetzt noch mehr als früher überzeugt. Das finanzielle Ergebnis wird die Erwartungen des Herrn von Maltzahn im laufenden Etatsjahre noch bedeutend übertreffen, da er die völlige Miß-

ernte großer Gebiete der östlichen Provinzen noch nicht kennt und gegenwärtig noch nicht kennen kann. Wäre insbesondre in Ost- und Westpreußen die Kartoffelernte nicht so ungewöhnlich günstig ausgefallen, wie sie es in Wirklichkeit ist, dann wäre, wie in Galizien, in großen Teilen der genannten beiden Provinzen ein Notstand zu erwarten, zu dessen Beseitigung Staatshilfe eintreten müßte. Die Provinzen werden nicht nur kein Getreide ausführen, sondern — erst im nächsten Frühjahre wird Mangel und Not hervortreten — bedeutende Getreidemassen einführen, und da sich auch die übrigen östlichen Provinzen in ähnlicher Lage befinden, so wird sich die Einfuhr nicht, wie Freiherr von Maltzahn annimmt, in den nächsten Monaten verringern, sondern sie wird sich erhöhen und der Ertrag der Kornzölle sich einer Gesamtsumme von hundert Millionen Mark nähern. Allein an Roggen beträgt nach einer uns vorliegenden Nachweisung die monatliche Einfuhr über eine Million Zentner, und wir glauben nicht fehl zu greifen, wenn wir die im Etatsjahre zu erwartende Roggeneinfuhr auf 15 Millionen Zentner oder $7^1/_2$ Millionen Doppelzentner (Kilogramm) mit einem Zolle von $5 \times 7^1/_2$ gleich $37^1/_2$ Millionen Mark anschlagen. Trotz dieser riesigen Einfuhr bleibt der Preis des Roggens hoch, verhältnismäßig höher als der Preis des Weizens. Denn in den an der Ostsee gelegenen Handelsstädten werden gegenwärtig für je 1000 Kilogramm Weizen 175, für Roggen 160 Mark bezahlt, während das richtige Verhältnis 175 und 150 Mark betragen dürfte. Diese Erscheinung beruht darauf, daß der in den östlichen Provinzen erzeugte Roggen zur Ernährung der eignen Bevölkerung kaum ausreicht, und daß dort Roggen mehr als Weizen begehrt wird. Die östlichen Provinzen haben stets Überfluß an Weizen, aber oft Mangel an Roggen. Im Westen, namentlich in den Handelsstädten Köln und Mannheim, gestalten sich die Preisverhältnisse anders, stets zu Gunsten des Weizens, wie denn gegenwärtig dort für Weizen 193, für Roggen 163 Mark bezahlt werden, weil dort ein größerer Begehr nach Weizen ist. Durch die Zollgesetzgebung muß dafür gesorgt werden, daß der stets und alljährlich vorhandne Weizenüberschuß des deutschen Ostens nach dem Westen geschafft wird. Aber die Erhöhung des Weizenzolles allein würde wiederum nur dem Westen, nicht dem Osten helfen. Nur die gleichzeitige Ermäßigung der Eisenbahngetreidetarife würde den Osten in den Stand setzen, seinen Weizenüberschuß nach dem Westen zu schaffen und dort den Wettbewerb des fremdländischen Weizens zu überwinden. Wird ferner erwogen, daß Roggen das Nahrungsmittel der arbeitenden und armen Bevölkerung, Weizen aber vorherrschend das Nahrungsmittel der wohlhabenden Klassen ist, so dürfte unser Vorschlag, den Roggenzoll um fünfzig Pfennige für den Doppelzentner zu ermäßigen und den Weizenzoll um zwei Mark zu erhöhen, wohl gerechtfertigt erscheinen. Man erhebe auch nicht den Einwand, daß der Roggenbau mit gleichen Kosten wie der Weizenbau verbunden sei. Der preußische Finanz-

minister kann und wird beweisen, daß in allen Provinzen Preußens bei der Grundsteuerveranlagung der Roggenboden sehr niedrig, bis zu dreißig Pfennigen für den Morgen, der Weizenboden sehr hoch, bis zu 1500 Pfennigen für den Morgen Reinertrag veranlagt, der Roggenboden daher mit sehr niedriger, der Weizenboden mit sehr hoher Grundsteuer und mit allen an die Grundsteuer sich anschließenden Abgaben belastet ist. Diesen Thatsachen gegenüber erachten wir die gleiche Verzollung des Weizens und des Roggens mit fünf Mark für den Doppelzentner für ungerechtfertigt. Auch den Einwand möchten wir beseitigen, daß wir Plusmacherei treiben, d. h. die Staatsfinanzen erhöhen wollten. Unsre bisherigen wahrheitsgetreuen Darlegungen dürften uns vor diesem Vorwurfe schützen. Bei Verwirklichung unsers Vorschlages würde der mutmaßliche Ausfall im Roggenzoll im laufenden Etatsjahre auf 50 Pfennige × $7^1/_2$ Millionen, also $3^3/_4$ Millionen Mark, der mutmaßliche Mehrertrag im Weizenzoll im laufenden Etatsjahre wohl auf 2 Mark × 3 Millionen, also 6 Millionen Mark anzuschlagen sein. Die Erhöhung des Weizenzolles wird aber die Einfuhr ausländischen Weizens bedeutend in der Zukunft beschränken und dann der nach unserm Vorschlage zu erwartende Mehrgewinn an Weizenzoll dem Verlust an Roggenzoll gleichkommen. Unser Vorschlag empfiehlt sich aber auch dadurch, daß durch die Erhöhung des Weizenzolles dem Westen Deutschlands geholfen wird. Auch die Landwirtschaft des deutschen Westens und Südens leidet unter den gegenwärtig bestehenden niedrigen Getreidepreisen noch immer, und diese Reichsteile würden durch Erhöhung des Weizenzolles wesentlich gewinnen.

Auch der zweite, schon in der frühern Abhandlung gemachte Vorschlag, die Eisenbahngetreidetarife zu ermäßigen, hat mehrfachen Widerspruch hervorgerufen. Man fürchtet insbesondre die Überschwemmung des Westens und Südens mit ostdeutschem Getreide. Diese Befürchtung trifft in keiner Weise zu. Der jetzige Getreidetarif beträgt, wie in der frühern Abhandlung nachgewiesen worden ist, bei dem Transport von Königsberg nach Köln nahezu die Summe des jetzigen Weizen- und Roggenzolls, nämlich fünf Mark für den Doppelzentner, wodurch jeder Transport unmöglich gemacht wird. Es ist kaum glaublich und es wird von uns auch nicht gefordert, daß der Tarif mehr als um die Hälfte verringert werde. Die Hälfte würde 2,50 Mark für den Doppelzentner, für zehn Doppelzentner oder tausend Kilogramm also 25 Mark betragen. Nun kosten gegenwärtig in Königsberg tausend Kilogramm Weizen 175, Roggen 160 Mark, in Köln dagegen 193 und 163 Mark. Der Königsberger Weizen würde daher bei der zu erwartenden äußersten Tarifermäßigung in Köln 175 + 25 = 200, der Roggen sogar 160 + 25 = 185 Mark kosten, beide Getreidearten in Köln also viel mehr als das dortige Getreide. Daß der teure ostdeutsche Roggen jemals auf der Bahn nach dem Westen transportirt werde, ist gar nicht zu erwarten. Auch bei dem gegenwärtig im Westen

herrschenden niedrigen Weizenpreise würde Weizen von Königsberg nach Köln auf der Eisenbahn nicht transportirt werden können. Wenn dieser Preis in Köln durch Erhöhung des Weizenzolles auf 210 oder noch höher stiege, dann wäre der Transport möglich, und dann wäre dem Osten und Westen gleichmäßig geholfen. Mit einer Getreideüberschwemmung des Westens ist dem Osten, so klug ist man hier, nicht gedient; man will hier nur, daß das ostdeutsche Getreide das ausländische Getreide aus dem Westen verdrängt und daß der Westen, wie man seine Industrieerzeugnisse im Osten annimmt, auch die Landesprodukte des Ostens annimmt, hier und dort aber hohe Preise gezahlt werden. Für die Tariffrage ist anderseits immer und immer hervorzuheben, daß der Transport auf dem Wasserwege und zwar sowohl auf der See als auf Flüssen und Kanälen stets billiger als der Eisenbahntransport ist und bleiben wird, wenn auch die Bahntarife noch so sehr ermäßigt werden. Wer die Einfuhrlisten von Hamburg, Köln und Regensburg studirt, wird überrascht werden von der Masse des dort zu Wasser eingeführten ausländischen Getreides, wogegen die Einfuhr auf dem trocknen Wege entsprechend klein ist. Ebenso zeigen die Kanallisten von Bromberg, Eberswalde und Brandenburg, welche kolossalen Getreidemassen von Osten nach dem mittlern Deutschland, bis nach Sachsen hinein, bewegt werden. Alle diese großen Getreidetransporte werden auch nach Einführung niedrigster Eisenbahntarife nicht auf den Eisenbahnen, sondern auf den Wasserwegen stattfinden, und nur das Getreide wird und kann den Bahntransport wählen, das in größerer Entfernung von der Seeküste und in gleichmäßig großer Entfernung von schiffbaren Flüssen und Kanälen erzeugt wird. In den östlichen Provinzen giebt es derartige Gebiete in geringen Flächen, denn es handelt sich dabei nur um die östlichen und südlichen Kreise Ostpreußens, um einzelne Teile der Provinz Posen und um Oberschlesien, solange die bereits beabsichtigte Kanalisirung der obern Oder noch nicht ausgeführt ist. Diese verhältnismäßig geringfügigen Landesteile werden auch bei günstigster Ernte eine Überschwemmung des Westens mit ihrem Getreide nicht herbeizuführen imstande sein; die Überschwemmungsfurcht stellt sich nach allen Richtungen hin als unbegründet heraus. Man verzeihe aber, wenn wir an diese Erörterungen einen Vorwurf gegen die Körperschaften knüpfen, denen der Osten die Zurückweisung aller, auch der dringendsten, Anträge auf Ermäßigung der Eisenbahntarife zu danken hat, wir meinen die Bezirks- und Landeseisenbahnräte. Der Eisenbahnrat des Direktionsbezirks Bromberg hat in seiner letzten Sitzung vom 27. Juni d. J. die wiederholten Anträge auf Tarifermäßigungen für Getreide abgelehnt, der Landeseisenbahnrat hat in seinen letzten Sitzungen vom 7. und 8. Dezember v. J. ganz gleiche ablehnende Beschlüsse gefaßt und wird in seiner nächsten Dezembersitzung jedenfalls gleiche Beschlüsse fassen. Ein andres, dem Osten günstigeres Verhalten ist bei diesen aus Interessenten bestehenden Körperschaften nicht zu erwarten. Schon in dem Bezirkseisenbahnrate zu Bromberg

bilden die landwirtschaftlichen Abgeordneten die Minderzahl, die Mehrzahl besteht aus Industriellen und Kaufleuten, insbesondre aus Kaufleuten der Seestädte, die das Interesse haben, die Getreidepreise herabzudrücken und vor allem den Transport nach den Seestädten zu lenken, den Transport nach dem Westen aber zu erschweren und möglichst zu verhindern. Im Landeseisenbahnrate wird die der ostdeutschen Landwirtschaft günstige Minderheit noch weiter verringert, denn zu ihren Gegnern, den Kaufleuten und Industriellen, gesellen sich auch die Abgeordneten der westdeutschen Landwirte, die die Konkurrenz des Ostens fürchten. Soweit die Verhandlungen des Landeseisenbahnrates bekannt geworden sind, muß jeder nach näherer Erwägung die Gedanken zurückweisen, die in dieser aus hochgebildeten Personen bestehenden Körperschaft gegen die Ermäßigung der Getreidetarife vorgebracht werden. Man fürchtet die Überschwemmung des Westens mit dem ostdeutschen Getreide, aber eine genaue Berechnung, wie sich die Getreidepreise im Osten und Westen verhalten und wie sich die Transportkosten bei einer Tarifermäßigung gestalten werden, wird nicht aufgestellt. Man fürchtet, daß insbesondre die großen östlichen Mühlen den Westen mit ihren Mühlenfabrikaten überschütten und die westlichen kleinen Mühlen erdrücken werden. Außer den Bromberger Mühlen, die ihre Fabrikate zu Wasser jetzt befördern und künftig befördern werden, sind im Osten große für den Westen gefährliche Mühlen kaum vorhanden. Wenn aber die Mühlenindustrie des Westens wirklich einen Schutz verlangt, so bestimme man doch die billigern Eisenbahntarife nur für das Getreide und schließe die Mühlenfabrikate davon aus. Man fürchtet endlich, daß bei Tarifermäßigungen auch ausländisches Getreide auf inländischen Bahnen befördert werden und dann sicher die befürchtete Überschwemmung herbeiführen werde. Aber man schließe doch das ausländische Getreide von dem billigen Eisenbahntransport aus und verlange Ursprungsatteste. Mit gutem Willen lassen sich alle diese Angelegenheiten leicht ordnen. Die Bestimmung der Eisenbahntarife ist, was wir auch an dieser Stelle hervorheben müssen, eine nicht bloß volkswirtschaftlich, sondern auch finanziell und politisch wichtige Angelegenheit, und gerade darum war die Verstaatlichung der Eisenbahnen eine Großthat des deutschen Reichskanzlers, die aber nur dann völlig segensreich wirken kann, wenn die Eisenbahntarife den berechtigten Interessen aller Landesteile entsprechen. Die berechtigten Interessen Ostdeutschlands sind oben dargestellt, wir halten die Zurückweisung der wiederholt bei den Eisenbahnräten auf Tarifermäßigung gestellten Anträge für unbegründet und glauben und hoffen, daß es Mittel geben wird und muß, das notwendigste Nahrungsmittel, das Getreide, im ganzen deutschen Reiche eisenbahntransportfähig zu machen, was es jetzt nicht ist. Zunächst erscheint aber die Erhöhung des Weizenzolles notwendig, eine Forderung, der alle politischen Parteien zustimmen müssen, da sie alle die wohlhabenden Klassen höher besteuern wollen, und der Weizen das Nahrungsmittel dieser Klassen bildet. Eine

Reichseinkommensteuer ist eine Utopie gerade so wie die Aufhebung des Identitätsnachweises und, wie diese, unmöglich. Wenn unserm Vorschlage nicht beigetreten wird, so bleibt die wohlhabende Bevölkerung des Reiches auch bei den Getreidezöllen wie bei allen indirekten Steuern bevorzugt, die Reichen essen billigeres Brot als die Armen.



Das rauchfreie Pulver

Es ist etwa ein Jahr her, daß allgemein bekannt wurde, daß die französische Heeresleitung ein neues Geschoßtreibmittel an Stelle des alten ehrwürdigen Schießpulvers nicht nur grundsätzlich angenommen, sondern auch eine ganze Kriegsausrüstung davon schon in den Zeughäusern aufgespeichert habe. Die merkwürdige Geheimthuerei mit dem neuen Pulver, die so weit ging, daß sogar von allen größern Versuchen betreffs der Gebrauchsfähigkeit desselben Abstand genommen wurde, wurde von den französischen Blättern mit der Besorgnis erklärt, die große Erfindung an die Deutschen zu verraten oder ihnen Aufklärung über die voraussichtlichen Folgen der neuen Erscheinung zu geben. Im auffallendem Widerspruch damit berichteten dieselben Zeitungen uns aber auch über die Eigenschaften des poudre B, das den Anfangsbuchstaben des Namens Boulanger trägt, obgleich es von dem Ingenieur Vieille erfunden ist. So sagte l'Avenir militaire: Elle (la nouvelle poudre) ne donne qu'une très légère vapeur, bleuâtre invisible à une distance un peu grande, et le bruit de sa détonation est également affaibli. Aus dieser Erklärung zog man nun allgemein den Schluß, das neue Pulver sei annähernd rauch- und knallfrei, und man kann sagen, daß daraufhin durch die ganze Welt, nicht nur durch den militärischen Teil derselben, eine Bewegung ging. Das Volksleben hängt in dem eisernen Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht zu sehr mit allen militärischen Einrichtungen zusammen, als daß es unberührt bleiben sollte, wenn diese eine stärkere Umwälzung erfahren. Daher konnten sich nur wenige Tagesblätter von der Erörterung der Folgen der Einführung des rauchfreien Pulvers ausschließen. Allgemein beurteilte man sie für sehr einflußreich und hielt sie für um so furchtbarer, als genaueres über die wirklich vorhandenen Eigenschaften des neuen Pulvers eigentlich nicht zu erfahren war; die Unheimlichkeit, das heimtückische Wesen, die in Zukunft dem männermordenden Kampfe

eigen sein sollten, spielten eine große Rolle in allen Betrachtungen. Man wird auch nicht in Abrede stellen können, daß diese Eigenschaften dem Kriege zugefallen wären, wenn das Pulver künftighin thatsächlich ohne Rauch und ohne Knall arbeitete. Da brachten die genauern Nachrichten von der Zusammensetzung des Vielleschen Pulvers in Verbindung mit den bei Gelegenheit der diesjährigen Kaisermanöver angestellten Versuchen unsers rauchfreien Pulvers, durch die wir die Franzosen, wie l'Avenir erbost meint, in praktischer Erfahrung um mindestens ein Jahr geschlagen haben, größere Klarheit. Sie war gleichbedeutend mit einer wahren Erleichterung der geängstigten Gemüter.

Zunächst behielten die Gelehrten doch Recht mit ihrer Behauptung, daß der Schuß der Feuerwaffe immer knallen würde: das neue Pulver knallt bei uns und in Frankreich gerade so wie das alte. Bekanntlich entsteht der Knall nicht etwa durch die plötzliche Ausdehnung der Pulvergase, sondern durch das gewaltsame Eintreten der atmosphärischen Luft in den luftleeren Raum im Rohre hinter dem fortgeschleuderten Geschoß. Es ist deshalb nicht abzusehen, wie er durch eine besondre Zusammensetzung des Pulvers beseitigt werden könnte. Diese bekannte Thatsache hatte man über den Prahlereien der Franzosen völlig vergessen.

Die Raucherscheinung des neuen Pulvers ist nun allerdings sehr gering: sie ist so schwach, daß sie geradezu als nicht vorhanden anzusehen sein wird. Dieser Umstand muß Veränderungen in der Kriegführung hervorrufen, sie werden aber nicht annähernd so groß sein, als bei gleichzeitiger Knall- und Rauchfreiheit.

Die Unheimlichkeit, die man für die bevorstehenden Kämpfe prophezeite, wird sich nicht einstellen. Wo die Büchsen munter knallen, ist nicht viel Raum für sie. Im übrigen haben wir in der taktischen Kriegführung auch bisher niemals auf den Rauch spekulirt, dazu ist er ein viel zu flüchtiges Ding. Jeder stärkere Windstoß hätte alle hierhin zielenden Berechnungen leicht über den Haufen werfen können. Die Truppe ließ im Gegenteil den Pulverdampf theoretisch ganz unbeachtet, obgleich er sich ihr in der Praxis oft genug deutlich bemerkbar machte; sie kann also auch nicht so übermäßig durch seinen Wegfall beeinflußt werden. Selbst wenn man aber in dieser Beziehung andrer Ansicht ist, wird man doch zugeben müssen, daß die einzelnen Folgen der Rauchfreiheit an sich nicht allzu schwer wiegen. Gehen wir sie einmal kurz durch.

Der Dampf des Schusses fällt in Zukunft weg. Also, werden die in die Geheimnisse der Schießkunst eingeweihten sagen, kann man von nun an besser zielen, die Wirkung des Schusses genauer beobachten, sich darnach korrigiren, endlich besser schießen als früher. Zugestanden. Der Jäger, der auf der Hühnerjagd eine „Doublette" machen will oder bei der Treibjad in dichtem Bestand auf enger Schneise steht, wird durch das rauchfreie Pulver große

Vorteile haben. Eben solchen Gewinn muß man dem militärischen Schützen bei den Friedensübungen zugestehen. Im Kriege aber liegt die Sache etwas anders. Da war und ist der Rauch nur ein Nebenumstand unter allen denen, die das mangelhafte Schießen veranlassen. Viel wichtiger als er ist beispielsweise auf den nahen wirksamen Schußentfernungen die Aufregung der Leute, auf den weitern die Unsicherheit der Ziele. Beides ist durch die Rauchfreiheit nicht beseitigt, im Gegenteil.

Die Unruhe der Mannschaften, hervorgerufen durch die schrecklichen Eindrücke der blutigen Vernichtungsarbeit des Todes in ihrer Nähe, durch die Anstrengungen und vieles andre wird infolge des fehlenden Pulverdampfes eher wachsen als abnehmen. Die Unsicherheit der Ziele muß in Zukunft auf Grund der fehlenden Rauchziele — ein weiterer, wohl zu beachtender Einfluß der Rauchfreiheit — zunehmen. Bisher gab die Dampferscheinung des Schusses stets wenigstens die Gegend an, wo der Gegner zu suchen sei; das fällt weg, und jeder Sachverständige weiß, wie schwer es ist, Schützen, die sich geschickt benehmen, in einigermaßen günstigem Gelände auf Entfernungen über 450 Meter auch nur zu entdecken, geschweige denn ein ordentliches Ziel bei ihnen herauszufinden. Noch krasser tritt der böse Einfluß des mangelnden Rauchziels bei dem Feuer der Artillerie zu Tage. Gerade sie, deren Eigentümlichkeit eine geregelte Feuerleitung fast immer ermöglicht, würde, nicht mehr durch den eignen Rauch an der Beobachtung gehindert, die großartigste Wirkung erzielen können, wenn nicht der Mangel eines Rauchziels auf den großen Artillerieentfernungen die Erkennung des Zieles so ungemein erschwerte.

So sehen wir also, wie ein Vorteil der Rauchfreiheit, der des bessern Schießens, durch einen ihn begleitenden Nachteil, den Wegfall des Rauchziels, beinahe ausgeglichen wird. Dabei liegt es uns aber fern, bestreiten zu wollen, daß unter gewissen Umständen die Rauchfreiheit von größtem Nutzen sein kann. Man stelle sich eine wohlausgewählte Stellung mit günstigem Vorgelände vor, wo es dem Feinde nicht möglich ist, seine Linien und Batterien zu verbergen. Da giebt das rauchfreie Pulver dem Inhaber der Stellung allerdings das Mittel, jede feindliche Annäherung schlechterdings zu verhindern, denn die Feuerpausen, die früher durch den sich vor einer derartigen Stellung lagernden Rauch oft erzwungen wurden und die der Angreifer benutzte, um vorwärts Boden zu gewinnen, sind in Zukunft nicht mehr notwendig.

Auf Grund der letzterwähnten Überlegung ist die Ansicht entstanden, daß die Verteidigung durch das rauchfreie Pulver dem Angriff bis zur Unmöglichkeit der Durchführung desselben überlegen geworden sei. Wenn dies richtig wäre, so dürfte kein verständiger Mensch künftig mehr an den Angriff denken, und da Krieg führen angreifen heißt — Verteidigung ist nur Krieg dulden —, so würde es keine Kriege mehr geben, wir wären in der goldnen Zeit des ewigen Friedens angelangt. Jeder wird wohl zugeben, daß wir so weit noch

nicht sind. Ja wir gehen noch weiter, indem wir behaupten: die Verteidigung hat durch das rauchfreie Pulver keinen großen Gewinn; der Beweis dafür ist einfach der, daß infolge der neuen kleinkalibrigen Waffen der Angriff unmittelbar gegen die Front der Verteidigungsstellung schon jetzt aussichtslos war, und daß es einen Steigerungsgrad von aussichtslos nicht giebt. Aber auch noch andre, triftigere Gründe stehen uns zur Seite. Erstens hat mit der Unangreifbarkeit der Verteidigung der Angriff insofern gewonnen, als es ihm leichter ist, ohne Besorgnis vor Gegenstößen des Verteidigers gegen seine schwächern Stellen, dort, wo er nur hinhaltend fechten will, seine ganze Kraft auf die schwachen Punkte der Verteidigung, seien sie in Front — bedecktes Gelände vor der Stellung u. s. w. —, seien sie in der Flanke, zu richten und so Erfolge durch die Übermacht oder durch die Gunst des Geländes oder durch Überraschung an einer Stelle davonzutragen. Das genügt dann, denn man darf nie vergessen, daß die Verteidigung nur siegreich ist, wenn sie überall die Oberhand gewinnt, daß der Angriff dagegen siegt, sobald er an einer einzigen Stelle durchdringt. Sodann muß der Angreifer oft Gelegenheit haben, seine vorzügliche Waffe besser auszunutzen, als der Verteidiger, da die festen Stellungen des letztern häufig eher zu erkennen sein werden, als die im Gelände verschwimmenden Linien des erstern.

Eine ganz ähnliche Wechselwirkung wie bei dem Wegfall des Rauchs in seinen Eigenschaften als Beeinträchtiger der Schußwirkung und als Rauchziel finden wir bei dem zukünftigen Verschwinden der Dampfmasken und Dampflinien. Wir sind wohl dem Leser zunächst eine Erklärung dieser technischen Ausdrücke schuldig. Man bezeichnet in der militärischen Sprache den Rauch als Maske, wenn er die Bewegungen der Truppen hinter seinem Schleier verbirgt, und versteht unter Dampflinien die Raucherscheinung bei fechtenden Abteilungen, die deren Aufstellung bezeichnen. Natürlich wird man auch hier auf den ersten Blick meinen, der Wegfall des Dampfes müsse nur Vorteile bringen. Wir werden aber gleich sehen, daß das nicht der Fall ist. Erledigen wir zunächst die Dampfmasken. Ihr Schutz mag früher bedeutend gewesen sein, in der jüngsten Vergangenheit war er es infolge der gestreckten Flugbahnen der neuesten Gewehre nicht mehr. Im Frieden sieht man wohl Verschiebungen der Truppen unmittelbar hinter der ersten Linie stattfinden, im Kriege würden sich diese einfach von selbst verbieten, denn der Rauch beschränkt zwar das Auge des Gegners, hält aber seine Geschosse nicht auf. Die Reiterei war eigentlich die einzige Waffe, die aus den Dampfmasken bis in die letzte Zeit herein noch wirkliche Vorteile zu ziehen hoffte. Sie glaubte sie zu Überraschungen, die ja eine Vorbedingung für ihr wirkungsvolles Eingreifen in das Gefecht sind, ausnutzen zu können, und man wird zugeben, daß sie durch ihren Wegfall schwer geschädigt wird. Die Möglichkeit der Schlachtenthätigkeit der Kavallerie erleidet wiederum Einbuße. Vielleicht werden manche meinen:

desto besser, dann wird sie sich noch eifriger ihrem eigentlichen Gebiet, dem Aufklärungsdienst, zuwenden. Ja, wenn der sich nur nicht auch gegen das rauchfreie Pulver schwieriger gestaltete! Es ist eine ganz andre Sache auf einem Patrouillenritt, wenn man plötzlich beschossen wird, sofort an der Raucherscheinung zu merken, wo der Feind steht, als die Kugel pfeifen zu hören, ohne genau zu wissen, woher sie kommt. Das ermutigt nicht gerade zu besonders keckem Vorgehen, und anderseits erschwert der Mangel der Raucherscheinung beim Gegner die Beurteilung desselben, macht Meldungen über ihn viel schwieriger.

Wenden wir uns nun zu den Dampflinien. Wie klar und deutlich, wird der Laie sagen, muß ein Gefechtsfeld vor dem Beobachter liegen, dessen Übersichtlichkeit durch keine Rauchansammlungen gestört wird. Und gewiß, die Felder, auf denen die Kämpfe sich in Zukunft abspielen werden, werden übersichtlicher sein, aber keineswegs die Gefechtsfelder. Bisher hatte die höhere Führung für ihre Beobachtungen an den Dampflinien den hauptsächlichsten Anhalt. Die dünnen Dampfwolken des Gewehrfeuers, die dichteren Massen des Geschützrauches bezeichneten, vom Standpunkte der höhern Führer aus gesehen, ziemlich genau nicht nur die Lage bei den eignen Truppen, sondern auch beim Feinde. Es war nicht schwer, zu erkennen, wie weit sich in der Breite das Gefecht erstreckte, und oft sogar möglich, festzustellen, wo feindliche Verstärkungen eingriffen, wo solche auf der eignen Seite nötig wurden. Alles das wird künftig nicht mehr sichtbar sein, und dieser Verlust kann durch die Klarheit, womit das Auge des Feldherrn über das Feld der Schlacht streifen wird, nicht ersetzt werden. Die hierdurch hervorgerufene Gefahr der Leitungslosigkeit der Kämpfe lag ja bei den voraussichtlichen Riesenschlachten der Zukunft schon ohne die Rauchfreiheit vor. Gefechtsfronten, in denen fünf bis acht Armeekorps in erster Linie fechten, die also sehr wohl bis zwanzig Kilometer Ausdehnung haben dürften, wären auch mit den besten Ferngläsern und mit deutlicher Raucherscheinung des Feuers von einem Punkte aus nicht mehr zu beobachten. Aber die Gefahr ist jetzt einschneidender geworden, weil selbst einzelne wichtige Vorgänge auf den Schlachtfeldern nicht mehr genau mit dem Auge verfolgt werden können, und weil das Hilfsauge der hohen Führer, der Aufklärungsdienst, selten ergiebig sein dürfte.

Irgend welcher aus der Rauchfreiheit entspringende Gewinn für die höhere Führung steht den geschilderten Nachteilen nicht gegenüber. Denn was man auch vom Durchsehen bis ins Innerste des Gegners und mit ähnlichen Schlagwörtern sagen möge, es steht fest, daß die hohe Führung im Gefecht häufig gar nichts selbst erblicken wird. Damit hört ihre Wirksamkeit dort zum großen Teile auf. An ihre Stelle muß die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit der niedern Führer treten. Gott Lob, daß diese in unsrer Armee von jeher zur Initiative erzogen worden, daß ihnen der Grundsatz frischen Handelns ohne viel Fragen und Be-

denken unauslöschlich eingeprägt ist. Aber nicht allein die Thätigkeit der höhern Führung im Gefecht ist beeinträchtigt, auch die vor dem Gefecht, die sich auf die Bereitstellung der Streitkräfte zur Entscheidung bezieht. Je weniger vom Gegner bekannt ist, je weniger man von seinen Maßnahmen gehört hat, desto schwieriger ist sie, und vom Feinde wird vor dem Gefecht in Zukunft weniger als früher zu erfahren sein, weil der Aufklärungsdienst mühevoller und trotzdem unergiebiger geworden ist. Selbstverständlich muß die höhere Führung trotzdem die Gefechtsleitung in der Hand behalten. Ausgiebige Zurückstellung von Reserven wird dazu das beste Mittel sein, damit sie dort eingesetzt werden können, wo es dem Führer nötig scheint, dem Gefecht Nachdruck zu geben. Das klingt ganz einleuchtend. Aber woran soll man erkennen, wann die richtige Zeit gekommen ist, wo der günstigste Ort zur Verwendung der Reserven sich befindet? Hier liegt noch eine große Schwierigkeit. Beobachtungsoffiziere in Fesselluftschiffen mögen unter günstigen Verhältnissen auch im Bewegungskrieg Vorteilhaftes leisten, vorläufig würde man sich jedoch noch nicht auf sie verlassen können. Dafür sind auf alle bedeutenden Punkte des Gefechtsfeldes besondre Organe der höhern Führung zu entsenden, aufs genaueste vertraut mit den Absichten der letztern und ausgerüstet mit allem Nötigen, um die Verbindung mit der höhern Stelle stets aufrecht zu erhalten. Sollten besonders ausgewählte Offiziere zu diesem Zweck nicht genügen, was wahrscheinlich ist, so muß die Technik des Verkehrswesens Abhilfe schaffen, sie findet hier ein weites Feld für ihre Erfindungsgabe. Am Ende aber wird man sich darauf verlassen müssen, daß das gottbegnadete Führergenie der Zukunft den Ausweg aus diesem Labyrinth der Schwierigkeiten finden werde.

Einfacher als für die höhere Führung sind die Vorschläge zur Abwehr und zur Ausnutzung der Folgen des rauchfreien Pulvers für die Truppe. Vergegenwärtigen wir uns zuerst noch einmal, was wir in dieser Beziehung für die einzelne Waffengattung festgestellt haben. Infanterie und Artillerie werden eigentlich wenig durch die Rauchfreiheit beeinflußt. Die Vor- und Nachteile sind für diese Truppen derart, daß sie sich im allgemeinen gegenseitig aufheben. Wir wollen damit nicht bestreiten, daß unter gewissen günstigen Umständen die wirkliche Ausnutzung der Feuerwaffen erst jetzt bei der Rauchfreiheit möglich sein wird. Wir glauben aber nicht an das häufige Eintreten solcher günstigen Umstände, sondern meinen vielmehr, daß sie nur ganz vereinzelte Ausnahmen bilden werden.

Die Kavallerie hat schwerer unter dem neuen Pulver zu leiden als die beiden andern Truppengattungen; ihr Hauptvorzug, die Überraschung, wird ihr zum Teil genommen. Sie muß diesen Verlust einzubringen suchen, und das wirksamste Mittel dazu besteht darin, sich auf dem Schlachtfelde vor dem Augenblicke des Eingreifens möglichst unsichtbar zu machen. Da dies nun nicht auf die Weise angeht, die von französischen Fachzeitschriften ernsthaft besprochen

wurde, nämlich durch Vorhalten von Schilden oder — incredibile dictu — Erzeugung künstlicher Rauchwolken, so bleibt nur die sorgsamste Ausbeutung der Geländevorteile zur Erreichung dieses Zweckes übrig, die übrigens auch den beiden andern Truppengattungen nicht warm genug ans Herz gelegt werden kann. Das Benehmen unsrer Truppen im Kampfe muß künftig dem der Indianer ähnlich werden. Je mehr sie so fechten lernen, umso mehr werden sie in der Lage sein, die Vorteile der Rauchfreiheit ohne ihre Nachteile zu genießen. Daß Infanterie und Artillerie sich hierbei durch Geländebearbeitung helfen, wo sie irgend denkbar ist, ist natürlich. Indes glauben wir deshalb nicht an sehr viel ausgedehntere Anwendung der Feldbefestigungen, als bisher auf Grund der neuern Waffenverbesserungen für notwendig erachtet wurde, weil bei ihnen die Zweischneidigkeit des Einflusses der Rauchfreiheit wieder zur Geltung kommt. Wenn nämlich diese Befestigungen nicht ganz vorzüglich ausgeführt werden, so schaden sie dem glücklichen Inhaber weit mehr dadurch, daß sie seine Stellung dem Feinde infolge ihrer leichten Erkennbarkeit verraten, als daß sie ihm durch ihren Schutz nützten. Der Angreifer, der den auf dem gewachsenen Boden eingenisteten Verteidiger vielleicht kaum erkennen könnte, findet in der Crete eines aufgeworfenen Deckungswalles häufig ein ausgezeichnetes Ziel!

Aber nicht allein durch die eben besprochene Ausnutzung des Geländes, auch durch entsprechende Art der Bekleidung muß das Verschwinden unsrer Truppen im Gelände erleichtert werden. Die deutsche Armee besitzt gegenwärtig viel zu auffallende Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke. Einen roten Husaren sieht man als Glühwürmchen auf zwei Kilometer im Gelände herumstreichen, die glänzenden Beschläge der Kopfbedeckungen blitzen im Sonnenschein auf noch größere Entfernungen hin. Da ist Abhilfe nötig.

Ferner wird in Bezug auf den Aufklärungsdienst die Reiterei ihre Mannschaften noch tüchtiger durchzubilden haben als bisher, mehr und verstärkte Erkundigungstrupps (Patrouillen) aussenden und sie mit den schärfsten Ferngläsern ausrüsten müssen. Die Hauptsache wird aber sein, daß sie ihren Leuten die nötige moralische Widerstandskraft gegen die Folgen der Rauchfreiheit, die wir besprochen haben, verleiht. Und dies führt uns schließlich zu einer Folge des rauchfreien Pulvers, die wir bisher nur gestreift haben, obgleich sie von vielen für die wichtigste gehalten wird. Wir meinen den moralischen Einfluß. Die Ansichten darüber gehen vollständig auseinander, eine Entscheidung aber ist ohne die Erfahrung des Ernstkampfes unmöglich. Sicher dürfte soviel sein, daß es nicht leicht sein wird, die Leute an den Anblick der in Zukunft viel deutlicher sichtbar werdenden furchtbaren Szenen der Schlacht zu gewöhnen, aber ebenso sicher, daß bei dem Einzelnen durch die Rauchfreiheit das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen gefördert wird. Jedenfalls steht fest, daß die Zukunftskämpfe sowohl hinsichtlich des Gebrauchs der kom-

plizirten Waffen, als auch des Eindrucks der riesigen Verluste zu ihrer glücklichen Durchführung Truppen von vorzüglicher Beschaffenheit verlangen.

Wir sind also auf dem richtigen Wege, wenn wir nicht nur die Zahl unsrer Streitkräfte, sondern auch die Beschaffenheit derselben zu heben bestrebt sind. Nur gute Truppen werden Großes vollbringen, mittelmäßige oder gar mangelhafte werden niemals den erforderlichen moralischen Halt haben, mögen sie auch noch so zahlreich sein.

Im übrigen behält beim rauchfreien Pulver das alte Sprichwort Recht: Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird.

Berlin Hans Idel



Der Kronprinz Friedrich Wilhelm

Ein Bild von Freundeshand

Charakterbilder, von Freunden der Originale dargeboten, pflegen einerseits einem günstigen Vorurteil, anderseits aber auch einem gewissen Bedenken zu begegnen, zumal wenn der Gegenstand des Gemäldes nicht mehr unter den Lebenden weilt. Der Maler hat, sagen wir uns, als Freund diesen seinen Gegenstand häufiger, länger und aus größerer Nähe beobachten können als andre, aber er hat ihn mit den Augen des Freundes, also mehr oder minder befangen gesehen oder mit der rücksichtsvollen Hand eines solchen dargestellt, wobei nur oder doch vorzüglich die erfreulichen Züge zur Geltung kommen. Mit solchen Gedanken lasen wir die Anzeige der kleinen Schrift, die in diesen Tagen unter dem Titel Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freytag (Leipzig, Verlag von S. Hirzel) erschienen ist. Aber wir fanden uns in verschiedner Hinsicht beim Durchlesen der Schrift selbst enttäuscht: namentlich unsre zweite Voraussetzung traf nicht zu, der Verfasser hat vielmehr auch solche Züge im Charakter des verewigten fürstlichen Herrn wiedergegeben, die ein andrer befreundeter Beobachter wohl als bedenklich weggelassen hätte. Weit davon entfernt, ihm das zu verübeln, danken wir ihm vielmehr für die Überwindung, die es ihm ohne Zweifel gekostet haben wird, nach Möglichkeit die volle Wahrheit zu berichten. Er hat damit für die Geschichte gearbeitet und ihr ein Bild geliefert, das ausnahmsweise, obwohl von Freundeshand ausgeführt, ja gerade deshalb, besondern Wert besitzt. In der Freude

darüber fragen wir auch nicht nach den Gründen, die ihn veranlaßt haben konnten, der Wahrheit in so auffälliger Weise die Ehre zu geben, und begnügen uns mit der etwas pathetischen Versicherung des Verfassers, daß er „nicht imstande sei, vor der höchsten Erdenhoheit sein Urteil gefangen zu geben," und daß er glaube, „daß den Gebietern unsers Staates besser gedeihen muß, über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen." Andernfalls hätte sich wohl eine Erklärung in ähnlichen erstaunlichen Erscheinungen der jüngsten Zeit suchen lassen, z. B. in den Broschüren „Mitregenten und fremde Hände in Deutschland" und „Auch ein Programm aus den 99 Tagen," mit deren Verfasser Freytag gleichermaßen befreundet und gesinnungsverwandt ist. Aber gleichviel, man muß nicht zu viel wissen wollen, und man darf Vergangnes vergessen, wenn die Gegenwart erfreut. In dieser angenehmen Stimmung rechten wir auch darüber nicht mit dem Verfasser unsrer Flugschrift, daß er ihr, wohl nur, um ihr eine etwas ansehnlichere Seitenzahl zu verschaffen, als Anhang einige alte, schon abgedruckte Aufsätze, die teils wenig, teils gar nicht unter den Titel passen und überhaupt von geringer Bedeutung sind, und ein ebenfalls schon gedrucktes Gedicht beigegeben hat, das keinen Anspruch darauf hatte, wieder ausgegraben und aufgehoben zu werden.

Was über das Hauptthema, die Stellung des Kronprinzen zur Kaiserfrage, nach Erinnerungen aus den Tagen mitgeteilt wird, wo Freytag seinen fürstlichen Freund von der Grenze bis nach Reims begleitete, ist zwar unvollständig, aber neu und zum Teil sehr wichtig, insofern als es mehr Licht und ein ganz verschiednes Licht auf die Beweggründe wirft, nach denen der Kronprinz sich für die deutsche Kaiserkrone begeisterte, als Dr. Geffken, ein andrer Freund des verewigten Herrn und Freytags, mit seiner berüchtigten Veröffentlichung über dieses Interesse zu verbreiten suchte. Im Folgenden geben wir eine Zusammenstellung des hauptsächlichsten aus jenen Mitteilungen, wobei wir uns bisweilen etwas zwischen den Zeilen zu lesen erlauben werden, unser Ergebnis aber wohl für uns behalten dürfen, da wir sicher sind, daß unsre Leser dasselbe thun und ähnliches gewahren werden.

Am 11. August machte das Hauptquartier, mit dem Freytag in den Krieg gezogen war, in dem Vogesendorfe Petersbach einen Rasttag, und der Kronprinz hatte mit Freytag hier vor seinem Quartier eine Unterredung, wobei er zunächst von einer Denkschrift für den Bundeskanzler sprach, in der er diesem auseinandergesetzt hatte, was ihm als nach Beendigung des Krieges für Deutschland wünschenswert erscheine, und die er Freytag einige Tage zuvor zu lesen gegeben hatte. Dann begann er: „Und was soll mit Deutschland werden, welche Stellung soll der König von Preußen nach dem Kriege erhalten?" Der Gefragte antwortete: „Wenn es ein Friede wird, wie wir ihn jetzt hoffen dürfen, so ist die Mainlinie kein Hindernis mehr, die Süddeutschen können unter ähn-

lichen Bedingungen wie die Staaten des Nordbundes in den Bund treten, und wir dürfen hoffen, daß sie dies selbst wollen, wenn auch nicht sämtlich so warm wie Baden." Das fand der Kronprinz selbstverständlich, aber er fragte wieder: „Und was soll der König von Preußen werden?" Freytag erwiederte: „Kriegsherr des neuen Bundes. Braucht man dafür einen Namen, so wird dieser sich wohl finden. Im Notfalle kann man ja eine uralte volkstümliche Bezeichnung zu neuer Ehre erheben und den königlichen Titeln die Worte Herzog von Deutschland beizufügen. Die Preußen begehren für ihren König keinen neuen Namen, nur die Macht." Da aber brach der Kronprinz stark heraus, und sein Auge leuchtete. „Nein, rief er aus, er muß Kaiser werden!" „Betroffen sah ich auf den Herrn, erzählt der Verfasser weiter; er hatte seinen Generalsmantel so umgelegt, daß er wie ein Königsmantel seine hohe Gestalt umschloß, und um den Hals die goldne Kette des Hohenzollernordens geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und schritt gehoben (wir würden das, wenn wirs ins Englische zu übertragen hätten, mit strutted wiedergeben) auf dem Dorfanger dahin." Tableau, bei dem wir begreifen würden, daß „der Hörer diesen Ausdruck warmen Begehrens bei dem künftigen Könige von Preußen ohne Begeisterung vernahm," auch wenn er das nicht mit geschichtlichen und politischen Gründen motivirte. „Den Einwurf, daß die süddeutschen Könige schwerlich mit solcher Einrichtung zufrieden sein würden, beantwortete der Herr mit der Annahme, daß bereits die Macht vorhanden sei, Widerstrebende zu nötigen. Die naheliegenden Bedenken hiergegen hörte er geduldig an; dann wurde er selbst beredt und sprach von der Bedeutung und hohen Würde des deutschen Kaisertums; daß die Kaiserwürde zuletzt an Wert und Ansehen gering geworden sei, räumte er ein, »aber das soll jetzt anders werden.« Er gab bereitwillig zu, daß die Wiederbelebung des Kaisertums etwas weit besseres schaffen müsse, als in frühern Jahrhunderten bestanden habe, konnte aber nicht dem Gedanken entsagen [seinem Hauptgedanken und ersten und letzten Beweggrund bei der Sache, wie man sieht], daß der König von Preußen als Kaiser von Deutschland Erbe der alten tausendjährigen Würden und Ehren sein werde." Dies und ähnliches wurde lange verhandelt, nicht alles zum erstenmale; denn schon während des Reichstags von 1867 hatte der Kronprinz einer Auseinandersetzung Freytags, in der er seiner bürgerlichen Auffassung des fürstlichen Berufs Worte gegeben hatte, dadurch ein Ende gemacht, daß er lebhaft herausgebrochen war: „Hören Sie an. Als ich während der französischen Ausstellung mit meinem Vater in Paris war, sandte Kaiser Napoleon die Anfrage: Da der Kaiser von Rußland seinen Besuch angekündigt habe, so wünsche er von dem Könige zu erfahren, wie dieser es mit den Rangverhältnissen der hohen Gäste gehalten haben wolle, er, Napoleon, werde alles nach dem Wunsche des Königs einrichten. Da antwortete mein Vater: »Dem Kaiser gebührt immer der Vorrang.« — »Das soll aber kein Hohenzollern

sagen, und das darf für keinen Hohenzollern gelten,« schloß er heftig. Diese Worte, schließt Freitag seine Mitteilung, gestatteten, tief in sein Gemüt zu sehen, er war erfüllt von dem fürstlichen Stolze, der das Höchste für sich begehrt, und die höchste fürstliche Stellung war für ihn die unter der Kaiserkrone. So tief war diese Forderung in seinem Wesen begründet und so eng verbunden mit seiner Auffassung von fürstlicher Hoheit, daß alles weitere Einreden nichtig sein mußte." So verhält sichs auch in Petersbach. Wenn er dort und später an die Kaiserkrone dachte, so stand ihm dabei Erhöhung des Glanzes seines Hauses und sein eignes Zukunftsbild vor Augen, aber nicht oder doch nur sehr entfernt die Einheit Deutschlands und seiner Lebensinteressen, die diese Krone für uns in sich birgt und versinnbildlicht; wenigstens enthalten die Berichte Freytags nichts, was von solcher patriotischen Auffassung der Angelegenheit erzählte oder mit einiger Sicherheit darauf schließen ließe. Daraus Folgerungen zu ziehen, überlassen wir unsern Lesern; es lassen sich viele und darunter sehr wichtige daraus gewinnen.

Aus den Bemerkungen, die der Verfasser aus späterer Erfahrung hinzufügt, heben wir zunächst folgende hervor. Das Gemüt des Kronprinzen war „weich und warm, menschenfreundlich und opferbereit, und wo er vertraute, gab er mehr von seinem Wesen als wohl ein andrer Fürst. Aber untilgbar haftete in seiner Seele die herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand; wo er Veranlassung hatte, sich an seine eignen Ansprüche zu erinnern, war er hochfahrender als andre seiner Standesgenossen, und wo er nicht gemütlich stark angezogen wurde oder durch volkstümliches Gebahren wirken wollte, betrachtete er die Menschen unwillkürlich nach den Abstufungen, welche die Monarchie auch denen zuteilen möchte, die nicht im Dienste stehen. Er scherzte gern über die feinen Unterschiede und Bedeutungen der preußischen Orden und Bänder, ihm selbst aber wäre es als eine ernste Sache erschienen, den unfertigen Schwanenorden, der durchaus nicht gelingen will, und ähnliches einzurichten, was die Stufenleiter aller, die unter dem Regenten stehen, verlängert. Einzelheiten der Zeremoniells, Einrichtung von Festlichkeiten, bei denen der Fürst sich als Mittelpunkt prächtig darstellt, waren für ihn von Wichtigkeit, sein Banner und am Ende des Jahres 1870 die Erfindungen Stillfrieds, eigne Krone und neue Wappen für ihn und die Kronprinzessin, waren ihm ernste Angelegenheit." Der Kronprinz hatte in der oben erwähnten Denkschrift für den Bundeskanzler „sich enthalten, etwas von dem zu erwähnen, was für ihn das Wichtigste war." Erst am 20. August, wo er in das große Hauptquartier nach Nancy gefahren war, hat er davon gesprochen [nicht zum Kanzler, der sich gar nicht in Nancy befand], und in Reims sagte er, „daß Graf Bismarck den Gedanken zu wohlwollender Erwägung aufgenommen habe." Freytag meint, daß der letztere „als Preuße gerade keine Begeisterung für solche prächtige Zugabe zu wirklicher Macht gehabt haben wird, und daß er als

Staatsmann für unzweckmäßig gehalten hat, sich die Freiheit des Entschlusses durch irgend eine Verpflichtung zu beschränken, daß er aber den Herzenswunsch des Thronfolgers [der inzwischen, wie unsre Leser wissen, eine wesentlich andre Gestalt angenommen hatte] allmählich aufnahm und in seiner Weise möglich und durchführbar machte.“ „Jedenfalls — sagt Freytag — war er es, der dem Gedanken, soweit er ihm zweckmäßig erschien, zum Leben verholfen hat. Der Kronprinz aber bewahrte die Auffassung, daß die neue Kaiserwürde nur dann die rechte Weihe erhalte, wenn sie als Fortsetzung jener alten römisch-kaiserlichen Majestät betrachtet werde, und er war es, welcher bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags 1871, zum Erstaunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachsenkaiser in die moderne Eröffnungsfeier hineinschob.“

Von dem Verhältnis des Kronprinzen zu seiner Gemahlin berichtet Freytag wiederholt. Wir geben nur folgendes wieder. „Seine Hingabe und Unterordnung [!] unter die geliebte Frau war eine völlige. Sie war die Herrin seiner Jugend, die Vertraute aller seiner Gedanken, seine Ratgeberin, überall, wo sie Rat zu geben geneigt war. Anlage der Gärten, Schmuck der Wohnung, Erziehung der Kinder, das Urteil über Menschen und Ereignisse [!], alles richtete er nach ihrer Persönlichkeit. Durch glückliche Jahre hatte sie mit Eifer und zuweilen mit Geduld dahin gearbeitet, in der Seele des Gemahls die Interessen großzuziehen, die ihr am Herzen lagen, und er empfand, was in ihm lebendig geworden war, als ihr Werk. Ihm war, als hätte er erst durch sie sehen, fühlen, das Wahre erkennen, das Schöne genießen gelernt. Es war leicht zu verstehen, daß solche Herrschaft einer Frau dem Manne, dem künftigen Regenten von Preußen Schwierigkeiten und Kämpfe zu bereiten drohte, größere vielleicht der Frau selbst, welche da führte und hob, wo es dem Weibe Bedürfnis ist geleitet zu werden.“

Über den Kronprinzen in der Zeit nach 1871 schreibt Freytag u. a. folgendes: „Nach seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helme geschritten ist, in der Auffassung des Volkes [natürlich des Volksteiles, der für Freytag das Volk bedeutet, der liberalen Partei] ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen [z. B. für die der Patrioten Virchow, Richter und Kompagnie], denen die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte, kaum war ein schöneres und mehr glückverheißendes Dasein zu denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdischer Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden. Für die Nation waren die siebzehn Friedensjahre, in welchen Kaiser Wilhelm uns noch erhalten blieb, eine Zeit des friedlichen Gedeihens, für den neuen Staat, im ganzen betrachtet, eine glückliche Periode des allmählichen Einlebens

in die Seelen und Gewohnheiten der Deutschen. Das Wesen des alten Kaisers, welcher die Macht liebte, aber, wo es sich um Ernstes handelte, den Schein gering achtete, der durchaus nicht bereitwillig die Kaiserkrone auf sein Haupt genommen hatte, der von den angebornen Rechten der deutschen Fürsten hoch dachte und dieselben, wo er irgend konnte, sorgsältig zu berücksichtigen bestrebt war, dieses ruhige, maßvolle Wesen eines bejahrten Herrn, der schon durch sein Alter vielen der Anspruchsvollen Ehrfurcht einflößte, war wie von der Vorsehung zuerteilt, um dem deutschen Landesherrn den Übergang in das neue Wesen möglichst schmerzlos zu machen. Auch im Volke standen die Parteien unter dem Zauber dieser greisen Gestalt, die immer ehrwürdiger wurde, zuletzt wie ein Wunder erschien und berechtigte wie unberechtigte Ansprüche allein durch ihre Dauer auf die Zukunft verwies. Aber der ihm am nächsten stand in Ehren und in der Zuneigung des Volkes, verlebte diese Zeit der Einrichtung eines neuen Lebens, die Feststellung des Kaiserreichs, das gerade er so heiß ersehnt hatte, zur Seite stehend, in thatlosem Harren. Er fühlte die Leere, eine gewisse Ermüdung trat ein, Verstimmung überkam ihm, welche immer größer wurde. Daß die Einwirkung dieser Zeit den Kronprinzen so sehr niederdrückte, lag zum großen Teil in seiner Natur, die durchaus nicht aktiv war. Wäre er mit rüstiger Thatkraft ausgestattet gewesen, so würde er trotz mancher Hindernisse eine Beteiligung an der Staatsregierung auf allen Gebieten durchgesetzt haben, welche dem Vater nicht vorzugsweise am Herzen lagen. Doch er besaß zwar den Fleiß und die Pflichttreue der Hohenzollern in der Erfüllung einer gestellten Aufgabe, aber nicht die Unternehmungslust und Schaffensfreude, und auf den wichtigsten Gebieten der Verwaltung wohl auch nicht das Geschick zu befehlen, wie etwas werden sollte. Was der Kaiser nach dem Jahre 1870 that, um ihm eine bestimmte Thätigkeit zuzuteilen, das reichte nicht aus. Der Kronprinz erhielt die Inspektion über die süddeutschen Armeekorps und übte durch sein Erscheinen in der That eine sehr wohlthätige Einwirkung aus, aber diese Thätigkeit war doch nicht viel andres als fürstliche Repräsentation. Er wurde zum Protektor der Museen, der Kunstangelegenheiten ernannt, was ihm wohl mehr nach dem Herzen war. Er wurde nach dem Beispiel seiner Gemahlin auch ein warmer Beförderer des Kunsthandwerks, er hat in diesen Richtungen und bei zahlreichen gelegentlichen Ehrenvorsitzen durch seine warme Beistimmung und zuweilen durch seine Einwirkung auf die Regierung allerlei Förderliches gethan, aber solche Thätigkeit auf Seitenpfaden war zuletzt für einen großen Fürsten nur Zeitvertreib und Spiel. Noch einmal hob sich seine Kraft, als er im Jahre 1878 nach der Verwundung des Kaisers zur Stellvertretung berufen wurde. Die gehäufte Arbeit, die Verantwortung, das hohe Amt gaben ihm eine Zeit lang Spannung und seinem Geiste neue Schwingen, zur Freude und Überraschung seiner Umgebung. Aber mit dieser verantwortlichen Thätigkeit entwich wieder der Lebensmut. Er gab sich mit

Vorliebe trüben Gedanken und pessimistischen Stimmungen hin, er trug sich zuweilen mit der Idee, im Fall eines Thronwechsels dem Throne zu entsagen und dem Sohne die Regierung zu überlassen. Sogar die Zureden der Kronprinzessin vermochten diesen Trübsinn nicht auf die Dauer zu bannen. Er kümmerte sich noch in seiner Weise um Staatsangelegenheiten, er sah zuweilen zu vertraulichem Gespräche Mitglieder der freisinnigen Partei und sprach dann wohl seine Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der Regierung aus, aber die Zunahme der Ermattung in seinem Wesen wurde solchen, die ihn in seiner Jugend gekannt hatten, zu bitterm Leide bemerkbar. Er begann an Geist und Leib zu altern, und schon lange bevor die furchtbare Krankheit an ihm zu Tage kam, durfte man trauernd sagen, daß sein Lebensmut nicht mehr der eines Mannes war, welcher demnächst für seine Nation die Kaiserkrone tragen sollte. Solchem Schicksal gegenüber ist es, sagt Freytag, vermessen, zu streiten, wie er als Herrscher geworden wäre. Die auf ihn hofften, wollten an ihm sehen, was sie am meisten begehrten, und die besorgt sein Wesen abschätzten, vermochten nicht zu beurteilen, was das Amt und die Herrschaft in einem gesunden Herrn an Kräften und Neigungen entwickelt hätte. Er war ein warmer Protestant, in allen religiösen Fragen von einziger Duldsamkeit, und zu seinen stärksten Abneigungen gehörte die gegen engherzige Pfaffen. In der Staatsverwaltung widerstrebten ihm Polizeiwirtschaft und Bevormundung, den Gemeinden wünschte er ausgedehntes Selbstregiment, jeder ehrlichen Thätigkeit die freieste Bewegung. Das aber waren bei ihm Stimmungen, denen die Kenntnis der Zustände im Volke nicht ganz entsprach, und es wäre ihm schwer geworden, seinen Willen gegenüber gewandten Einwürfen aufrecht zu erhalten. Denn er war kein Geschäftsmann, sein Urteil war in großen Angelegenheiten nicht geprüft, und auch wo er einmal lebhaft wollte, war er in der Ausführung abhängig und unsicher. Nach dieser Richtung war er mehr gemacht, geleitet zu werden als andre zu führen."

Andre, die Gelegenheit gehabt haben, dem Kronprinzen im Leben näher zu treten, werden diesen Urteilen nur beipflichten können; aber es war ein Verdienst, sie öffentlich auszusprechen.





Immermanns Theaterleitung



In der Geschichte des deutschen Theaters bildet Immermanns Leitung des Düsseldorfer Stadttheaters in den Jahren 1832 bis 1837 ein tragisches Kapitel. Zum erstenmale wurde dort von einem Nichtschauspieler und Nichtgeschäftsmann, ohne Unterstützung eines über Reichtümer und Macht gebietenden Fürsten, bloß mit Hilfe einer als Aktiengesellschaft sich vereinigenden Anzahl von Theaterfreunden der Versuch gemacht, eine Bühne mit hohen künstlerischen Zielen zu gründen und zu erhalten, und dieser Versuch scheiterte. Aber nicht so, daß er ein für allemal von ähnlichen Unternehmungen abgeschreckt hätte. Denn seither sind sie öfter gewagt worden, und mit wirklichem Erfolg. Das ist es, was Immermanns Unternehmen wirklich tragisch erscheinen läßt. Ging sein Theater auch unter, so siegte doch seine Idee; an andern Orten und einige Zeit nachher erstand sie wieder, und keinesfalls ist Immermanns Mühe und Arbeit vergeblich gewesen. Aber wie bei allen tragischen Erscheinungen die Meinungen über Schuld oder Unschuld des Helden auseinandergehen, so sind auch die Urteile über Immermanns Theaterleitung bis in unsre Zeit sehr verschieden gewesen. In den Kreisen der Schauspieler und Theaterpraktiker ist Immermann als Theaterleiter einer zähen Überlieferung zufolge in Verruf. Die Theaterleute vom Handwerk urteilen so, wie viele ihresgleichen schon zu des Dichters Lebzeiten gesprochen haben: sie spotten über die „gelehrte Bühne" des Düsseldorfer Intendanten; sie werfen ihm vor, er hätte das Theater nur zu Experimenten mit bühnenunfähigen Dramen benutzt; die große Kunst, auf die sich die Praktiker so viel einbilden, es dem Publikum recht zu machen, hätte Immermann nicht verstanden. Und auch von den Geheimnissen der Schauspielkunst nichts! Otto Devrient, der Geschichtschreiber des deutschen Schauspiels, der mit dem Dichter selbst in Briefwechsel stand, hat alle Vorwürfe des Theatervolkes gegen Immermann in seinem großen Werke zusammengefaßt und gleichsam dogmatisirt. Ein andrer, mehr lokaler Schriftsteller der Rheingegend, Friedrich Röber, hat ebenfalls die Immermannsche Theaterleitung im Lichte der Schauspielerüberlieferung geschildert, und sehr viel andre, seinem Charakter ungünstige Gerüchte haben sich in Biographien Grabbes (der als Theaterrezensent eine Zeit lang in Düsseldorf wirkte) und an verschiednen andern Orten fortgeschleppt. Die Lebensbeschreibung Immermanns, die seine

Witwe durch Gustav von Putlitz 1870 herausgeben ließ, erzählt zwar in ausführlicher Weise von der dramaturgischen Wirksamkeit des charakter- und geistvollen Schöpfers des „Oberhofs," aber ohne sich mit den fremden Urteilen über sein Theater kritisch auseinanderzusetzen. Da aber der gesamte und sehr reichhaltige Nachlaß des Dichters noch vollständig erhalten ist (bei seiner Tochter, der Geheimrätin Geffcken), so war es ein lobens- und dankenswertes Unternehmen Richard Fellners, die Geschichte von Immermanns Thätigkeit als Dramaturg zu schreiben, die Urteile über sie zu prüfen und den wahren Wert des Düsseldorfer Stadttheaters zu ermitteln. Dies ist der Zweck seines leider etwas umfangreichen Buches: Geschichte einer deutschen Musterbühne. Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf (Stuttgart, Cotta, 1888).

Schon der Titel verrät die apologetische Tendenz Fellners, und auf die Gefahr hin, mit der bei den Theaterleuten beliebten Formel „Davon versteht der Laie nichts" abgetrumpft zu werden, gestehen wir von vornherein, daß wir uns im großen und ganzen mit der Auffassung Fellners von dem hohen Wert und der einsichtigen Wirksamkeit Immermanns als Dramaturgen einverstanden erklären. Als Immermann seine dramaturgische Arbeit begann, stand es um das deutsche Schauspielwesen nicht gut. Goethe hatte schon längst die Leitung des Weimarer Theaters aus der Hand gegeben, Iffland lebte nicht mehr, Schröder hatte ebenfalls keine Nachfolge gefunden, nur in Wien hatte Schreyvogel das Burgtheater gefördert, aber er mußte einem adlichen Intendanten weichen, der nichts verstand. Die Herrschaft Raupachs hatte ein leeres, auf Stelzen einherschreitendes Pathos eingebürgert, und die Schauspieler hatten verlernt, gut und charakteristisch zu sprechen. Zwei große Schulen, die Schrödersche und die Goethische, hatten in dieser Zeit noch Spuren hinterlassen, fortgebildet worden ist keine. Die wichtigste Pflicht einer guten Bühne, ein wohl eingeübtes Zusammenspiel, wurde kaum noch unter des vortrefflichen Schreyvogel Leitung im Burgtheater zu Wien beobachtet. Statt dessen aber machten sich die Virtuosen breit, die einzelnen Talente, die sich mit ihrem Spiel auf Kosten des Ganzen hervordrängten, die Absichten der Dichter ihrem persönlichen Belieben hintanstellten und alles eher als den poetischen Gehalt der großen Dichtungen zur Darstellung brachten. Der Schauspielerstand war auch nicht geordnet genug. Nur die wenigen Hofbühnen stellten die Mitglieder auf Dauer an, an den Provinzialbühnen wurden sie meist auf eine Spielzeit angestellt, sodaß sich selten ein gutes Zusammenspiel bilden konnte. Die Rechtsverhältnisse zwischen Schauspieler und Direktor waren noch so wenig geordnet, daß jedes Mitglied, wenn es ihm gerade gefiel, im wichtigsten Augenblick durchgehen konnte, ohne es mit den andern Theaterdirektoren zu verderben. Und das schlimmste war, daß an der Spitze der führenden Hofbühnen Intendanten standen, die gar nichts vom dramaturgischen Beruf besaßen, sondern bloß durch

ihre höfische Würde zu dem Posten bestimmt wurden. Die Erkenntnis, daß der Intendant Fachkenntnisse besitzen müsse, war damals den maßgebenden Hofkreisen noch nicht aufgegangen. Das Theater wurde nur als Vergnügungsanstalt betrachtet. Aber auch das Publikum, zumal der kleinen Städte, war noch nicht gebildet genug und ließ sich von denselben Brettern, auf denen heute z. B. der „Don Juan" gespielt wurde, morgen läppische Bauchrednerkünste bieten. Dieses Deutschland der langen Friedenszeit nach den heldenhaften Befreiungskriegen war noch sehr philiströs, wohl auch arm, und die Reichen hatten kein genügendes Interesse am Theater. Die mittelmäßigste Lustspielware fand mehr Teilnahme als alle klassische Tragödie. Auch war die unumgängliche Trennung von Oper und Schauspiel noch nicht überall vollzogen; dieselbe Bühne wurde heute für das Drama, morgen für das Ballet benutzt. Das Beispiel, das Kaiser Josef II. in Wien mit der strengen Trennung der beiden Formen gegeben hatte, als er das k. k. Hof- und Nationaltheater 1776 gründete, hatte keine Nachahmung gefunden. Und mit den Ausstattungskünsten der Oper konnte das Schauspiel nicht den Kampf aufnehmen, es litt darunter.

Alle diese Übelstände hatte der Landgerichtsrat Immermann auf seinen in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre jährlich von Düsseldorf aus durch Deutschland unternommenen Ferienreisen schmerzlich kennen gelernt. Denn seine dichterische Seele hing mit aller ihrer tiefen Leidenschaft am Schauspiele. Von Jugend auf hatte er dem Theater seine Neigung gewidmet. Als Dramatiker hatte er sich zuerst einen in ganz Deutschland berühmten Namen geschaffen, als Dichter des „Trauerspiels in Tirol," des „Kaiser Friedrich," der „Alexis"-Trilogie. Aber wegen der ängstlichen politischen Verhältnisse konnte er auf den Bühnen nicht festen Fuß fassen, obgleich seine Hofer-Tragödie die Feuerprobe der Aufführung glücklich bestanden hatte. Sein „Alexis" wurde vom Grafen Redern, dem Intendanten des Berliner Hofschauspiels, trotz anfänglichen Entgegenkommens nicht aufgeführt, einzig aus Rücksicht auf den Petersburger Hof, dem diese Tragödie allerdings keine Schmeicheleien sagte. Erst in seinem eignen Theater vermochte Immermann endlich seine eignen Werke teilweise zur Geltung zu bringen. Nur allmählich und kaum mit bewußter Absicht geriet er in die Bahn, die ihn schließlich zu einem Intendanten machte. Um dieselbe Zeit nämlich, wo Immermann in der Rheinstadt lebte, nahm sie von andrer Seite einen unvergeßlichen Aufschwung. Erstens durch den in ihre Mauern verlegten Hof des kunstliebenden Prinzen Friedrich von Preußen, der die in den Franzosenkriegen gewonnene Rheinprovinz an das alte Königreich enger zu fesseln berufen war, sodann aber durch die neubelebte Kunstakademie, an deren Spitze Schadow gestellt worden war und die sich rasch mit hervorragenden Talenten wie Lessing, Schirmer, Sohn, Bendemann u. a. füllte, denen dann wieder viele Schüler zuströmten. Diese Akademie mit ihrer lebens-

freudigen, für alle künstlerischen Unternehmungen begeisterungsfähigen Jugend gab bald der Stadt ihr Gepräge. Dazu kamen noch, vom glücklichen Zufall gelenkt, hervorragende Männer der Litteratur und Wissenschaft, wie Schnaase und Üchtritz, nach Düsseldorf, es entwickelte sich ein lebhaftes geselliges Treiben von Dilettantentheatern, Maskenfesten, Vorleseabenden, und Immermann, von Haus aus zwar zur Einsamkeit geneigt, wurde mit in diese geistreiche Gesellschaft hineingezogen, um bald die erste Geige in ihr zu spielen. Nach Art Tiecks, den er als Dramaturgen sehr verehrte und öfters in Dresden besucht hatte, las er öfter hervorragende Dichtungen vor einem großen Kreise von Zuhörern vor; in den Dilettantentheatern spielte er selbst so gut mit, daß er scherzhaft sagen konnte, zur Not könnte er sein Brot als Schauspieler verdienen. Unzufrieden mit den Leistungen des ärmlichen Theaters, das bestand, versuchte er, von seinen Freunden unterstützt, endlich selbst „Mustervorstellungen“ zu veranstalten, nachdem er von der Truppe einmal eingeladen worden war, die Einstudirung seines „Hofer“ zu leiten. So wurde er die Seele jener prächtigen Gesellschaft, mit deren hervorragendsten Mitgliedern ihn schon lange warme Freundschaft verband, und so entstand allmählich der Plan, das Düsseldorfer Theater ganz in die Hand zu nehmen und ihm durch reichere Mittel und sorgfältigere Pflege einen künstlerischen Aufschwung zu geben. Sein Amt am Landesgericht versah Immermann zwar stets mit großer Gewissenhaftigkeit und Einsicht; er hat manche juristische Abhandlung in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht. Aber seine Neigung galt doch nur der Kunst, dem Drama. Er hatte die Beamtenlaufbahn nur von der Not gedrängt betreten, und die Hoffnung, sich ausschließlich seinem natürlichen Künstlerberufe widmen zu können, wurde für ihn eine leidenschaftlich ergriffene Wendung des Lebens. Seine gesellschaftliche Stellung wurde überdies in Düsseldorf auch durch sein von aller Welt nachsichtig beurteiltes Verhältnis zu der geistvollen Gräfin Elise von Lützow-Ahlefeld gefördert. Diese um acht Jahre ältere Frau hatte sich 1821 in Münster in den damals dort als Auditeur des Garnisonsgerichts bestellten jungen Dichter Immermann leidenschaftlich verliebt, hatte sich dann von ihrem großmütigen Gatten, dem Grafen Lützow, scheiden lassen und war dem Geliebten 1825 nach Düsseldorf nachgezogen, wo sie bis 1839 mit ihm lebte, anfänglich sehr zurückgezogen, bald aber als der glänzende Mittelpunkt seines Kreises.

So war der Boden vorbereitet, auf dem sich Immermanns Theater erheben sollte. Aber die Hauptsache war er selbst, sein Geist gab dem jedenfalls kühnen Unternehmen, ohne staatliche oder höfische Unterstützung eine Musterbühne zu schaffen, das Gepräge. Der wesentliche Unterschied von allen andern Theaterleitungen war der: Immermann hatte nicht bloß den außerordentlich gebildeten litterarischen Geschmack, er war nicht bloß mit der dramatischen Produktion seiner Zeit unzufrieden, er hatte nicht bloß Ursache, über

den Verfall der Schauspielkunst zu klagen, sondern was mehr als alles das wiegt: er stand über dem Publikum, er stellte sich zur Aufgabe, dieses wetterwendische Volk zum Genuß hoher Kunst zu erziehen, er war nicht gewillt, mit dem Strome zu schwimmen, es sollte nicht bloß für die Füllung der Kassen um jeden Preis gespielt werden, und sein Theater war doch von der Teilnahme dieses seines nun einmal nicht anders gebildeten Publikums abhängig, um bestehen zu können. Wie sich nun Immermann zum Publikum stellte, wie er zwischen den beiden Forderungen des Ideals und der Wirklichkeit sich während der fünf Jahre seiner Theaterleitung mit täglich wechselnden Stimmungen, bald fluchend, bald fröhlich und zufrieden hindurcharbeitet, das ist wohl das merkwürdigste Schauspiel in der ganzen Geschichte derselben. Denn diese Aufgabe wurde ihm schwerer als irgend einem spätern berühmt gewordenen Bühnenleiter gemacht. Zwar lebte in Düsseldorf eine begeisterungsfähige Künstlerjugend, doch sie konnte nicht die täglichen Gäste für ein Theater liefern. Die Stadt selbst war aber zu klein, um ein ausreichendes Stammpublikum empfänglicher und urteilsfähiger Menschen zu stellen. So war denn Immermann fort und fort gezwungen, mit dem herrschenden Geschmack für Ausstattungswerke, für triviale, hausbackene Lustspiele, für Opern, die ihm gründlich gleichgiltig waren, zu paktiren. Er mußte die Presse zu Hilfe nehmen, um durch gute Rezensionen der Vorstellungen, durch die den geplanten Neuaufführungen vorausgeschickten litterarischen Abhandlungen über klassische Werke die Aufmerksamkeit und Achtung von vornherein zu bestimmen; ja sogar Rezensionen seiner Vorstellungen selbst zu schreiben nahm er keinen Anstand, und Freund Grabbe, der nach Mendelssohns Abgang als Bettelmann von Detmold nach Düsseldorf herübergekommen war, stellte sich voller Begeisterung als Kritiker in Immermanns Dienst. Alle diese Handlungen waren ebenso loyal als gerechtfertigt; es hats mancher Theaterleiter nachher ebenso gemacht, und alle Staatsmänner machen es jetzt gerade so. Nicht absichtslos erinnern wir an die staatsmännische Thätigkeit, denn in der That liefert die Arbeit eines Theaterdirektors das Abbild einer solchen im kleinen. Als Immermann 1832 endlich das auf eine Aktiengesellschaft gegründete Stadttheater in selbständige Leitung übernahm, offenbarte sich, wieviel Arbeitskraft und wieviel tüchtiger politischer Sinn in diesem deutschen Dichter steckte. Von seinem Amt am Landesgericht nahm er auf ein Jahr Urlaub, um sich nun Tag und Nacht den Theatergeschäften zu widmen. Von da ab schien es, als ob er sich vervielfältigt hätte. Er selbst prüfte und mietete die Schauspieler und Schauspielerinnen, er entwarf die Theaterordnung, die Programme, die für das Publikum bestimmten Aufsätze. Er selbst studirte den Schauspielern in vielfachen Lese-, Sprech-, Zimmer-, Theater-, Kostüm- und Dekorationsproben die aufzuführenden Stücke ein, und die Arbeit dabei war um so größer, als Immermann von Grund aus das künstlerische Spiel vorbereiten mußte. Er mußte seine Schauspieler erst zum

guten Sprechen erziehen, und dies setzte wieder das volle Verständnis des darzustellenden Dramas und seines Dichters voraus. Er mußte also zuvörderst in einem Vortrage seinen Künstlern das Werk erklären, beleuchten, analysiren — Muster dramaturgischer Kritik, die Fellner mit Recht vollständig abgedruckt hat. Bei Shakespeare, Calderon, ja auch bei Schiller und seinen eignen Werken hatte er die Aufgabe, die Dramen für die Bühne einzurichten, umzuarbeiten, ihr anzupassen. Ämter, die heutzutage an jedem größern Theater verschiednen Personen zufallen, füllte er alle selbst aus. Auch die Kassenführung, den Verkehr mit dem Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft hatte er zu besorgen. Die meiste Sorgfalt verwendete Immermann auf das gute Zusammenspiel seiner Truppe. Da sein Unternehmen sparsam mit dem Gelde umgehen mußte, so war ihm manche erste Kraft zu teuer; er mußte junge, begabte, aber billigere Künstler sich erst erziehen. Das verringerte nicht die Arbeit, aber es war ihm gerade recht, da die ersten Kräfte nur zu oft aus dem Zusammenspiel herauszutreten strebten, was er ganz vermeiden wollte. Das Ideal der Schauspielkunst lag ihm in der Mitte der beiden großen Traditionen Goethes und Schröders. Goethe legte das Hauptgewicht auf die kunstvolle, gehobene, poetische Sprechweise, das mimische Spiel sollte gerade nur auf die notwendige Begleitung der Rede beschränkt bleiben; Schröder war realistischer, ihm stand die körperliche Beweglichkeit des Schauspielers in erster Reihe. Beide Schulen waren im Verfall: die akademische war ins Deklamiren geraten, die realistische ins übertriebene Nachahmen der Wirklichkeit. Für Immermann war es aber Grundgesetz, das Spiel dem künstlerischen Charakter der Dichtung anzupassen. In allererster Linie stand ihm die aus dem reinsten Verständnis der dichterischen Absicht getroffene Wahl des Grundtons in der szenischen Darstellung. Calderon mußte anders als Shakespeare gespielt werden: dort mußte die Rede poetischer, hier die Mimik und Bewegung realistischer behandelt werden. Die Vorwürfe, die Devrient gegen Immermann erhebt, indem er seine Pflege der Sprechkunst tadelt, weist Fellner als durchaus ungerechtfertigt und auf Mißverständnis Immermannscher Äußerungen beruhend zurück. Er weist auch zutreffend nach, daß Laube, der angesehenste Dramaturg und Begründer des Burgtheaterruhmes, keine andern Grundsätze als die Immermanns gehabt hat. Laube ist in der That diesem Vorgänger weitaus gerechter als alle seine andern Beurteiler geworden. Und für den unbefangnen Leser werden alle dramaturgischen Verordnungen Immermanns, die uns Fellner mitteilt, wie etwas selbstverständliches, gegenwärtig allgemein übliches und anerkanntes erscheinen, sodaß es wirklich zu verwundern ist, warum dem Dichter noch immer der böse Ruf des „gelehrten" Theaterdirektors im Gegensatz zum „praktischen" anhängt. Nur mit der unglücklichen Formel, die Fellner für Immermanns dramaturgische Grundsätze gefunden hat, können wir uns nicht befreunden. „Ein geläuterter Naturalismus tritt uns auf seiner Bühne entgegen," sagt Fellner. So darf man

Immermanns Ideal von Schauspielkunst nicht fassen, wenn man selbst erst nachdrücklich den Ausgang des Dichters von Weimar betont, wenn man auf den entscheidenden Eindruck hingewiesen hat, den das in Halle von dem Studenten Immermann (1819) mit angesehene Spiel Wolffs in unverlöschlicher Begeisterung hinterlassen hatte, wenn man ferner weiß, daß Immermann stets den wesentlichen Gegensatz zur Natur in der Kunst hervorgehoben hat, so in dem „Blick ins Tirol," wo er von einem Besuch des Pradler Bauerntheaters anmutig erzählt und darauf hinweist, daß die naturalistischen Schauspielerinnen auf ihrer Bühne einen eignen Tanzschritt gingen, um sich nur ja von der prosaischen Alltäglichkeit in eine künstlerische Sphäre zu erheben. Wenn man eine Formel für Immermanns dramaturgisches Ideal schaffen will, muß man umgekehrt sagen: er war ein realistischer Idealist, auf den Idealismus muß man den Nachdruck legen. Er ließ sich gern die Mitwirkung seiner lieben Maler zur Schaffung prächtiger Dekorationsstücke gefallen, die nun auch den Calderonschen Werken („Der standhafte Prinz" und „Der wunderthätige Magus") zu gute kamen. Aber er dachte vom Werte der Ausstattung gerade so wie Laube: sie durfte sich nicht selbst breitmachen, die Aufmerksamkeit der Zuschauer sollte nicht vom Spiel, von der Rede und von der Handlung abgelenkt werden; trug er sich doch mit der Absicht, die alte Shakespearesche Bühne herzustellen, „Romeo und Julia" wurde sogar auf einer ganz eigens hergestellten, der Bühne Shakespeares ähnlich gemachten Szene vorgeführt. Immermann war wesentlich ein Idealist, und als solcher ist er zu Lebzeiten angegriffen worden, um aber für die Dauer Recht zu behalten.

Weil wir gerade bei einem Widerspruch gegen Fellners Darstellung stehen, wollen wir gleich noch einen andern Fehler, der uns die Freude an dem bei aller Jugendlichkeit des Tones und aller Breite der Darstellung doch tüchtigen Buche beinahe verdorben hat, zur Sprache bringen, nämlich die leidenschaftliche Art, wie Fellner Felix Mendelssohn-Bartholdy behandelt. Der Sachverhalt ist der. Als die Gesellschaft des Düsseldorfer Stadttheaters gegründet wurde, geschah dies hauptsächlich, weil man auf die Mitwirkung zwei so ungewöhnlicher Männer wie Immermann und Mendelssohn rechnete. Beiden war die künstlerische Leitung der Anstalt anvertraut, Immermann das Schauspiel, Mendelssohn die Oper. Obgleich er damals kaum fünfundzwanzig Jahre zählte, war er doch schon als Dirigent der rheinischen Musikfeste, als Komponist und Virtuose berühmt und angesehen genug, um die Stellung des Musikdirektors mit Würde einzunehmen. Immermann hatte ihn persönlich, wie alle die ihn kannten, ins Herz geschlossen, sie standen auf dem Duzfuße, und der Dichter war sehr glücklich über Mendelssohns Entschluß, mitzuwirken. Es dauerte aber nicht lange, so ging das schöne Verhältnis in die Brüche. Mendelssohn hatte sich nämlich seine Thätigkeit anders gedacht, als sie ihm von Immermann zugemutet wurde. In einem Briefe aus Düsseldorf

(23. November 1834) an seine Schwester Rebekka in Berlin giebt Felix ausführlich Nachricht darüber: „Gleich als ich wieder herkam [von einer Reise durch einen Teil von Deutschland, um Sänger und Sängerinnen für das Stadttheater zu suchen], wehte mich die Intendantenluft an. Im Statut steht: Die Intendanz besteht aus einem Intendanten und einem Musikdirektor. Der Intendant [Immermann] wollte nun, ich sollte Musikintendant sein, er Schauspielintendant, und nun sollten wir sehen, wer dem andern den Rang abliefe, darüber gab es gleich Skandal. Ich wollte nichts als dirigiren und einstudiren, und das war Immermann nicht genug. Wir wechselten verzweifelt grobe Briefe [die jetzt Fellner alle mitteilt], in denen ich meinen Stil sehr zusammennehmen mußte, um keine Spitze unerwidert zu lassen, und meinen unabhängigen Grund und Boden zu behaupten, aber ich glaube, ich habe Herrn Heyse [seinem Lehrer] Ehre gemacht. Wir verständigten uns darauf und zankten uns gleich wieder, weil ich nach Aachen reisen sollte, um eine Sängerin dort zu prüfen und zu engagiren, und weil ich das nicht wollte. Darauf mußte ich das Orchester engagiren, d. h. für jedes Mitglied zwei Kontrakte ausfertigen, mich über einen Thaler Monatsgage vorher bis aufs Blut streiten; dann gingen sie weg, dann kamen sie wieder und unterschrieben doch; dann wollten sie wieder nicht am zweiten Pult sitzen, dann kam die Tante eines ganz erbärmlichen Musikers, den ich nicht engagiren konnte, und die Frau mit zwei unmündigen Kindern eines andern Erbärmlichen, um ein gutes Wort beim Herrn Direktor einzulegen, dann ließ ich drei Kerls Probe spielen, die geigten so unter aller Würde, daß ich keinen von ihnen annehmen konnte; dann waren sie demütig und gingen still und betrübt fort und hatten ihr Brot verloren, dann kam die Frau noch einmal wieder und weinte; unter dreißig Leuten war kein einziger, der kurz sagte: »Ich bin zufrieden« und seine Kontrakte unterschrieb; alle andern handelten und mäkelten erst eine Stunde, bis sie mir glaubten, daß ich prix fixe hätte; mir fiel Vaters Spruch »Fordern und Bieten machen den Kauf« den ganzen Tag ein, aber es waren vier Tage, die jämmerlichsten, die ich erlebt habe. Am vierten kam Klingemann des Morgens und sah das Wesen und entsetzte sich. Inzwischen studirte Rietz Morgen und Abend den »Templer« ein; der Chor betrank sich, und ich mußte mit Autorität reden; dann rebellirten sie gegen den Regisseur, und ich mußte sie anschreien wie ein Hausknecht; dann wurden die Beutler heiser, und ich bekam Angst für sie (eine mir neue Art von Angst, eine der ekligsten); dann führte ich Cherubinis Requiem in der Kirche auf; zugleich kam das erste Konzert, kurz, ich faßte meinen Entschluß: drei Wochen nach Wiedereröffnung des Theaters meinen Intendantenthron zu verlassen, den ich dann auch Gott sei Dank ausgeführt habe. Die übrigen Details schenke ich dir, du wirst genug Theater haben. Seit ich aus der Geschichte bin, ist mir, als wäre ich ein Hecht, der wieder ins Wasser kommt; die Vormittage gehören wieder mir; Abends

kann ich wieder zu Hause sitzen und lesen; das Oratorium wird mir immer mehr zu Dank; ein paar neue Lieder habe ich auch gemacht; im Singverein geht es hübsch, wir führen bald die Jahreszeiten mit ganzem Orchester auf; nächstens will ich sechs Präludien und Fugen herausgeben, wovon du erst zwei kennst; das ist so ein Leben, wie ich es führen kann, aber das Intendantenleben nicht." *)

Diesen für die Beurteilung Mendelssohns im vorliegenden Falle sehr wichtigen Brief haben wir mit Absicht angeführt, denn aus ihm wird klar, daß sich der große Komponist in berechtigter Notwehr von der Mitarbeiterschaft am Immermannschen Theater lossagte, obgleich er sich der Gesellschaft gegenüber mit seinem Versprechen gebunden hatte. Das Versprechen war eben voreilig, unvorsichtig, und man kann dem jungen Komponisten wegen des Abfalles keine schwere Anklage auf den Hals laden, denn Mendelssohn konnte nicht alles so klar voraussehen, er mußte seine, vom Dichter so gänzlich verschiedne Natur und deren Untauglichkeit zum Direktionsberuf praktisch erproben, an sich selbst erleben, um einzusehen, daß hier sein ganzer und einziger Lebensberuf, gute Musik zu schaffen, gefährdet war. Jedenfalls war es wichtiger, daß sich Mendelssohn seiner Kunst widmen konnte, als daß er länger beim Theater geblieben wäre, wo er in unangenehmen Geschäften Laune und Arbeitslust vielleicht für Jahre hinaus verloren hätte. In diesem Sinne muß der gerechte Geschichtschreiber den Streit zwischen beiden Männern auffassen; so hat es auch Putlitz gethan. Fellner aber, der überhaupt starke Worte liebt, findet Mendelssohns Betragen „unqualifizirbar" und schließt seine Darstellung des Konflikts mit Worten, die Immermann in sehr verdrossener Laune aussprach: „Mendelssohn hat sich wie ein Schuft gegen mich benommen." Das geht doch über die Grenze der Gerechtigkeit hinaus. Fellner ist voller Gehässigkeit gegen Mendelssohn, wohl deswegen, weil er sich zu Richard Wagner bekennt. Er hat aber übersehen, daß er die Menschen mit verschiednen Maßen mißt. Mendelssohn macht er den Prozeß, weil er sein Versprechen gebrochen hat; Immermann aber, der ein noch weit zwingenderes Versprechen gegeben hatte, sucht Fellner so gut es geht, zu rechtfertigen. Er teilt nämlich indiskret mit: „Die Gräfin Ahlefeldt hatte vor der Übersiedlung [von Münster] nach Düsseldorf dem Dichter das Wort abverlangt, sich niemals anderweitig zu vermählen. Es wurde ihm vielfach zum Vorwurf gemacht, daß er das gebrochen habe. Nach seinen Selbstbekenntnissen erscheint er jedoch als völlig gerechtfertigt. Ein Ehrenwort, welches auf ebenso unsittlicher wie unsinniger Grundlage beruht, kann keinem Vernünftigen bindend erscheinen." Die Logik des letzten Satzes, die einem Jesuiten Ehre machen würde, wollen wir weiter nicht kritisiren, wir wollen uns mit der Thatsache begnügen, daß

*) Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, 1870. Seite 312—314.

Immermann ein weitaus wichtigeres Ehrenwort gegeben hatte, von dessen Einhaltung das Glück einer mit ihm mehr als fünfzehn Jahre zusammenlebenden bedeutenden Frau abhing, und Immermanns Existenz weder künstlerisch noch sonstwie in dem Maße gefährdet war, wie es bei Mendelssohn der Fall war, und dennoch weiß es Fellner nachsichtig zu beurteilen. Besser gethan hätte er freilich diese Privatsache so wie Putlitz zu verschweigen. Jedenfalls muß man Gerechtigkeit nach allen Seiten üben und nicht nach dem Vorgang Richard Wagners Mendelssohn angreifen, weil man den Trumpf ausspielen will, daß sich in beiden Männern „nationale" Gegensätze verkörpert hätten, daß Immermann das deutsche Rechtsgefühl vertrete, Mendelssohn nicht. Wenn irgend etwas diese Auslegung widerlegt, so ist es die von Fellner absichtlich verschwiegne Thatsache (denn er muß sie ja kennen, da er die Briefe Mendelssohns anführt), daß Mendelssohns eigner Vater seine Handlungsweise in der Theatersache getadelt hat.

Wie weit sich Fellner den Blick hat trüben lassen, beweist nachfolgende Bemerkung. Immermann verzeichnet im Diarium vom 13. Februar 1835: „Ich habe das Resultat der Einnahmen und Ausgaben des Schauspiels und der Oper bis zum letzten Januar extrahiren lassen; darnach hat das Schauspiel über 6000 Thaler, die Oper etwas über 4000 Thaler eingebracht. Dagegen hat das Schauspiel circa 1900 Thaler weniger als seine Einnahme, die Oper circa 480 Thaler mehr als ihre Einnahme gekostet." Natürlich! Denn das Schauspiel hatte weniger Dekorations- und Gagenkosten, wurde auch häufiger gespielt als die Oper. Das sieht aber Fellner nicht, sondern macht dazu die Bemerkung: „Demnach ist der Ausspruch F. Mendelssohns: »Die Opern sind alle ganz voll, die Schauspiele aber nicht, sodaß den Aktionären zuweilen ein bischen bang wird« eine wirkliche Entstellung der Thatsachen." Warum denn? Welches Interesse hätte denn Mendelssohn gehabt, so kleinlich zu lügen? Fellners Haß kennt keine Grenzen. Nur daraus läßt sich auch die ganz unglaubliche Wendung erklären: „Als nach dem Bruche mit Mendelssohn die Zweideutigkeit [so! als ob die gewechselten Briefe nicht klar gewesen wären!] abgethan hinter Immermann lag [was nicht zutreffend ist, denn Immermann hat noch jahrelang später dem Komponisten gezürnt], hoffte dieser, daß Grabbe die Lücke ausfüllen würde." Was? Grabbe, der sich um Almosen bettelnd an Immermann wandte und dankbar Rollenabschriften übernahm, sollte die Lücke, Mendelssohns hinterlassen, ausfüllen? An solchen Phrasen mangelt es dem Buche Fellners auch sonst nicht. Es ist eine fleißige Arbeit, mit Begeisterung für Immermann geschrieben, vielfach verdienstlich, aber ebenso oft unkritisch. Es wird z. B. niemand mehr die von Fellner so bewunderte Zusammenstreichung von Schillers Wallenstein-Trilogie auf ein fünfaktiges, nur einen Abend füllendes Stück gutheißen, man wird bei aller Hochachtung Immermanns seine romantischen Neigungen (zu Calderon, Tieck) nicht

mehr nachahmen u. dergl. m.; wohl aber wird man seine kritischen Studien, die Fellner abdruckt, gern nachlesen, um sich anregen zu lassen.

Doch damit sind wir schon in das Gebiet jener Einzelheiten geraten, das wir hier nicht betreten wollten. Zum Schlusse daher nur noch die Bemerkung, daß Immermanns Theater nach vielen schönen Erfolgen der sogenannten Mustervorstellungen am 31. März 1837 mit der Aufführung der Halmschen „Griseldis" ehrenvoll geschlossen wurde.

Wien Moritz Necker



Elf Jahre im Balkan



ie Türkei liegt nicht mehr für das Abendland hinten, weit, wie zu Goethes Zeit, und wenn jetzt die Völker dort auf einander schlagen, so wird dem deutschen Bürger bange um den Frieden. Zwar haftet den Vorgängen und Zuständen häufig etwas von der komischen Oper an; aber ob einem Könige, der zu Schiff gegangen ist, höflich angezeigt wird, man werde ihn in seinem Lande nicht wieder landen lassen, oder ob ein Hospodar im Bette seine Abdankung freiwillig unterzeichnen muß, oder ob eine Armee ihren Fürsten zur Abreise zwingt und ihn nach einigen Tagen unter allgemeinem Jubel wieder einholt, oder ob seinem Nachfolger die Gelder ausgehen, mit denen er auf die Treue seiner Unterthanen abonniren soll, oder ob ein Land das Glück genießt, gleichzeitig zwei Könige, eine widerspenstige Königin und eine Regentschaft zu besitzen: zum herzlichen Lachen bringt uns das alles nicht, weil wir dabei das Gefühl haben, daß Kinder in der Nähe einer Pulvertonne mit Zündhölzchen spielen. Mit den Ereignissen, die sich jetzt in wenige Jahre zusammendrängen, würde eine weniger rasch lebende Zeit ebenso viele Jahrzehnte ausgekommen sein, und bei Namen, die gestern auf jedermanns Lippen waren, reibt man sich heute schon die Stirn, um sich den Zusammenhang zwischen Namen, Personen und Ereignissen ins Gedächtnis zu rufen.

Der — vorläufig — letzte russisch-türkische Krieg, die Beteiligung Serbiens an ihm, der Berliner Kongreß, wie fern ist uns das alles schon gerückt! Tscholak-Antitsch, Ranko Alimpitsch, Horvatovitsch, alle diese schwer auszusprechenden Namen waren uns einmal durch das Zeitungslesen geläufig geworden; jetzt wissen wir kaum noch mit dem Namen Tschernajew eine Vor-

stellung zu verbinden, weil sein Träger sich nicht ausschließlich durch sein negatives Heldentum gegen die Türken bekannt gemacht hat. Alle diese fragwürdigen Gestalten werden durch die Erinnerungen eines preußischen Offiziers heraufbeschworen: Elf Jahre Balkan (Breslau, Kerns Verlag). Der Verfasser hat unmittelbar nach einander bei Serben, Türken, Rumelioten und Bulgaren Dienste genommen — man sieht, der deutsche Landsknecht stirbt nicht aus! — und dadurch Gelegenheit zu genauern Einblicken in das Wesen der verschiednen Volksstämme und die militärischen Einrichtungen der Balkanstaaten erhalten. ist manchen hervorragenden Personen näher getreten, seine Aufzeichnungen machen den Eindruck unparteiischer Wahrheitsliebe und liefern daher gewiß „zur Beurteilung der jüngsten Vergangenheit, zum Verständnis der Gegenwart“ und zu Schlußfolgerungen für die Zukunft Beiträge. Daß sie ursprünglich nur für kleinere Kreise bestimmt gewesen seien, steht teilweise im Widerspruch mit der gelegentlichen Thätigkeit des Verfassers als Kriegskorrespondent, auch glauben wir den einen oder andern Abschnitt schon früher gelesen zu haben. Anderseits macht freilich die Gleichgiltigkeit gegen Jahres- und Tageszahlen häufig den Eindruck, als ob die Erinnerungen im engern Kreise und ohne Unterlage eines Tagebuches vorgetragen würden.

Der Verfasser kam 1876 in Belgrad an und wurde, wie er wiederholt rühmend erwähnt, überall mit großer Liebenswürdigkeit aufgenommen. Er erkennt aber auch bald, daß es um die Wehrkraft der Serben übel bestellt ist. Die Landleute schelten auf den höchst überflüssigen Krieg gegen die Türken, über die sich niemand im Lande zu beklagen habe, und auf die rohen russischen Brüder. Auf dem Wege zum Heere wird die enge Straße durch Proviant-, Munitions- und Marketenderwagen mit elenden Pferden und durch „schäbiges Volk in zerlumpten Uniformen“ und in Bauerntracht versperrt. Niemand bemüht sich, Ordnung in die Massen zu bringen. Auch die Reiterei hat schlechte, schlecht gesattelte und gezäumte Pferde, die Leute tragen ihre langen Gewehre nach Belieben, hinten oder vorn, aufrecht oder quer, den Kolben oben oder unten. Der Armeekommandant Tscholak-Antitsch selbst erklärt die Miliztruppen für unzuverlässig, das Wehrsystem für unglücklich, und ist überzeugt, daß Serbien Ursache haben werde, den Krieg zu bereuen, falls nicht die Russen es retteten. Zum Glück hatten vorläufig die Türken so wenig Lust, von ihrer Übermacht Gebrauch zu machen, daß ein österreichischer Offizier das Bild brauchte: „Ein Krieg zwischen zwei Porzellanhunden auf dem Fensterbrett.“ Übrigens bewies der Major Ilitsch, dessen der Verfasser mit großer Wärme gedenkt, was ein tüchtiger Offizier mit den ungeübten und erbärmlich bewaffneten Soldaten auszuüben vermochte, und die russischen Helfer kommen im Grunde noch schlechter weg als ihre Schützlinge.

So läßt der Verfasser einen serbischen Oberstleutnant sagen, im Stabe Tschernajews fänden sich nicht drei anständige Menschen, und unter diesen

nicht zwei brauchbare Soldaten; nur weggejagte oder unbrauchbare Offiziere, Schwindler oder wenigstens Leute, deren es sich gern entledigen wolle, habe Rußland nach Serbien geschickt. Diese Schilderung ergänzt der Verfasser später aus eigner Erfahrung. Die russischen Brüder, berichtet er, hätten sich im allgemeinen durch Trunksucht, Spielwut, maßlose Roheit und Ungerechtigkeit hervorgethan und seien bald von den serbischen Offizieren und Soldaten mehr gehaßt worden als die Türken. Der Oberkommandirende General Novoselov sei nie aus seinem in sicherer Ferne erbauten Blockhause zum Vorschein gekommen, desto häufiger sein Adjutant, eine hübsche, ihrem Manne davongelaufene Frau, die sich aus Begeisterung der serbischen Sache gewidmet und sich später als verurteilte Nihilistin in Sibirien erschossen haben soll, nachdem ihr von ihren Wächtern Gewalt angethan worden war.

Eine Geschichte, die der Verfasser miterlebt zu haben versichert, läßt einen erschreckenden Blick in das Russentum thun. Der Versuch, sich der Javorhöhen durch Überrumpelung zu bemächtigen, war durch Schuld der Führer gänzlich mißlungen, die russischen Offiziere aber schoben die Schuld auf die Mannschaften, und einer von ihnen wettete mit einem andern um hundert Flaschen Champagner für die Offiziere und zehn Faß Branntwein für die Soldaten, daß er mit seinem Bataillon allein vollbringen werde, was den achtzehn serbischen Bataillonen nicht möglich gewesen war. Er unternahm wirklich das tolle Wagstück, verlor dabei zweihundert Mann und wurde selbst verwundet zurückgebracht, natürlich ohne etwas ausgerichtet zu haben. Was ferner von dem Treiben der russischen Offiziere, die sich während des Waffenstillstandes in Belgrad aufhielten, berichtet wird, macht es begreiflich, daß sie sich nicht nur den Haß, sondern auch die Verachtung der Serben zugezogen hatten. Der Verfasser nennt ausdrücklich als Ausnahme den Major Grafen Tiesenhausen, der später in Bulgarien gedient hat, und den Rittmeister Kosminski, der „mit gutem Grunde" seinen Obersten vor der Front geohrfeigt hatte, deshalb aus der russischen Armee entlassen worden war und sich im Sommer 1877, als ein Fußfall vor dem Zaren ihm nur eine unwirsche Antwort eintrug, vor dessen Augen erstach.

Dem Schicksal, in die russische Armee eingereiht zu werden, entging der Verfasser nebst drei andern „Prussaks," weil sie, anstatt an einem Abschiedsgelage mit Wodka aus Wassergläsern teilzunehmen, zu einem Balle nach Semlin gefahren waren, angelockt von der kameradschaftlichen Liebenswürdigkeit der österreichischen Offiziere und der Schönheit der Ungarinnen. „Nach einer huldvollen Abschiedsaudienz bei dem Fürsten Milan und seiner damals noch jugendlich-anmutigen Gemahlin" machte er sich auf den Weg nach Konstantinopel, um nun gegen die russischen Brüder zu kämpfen. Der Anblick der Stadt entsprach seinen Erwartungen nicht. So ist es schon vielen ergangen, dort wie an andern Punkten, die so oft mit Begeisterung geschildert worden sind. Der

Grund liegt wohl darin, daß die Schilderungen entweder nicht unmittelbar nach dem ersten Eindruck niedergeschrieben sind, oder die Verfasser sich zwangen, mit den Augen ihrer Vorgänger zu sehen. Auch die Schönheit Konstantinopels gehört zu denen, an die man sich gewöhnen, mit denen man vertraut werden muß. Daher kann einem, der ehrlich eingesteht, enttäuscht worden zu sein, kein Vorwurf gemacht werden. Aber das Urteil, „der Anblick lasse an Nüchternheit wenig zu wünschen übrig,“ und die Begründung: „Das ganze Bild zeigt zu viel Menschenwerk, um schön zu sein,“ haben doch nur das Verdienst der Originalität!

In die ägyptische Armee einzutreten wurde ihm von allen Seiten widerraten, und so schloß er sich dem Prinzen Hassan als Kriegskorrespondent an. Kriegerische Ereignisse erlebte er jedoch nicht mehr, lernte aber dafür den Wert der polnischen Freiheitshelden, die die Türken retten wollten, und die traurigen türkischen Finanzverhältnisse ziemlich genau kennen. Als man zur Linderung des Elends Armenküchen einrichtete und Brot verteilen ließ, „konnte man Paschas mit einem Brot unter dem Arme zufrieden über die Straße gehen sehen.“

In Ostrumelien, wohin sich der Verfasser zunächst begab, fand er wieder die Russen als Herren vor. Den Generalgouverneur Aleko Pascha nimmt er gegen verschiedne Vorwürfe in Schutz, insbesondre sollen die ihm nachgesagten Eigenschaften des Geizes und der Habsucht thatsächlich nur bei seiner Frau (aus der zu Anfang dieses Jahres vielgenannten levantiner Familie Baltazzi) zu finden gewesen sein. Immerhin geht auch aus dieser Schilderung hervor, daß Aleko, ein Stubengelehrter, schwerfällig und indolent und seiner schwierigen Aufgabe nicht im mindesten gewachsen war. Wie hübsch ist gleich der Eingang! „Der Generalgouverneur, die Direktoren der Verwaltungszweige, die Offiziere, die Bürger und die Bauern und die orthodoxe Geistlichkeit — alle waren Puppen in der Hand des Fürsten Tzereteleo [des russischen Generalkonsuls] und seines militärischen Attachés, des Generalstabshauptmanns Ed, eines freundlichen, verlogenen Herrn.“ Auch der Nachfolger des genannten Fürsten, Kammerjunker Iswolski, wird als höchst gewandter Diplomat bezeichnet und ausdrücklich versichert: „Hätte die russische Regierung über mehrere derartige Vertreter verfügt, so würde sie voraussichtlich ihren Einfluß in beiden Bulgarien nicht so bald untergraben, sondern im Gegenteil immer fester aufgebaut haben. Die Bulgaren vertrauten sich so gern und so willenlos der russischen Führung an, daß es geradezu ein Kunststück genannt werden muß, aus dem sanften, unschuldigen Lämmlein einen so störrischen Bock gemacht zu haben, wie es der russischen Diplomatie in der kurzen Zeit zwischen 1878 und 1885 gelang.“ Aber nicht genug, daß so viele Offiziere das Äußerste an Roheit und Gewaltthätigkeit leisteten und es an Taugenichtsen jeder Art dort wimmelte, so entpuppten sich, wie der Verfasser versichert, nicht selten diejenigen, die eine wohlthuende Ausnahme zu machen schienen, als Betrüger, Diebe oder

gar, wie der Kommandeur der ostrumelischen Pionierkompagnie, Hauptmann Usatis, als Haupt einer Räuberbande. Er erschoß sich, als er sich als Mörder der Frau Skobelew, der Mutter des jungen Generals dieses Namens, entdeckt glaubte. Die Koffer und Handtaschen der Dame waren erbrochen gefunden worden, in den Taschen des Mörders und Selbstmörders fand man aber nur drei Rubel: ein Leutnant der turkestanischen Artillerie hatte nämlich die Gendarmen aus der Mühle, wo Usatis sich umgebracht hatte, fortgeschickt! Bald darauf nahm er seinen Abschied. Dem gegenüber klingt es noch sehr mild, wenn bereits 1881 ein Abgeordneter in einer Sitzung des Landtags zu Philippopel die Ohnmacht des Fürstentums darauf zurückführte, daß die russischen Offiziere die bulgarischen verachteten, die bulgarischen aber allen Grund hätten, die russischen Führer zu verachten.

Diese Äußerung bezog sich auf die vergeblichen Bemühungen, den Pomaken den Herrn zu zeigen. Wer die Pomaken sind, dürfte nur wenigen Zeitungslesern noch in Erinnerung sein, wir wenigstens bekennen, daß wir es gänzlich vergessen hatten, bis wir hier wieder lernten, daß so jene im siebzehnten Jahrhundert zum Islam übergetretenen Bulgaren genannt werden, die dem Berliner Vertrage, durch den sie Ostrumelien zugeteilt worden waren, zuerst passiven, dann aber sehr aktiven Widerstand entgegensetzten. Sie verdankten dem Religionswechsel ihrer Voreltern eine bevorzugte Stellung, „zahlten keine Steuern, hatten eigne Polizei, eigne Gerichtsbarkeit ohne geschriebene Gesetze und als Haupt einen unter den Großen ihrer Dörfer gewählten Bey“; im Kriegsfalle stellten sie freiwillig eine durch Tapferkeit ausgezeichnete Schar, und im Frieden brandschatzten sie gern ihre christlichen Stammesbrüder. Wie sie den leisesten Versuch einer türkischen Behörde, ihre Unabhängigkeit anzutasten, zurückwiesen, zeigt eine von unserm Verfasser erzählte Episode aus dem Jahre 1845. In den Jahren 1876 bis 1878 wüteten muhammedanische und christliche Bulgaren gegen einander, die Russen waren nicht imstande, die Pomaken in ihren Felsenburgen des Rhodopegebirges zu bezwingen, noch weniger konnte dies den Rumelioten gelingen, und die Pomakenfrage wurde endlich auf der Konstantinopeler Konferenz auf die natürlichste Weise gelöst, d. h. durch Rückgabe des Gebietes an die Türkei.

Die Vereinigung der beiden Bulgarien brachte den Verfasser in die Dienste des Fürsten Alexander. Er — wie fast alle, die dem ersten Fürsten von Bulgarien nähergetreten sind — ist entschieden von ihm eingenommen. Er nimmt ihn gegen die russischen Anschuldigungen in Schutz und erkennt nur als richtig an, daß seine Bemühungen, Bulgarien auf eigne Füße zu stellen, die Absichten Rußlands durchkreuzten. Die Einheitsbewegung, auch die Anschlußneigungen in Macedonien seien von den Russen lebhaft begünstigt worden, weil sie hofften, der Battenberger werde dabei über Bord gehen. Schon die Anwesenheit des Militärattachés in Philippopel, des Obersten Tschitschagov,

bei den Reisen und Truppenbesichtigungen Alexanders in Ostrumelien müsse hierfür zeugen. Der Feldzug gegen Serbien, die Anzettelungen der Russen und Russenfreunde, der Putsch vom September 1886 — alles das ist noch zu frisch in Erinnerung, als daß die Aufzeichnungen des preußischen Offiziers über diese Zeit größeres Interesse in Anspruch nehmen könnten. Über einen Punkt hofften wir hier Aufklärung zu erhalten, nämlich wie das unbegreifliche Telegramm des Battenbergers an den Zaren, durch das er sich selbst verbannte, zustande gekommen ist. Ob er in eine russische Falle geraten oder verblendet gewesen ist? Doch der Verfasser druckt wohl das verhängnisvolle Telegramm nebst der Antwort ab und notirt dazu: „Abdankung des Fürsten — tiefe Niedergeschlagenheit in der Armee und in dem Lande — Abreise des Fürsten, der Fürst entschwindet den Blicken der Bulgaren bei Widdin — die Flagge halbmast kehrt die fürstliche Jacht zurück“ — den Zusammenhang kennt offenbar auch er nicht.



Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

9

och zwei Stunden später saß Martha auf der Bank unter einem der Fenster, das nach dem Wege am See hinaus führte, und durch dessen grüne Scheiben sich das goldrote Abendlicht über ihren Nacken und ihre Schultern ergoß. Sie schien ganz versunken in ihre Beschäftigung, sie rührte sich nicht, blickte nicht um sich, sondern säumte fleißig an dem kleinen, grünen Rock, der in ihrem Schoße ruhte und der mit einer Nadel an ihrem Knie befestigt war.

Eine jungfräuliche Röte vermischte sich mit dem Schimmer des Sonnenuntergangs auf ihrer Wange. Sie hatte das Haupt auf die Brust geneigt, die sich hinter dem leichten Sommerkleide hob und senkte, und mit rastloser Unruhe liefen die zarten Finger über den Saum, trotz des leichten Nebels, der vor ihren Augen zitterte. Denn auf dem Binsenstuhl vor ihr saß ein blonder

junger Mann und betrachtete sie unverwandt mit ein paar großen, blauen, verliebten Augen.

Sie wußten wohl kaum selber, wie lange sie so einander gegenüber gesessen hatten, ohne zu sprechen. Unbeweglich wie eine Marmorstatue ließ er die Arme auf seinem Schoße ruhen, während er die Mütze mit beiden Händen zwischen seinen Knieen hielt und mit den Augen jedem Stiche folgte, als hinge sein eignes Schicksal an dem Faden. Das Geräusch ihrer Nadel und ihr hastiger Atem waren das einzige, das man vernahm. Nur in langen Zwischenräumen kam ein Marktwagen polternd draußen auf dem Wege vorüber und machte das Haus erzittern; dann erhob der junge Mann einen Augenblick den Kopf zu den klirrenden Fensterscheiben, senkte ihn aber unwillkürlich wieder, noch ehe sich das Rasseln im Walde verloren hatte.

Er war sehr jung, kaum zwanzig Jahre alt, schlank, zart wie ein junges Mädchen und sein gebaut wie ein Vogel, dabei hatte er den langen Hals und die schmalen abfallenden Schultern, die das Kennzeichen des Jünglingsalters sind. Unter dem Kinn trat der Adamsapfel wie ein kleiner Höcker hervor. Die ganze Erscheinung aber schien gleichsam in der großen, kräftigen Nase zu gipfeln, die der ganzen Persönlichkeit Ausdruck gab. Auf ihrem scharfen Rücken saß ein blanker Klemmer, über dessen scharf geschliffenen Gläsern sich die blonden Brauen wölbten.

Die Art, wie er wegen des niedrigen Sitzes des Binsenstuhles seine langen Beine krümmte, machte vielleicht einen etwas komischen Eindruck. Aber der Blick, mit dem er Martha betrachtete — so hingerissen, so voll heimlicher Zärtlichkeit, so ganz verloren im Anschauen —, die verborgene, furchtsame Leidenschaft, die in seinen Augen glühte und seine Wangen mit einer fast kindlichen Röte färbte, verlieh seiner Erscheinung eine eigentümliche, rührende Schönheit.

Hin und wieder ließ er die Finger durch sein Haar gleiten. Dann kam plötzlich ein gespannter, unruhiger Ausdruck in sein Gesicht; seine Lippen bewegten sich fieberhaft, und er rückte energisch den Klemmer zurecht, als wolle er sich mit Gewalt aus seinen Träumereien reißen.

Marthas Ahnungen waren eingetroffen. Nachdem er Tag und Nacht mit dem Zauber gekämpft hatte, in den ihre junge Schönheit ihn allmählich gebannt hatte, faßte er endlich eines Tages einen entscheidenden Entschluß. Indem er sich selber zu einer ruhigen Auffassung ihres Verhältnisses zwang, konnte er es sich nicht verhehlen, wozu es aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz oder lang führen würde. Aber dieser Gedanke machte ihn plötzlich schwindeln. Jetzt, wo er sich dem Ziele so nahe sah, verließ ihn der Mut. Er fühlte, daß er doch nicht imstande sei, daß er es nicht wage, diese Schuld auf sich zu laden, es war ihm unmöglich, ein Menschenleben zu vernichten, diese Waldtaube zu rupfen, die er gleichsam in seinen Händen beben fühlte. Er

schämte sich bei dem Gedanken an das, was er erstrebt hatte, und sein bis dahin unbeflecktes Gewissen erhob seine warnende Stimme.

Sein Beschluß war gefaßt. Er wollte sich losreißen, er wollte von dannen, wollte diese hervorsprudelnde Leidenschaft, die ihn zu überwältigen drohte, siegreich bekämpfen. Im Kruge stand sein Koffer schon gepackt, in der Schnellpost war für den nächsten Tag ein Platz für ihn bestellt. Und jetzt war er gekommen, um Martha Lebewohl zu sagen, um sie noch einmal zu sehen, ihr Dank für die glücklichen Stunden zuzuflüstern, die sie ihm geschenkt hatte. Aber noch hatte er das entscheidende Wort nicht über die Lippen bringen können.

Sobald er den Fuß über die Schwelle gesetzt und ihre schlanke Gestalt erblickt habe, hatte ihn eine heftige Bewegung durchströmt. Jedesmal, wenn er später hatte reden wollen, war ihm zu Mute gewesen, als steckte ihm etwas in der Kehle. Und nun saß er bereits zwei Stunden hier und fühlte mit Entsetzen, wie alles in seinem Innern stürmte und bebte.

Aber wie bezaubernd war sie auch, wie sie so da saß, leicht über ihre Hände gebeugt! Das milde Licht des Sonnenuntergangs fiel immer goldiger auf ihren weißen Nacken, die kleinen, krausen Haare, die zwischen dem feinen Flaum des Halses wuchsen, in Feuer tauchend. Ihre Wange strahlte von Glück. Die Nadel zitterte leicht zwischen ihren biegsamen Fingern, und unter dem hellen, halbdurchsichtigen Stoff wogte der Busen, als wollte er ihn zu einem Schlummer auf seinen weißen Kissen einladen.

Er gelobte sich im stillen, ihr Bild, sowie er es jetzt vor sich sah, in der Erinnerung mit sich fortzunehmen. Er fühlte, daß es sein Trost und seine Belohnung sein würde, wenn er dies Bild, ohne zu erröten, sich wieder vergegenwärtigen könnte. Wenn er nun bald wieder zwischen seinen Büchern sitzen würde, sollte die Erinnerung an sie und an das kurze, glückliche Zusammenleben mit ihr seine heimliche Freude sein. Zug für Zug wollte er sie in trüben Stunden vor seine Phantasie zaubern, um sich noch in der Erinnerung an ihrer Schönheit zu erfreuen, an dem Schimmer, der über dieser weichen Wange lag, an dem Glanz dieses blonden Haares und den Gluten dieser dunkeln Augen, deren rätselhafte Tiefe gleich bei der ersten Begegnung einen solchen Zauber auf ihn ausgeübt hatte.

Bei der ersten Begegnung! Er dachte daran, als läge sie viele Jahre zurück. Und doch waren kaum vierzehn Tage verflossen, seit er als freier, fröhlicher Wandersmann, das Ränzel auf dem Rücken, mit seinem lustigen Gesang die Vögel auf seinem Marsch durch den Wald erschreckt hatte, ohne zu ahnen, daß hinter dem kleinen, blühenden Strauch, den er vor sich am Wege erblickte, das weibliche Wesen versteckt lag, das zum erstenmale die Dämonen in seiner Brust erwecken sollte. Er schauderte noch, als er an den Augenblick zurückdachte, wo er mitten in der stillen Einsamkeit des großen,

finstern Waldes plötzlich ein paar nackte weibliche Füße erblickte, die halb im Grase versteckt waren, und dann ein verblichenes Kleid und langes, blondes, in schweren Flechten aufgebundnes Haar; und endlich diese großen, wunderbaren Augen, die unter dem erhobenen Arm erschreckt mit flehendem, zitterndem Blick zu ihm aufschauten.

Wie war ihm das Blut in dem Augenblicke in die Wangen geströmt! Wie hatte ihm das Herz im Leibe geklopft! Und doch ahnte er damals nicht, welcher Wahnsinn und welche Lust, welche stürmische Unruhe und welches ruhelose Sehnen diese Begegnung zur Folge haben würde, wieviel schlaflose Nächte, wieviel qualvolle Stunden aus diesem einen, scheuen Blick entstehen sollten.

Martha! sagte er endlich.

Sie fuhr zusammen bei dem Klang seiner Stimme; die klang so leise, so herzlich, sprach gleichsam heraus aus der Stille rings um sie her und schmolz mit ihr zusammen. Aber es lag ein Klang von Verzweiflung, von Hilflosigkeit in der Stimme, den er nicht niederkämpfen konnte.

Woran dachten Sie eben, Martha?

Als ihre ganze Antwort darin bestand, lächelnd den Kopf noch tiefer über die Hand zu beugen, fügte er nach einer Weile hinzu: Warum sind Sie so schweigsam? Warum so ernsthaft?

Ich bin nicht ernsthaft, antwortete sie und lächelte wieder.

Aber stets gedankenvoll, wie? Weshalb sind Sie das?

Ja, das wird wohl daher kommen, daß ich nicht viel Grund habe, lustig zu sein!

Das habe ich von Ihnen nicht zu hören erwartet, Martha. Aber das meinen Sie auch nicht — das können Sie nicht im Ernste meinen!

Sie lauschte eine Weile, als wartete sie auf eine Fortsetzung. Endlich fragte sie leise: Warum denn nicht?

Weil — wer könnte Ihnen wohl Kummer bereiten? Wenn man so hübsch ist und solche Augen hat, dann pflegt man nicht unglücklich zu sein. Ich glaube eher, daß alle jungen Burschen des Dorfes Sie verliebt umschwärmen — thun sie es etwa nicht? Und es wäre auch wirklich kein Wunder. Ich verstehe es nur zu gut, daß sie gern alle eine so liebe, kleine Frau haben möchten, die ihren Mann vor Verliebtheit um Sinn und Verstand bringen könnte!

Ach, das meinen Sie ja gar nicht, sagte sie errötend, aber ihre Augen senkten sich, als überfiele sie eine leise Ohnmacht.

Das meine ich nicht, Martha? — Er schüttelte den Kopf mit einer Art von schmerzlicher Lustigkeit. Ach, nur viel zu sehr! viel zu sehr! Wissen Sie, woran ich oft denken muß?

Nein, sagte sie, als sie merkte, daß er auf eine Antwort wartete.

Haben Sie nie von Nixen gehört, die in Mondscheinnächten von einer Elfe unter einem Klettenblatt geboren werden? Nixen mit langem, gold=

blondem Haar — genau so wie das Ihre! — und Augen, als blickte man in einen dunkeln Wald? Haben Sie nie von denen gehört?

Er saß wieder da, die Arme auf die Kniee gestützt und beugte sich zu ihr hinüber. Sie antwortete nicht, sondern lachte nur.

Wissen Sie, was ich mir von den Nixen habe erzählen lassen? Sie bekommen als Patengeschenk ein Zaubermittel, eine geheimnisvolle Hexensalbe, die aus dem Flügelstaube eines Schmetterlings, Körnchen von dem Gest, mit dem das Moorweib braut, und der Thräne einer sechzehnjährigen Jungfrau bereitet wird. Sie bekommen die Salbe in einer ganz kleinen Kruke, in einem Eichelbecher; und wenn sie den Schritt des Wanderers im Walde vernehmen, stellen sie sich auf die Lauer, und im Handumdrehen ist er wie verwandelt. Sagen Sie mir, hatten Sie eine solche kleine Kruke damals bei sich, als wir einander zuerst begegneten?

Sie lachte wieder.

Es war mir, als fühlte ich einen unsichtbaren Finger über meine Augenlider streichen. Sie sind sicher eine kleine Hexe, Martha. Wohnen Sie nicht eigentlich draußen zwischen den Irrlichtern? Dort sitzt ein kleiner Schelm in Ihren Augen, sieh, da ist er wieder! Martha, Martha! Wie konnten Sie es nur übers Herz bringen? Ich hatte Ihnen doch nichts zu Leide gethan — wie?

Ach — das hat wohl keine Not, sagte sie lachend. Dann strich sie eine kleine Locke hinters Ohr und schöpfte dabei leise Atem.

Meinen Sie nicht? Was würden Sie denn gesagt haben, wenn ich Sie entführt hätte — weit fort von hier? Es ist sehr gefährlich für schöne, junge Mädchen, allein in den Wald zu gehen. War Ihnen denn gar nicht bange? Wenn ich Sie nun z. B. geküßt hätte?

Dann hätte ich Sie geschlagen, sagte sie lachend.

Aber wenn ich es jetzt thäte?

Es ging ein leichtes Beben durch ihre Glieder. Auch seine Wangen glühten, und er schaute sie unverwandt an.

Was würden Sie sagen, wenn ich Sie um einen Kuß bäte, Martha? Würden Sie böse werden? Es soll nur einer sein — zur Erinnerung an Sie und an den Wald hier und an den See und an die Tage unsers Zusammenseins. Ich werde sicher oft an das alles denken, wenn ich fort bin; wir haben eine so schöne Zeit mit einander verlebt, nicht wahr? Und nun möchte ich gern, daß — ja wissen Sie — ich — ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, Martha!

Wollen Sie fort? fragte sie und blickte ihn plötzlich voll in die Augen.

Als er ihre Bewegung gewahrte, wurden seine Augen hinter den Gläsern feucht. Er nickte stumm und senkte den Kopf.

Ach so, sagte sie kaum hörbar.

Es währte eine Weile, ehe der junge Mann seiner Stimme wieder mächtig war; trotzdem war er scheinbar ruhig und gefaßt. Er dankte ihr für die flüchtige, aber so angenehme Bekanntschaft und gab in wohlgesetzter Rede seinem Bedauern Ausdruck, daß er gezwungen sei, ein Zusammensein abzubrechen, das ihm so viel Freude gewährt habe. Schließlich bat er sie, seiner freundlich zu gedenken.

Aber Martha hörte nur die Hälfte von dem, was er sagte. Sie war sehr bleich geworden und saß mit halbgeschlossenen Augen da, über ihr Nähzeug gebeugt wie in einer Betäubung. Nur einzelne, abgerissene Worte drangen mit eigentümlicher Klarheit in ihr Bewußtsein und zauberten wechselnde Bilder vor ihre Seele. Sie wunderte sich selber, daß sie nicht umfiel, es war ihr, als schwebte sie. Als sie aber das Meer nennen hörte, lag es auch sogleich vor ihr, groß und blank, wie an einem ganz frühen Sommermorgen in ihrer Kindheit, als die langen, flachen Wellen sich langsam über den Sand des Strandes hinschoben gleich blanken Scheiben aus Gold und Perlmutter.

Als sie merkte, daß er sich vom Stuhle erhob, legte sie ihr Nähzeug auf die Bank und stand ebenfalls auf. Und als sie sah, daß er ihr die Hand reichte, gab sie ihm mechanisch die ihre, senkte aber den Blick mit Gewalt zu Boden.

Also leben Sie wohl, Martha! Und lassen Sie sichs gut gehen! hörte sie ihn sagen. Aber es klang wie aus weiter Ferne.

Danke! erwiederte sie.

Ich wünsche Ihnen viel Glück und alles Gute! Lassen Sie sichs recht, recht gut gehen!

Danke!

Und wenn Sie einmal eine glückliche Frau werden mit eignem Hause, oder vielleicht gar mit eignem Bauerhof, wenn Sie Ihr eignes Heim haben und Ihren Mann und alles — wollen Sie dann —

Plötzlich zog Martha ihre Hand aus der seinen und wandte sich hastig um, den Arm vor die Augen haltend. Und als sie eine Weile so gestanden hatte, schwankte sie auf den großen, hölzernen Koffer zu und warf sich darüber hin, während ihr zarter Leib mit der heftigen Bewegung in ihrem Innern kämpfte. Man vernahm kein Schluchzen, aber es verrann eine ganze Minute in schmerzlichem Schweigen.

Der junge Mann hatte anfangs verwundert die Augenbrauen in die Höhe gezogen. Allmählich aber starrte er sie immer unruhiger und ratloser durch seinen Klemmer an. Zwei dunkelrote Flecke kamen und schwanden blitzschnell auf seinen bleichen Wangen, und die Finger der linken Hand umschlossen krampfhaft die Stahlkette an der Weste. Endlich durchfuhr es ihn wie ein stummer Schrei; er warf die Mütze auf den Stuhl, umschlang sie mit beiden Armen und führte sie zu der Bank, wo sie beide niedersanken.

Martha! flüsterte er. Wir wollen uns nicht trennen! Ich reise nicht! Ich kann nicht von dir lassen! Ich will hier bleiben. Ich liebe dich! Ich habe dich seit dem ersten Tage geliebt. Du kannst nicht fassen, wie teuer du mir gewesen bist. Jedesmal, wenn ich an dich dachte, war ich wie von Sinnen. Ich habe nicht schlafen können — ich — Und du hast mich auch lieb, nicht wahr? Hast du mich nicht lieb, Martha? Ich habe es dir ja angesehen! Nicht wahr, du liebst mich! Ach, sag es mir doch!

Durch diese plötzliche Umarmung, diesen heftigen Ausbruch der so lange zurückgehaltenen Leidenschaft des jungen Mannes, kam Martha schnell zur Besinnung. Eine ängstliche Blässe überfiel ihre Wangen, und ihre Glieder zitterten vom Scheitel bis zur Sohle. Da sie keine Kraft hatte, sich von seiner Umarmung zu befreien, wandte sie sich ab und barg ihr Antlitz in den Händen, als wollte sie mit Gewalt Herz und Ohr vor dem Strome von Zärtlichkeit, von Liebkosungen, von gestammelten Geständnissen und sündigen Bitten verschließen, mit denen er sie unaufhaltsam überschwemmte.

Halten Sie ein! Halten Sie ein! stöhnte sie atemlos und beugte sich ganz zusammen über ihr pochendes Herz. Wie in einem Wirbel lief ihr das Schicksal der Mutter, das Schicksal Anne-Mettes und Jörginens furchtbares Los durch den Kopf. Und doch war es eine Minute höchsten Glückes, als er endlich vor ihr auf die Kniee sank, bleich, verwirrt, ihre Hand mit Küssen bedeckend, die zärtlichsten Namen stammelnd.

Plötzlich hob sie den Kopf und griff voller Angst nach seinem Arm.

St! kommt da nicht jemand? — Auch er erhob sich hastig und lauschte. In weiter Ferne erklangen wirklich Schritte.

Das ist die Mutter! sagte sie. Sie darf Sie nicht sehen! Sie müssen gehen! flehte sie und streckte die gefalteten Hände aus.

Er gehorchte sofort. Vorher jedoch ergriff er ihre Hände und zog sie noch einmal leidenschaftlich an sich. Als sie seinem Blick begegnete, färbte ihr tiefe Scham aufs neue Hals und Wangen, und als sie abermals einen brennenden Kuß auf ihrer Wange fühlte, sank sie ihm willenlos an die Brust.

Bist du mein? flüsterte er.

Ja!

Und willst du heute abend, wenn es dunkel wird, bei der großen Eiche sein?

Sie blickte ihn mit einem kurzen, eigentümlichen Blick an und entwand sich langsam seinem Arm; dann ging sie an den großen Koffer und legte abermals Kopf und Hände auf die Kante desselben. Ein brennende Röte bedeckte ihre Wangen. Er folgte ihr nicht.

Wirst du kommen, Martha? flehte er. Wirst du kommen?

Ja! — Es kam heiser, fast lautlos heraus. Wenn ich an den Stamm klopfe — hörst du?

Ja — geh nur! geh!

Ich kann mich darauf verlassen?

Ja!

Danke, Martha — danke! Er griff hastig nach seiner Mütze, warf ihr einen Kuß zu und eilte hinaus. —

Die Schritte, die näher gekommen waren, hielten gerade in demselben Augenblick auf der Brücke inne, als der junge Mann durch die Außenthür schlüpfte. Gleich darauf wurden sie wieder vernehmbar, und jetzt klapperten sie auf der Diele. Vorsichtig drückte eine Hand auf die Klinke, und die Thür ward geöffnet.

Martha, die sich in Erregung über eine Stuhllehne geworfen hatte, erhob sich schwankend und strich das Haar mit der Hand aus den Augen. Als sie sich aber umwandte, stieß sie einen Schrei aus — Jespers große Gestalt stand an der Thür und starrte sie an.

Er war festlich angethan mit rotem Halstuch und breitkrämpigem Hute, sah aber unheimlich bleich aus. Sie fuhr zusammen, als sie seinem Blick begegnete, der sie mißtrauisch durchbohrte. Aber plötzlich, wie ein Blitz, verwandelte sich der Ausdruck in ihrem Gesicht. Ein unaussprechlicher Widerwille, eine grenzenlose Verachtung für diesen Menschen erwachte in diesem Augenblick in ihrer Seele und schlug ihr wie Flammen aus den Augen; und obgleich sie sich nur mit Mühe aufrecht hielt, richtete sie sich mit Aufbietung aller Kräfte empor und ging kühl an ihm vorüber durchs Zimmer. Ruhig setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Platz ans Fenster und nahm ihre Näharbeit zur Hand.

Ich glaubte, es sei die Mutter, sagte sie nur.

Er war an der Thür stehen geblieben und ließ die Augen hastig und prüfend durchs Zimmer gleiten. Endlich fielen sie auf ein Präsentirbrett mit einer Flasche und zwei zur Hälfte geleerten Gläsern, das auf dem Tische stand.

Ich komme wohl etwas ungelegen, sagte er und sah sie mit seinem häßlichen Lächeln an. Du hattest, wenn ich nicht irre, Besuch?

Es war ein Herr hier, der ein Glas Pfeffermünze verlangte, sagte sie gleichgiltig.

Hm! Er näherte sich langsam und beugte sich schließlich über den Präsentirteller. Trank er etwa aus zwei Gläsern?

Er lud mich ein, ein Glas mit ihm zu trinken.

Sieh sieh! Und was liegt denn hier? Weiß Gott, ein blankes Zweikronenstück! Er wandte den Kopf nach ihr um, seine Hände, seine blauen Lippen, sein ganzer starker Körper zitterte — du hast ihn gut bezahlen lassen!

Martha hatte den Blick erhoben, senkte ihn aber wieder und errötete leicht.

Davon wußte ich gar nichts! Übrigens gab er, was er wollte.

Er sah sie giftig an. — Er erhielt wohl auch, was er wollte — halt dein Lügenmaul!

Es schwirrte förmlich im Zimmer, und Martha erbleichte. Mit einem gräulichen Fluche schleuderte er seinen Hut in eine Ecke und warf sich selber auf einen Stuhl.

Nach einer Weile lachte er wieder gellend auf. Wie schade, daß ich euch gerade stören mußte! Ihr wart wohl sehr vergnügt mit einander? Und meiner Treu, Ohrringe hast du auch bekommen? Du wirst ja ganz mordsmäßig fein, Martha? Ein richtiges Zierpüppchen, wie? Und das Taschentuch neulich, von reiner Seide natürlich, das war wohl auch von dem kleinen Anbeter, der vorhin durch die Hinterthür schlüpfte, als ich kam?

Von dir war es jedenfalls nicht.

Das war, weiß Gott, eine recht männliche Erscheinung! ein herrlicher Fang, meiner Treu! Ha ha ha! Er sah wahrhaftig aus, als hätte ihn einer ausgespieen! Aber einerlei! Wenn er glaubt, daß er jedem auf der Nase herumtanzen kann, weil er ein bischen weiß und rot aussieht und ein paar Schillinge mehr in der Tasche hat als andere, dann soll er bald sehen, daß er sich geirrt hat, verstehst du mich! — Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alle Gläser tanzten.

Du hast deinen Rausch, mit dem du dich in der letzten Zeit herumgetrieben hast, wohl noch nicht ausgeschlafen, sagte Martha endlich leise, aber mit zornbebender Stimme. Übrigens habe ich es dir oft genug gesagt, daß ich dich nicht gebeten habe, mich zu nehmen. Du weißt doch gewiß selber, daß ich am liebsten nichts mit dir zu thun haben will; und wenn dir die Sache nicht mehr paßt, so kannst du ja gehen.

Das kann ich auch, Martha, und das will ich auch, erwiederte er nach einer Weile langsam und bedächtig. Seine Stimme klang plötzlich gebrochen und traurig, er sah sie lange mit kummervollem Blicke an. Aber ich finde, du solltest die Sache nicht so leicht nehmen, Martha. Laß es mit uns nur aussein, es hat ja doch niemals Art gehabt, denn du hast dir von vornherein nichts aus mir gemacht, du hast immer hoch hinausgewollt, Martha! Aber glaube mir, es nimmt ein Ende mit Schrecken! Hast du dich wirklich vergafft in den kleinen Heuspringer, weil er dir schön thut, so ist es natürlich für dich am schlimmsten. Wenn du aber glaubst, daß ich mich herumgetrieben habe — jetzt ist es freilich einerlei, wo ich gewesen bin, denn zwischen uns ist es aus, und deshalb kommt es nicht darauf an — aber das will ich dir nur sagen, wer dir das erzählt hat, ist ein Lügner und Ehrabschneider! Hast du mich verstanden?

Martha erwiederte nichts. Sie hatte ihr Nähzeug auf die Bank gelegt und sich nach dem Fenster umgewandt. Das Kinn auf ihre Hand und den

Ellenbogen auf das Fensterbrett stützend, blickte sie zu den letzten, scheidenden Sonnenstrahlen über den Wipfeln des Waldes h'nüber.

Es ist nur jammerschade, begann Jesper wieder nach einer Weile in noch leiserem, schwermütigerem Tone, indem er mit feuchten Augen um sich blickte, es ist nur jammerschade, daß ich es nicht ein bischen früher gewußt habe. Dann hätte ich es mir sparen können, das Mühlenhaus zu kaufen.

Das Mühlenhaus? wiederholte Martha und wandte den Kopf halb nach ihm herum. Hast du das Mühlenhaus gekauft? fragte sie nochmals, als er schwieg.

Ich hatte gehört, daß du es so gern hättest. Und da es gerade zu kaufen war, dachte ich, daß ich dir den Willen wohl thun könnte, selbst auf die Gefahr hin, daß der Kauf ein etwas größres Loch in den Beutel reißen würde, als gerade vernünftig ist. Es liegt ja auch hübsch und hat einen Garten und ein Staket. Und dann dachte ich, daß es wohl gehen würde, wenn ich es ein bischen aufputzte und anmalte. Und jetzt habe ich gerade einen neuen Fußboden im Erdgeschoß legen lassen, und nach dem Wege hinaus sind drei Fach neue Fenster eingesetzt. Fein ist das Ganze freilich nicht, das weiß ich selber, obwohl ich gethan habe, was in meinen Kräften stand. Aber es ist ja jetzt doch alles einerlei, denn nun habe ich keine Verwendung mehr dafür.

Nach diesen Worten wurde es still im Zimmer. Martha hatte sich ihm allmählich völlig zugewandt. Jetzt senkte sie den Kopf und sah lange mit zusammengebissnen Lippen auf ihre rechte Hand herab, die krampfhaft die Kante der Bank umschloß.

Jesper, begann sie endlich, ohne die Augen zu erheben, mit heisrer, klangloser Stimme, weshalb bist du nur einmal so?

Weil ich nicht anders bin, antwortete er und blickte sie wieder fest an. Und so, wie ich jetzt bin, so hast du mir damals, an dem Abend, als wir zusammen aus der Stadt kamen, dein Jawort gegeben. Aber warum bist du nicht mehr so, wie du früher gewesen bist?

Warum bist du immer so unbändig, Jesper?

Ach, du weißt sehr wohl, daß ich es nicht so schlimm meine. Aber du selber machst mich rasend. Wenn du so gegen mich gewesen wärest, wie andre Verlobte mit einander sind, so wäre ich auch wohl so geworden, wie ich hätte werden sollen. Aber hast du mir auch nur ein einziges gutes Wort gegeben? Wenn ich kam, wußtest du kaum, ob du mich überhaupt kennen oder mir die Hand geben solltest; du betrachtetest mich, als sei ich ein Schaf oder ein Hund. Glaubst du denn, daß aus einem solchen Verkehr etwas andres als Schlimmes kommen kann? Und wie kannst du wissen, wie ich bin oder wie ich werde, wenn du niemals mit mir reden, wenn du mich nicht anhören willst? das möchte ich dich fragen. Und was glaubst du denn, was man im Dorfe darüber redet? Es ist noch gar nicht lange her, als mich dieses Lästermaul, der

Lauritz, fragte, ob ich dich eigentlich schon einmal geküßt hätte. Daß mich so etwas erbost, kannst du dir doch denken. Und wenn ich dann so einem Kerl seinen wohlverdienten Lohn gebe, dann stellst du dich unklug an und verschließest dich in deiner Kammer. Deswegen sage ich: wenn man auf die Art und Weise verlobt sein soll, dann ist es besser, man bleibt aus einander.

Er stützte die Wange in die Hand und starrte schwermütig vor sich hin.

Jetzt erhob sich Martha langsam von der Bank, trat leise an ihn hinan und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Jesper, wollen wir wieder gute Freunde sein?

Ach, zwischen uns beiden nützt das nichts mehr. Wir passen doch nicht zusammen. Daran läßt sich jetzt nichts mehr ändern.

Ja, erwiderte sie und schlang den ganzen Arm um seine Schulter, ohne ihn dabei anzusehen. Wenn du jetzt nur willst, dann soll alles besser werden. Von heute an wird alles wieder gut.

Ist es auch wirklich dein Ernst, Martha? und glaubst du, daß du es durchführen kannst? denn sonst wollen wir lieber jetzt gleich der Sache ein Ende machen.

Nein, du kannst dich auf mich verlassen. Von heute an soll alles anders werden.

Er erhob sich langsam und sah sie zögernd an.

Aber er, der Kleine — ich meine — ist da nicht — hat er nicht —?

Nein, sagte sie und errötete.

Willst du mir einen Kuß drauf geben?

Ja.

Aber einen richtigen Kuß?

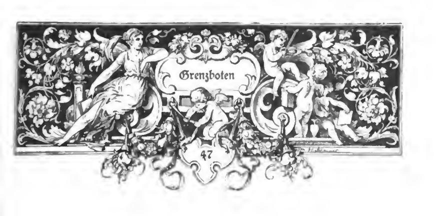
Ja.

Durch ihren ganzen Körper ging ein leises Beben, als seine harten Hände ihr Handgelenk umschlossen, als sie die dicken Lippen sah, die er ihr hinhielt. Aber mit einer Kraftanstrengung raffte sie sich zusammen und reichte ihm ihren Mund.

(Fortsetzung folgt)



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



England und Frankreich am Nil

Der Besuch, den der voraussichtliche Erbe des Thrones von Großbritannien vor kurzem dem Schutzlande der Engländer am Nil abstattete, ist in Paris sehr übel genommen worden und hat der dortigen Presse wieder einmal Veranlassung zu heftigen Kundgebungen ihres Verdrusses über die Stellung gegeben, die sich England dort mit kluger und entschlossener Benutzung der Umstände verschafft und trotz wiederholter amtlicher Einwände und Mahnungen von französischer Seite beharrlich festgehalten hat. Die Sache geht auch uns nahe an, da England hier gleich uns Deutschen und unsern Genossen im Dreibunde eine befriedigte und Erhaltung des Bestehenden erstrebende Macht ist, Frankreich dagegen hier wie uns gegenüber Verlornes beklagt und wieder zu gewinnen sucht, und so möchten wir die Frage, in der die jetzige Erregung der Franzosen über die ägyptische Reise des Prinzen von Wales nur ein Glied bildet, etwas ausführlicher besprechen.

Als der britische Thronfolger in Kairo einzog, glänzte die dortige französische Kolonie mit Einschluß ihrer amtlichen Spitzen durch ihre Abwesenheit. Das war gegen das Herkommen und konnte bei Angehörigen eines Volkes, das lange in dem Rufe gestanden hat, besonders höflich zu sein, umsomehr auffallen, als es auf den ersten Blick nicht recht zu begreifen war. Denn die britische Politik ist nicht gewohnt, Mitglieder ihres Herrscherhauses mit Vermittlung ihrer geheimen Absichten und Geschäfte zu beauftragen, und so erschien auch der Prinz von Wales hier nicht in politischer Sendung. Näher besehen aber wird uns das Fehlen der Franzosen beim Empfange desselben verständlicher; sie blieben, während andre Fremde erschienen, davon weg, um ihren Groll über die jüngste englische Politik in Ägypten überhaupt und deren

Erfolge kundzugeben, und dazu hatten sie allerdings reichlich Grund und Ursache. Es mußte bei der öffentlichen Meinung in Frankreich schon lange bittere Gefühle erwecken, wenn sie erfuhr, daß England sich in einem Lande festgesetzt und bei dessen Bevölkerung durch gute Verwaltung empfohlen hatte, das man sich in Frankreich seit Jahrzehnten halb als eignen Besitz anzusehen gewohnt hatte. Seine Entwicklung aus unnatürlicher Armut zu Fülle und Wohlstand schreitet stetig fort, es blüht auf, seine Hilfsquellen sind erschlossen und fließen reichlich, aber nicht zum Vorteile der Franzosen. Zwar ist das Begehren darnach nicht leicht zu verstehen; denn wenn es erfüllt würde, wenn Ägypten wie Tunesien unter ausschließlichen französischen Einfluß gelangte oder gar wie Algerien in französischen Besitz überginge, so würden die Franzosen nicht zu kolonisiren verstehen. Die Gabe ist ihnen eben nicht zu teil geworden, wie alle überseeischen Länder, die sie sich angeeignet haben, mehr oder minder deutlich beweisen. Auch würden sie kaum imstande sein, es gegen eine starke Seemacht auf die Dauer zu behaupten, namentlich wenn diese mit einer oder mehreren Landmächten ersten Ranges verbündet aufträte. Frankreich hat in den genannten beiden Landschaften schon mehr vom afrikanischen Gebiete, als es verdauen kann. Sein Handel mit Ägypten ist verhältnismäßig unbeträchtlich. Dennoch klammert es sich an alte Überlieferungen aus der Zeit, wo die Beherrscher des untern Nillandes ganz unter französischem Einflusse standen und fast unbedingt den Ratschlägen folgten, die ihnen von Paris zugingen. Diese Erinnerungen beginnen mit der Ära des ersten Napoleon, dessen Zug nach dem Lande der Pyramiden ein Teil seines großartigen Planes war, den Engländern im Osten einen vernichtenden Schlag beizubringen und so die Niederlage zu rächen, die kurz vorher die französische ostindische Kompagnie mit ihrem Plane erlitten hatte, in Indien ein großes Reich zu gründen. So lebte die erbliche Nebenbuhlerschaft der beiden Völker, die bald auf dem europäischen Festlande, bald in Nordamerika, bald auf der indischen Halbinsel mit einander gekämpft hatten, jetzt am Nil wieder auf, und Frankreich schien bereits den Sieg behalten zu sollen, als Nelson durch seinen Erfolg bei Abukir den Hoffnungen der Franzosen gründlich ein Ende bereitete. Diese flammten in andrer Gestalt unter Mehemed Ali wieder auf, dessen Politik in der zweiten Hälfte seiner Herrschaft von Paris her geleitet wurde, und der auch der französischen Kultur sein Land öffnete, französische Offiziere und Ingenieure beschäftigte und französische Einrichtungen einführte, was von seinen Nachfolgern, namentlich Ismail Pascha, fortgesetzt wurde. Noch mehr aber erhoben sich diese Hoffnungen, als Ferdinand von Lesseps in Übereinstimmung und mit Unterstützung des vorletzten Khedive den Suezkanal erbaute, und noch später, als die republikanischen Staatsweisen in Paris die sogenannte Doppelkontrole erfanden. Aber wieder endigten die Erwartungen, die man an diese Unternehmungen und Einrichtungen geknüpft hatte, mit schweren Enttäuschungen: der Kanal wurde

zur großen Wasserstraße nicht für den französischen, sondern für den britischen Handel, und die zweifache Kontrole mußte der alleinigen englischen Oberaufsicht Platz machen. Gleich unglücklich war die französische Politik mit denen, die unter den Ägyptern für sie thätig waren. Der rebellische Vasall der Pforte, Mehemed Ali, wurde auf seinem Siegeslaufe gegen den Sultan Mahumed von den Großmächten aufgehalten und zurückgewiesen und die Empörung Arabi Paschas durch ein englisches Heer mit Zustimmung Europas niedergeworfen. Die einzige wirksame Gegenmaßregel, die Frankreich seitdem wagte, war seine Weigerung, eine finanzielle Abänderung der Dinge zu erlauben, die den ägyptischen Steuerzahlern ungefähr zwanzig Millionen Mark das Jahr in den Taschen gelassen haben würde — ein Verfahren, das einem großen Staate nicht gerade schön zu Gesichte stand, und das sich nur mit dem Erfahrungssatze erklären läßt, daß Nationen, die keine Politik großen Stils mehr treiben können, häufig der Meinung sind, sich durch kleinliche Äußerungen des Grolles und persönlicher Ungefälligkeit und Unhöflichkeit dafür schadlos halten zu dürfen, womit sie aber dem Gegner nur kleine Steine in den Weg werfen und mehr dem eignen Ansehen Abbruch thun.

Nun kann man der Ansicht sein, daß England, indem es aus dem Streite mit Frankreich um die Beeinflussung Ägyptens siegreich hervorgegangen sei, diesen Erfolg allein seiner überlegnen Staatsklugheit zu verdanken habe. Aber dies ist bei genauerer Betrachtung der Ereignisse unbegründet oder wenigstens sehr einzuschränken. Jeder ruhige Beobachter des Ganges der Dinge wird vielmehr gewahr werden, daß jener Erfolg der britischen Politik am Nil zum guten Teile trotz mancher Irrgänge und Mißgriffe erreicht worden ist. Der Suezkanal hat sich als ein gewaltiges Förderungsmittel des englischen Handels und des gesamten Verkehrs Großbritanniens mit seinen Kolonien in Indien und Australien erwiesen. Aber zuerst leistete England diesem französischen Unternehmen aus allen Kräften jeden möglichen Widerstand, indem Lord Palmerston, der überhaupt als Staatsmann sehr überschätzt worden ist, und die hervorragendsten englischen Sachverständigen im Baufach und in Sachen des Verkehrs, verblendet durch internationale Eifersucht, den Plan und Gedanken der künstlichen Wasserstraße zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meere für unausführbar erklärten und so die Beteiligung der englischen Geldleute an der Aufbringung der Kosten verhinderten. Das hieß sehr unbesonnen urteilen, und gerade durch diese vorschnelle Abwendung von der Vorbereitung des vielversprechenden Unternehmens und dessen eifrige und hartnäckige Anfeindung gelang es, die Franzosen dafür zu begeistern. Hätten sich die Engländer bloß gleichgiltig dazu verhalten, hätten sie sich nur lau dafür interessirt oder hätten sie es auch lebhaft willkommen geheißen und kräftig zu unterstützen Miene gemacht, so hätte man in Frankreich wahrscheinlich kein Herz dafür gehabt. Wie es dagegen in Wirklichkeit stand, wendete sich Lesseps

an seine Landsleute und zeigte ihnen, daß England mit seiner herkömmlichen selbstsüchtigen Schlauheit herausgefunden habe, wie der Kanal ein Schlag gegen seinen Handel und seine Herrschaft im Osten der alten Welt werden müsse; es bekämpft ihn, rief er ihnen zu, mit allen Mitteln, mit seiner Diplomatie und seiner Presse, wollen da die Franzosen thatenlos zuschauen und gestatten, daß der Urheber des Planes, der Fürsprecher und Vorkämpfer des französischen Interesses unterliegt? Die Ansprache that ihre volle Wirkung: Hunderttausende von kleinen Kapitalisten entsprachen ihr und schütteten ihre Ersparnisse in die Kasse des klugen Ingenieurs und Wirtschaftspolitikers. Hätte England mehr Weitblick besessen und ein Unternehmen, das seinen Verkehr mit dem Osten sehr wesentlich zu erleichtern versprach, freudig begrüßt, so wäre in Frankreich vermutlich nicht der zwanzigste Teil jener Geldsumme gezeichnet worden, die Lesseps sich damals zufließen sah. So haben denn die thörichten Meinungen und Handlungen der Engländer in dieser Angelegenheit, deren glücklicher Ausgang dem Staate Ägypten doppelten Wert gegeben hat, mehr für Englands Interesse gethan als alle Klugheit für sie vermocht hätte. Frankreich hat den Kanal, ohne es zu wollen, für England gebaut, und dieses hat sich das später in doppelter Weise zu nutze zu machen verstanden. Er ist jetzt und schon seit Jahren in jeder Beziehung vor allen Dingen ein britischer Handelsweg und eine Verkürzung der Entfernung zwischen der westlichen und der östlichen Hälfte des britischen Weltreichs. Die englische Schiffahrt bezahlt drei Viertel der Abgaben, die für die Durchfahrt erhoben werden, und wenn die Aktien, die Lord Beaconsfield dem Khedive Ismail abgekauft hat, Zinsen tragen, so wird England mehr als den dritten Teil dessen einstreichen, was der jährliche Gesamtertrag des Kanals sein wird. Das ist jedoch nicht das Verdienst britischer Staatskunst oder Folge von Zaubermitteln, mit denen sie Unklugheiten in Triumphe zu verwandeln vermocht hätte, sondern diese Staatskunst ist, wenn wir von Beaconsfields klugem Kaufe absehen, gewissermaßen in den Erfolg hineingetaumelt. Der Zauber liegt in andern Kreisen. Die englischen Kaufleute, Fabrikanten, Schiffseigner und Seeleute sind es, die mit geschickter und rühriger Benutzung der Mittel und Wege, die dem Lande von der Natur zur Verfügung gestellt waren, den Handel desselben so mächtig gemacht haben, daß jede neue Wasserstraße, jeder neue Hafen, jedes neu erschlossene überseeische Land in der Regel nach wenigen Jahren die Bedeutung eines Zuwachses an wirtschaftlichem Überwiegen für England bedeutet. Ein andres Beispiel dafür neben Ägypten ist Tonkin. Es ist von den Franzosen erobert worden, aber die Engländer machen dort trotz der ihnen feindlichen Tarife bei weitem mehr Geschäfte als seine Herren, denen das Land fast so viel kostet, als es ihnen einträgt. Der Franzose hat zwar mehr Geschmack in der Industrie als der Engländer, er versteht sich aufs Vergnügen, auf die Schaustellung, auch auf den Erwerb von Land durch Waffengewalt, aber er weiß seine Erwerbungen jenseits der Meere nicht recht zu regieren

und auszubauen, den Handelsverkehr in entfernten Gegenden nicht fruchtbringend zu gestalten, kurz, nicht zu kolonisiren. Gegenwärtig leidet Tonkin an den Nachteilen eines Streites zwischen der dortigen Zivilgewalt und der obersten Militärbehörde, die sich ihr unterordnen soll, aber sich dagegen sträubt und sein Handel wird behindert durch Beamtenschereien und ein Netzwerk unpraktischer Vorschriften. Es giebt dort wenig französische Ansiedler, nicht bloß wegen des ungesunden Klimas, sondern auch und mehr noch, weil der junge Franzose eine Stelle in Paris mit dreitausend Franken jährlich einer überseeischen vorzuziehen pflegt, die ihm in wenigen Jahren das zehnfache einzubringen verspricht, aber freilich eine Art Selbstverbannung bedeutet. Wenn die Engländer vortreffliche Kolonisatoren sind, so liegt das nicht so sehr darin, daß sie mehr Verstand besitzen als die Franzosen, sondern in ihrer größern Befähigung, ein Leben in der Einsamkeit, ohne Vergnügungen, ohne die Reize geselligen Verkehrs, voll Mühe, Entsagung und Gefahr zu ertragen, wobei sie sich mehr auf sich selbst zu verlassen haben als auf Fürsorge und Anleitung der Behörden. Hätten sich die Engländer von dem Leben in Pall Mall, Piccadilly und Regentstreet so sehr angezogen gefühlt wie die Franzosen von dem auf den Boulevards von Paris und andern ihrer Hauptstädte, so würden sie nicht im Westen den Grund zu einem großen republikanischen Bundesstaate gelegt haben, nicht im Osten ein riesenhaftes Kaisertum besitzen und nicht in Australien blühende Kolonien haben, und so würde ihnen auch ihr jetziger Einfluß in Ägypten nur insofern nützen, als er ihnen für Kriegsfälle gestattet, die Hand auf den Kanal zu legen, den die Franzosen in erster Reihe für sie geschaffen haben.

Der Prinz von Wales hatte bei seiner Reise nach Kairo keinerlei politische Zwecke vor Augen. Aber seine dortige Anwesenheit erinnerte in Paris wieder einmal lebhafter an die Veränderung, die sich seit dem Aufstande Arabis in Ägypten vollzogen hat — sieben fette und immer fetter werdende Jahre nach ebenso vielen dürren 1875—1882. Englische Verwaltungsbeamte im Dienste des Khedive Tewfik, die Offiziere der englischen Besatzung und des englischen Militärs, welche die neugebildete Armee Ägyptens befehligen, empfingen die königliche Hoheit aus London. Die hervorragendsten unter den Persönlichkeiten, die von der Feierlichkeit fern blieben, waren der französische Konsul und Mukhtar Pascha, der Vertreter des Sultans. Auf sie lenkte die Erinnerung der Welt auch die große Umgestaltung zurück, die Ägypten 1882 zu seinem Heil erfahren hat. Die Doppelkontrole, die in jenem Jahre plötzlich erlosch, war ein ebenso verwickeltes als kostspieliges Stück politischer Maschinerie, die zur Grundlage den Gedanken der Gleichberechtigung Frankreichs und Englands in der Aussaugung der Ägypter hatte. Auf verschiednen Posten, wo am besten ein Beamter diese Arbeit verrichtet hätte, wie eine Kuh am besten von einer Person gemolken wird, waren zwei neben einander, jeder mit derselben Geltung

und Befugnis, der eine immer ein Franzose, der andre ein Engländer, angestellt — eine Methode, die von der obersten Stufe bis zur untersten hinab ging. Als Arabi sich unangenehm zu machen anfing, vereinigten sich die beiden Mächte zum letztenmale zum Einspruch in Gestalt einer Note. Als dem Trotz geboten wurde, trat Frankreich davor zurück und ließ es sich gefallen. Wäre in Paris Gambetta noch als Ministerpräsident am Ruder gewesen, so hätte man wahrscheinlich hier mehr Entschlossenheit an den Tag gelegt, aber dessen Nachfolger Freycinet war ein Politiker, dem es an Thatkraft und Mut mangelte. Er lehnte es mit einem ängstlichen Blicke nach der Ostgrenze ab, sich an der von England in Vorschlag gebrachten Flottenkundgebung gegen Alexandrien zu beteiligen, und schlug dem Abgeordnetenhause die Absendung eines französischen Korps zur Bewachung des Suezkanals vor. Dies wurde zurückgewiesen, und darauf dankte der Minister ab, und Frankreich befolgte von jetzt an während der Krisis am Nil eine Politik vollständiger Unthätigkeit, während alle seine Sympathien im Lager Arabis waren und es dem Khedive den Untergang wünschte. Wäre der Feldzug der Engländer gegen Arabi mißglückt, so hätte es in den Zug der Ereignisse eintreten und den siegreichen Meuterer zu seinem Werkzeuge und Willensvollstrecker machen, also das Spiel von 1839 wiederholen können, wo es Mehemed Ali seine Gunst zugewendet und ihn benutzt hatte. Dieser Plan mußte aufgegeben werden, als Arabi rasch erdrückt worden war. Seit dieser Zeit hat England, weil es Ruhe und Ordnung wiederhergestellt hatte, billigerweise in Kairo die erste Rolle gespielt und fast ausschließlich Einfluß geübt, ja thatsächlich verwaltet und regiert; Frankreich dagegen hat, weil es die Verantwortlichkeit für solches Eingreifen von der Hand gewiesen hatte, sich mit einer höchst untergeordneten Stellung begnügen müssen. England hat dann höchst segensreich gewirkt und sich Verdienste um das Land erworben, die ihre Frucht getragen haben und weitere und schönere Früchte verheißen. Unter der Leitung und dem Schutze der Briten ist den Fellahin eine gerechte und menschliche Behandlung zu teil geworden. Es giebt jetzt, was früher unerhört war, unparteiische und unbestechliche Richter, eine gute Polizei, die Peitsche aus Nilpferdhaut, die früher bei der geringsten Übertretung gegen das Landvolk angewendet wurde und auch die Eintreibung der Steuern erleichtern mußte, ist abgeschafft, man hat die Abgaben vermindert und nach festen Regeln geordnet, die Befugnis, das niedere Volk nach Willkür zum Arbeiten für den Staat zu zwingen, ist beseitigt, und dem Bauer sind die Erträgnisse seiner Arbeit sicher gestellt. Der Kredit des Staates hat sich fortwährend gehoben. Das alles ist ausschließlich das Werk der englischen Schutzherren und Verwalter. Frankreich und die Türkei konnten sich daran beteiligen wie 1882 an der Niederwerfung der Militärrevolution, aber sie zogen es vor, der Gefahr auszuweichen und der Reformarbeit zuzusehen. Da sie das Feld nicht bestellt haben, so ernten sie jetzt auch nicht, was es trägt. England ist am Nil allein,

zum Vorteile der Ägypter, zur Sicherstellung seines Verbindungsweges nach Indien und mit der Zustimmung Europas. Die Franzosen haben mehrmals an das Versprechen der britischen Regierung erinnert, Ägypten zu geeigneter Zeit zu räumen, die Pforte teilt diesen Wunsch, und das theoretische Recht steht allerdings hinter beiden und läßt sich mit der Versicherung, Englands Verwaltung habe dem Lande zum Segen gereicht, nicht ohne weiteres abweisen. Aber nicht die Theorie giebt in der Politik den Ausschlag, sondern die Praxis, nur der Satz Beati possidentes hat hier Bedeutung. England hat schon wegen des Suezkanals das höchste Interesse, die Erfüllung seiner Zusage möglichst lange hinauszuschieben, und es wird die Frage der „Thunlichkeit," über die es in erster Reihe zu entscheiden berufen ist, noch lange verneinen können, weil die Ruhe und Sicherheit Ägyptens voraussichtlich noch lange vom obern Nil her gefährdet sein wird. Es hat am untern Nil festen Fuß gefaßt und wird sicherlich nicht eher abziehen, als bis ein Stärkerer es dazu nötigt; der Dreibund aber hat nicht das geringste Interesse, Frankreich zu diesem Stärkern werden zu sehen. Frankreich wird sich daher weiter gedulden müssen. Es hat früher als Fürsprecher in Rechtsfragen, die eigentlich Fragen seines eignen Ansehens und Bedürfnisses waren, eine Rolle gespielt. Aber diese Rolle ist bis auf weiteres vorüber, die Zeiten haben sich geändert, und auch anderwärts als in Ägypten werden die Dinge ohne den leitenden Beistand Frankreichs fortgeführt und entschieden. Wenn es unvermeidlich war, daß es einen wesentlichen Teil seiner Aufmerksamkeit den ägyptischen Angelegenheiten zuwendete, so ist es doch arg, daß die Franzosen klagen und schelten, weil England seine Stellung am Nil noch nicht zu räumen Miene macht, wo doch sie selber das Haupthindernis für die Herstellung von Verhältnissen bilden, die die Räumung rechtfertigen und erlauben könnten. Sie sollten doch nicht so verblendet sein, sich dem Wahne zu überlassen, die übrige Welt könne die klare Thatsache übersehen, daß sie nicht sowohl das Recht der Pforte, nicht die Unabhängigkeit Ägyptens unter deren Oberherrlichkeit wollen, als vielmehr ihren ausschließlichen Einfluß, ihre Obmacht dort an Stelle der britischen zur Geltung zu bringen beabsichtigen. Ohne Zweifel ist man in den meisten auswärtigen Ämtern Europas überzeugt, daß, wenn Ägypten in französische Hände geriete, es weniger vorteilhaft für andre Mächte und weit unbequemer und lästiger werden würde, als es jetzt sich erweist. Während sich der deutsche Einfluß am Hofe des Sultans mehr und mehr geltend macht und der Dreibund sich dadurch stärkt, unterliegt es sehr ernsthaften Bedenken, ob nicht eine energischere Einmischung Frankreichs in Ägypten schleunig zu sehr unerwünschten Verwicklungen führen und den Frieden stören würde, dessen Erhaltung der Bund vor allem bezweckt. Schließlich sind die Franzosen am Nil gegen früher doch eigentlich gar nicht übel daran und könnten sich, wenn sie es nur glauben wollten, Glück wünschen, daß ihre materiellen Interessen in Ägypten, z. B. die

gute Verzinsung ihrer ägyptischen Papiere, ohne Wagnis und Kosten ihrerseits von den Engländern so trefflich besorgt werden.

In seiner letzten Guildhallrede hat der leitende Minister Großbritanniens den Franzosen auf ihre Beschwerden geantwortet. Nachdem er die Wohltaten der englischen Einmischung: Wiederherstellung des Friedens, Erhaltung der Ordnung, Beseitigung der verderbten Gerichtspflege, Besserung der Finanzen und Ermäßigung der Steuern aufgezählt und auf die durch Emin Paschas Besiegung gesteigerte Gefahr vom Mahdismus des Sudan hingewiesen hatte, erklärte er: „Wir haben es unternommen, Ägypten zu stützen, bis es imstande ist, sich selbst gegen jeden heimischen und auswärtigen Feind aufrecht zu erhalten." Die Notwendigkeit solcher Stützung wird verstärkt durch die Befürchtung, daß ein schließlicher Sieg der religiösen Schwärmer und der Sklavenhändler am obern Nil in den Gebieten am untern Stromlaufe die von England seit Jahrzehnten und neuerdings auch von uns mit diesem gemeinsam bekämpfte Sklaverei in erschreckendem Maße ausbreiten würde. Frankreich begünstigt den Handel mit Menschenfleisch, indem es seine Flagge Schiffen mit Negerladungen leiht und sich der Durchsuchung solcher Schiffe widersetzt. Diesen Handel in Innerafrika zu unterdrücken, ist vorläufig unmöglich. Aber die Ausfuhr über die Grenze des Sudan läßt sich sehr wohl verhindern, wenn Ägypten von Gegnern des schändlichen Geschäfts beaufsichtigt und verwaltet wird, und so ist das Verbleiben der Engländer am Nil auch aus diesem Grunde zu wünschen.



Flugschriften aus Österreich

Das Jubiläum der Taaffischen Ära — es war im August zehn Jahre, daß Graf Taaffe von der Krone zur Leitung der innern Angelegenheiten Cisleithaniens berufen worden ist — hat Anlaß zu einer Reihe von Flugschriften über die innere Lage Österreichs und insbesondre über die der Deutschen gegeben. Wir greifen einige davon heraus, von denen jede eine andre politische Richtung bezeichnet. In die österreichischen Parteiverhältnisse der Gegenwart, die den Reichsdeutschen immer noch verworren und schwer verständlich erscheinen, führen sie besser ein, als es eine allgemeine Schilderung vermöchte. Vieles freilich wird nach wie vor dunkel bleiben, und auch neue Befürchtungen über die Zukunft der Deutschen in Österreich, ja über die Zukunft der Monarchie selber drängen

sich dem Leser dieser Flugschriften auf, dazwischen leuchten aber doch auch wieder neue Hoffnungen auf: nicht Auflösung und Zerstörung, höchstens Umbildung und Neugestaltung wird der ruhig erwägende zuletzt für die kommenden Jahre erwarten.

Die erste von diesen Schriften — sie erschien bereits einige Monate vor dem Jubiläum — trägt den Titel: Neue Bahnen (Wien, Karl Konegen). Der Verfasser geht von der Frage aus: Welchen Erfolg hat die zehnjährige Oppositionspolitik der deutschen Partei zu verzeichnen? Nur den einen will er ihr zugestehen: verhindert zu haben, daß Österreich heute schon ganz in föderalistisch-klerikalen Bahnen wandelt, es sei ihr wesentliches Verdienst, „wenn Staatseinheit, Staatssprache, Altösterreichertum noch deutlich erkennbar bestehen, wenn die alten Traditionen Österreichs noch nicht überwundene Begriffe sind." Aber eben nur zu hemmen, nicht aufzuhalten hat die deutsche Opposition den Gegner vermocht, dies sei ihr einziger, also ein sehr bescheidner, sehr zweifelhafter Erfolg. Wie dies nun enden soll, fragt der Verfasser: „Will die deutsche Opposition der heldenhaften Schar des Leonidas gleich bis zum letzten Augenblicke den aussichtslosen Kampf kämpfen und verendend den Triumph ihrer Gegner noch sehen?" Aber es könnte ja ein Umschwung eintreten, die deutsche Partei wieder ans Staatsruder gelangen! Dies bestreitet der Verfasser entschieden, nur ein von der Partei selbst unabhängiger Zufall vermöchte es. Der Grund davon liege in der bereits in den ersten siebziger Jahren leise, im Jahre 1879 entschieden und endgiltig veränderten Stellung der auswärtigen Politik des Kaiserstaates, die wieder durch die allgemeinen Weltverhältnisse bedingt wurde. „Es ist eine bittere Wahrheit — ruft er aus —, aber wir Deutschen dürfen uns vor ihr nicht verschließen: mit dem Augenblick, da Österreich-Ungarn seine neue Orientpolitik entfaltete, mußte es auf den Charakter eines rein deutschen Staates verzichten." Denn ein rein-deutsch regierter Staat, worin viele Millionen unzufriedner Slawen wohnen, könne nicht in den slawischen Ländern der Balkanhalbinsel mit Rußland um politischen Einfluß kämpfen. Nur dann sei dieser Wettbewerb mit einiger Aussicht auf Erfolg zu führen, „wenn die slawischen Stämme Österreichs der Notwendigkeit enthoben werden, in Rußland ihren natürlichen und berufenen Hort zu erblicken."

Das Bündnis mit Deutschland, so führt der Verfasser unsrer Flugschrift weiter aus, erfordere durchaus nicht, wie man im deutschen Lager so oft meine, eine deutsche Parteiregierung. Denn dieses Bündnis habe eine österreichische Politik zur Voraussetzung, die jeden Gedanken an eine Wiedergewinnung der Stellung, die Österreich vor 1866 einnahm, ausschließe. Deutschland brauche zum Bundesgenossen ein Österreich, das seine Zukunft im Osten suche und auf den Westen und Norden verzichte. Es habe kein Interesse, daß dieses Österreich vorherrschend deutsch sei, es solle nur nicht preußenfeindlich und russenfreundlich sein. Indem die Versöhnungsaktion des Grafen Taaffe die

Slawen Österreichs zu befriedigen suche, ziehe sie diese von Rußland ab und lehre sie Preußen-Deutschland, das ihrer nationalen Entwicklung kein Hemmnis bereite, schätzen. Genug, die äußere Lage verlange es, daß in Österreich nicht mehr gegen und nicht mehr ohne die Slawen regiert werde, auch Deutschland habe ein Interesse daran.

Wenn aber jener Zufall, von dem der Verfasser spricht, wirklich einträte, würde dies nicht anders werden; auch ein deutsches Ministerium könnte die slawenfreundlichen Bahnen der Ära Taaffe nicht verlassen; alles, was durch ein solches erreichbar wäre, sei die Erhaltung des status quo. An die nationalen Errungenschaften der Tschechen heute zu rühren, wäre die Revolution.

Man wird einwenden, daß schon viel gewonnen wäre, wenn der fortschreitenden Tschechisirung Böhmens und Mährens Einhalt gethan werden könnte. Aber diese Tschechisirung, von der die deutschen Blätter so viel schreiben, die deutschen Abgeordneten so viel reden, wird vom Verfasser bestritten; die deutschen Bezirke Böhmens und Mährens tschechisiren zu wollen, nennt er einen wahnsinnigen Gedanken. Nun, wenn dem so ist, so könnte doch eine deutsche Regierung die administrative Teilung der national gemischten Länder durchführen und damit die Quelle des unerträglichen Haders verstopfen. Daß dies ein Ausweg zum nationalen Frieden wäre, giebt der Verfasser zu, aber — sagt er geheimnisvoll abwehrend — „ein vollständiger Bruch mit der Verwaltung auf Grund der historisch-politischen Einheiten, Gliederung der erstern nach politisch selbständigen, national abgegrenzten Einheiten, muß zur Stunde außer jeder Diskussion bleiben." Wir staunen. Zur Stunde? Allerdings. Aber es handelt sich ja jetzt darum, zu erwägen, was ein deutsches Parteiministerium für die Deutschen zu thun vermöchte.

Lassen wir aber auch diesen Einwand. Denn das ist ja wahr, ein deutsches Parteiministerium wird in absehbarer Zukunft nicht kommen. Wozu also darüber streiten, was es würde thun können, und was nicht.

Der Verfasser kommt zu dem Schluß: Es ist keine Aussicht, daß der negative Erfolg der deutschen Opposition sich je in einen positiven verwandle, aber sehr möglich, daß auch in Zukunft der negative fehlen wird. Überaus trostlos! Der Verfasser giebt dies zu, nennt er sich doch selber einen Deutschen und giebt seiner deutschen Gesinnung wiederholt entschieden Ausdruck. Aber ohne Hoffnung ist er nicht, er kann nicht daran glauben, daß die Deutschen Österreichs nie wieder einen „ihrer Zahl, ihrer Stellung und ihrer Verdienste um den Staat entsprechenden Anteil an der Gesetzgebung und Regierung" erhalten sollen. Sie dürfens nur nicht so forttreiben wie bisher, sie müssen ihre politische Haltung ändern. Unsre Spannung steigt aufs höchste. Was sollen die Deutschen thun? Bevor unser Verfasser hierauf Antwort giebt, entwirft er eine treffende Schilderung von dem österreichischen Parlament und der Stellung, die die Deutschen darin einnehmen.

Streng genommen ist nämlich der Reichsrat, wie er sich in Wien versammelt, gar kein Parlament, sondern „ein Nationalitätenkongreß in parlamentarischen Formen.“ Es sind große und kleine nationale Parteien da, aber alle enthalten die verschiedenartigsten Elemente in sich vereinigt: Konservative, Liberale, Schutzzöllner, Freihändler, Agrarier, Manchestermänner, Antisemiten — sie alle stimmen in wichtigen Dingen gemeinsam gegen eine ebenso bunte Schar nationaler Gegner. Die Regierung weiß das, und es ist ihr keineswegs erfreulich, aber sie vermag nichts dagegen, sie fügt sich den Thatsachen. Die Linke aber — die nicht etwa wie in andern Parlamenten nur Liberale, Demokraten, Radikale umfaßt, sondern eben die Deutschen, mit einziger Ausnahme der Klerikalen — verschließt sich dagegen, thut so, als wenn wirklich ein Parlament dawäre, wie etwa in England, und verlegt sich auf einen parlamentarischen Kampf, der natürlich aussichtslos ist. Und selbst zugegeben, daß es den Deutschen einmal gelänge, die Majorität des Hauses gegen die Regierung zu vereinen, der Sturz des Ministeriums würde keineswegs die Folge sein. „Graf Taaffe ist kein parlamentarischer Minister, er hat diesen Ehrgeiz nie gehabt.“ Seine Stellung ruht vor allem auf dem Vertrauen der Krone. Das ist wirklich so, und wir sind weit entfernt, darin an und für sich ein Unglück zu sehen. Im Gegenteil: Eigenart und Überlieferung der österreichischen Reichshälfte verlangen gerade eine solche Regierung, und nur unverbesserliche Doktrinäre werden bei uns eine parlamentarische Parteiregierung eingerichtet wissen wollen. Das Unglück der Deutschen liegt nur darin, daß die Krone eben aus Gründen auswärtiger Politik das slawenfreundliche System angenommen hat.

Was bleibt nun also den Deutschen, so schließt der Verfasser, als ein Kompromiß mit diesem System? Sie mögen endlich einmal aufhören, in dem „Zentralabrechnungsamt“ am Burgring ein Parlament zu sehen, sie mögen den Gedanken aufgeben, das Ministerium parlamentarisch zu stürzen. Mit der Mehrheit können sie nicht paktiren, wohl aber mit der Regierung, mit dieser müssen sie sich abfinden, ihr Ziel muß sein, „eine angemessene Vertretung in der Regierung [eine Regierung des Taaffischen Systems ist gemeint] zu erhalten.“ Dann werden die Deutschen auch den extremen Forderungen und Bestrebungen der Nationalen sowie denen der Klerikalen — denen unser Verfasser besonders feind ist — wirksam entgegentreten können. Vor nichts aber werden die Deutschen in dieser Flugschrift eindringlicher gewarnt, als vor einer den österreichischen Staatsgedanken zunächst ganz beiseite setzenden rücksichtslos nationalen Politik, wie sie wohl hie und da gefordert wird. Denn diese müßte unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu einem gänzlichen Verzicht auf die Teilnahme an der Gesetzgebung, zum Austritt aus dem Reichsrate führen, was „zwar unzweifelhaft den nationalen Gedanken in den geschlossenen deutschen Bezirken außerordentlich kräftigen, dagegen alle deutschen Minoritäten, namentlich in Böhmen und Mähren, rettungslos dem slawischen Moloch opfern“ würde.

Die Zugeständnisse, die nun der Verfasser der „Neuen Bahnen“ der Regierung gemacht wissen will, deutet er nur flüchtig an. Es bedürfe dabei, meint er, „keines Verrats an angestammten Grundsätzen und Überzeugungen, sondern nur einer veränderten Taktik.“ In rein nationalen Fragen soll die Linke ihren bisherigen Standpunkt wahren, sonst aber von Fall zu Fall, wie in der Wehrgesetzdebatte, ohne jede Voreingenommenheit gegen das Ministerium abstimmen und wo es nur irgendwie mit ihrer nationalen Überzeugung vereinbar ist, die Regierung unterstützen. Den Einwand, daß diese Regierung der deutschen Partei für dieses Entgegenkommen wenig Dank wissen werde, bringt der Verfasser selber vor, entgegnet aber: „Wir müssen den Grafen Taaffe, d. h. die Regierung, zur Liebe einfach zwingen.“ Die Rechte werde dann freilich ängstlicher als bisher bestrebt sein, der Regierung keine Zwangslage zu schaffen, und auch die Regierung werde auf ihrer Hut sein. Einmal aber, dessen könne man versichert sein, werde der Augenblick doch kommen, wo die Regierung die angebotene Hilfe in Anspruch nehmen werde. Wie sich der Umschwung zu Gunsten der Deutschen ändern werde, das wisse niemand, in einer Wiederkehr der vortaaffischen Zeit werde er nicht bestehen, aber eine entsprechende Vertretung der deutschen Partei im Kabinet dürfe man dann hoffen, und dies wäre — mit dem Zustande der letzten zehn Jahre verglichen — unstreitig ein großer Gewinn. Der Verfasser schließt: „Als gute Österreicher wollen wir den innern Frieden; als Deutsche wünschen wir, daß unser Stamm den ihm gebührenden Anteil an der Regierung erhalte. Diese beiden Rücksichten lassen eine kluge Kompromißpolitik rätlich erscheinen, wobei wir nicht an das augenblickliche Kabinet Taaffe, sondern an die permanenten Gewalten unsers Staates, welche an dem innern Frieden mehr interessirt sind als jede auf parlamentarische Parteien gestützte Regierung,*) uns wenden.“

Neuösterreich von Otto Hornung (Zürich, Verlagsmagazin, 1890) ist eine Erwiderung auf die Ratschläge der „Neuen Bahnen.“ Diese Flugschrift geht gleichfalls von einem Deutschen aus, ist aber in viel schärferem Tone gehalten und will — um es gleich zu sagen — von einer Kompromißpolitik gar nichts wissen, im Gegenteil, sie besteht auf der schärfsten Gegnerschaft zur Regierung. In manchen Punkten stimmt sie aber doch mit den „Neuen Bahnen“ überein. Hier wie dort spricht sich eine starke Abneigung gegen die Klerikalen und den historischen Adel aus, und auch die Auffassung des österreichischen Parlamentarismus ist in beiden Schriften dieselbe. Der Verfasser von „Neuösterreich“ ist auch überzeugt, daß das seit 1879 herrschende slawenfreundliche System mit der veränderten Richtung unsrer auswärtigen Politik zusammenhänge. Zunächst aber

*) Dieser Satz enthält einen Widerspruch gegen frühere Ausführungen der Flugschrift, da ja nach diesen das Ministerium Taaffe von den parlamentarischen oder genauer reichsrätlichen Parteien unabhängig ist.

unterzieht er diese neue Richtung selbst einer strengen Kritik, sie wird seiner Meinung nach ihr Ziel nicht erreichen und Österreich so wenig Segen bringen, wie der Versuch, die italienische und deutsche Einheit in ihrer Entwicklung aufzuhalten. Denn zwischen Rußland und den Balkanstaaten bestehe schon seit lange eine nationale Wahlverwandtschaft, die Österreich, das sich bei diesen Volksstämmen niemals irgendwelcher Sympathien erfreute, nicht werde überwinden können. Nicht in dem Kaiser in Wien, sondern in dem Zaren erblickten die Montenegriner und Serben, die Bulgaren und selbst die Rumänen ihr natürliches Oberhaupt. Und so vermag denn der Verfasser auch die Opposition der Deutschen gegen die Eroberung südslawischer Gebietsteile nicht so hart zu verurteilen, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt: es war ein taktischer Fehler, dies giebt er zu, aber er hört darin doch vor allem „einen patriotischen Aufschrei der Besorgnis um die Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes.“ Hiergegen ist zu bemerken, daß weder die österreichisch-ungarische Regierung noch die Flugschrift „Neue Bahnen“ an eine Erwerbung jener slawischen Balkanstaaten denkt. Es handelt sich nur darum, Rußland von ihnen fernzuhalten. Der Schreiber dieser Zeilen hat vor Jahren in Paris Bulgaren und Rumänen dieses Thema besprechen hören: „Wir wollen weder russisch noch österreichisch sein — sagte ein Bulgare — sondern selbständig; können wir dies nicht erreichen, dann ist uns allerdings Rußland noch lieber als Österreich, das uns zu germanisiren versuchen würde.“ Eine sehr bezeichnende Äußerung! Soll nun Österreich-Ungarn ganz und gar als Großmacht abdanken, die Hände in den Schoß legen und ruhig zusehen, wie unten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen? Nein, seine Stellung und seine Geschichte legen ihm Verpflichtungen auf, die es übernehmen muß, wenn auch bedeutende innere Schwierigkeiten daraus erwachsen.

Sehr unmutig äußert sich der Verfasser von „Neuösterreich“ über die Einflüsterungen „auswärtiger Politiker,“ die Österreich-Ungarn auf die „neuen Bahnen“ drängen. Es ist leicht zu verstehen, welche Politiker er da meint; gleich darauf drückt er sich aber selber ganz deutlich aus: es sei von Deutschland unedel und unklug zugleich, wenn es bloß um größerer Sicherheit willen Millionen von Deutschen dem Slawismus opfere. „Deutschland — ruft er aus — betreibt heute die gleiche Politik wie die Franzosenkönige der Reformationszeit. Diese schickten auch Heere den deutschen Protestanten zu Hilfe und bereiteten zu Hause den eignen Hugenotten Bartholomäusnächte. Deutschland macht es heute ähnlich. Im eignen Lande kauft es die Slawen aus, im Bundesstaat protegirt es die Verschlingung deutscher Stammesgenossen durch dieselben Slawen.“

Wie man sieht, geht der Verfasser bei diesem Vorwurf von der Annahme aus, das neue System in Österreich bestehe nicht nur in einer Begünstigung der Slawen, sondern geradezu in einer Unterdrückung der Deutschen, an Stelle

des deutsch-zentralistischen Staates soll nicht ein polyglottes Reich von gleichberechtigten Nationalitäten, sondern ein durchaus slawisches treten, wo die Deutschen keine Rechte haben. Das hat der Verfasser der „Neuen Bahnen“ nicht gesagt und nicht sagen wollen. Hornung — oder wer sich unter diesem Namen verbirgt — glaubt es annehmen zu dürfen, ja — nicht ganz ehrlich — stellt er sich an, als hätte er dies in den „Neuen Bahnen,“ die er als ein halboffiziöses Machwerk hinstellt, erst recht bestätigt gefunden, er zitirt dabei sogar falsch (S. 8, 13). Der Gedanke ist schließlich keineswegs neu: schon oft haben Redner und Parteiblätter vom äußersten Flügel dem Grafen Taaffe diesen geheimen Slawisirungsplan zugeschrieben. Neu aber ist, wenn hier nachzuweisen versucht wird, daß das Ministerium Taaffe das slawische Neuösterreich in seinem „altösterreichischen Staatsrahmen“ erhalten wolle, mit andern Worten, daß er so gut Zentralist sei wie Schmerling, nur daß er die Slawen an Stelle der Deutschen gesetzt wissen wolle. Außerdem schiebt er dem Minister auch starke Reaktionsgelüste unter und gegen diese eifert er — wir können es nicht anders sagen — mit banalen Redensarten. „Die Reaktion, ruft er bombastisch aus, ist die gerechte Strafe, welche ein Volk trifft, das seinen eignen Wert vergißt, sie ist das Fegefeuer, in welchem ein entartendes Volk Zeit findet, über das verlorne Paradies der Freiheit nachzudenken,“ und „die Reaktion ist das vom Himmel fallende Feuer, welches unter seiner Lava das Kulturwerk einer geschichtlich großen Zeit begräbt.“ Höchst merkwürdig, ja unbegreiflich an einem Deutschen ist es, wenn Hornung Teilnahme für die vorjährigen Budapester Straßenaufstände — bekanntlich von der chauvinistischen, durch und durch deutschfeindlichen Opposition geschürt — an den Tag legt und in diesen bedauerlichen Ausschreitungen einen Beweis dafür sieht, „daß das ungarische Volk sich besser auf den Schutz seiner Freiheit verstehe.“

Aber lassen wir diese Abschweifung und verweilen wir bei Hornungs Auffassung der Taaffischen Politik. Darnach wäre ihr Inhalt: Slawisirung Österreichs mit Erhaltung des zentralistischen Gefüges — ein riesenhaftes Unternehmen, das nur im Kopfe eines sehr genialen und sehr energischen Staatsmannes ersonnen werden konnte. Ausgeführt kann es von dem, der es ersonnen hat, unmöglich werden, es bedarf nicht der Jahre, nicht der Jahrzehnte, es bedarf eines Jahrhunderts zu seiner Vollendung. Es hieße so viel als in der österreichischen Geschichte eine neue Periode beginnen, das Jahr 1879 wäre alsdann von größerer Tragweite als 1804 oder 1866, es könnte nur mit 1282 verglichen werden.

Der Verfasser von „Neuösterreich“ führt freilich in einem nächsten Kapitel aus, daß dieser ungeheure Plan nicht durchzuführen sei. Was Graf Taaffe nicht sieht, sieht er. Die Austroslawen von heute, sagt er, sind keine Kroaten von 1848; die waren blinde Werkzeuge der Regierung. Diese Austroslawen sind von der großen nationalen Bewegung des Jahrhunderts erfaßt

und werden sich mit der Rolle, die früher den Deutschen im Kaiserstaate zugefallen war, nimmermehr bescheiden, die Polen, die Tschechen, die Slawen — sie wollen kein Großösterreich, auch wenn es slawisch ist, sie wollen ihre selbständigen nationalen Königreiche und Länder. Ja wenn noch die Alttschechen wirklich die Mehrheit des tschechischen Volkes darstellten! Aber dies ist nicht der Fall, der wahre Ausdruck des tschechischen Volkswillens ist die jungtschechische Bewegung. Ebenso wenig Anklang aber wie die zentralistische Tendenz der Taaffischen Politik finde die konservative oder reaktionäre. „Die Slawen Österreichs, sagt Hornung und denkt damit ein großes Lob auszusprechen, sind auch nicht mehr das harmlose Volkstum vormärzlicher Zeit, als welches sie die Regierung nimmt. Auch in dieses Element ist der moderne Zeitgeist eingedrungen und wirkt in demselben (demselben?) nach seiner Art. Auch im österreichischen Slawentum ist ein mächtiger National- und Freiheitstrieb erwacht, der nach Befriedigung drängt."

Ein zweiter Rechnungsfehler des Taaffischen Systems liegt nach der Meinung des Verfassers in der Geringschätzung des Widerstandes, den eine sehr bedeutende politische Macht, die Ungarn, ihm unstreitig entgegensetzen werden, wenn es einmal deutlich hervortritt. Endlich nennt er doch auch die Deutschen; auch diese, giebt er zu, haben noch ein Gewicht in die Wagschale zu werfen, wenn er auch an einer andern Stelle meint, ihre Lage sei heute beinahe schon ebenso schlimm wie die der Deutschen in den russischen Ostseeländern. Nur dann aber wird der Widerstand der Deutschen von Erfolg begleitet sein, wenn sie ihre bisherige parlamentarische Taktik aufgeben, also ganz dasselbe, was der Verfasser der „Neuen Bahnen" sagt. Aber der Schluß ist anders: nicht einen Kompromiß mit der Regierung — wie wäre ein solcher mit einer Regierung, wie Hornung sie schildert, möglich! —, sondern im Gegenteil, eine ganz rücksichtslos nationale Politik, Austritt aus dem Reichsrat, kurz jedes verzweifelte Mittel — vielleicht auch die Revolution, liest man zwischen den Zeilen — rät er an. Seine Kritik der bisherigen Haltung der deutschen Partei ist dieselbe wie in den „Neuen Bahnen," nur schärfer und härter. Und während sich jene mehr gegen die radikalen Elemente unter den Deutschen wendet, sind es hier die konservativen Gruppen — Großgrundbesitz und Großkapital —, die am abfälligsten beurteilt werden. Am besten kommt unter den gemäßigten Parteiführern noch Plener weg, aber auch dieser wird eines schweren Irrtums geziehen: er hoffe noch, er glaube immer noch, die Regierung werde eines schönen Tages vor den Deutschen kapituliren, und die vortaaffische Ära werde wiederkehren. Die Genossen Pleners, namentlich die ältern, seien alle noch von einem „josephinischen Staatsidealismus" erfüllt und geradezu unfähig, nationale Politik zu treiben. Darum hinweg mit ihnen! Das deutsche Volk in Österreich wähle vor allem neue Männer. Hornung denkt dabei nicht an die „unverfälschten" Deutschen und Antisemiten, an die Fiegl, Vergani und

alle die Apostel des abgethanen Schönerer. Aber wie er mit Recht meint, daß die antisemitische Bewegung nicht ohne jede sittliche Grundlage sei, so warnt er auch davor, dem Judentum in dieser neuen Vertretung einen bedeutenden Einfluß zu gestatten, da „die Pflicht der Erhaltung eigner Stammesart mitten unter gewaltigen arischen Volksmassen das semitische Element vielfach in unvermeidliche Kollisionen mit den Bestrebungen und Interessen des Deutschtums bringen müsse." Sind einmal diese neuen Abgeordneten gewählt, dann, wie gesagt, Kampf bis aufs Messer, ohne Rücksicht auf den Staat, ohne Rücksicht auf die Religion — Hornung giebt zu überlegen, ob nicht ein Massenübergang des deutsch-böhmischen Volkes zur evangelischen oder altkatholischen Kirche zu veranstalten wäre! Was wird aber der Ausgang dieses Kampfes sein? Hornung sagt es nicht, aber er giebt es zu verstehen: lieber den Zerfall Österreichs will er, als das Österreich der „Neuen Bahnen."

Fassen wir kurz vergleichend zusammen: beide Flugschriften sehen von der Regierung die altösterreichischen Überlieferungen aufgegeben, beide finden, daß die deutsche Partei dieser Veränderung nicht Rechnung getragen hat. Die eine aber meint, daß die Deutschen sich mit dem neuen System abfinden könnten, denn es schließe nur gewisse Zugeständnisse an die Slawen ein, keineswegs aber eine Slawisirung des Staates; die andre sieht gerade darin den Kern und das letzte Ziel der gegenwärtigen Kronpolitik, darum kann sie nur einen bis zum Äußersten gehenden Widerstand raten, es handle sich um Sein oder Nichtsein. An Widersprüchen und Übertreibungen leiden beide, die letztere aber in viel höherm Maße. Die „Neuen Bahnen" sind das Werk eines witzigen Kopfes, keineswegs eines Offiziösen oder Inspirirten, auch keines Parteimannes, aber eines Deutschen, der zugleich österreichischer Patriot ist; „Neuösterreich" stammt aus dem nationalen Lager, wohl aus Nordböhmen, und drückt wirklich die Ansicht einer nicht unbedeutenden Gruppe von Deutschen aus. Sollen wir sagen, was unserm Gefühle nach den Bedürfnissen der Gegenwart mehr entspricht und die Lage der Dinge nüchterner auffaßt, so müssen wir die „Neuen Bahnen" nennen. Europa ist zu sehr voll Gärung, als daß wir Ratschlägen folgen möchten, die einen großen Staat in seiner Mitte, der schließlich doch unser Staat, der Staat unsrer Väter, der Staat unsers angestammten Kaiserhauses ist, aufs tiefste erschüttern und sein Bestehen aufs Spiel setzen würden. Auch Deutschland könnte einem solchen Versuch keine Teilnahme entgegenbringen. Und es wird zuletzt doch auch an den nötigen Elementen fehlen: Staatsbewußtsein, Loyalität, Religion sind doch nicht wie Kleider, die man nach Gutdünken ablegen kann. Unmöglich können wir auch die Gefahren, die das Deutschtum bedrohen, so furchtbar finden, wie der Verfasser von „Neuösterreich" es will. Zustimmen können wir ihm nur in dem, was er über die antisemitische Bewegung und den Einfluß des Judentums auf die deutsche Partei sagt.

Die dritte Flugschrift, die wir hier nennen wollen, stammt — was Hornung von den „Neuen Bahnen" mit Unrecht vermutet — wirklich aus einer offiziösen Feder; sie ist betitelt: „Graf Taaffe 1879—1889. Eine innerpolitische Studie aus Österreich" (Leipzig, Otto Wigand). Wäre es wahr, was der Verfasser von „Neuösterreich" über die letzten Ziele der gegenwärtigen Regierung sagt, dann wäre diese Schrift eine ungeheure Heuchelei, wie nur Macchiavelli sie einem Staatsmann raten könnte. Denn von einer Voreingenommenheit gegen die Deutschen ist darin keine Spur. Es wird daran erinnert, daß Graf Taaffe im Februar 1879 die Mission übernommen hatte, aus der damaligen Mehrheit des Reichsrats ein Ministerium zu bilden, daß er aber die Persönlichkeiten hierzu nicht habe finden können. Von dem Prozeß, der sich dann vollzog, sei es äußerst schwer, eine richtige Vorstellung zu geben. Durch ein Gleichnis wird es versucht. „In dem dualistischen System der alten Perser kämpft das gute Prinzip gegen das böse Prinzip, das Licht gegen die Finsternis. Die Söhne des Lichtes wären aller Vorteile beraubt, wenn die Söhne der Finsternis sich plötzlich bekehren wollten. Im Monismus, dem System der Gegenwart, ist dies wirklich der Fall; die Welt wird als Einheit betrachtet. Dasselbe that Graf Taaffe; auf parlamentarischem Boden trat der Monismus in Kraft. Das Element des Lichtes, die verfassungstreue Partei, hatte die Privilegien ihrer Stellung in dem Augenblicke verloren, wo es keine Gegner der Verfassung mehr gab. Nicht umsonst hatte Graf Taaffe darauf hingewiesen, daß das Prädikat »verfassungstreu« nicht mehr als Parteimittel benutzt werden könne. Diejenigen, welche bisher die Gegner der Verfassung waren, sahen sich zur Majorität erhoben, und die Anhänger der Verfassung fanden auf dem von ihnen verteidigten Terrain sich aller Macht beraubt. Die Verteidigung der Verfassung ist nunmehr hauptsächlich dem Staat und seiner Regierung übertragen. Graf Taaffe wiederum gleicht den Feldherren, welche die Armee erst schaffen mußten, zu deren Kommando sie der Staat ermächtigte. Er organisirte eine neue Partei und ermöglichte das Vollparlament, indem er die Tschechen veranlaßte, sich auf den Boden der Verfassung zu begeben."

Also die Erhaltung, ja die Befestigung der Verfassung wird als der erste Programmpunkt des Ministeriums Taaffe bezeichnet. Daß die Deutschen dabei nicht mitwirken wollten, wird wiederholt bedauert, aber es wird auch anerkannt, daß sie in wichtigen Fragen — so in den Wehrgesetzdebatten — aus ihrer Weigerung herausgetreten sind und die Regierung unterstützt haben.

Die Zurückdrängung des deutschen Elementes — oder besser seines politischen Einflusses — leugnet dieser Anwalt des Taaffischen Systemes nicht, aber er meint, diese sei unvermeidlich gewesen, sobald freiheitliche Institutionen dawaren. Die Opposition wollte vor allem die Frage beantworten, was denn

die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Regierungen gethan haben, um das Machtgebiet der deutschen Sprache zu schützen. Die Stremayrische Sprachenverordnung könne doch unmöglich alle Befestigungen mit einem Schlage zerstört haben. „Es bedürfte einer genauen statistischen Untersuchung um festzustellen, ob das Machtgebiet der deutschen Sprache größere Verluste erlitten hat unter den frühern Ministerien oder unter dem Ministerium Taaffe. Von größter Wichtigkeit ist jedoch der Umstand, daß unter dem Ministerium Taaffe nur ein Prozeß sich fortsetzte, der längst im Gange war."

Wir gehen hier nicht auf eine Kritik dieser Ausführungen ein, es kommt uns hier nur darauf an, einige von den in Österreich vorhandnen politischen Richtungen zu kennzeichnen. Hier vernehmen wir, wie die Regierung selbst die Dinge ansieht oder angesehen wissen will. Es widerspricht durchaus dem, was der Verfasser von „Neuösterreich" darüber sagt. Wenn wir nun auch zugeben, daß das Ministerium nicht alle seine Absichten in die Welt hinausschreien wird, so mögen wir doch auch nicht denken, daß sie sich für das Gegenteil von dem ausgeben wolle, was sie wirklich ist. Sie stünde dann einzig da unter allen Regierungen in Europa. Soviel dürfen wir aus dieser offiziösen Kundgebung doch entnehmen, daß sie nicht auf Slawisirung Österreichs, auf eine Vernichtung des deutschen Elementes ausgeht.

Es erübrigt noch der Nachweis, daß wir es hier wirklich mit einer offiziösen Kundgebung zu thun haben. Der Ton des Ganzen ist apologetisch, die Verdienste des Ministeriums Taaffe auf dem Gebiete des Finanz und Verkehrswesens sowie der sozialen Gesetzgebung werden hoch gerühmt und nicht nur von Erfolgen gesprochen, die Graf Taaffe als Staatsmann zu verzeichnen habe, sondern auch von seinen „Reformen im Geiste reiner Menschlichkeit (Sonntagsruhe) die für ausgedehnte Bevölkerungsklassen dauernd wohlthätig sich erweisen." Er habe sich in den Dienst einer großen Sache gestellt, sodaß ihm die Sympathien aller gesichert seien, die an dem österreichischen Gedanken festhalten, und wie bisher, werde ihm fortan seine Mission die Kraft verleihen, der Zeit und ihren Ereignissen mutig und selbstvertrauend ins Auge zu schauen.

Wir können uns zum Schluß nicht enthalten, noch ein Wort über die Form der drei Flugschriften zu sagen. Um kurz zu sein, sie geben alle ein trauriges Zeugnis, wie sehr die politische Schriftstellerei in unsrer Zeit und besonders in Österreich darniederliegt. Ganz abgesehen davon, daß sie von Fremdwörtern wimmeln, ergehen sie sich alle — am meisten aber „Neuösterreich" — in höchst geschraubten Wendungen und erlauben sich geradezu Unrichtigkeiten. Von Beredsamkeit ist in keiner einzigen auch nur ein schwacher Hauch; die eine ist farblos, die andre bombastisch-geschwätzig, die dritte — noch die beste — vornehmthuerisch und salbungsvoll. Die großen Vor

bilder dieser litterarischen Gattung — Görres für die Oppositionellen, Gentz für die Regierungsmänner, Ranke in der historisch-politischen Zeitschrift für die Vermittelnden — scheinen ganz vergessen zu sein! Es ist kein Vergnügen, diese drei Schriften durchzulesen: ein unerquicklicher Stoff aufs unerquicklichste behandelt.

Die Zurechnungsfähigkeit nach geltendem Recht

Von C. Wernicke



Der Fortschritt der medizinischen Wissenschaft in neuerer Zeit ist in vielen Beziehungen auch der Rechtsprechung zu gute gekommen. So bedeutet es in Fragen der Zurechnungsfähigkeit einen Fortschritt und erleichtert das Urteil im besondern Falle ungemein, daß an die Stelle des Begriffs der Geistesstörung der der Geisteskrankheit getreten ist. Allerdings ist auch noch Geisteskrankheit ein vieldeutiger Begriff, etwa so, wie wenn man von Leberkrankheit oder Darmkrankheit an sich sprechen wollte, aber doch nur so weit, als er wie jeder Sammelname die verschiednen möglichen Geisteskrankheiten umfaßt. Es ist auch zuzugeben, daß die Geisteskrankheiten noch lange nicht so gut bekannt und von einander abgegrenzt sind, wie die der genannten beiden Körperorgane. Dennoch ist für den einigermaßen erfahrenen und durchgebildeten Fachmann die Geisteskrankheit ein so bestimmt nach außen hin abgegrenztes Gebiet, daß ein Zweifel, ob sie in einem bestimmten Falle anzunehmen sei oder nicht, nur selten vorkommen wird; und dies verdanken wir wesentlich jener Veränderung des Standpunktes der Wissenschaft, die damit beginnen mußte, an ein bestimmtes Organ des Geistes zu glauben, das, wie jedes andre, selbständig erkranken könne.

Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir in dem Wortlaut des 51. Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuches den Ausdruck dieses veränderten Standpunktes der Wissenschaft erblicken. Der Paragraph lautet: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war." Die krankhafte Störung der Geistesthätigkeit soll augenscheinlich Geisteskrankheit bedeuten. Die Fassung des Paragraphen hat denn auch niemals den geringsten Zweifel daran aufkommen lassen, daß die Geisteskranken als unzurechnungsfähig betrachtet werden müssen.

Anders verhält es sich dagegen mit den Defektzuständen auf geistigem Gebiet, mögen sie nun angeboren oder erworben sein. Hier findet die Anwendung des Gesetzes wesentliche, in der Sache begründete Schwierigkeiten. Ist ein Mann, der ein Bein verloren hat oder dem von Geburt an ein Glied, ein Sinnesorgan fehlt, ohne daß sonst seine Gesundheit Schaden gelitten hat, krank zu nennen oder nicht? Darüber kann man verschiedner Meinung sein. Dieselbe Schwierigkeit bietet sich der Beurteilung im Falle geistiger Mängel, wo also nicht eine krankhafte Störung der Geistesthätigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes vorliegt, sondern eine Verminderung, ein Mangel, mit einem Wort: bei den nach medizinischem Sprachgebrauche schwachsinnigen. So viel sagt uns freilich der gesunde Menschenverstand, daß nach der Absicht des Gesetzgebers die hohen und höchsten Grade des Schwachsinns ohne Zweifel als Zustände krankhafter Störung der Geistesthätigkeit betrachtet werden sollen. Wenn auch nicht die Krankheit nach ärztlichem Begriffe, so ist doch das von der Regel abweichende in diesen Fällen schon für jeden Laien augenfällig. Wie aber steht es mit den geringeren Graden von Schwachsinn, die ohne scharfe Grenzen in die landläufigen Begriffe der Thorheit und der handgreiflichen Dummheit übergehen? In medizinischem Sinne ist es nicht zweifelhaft, daß auch der anerkannte Dummkopf zu den Schwachsinnigen gehört, und jedenfalls ist eine Grenze, die die geringern Grade des ärztlich so bezeichneten Schwachsinns von der Dummheit scheidet, auf keine Weise aufzufinden. Soll nun, wenn man den Schwachsinn an sich als Zustand krankhafter Störung der Geistesthätigkeit betrachtet, jeder anerkanntermaßen Dumme bei Verbrechen straffrei ausgehen? Daß das Gesetz unmöglich diesen Sinn haben könne, liegt auf der Hand, ebenso wie auch der Wortlaut des 51. Paragraphen nur sehr gezwungen so gedeutet werden könnte. Es ist eben unbestreitbar, daß hier eine Art von Lücke im Gesetz besteht, und daß es notwendig sein wird, hohe Grade des Schwachsinns und niedrige Grade davon im Sinne des Gesetzes zu unterscheiden. Diese Unterscheidung selbst aber wird nach gesetzlicher Vorschrift ebensowohl Aufgabe des Richters als des ärztlichen Sachverständigen sein: sie zu erleichtern und zu zeigen, wie sie gelöst werden kann, ohne daß man den schwankenden Boden von Rechtsanschauungen einer ungewissen Zukunft betritt, sind die folgenden Zeilen bestimmt.

Die Schwierigkeit, die hier vorliegt, ist schon zur Zeit der Entstehung des deutschen Strafgesetzbuches der hohen medizinischen Instanz nicht entgangen, die an der endgiltigen Fassung des Paragraphen beteiligt war. In den Motiven zu dem Gesetzentwurfe, die dem Reichstage seiner Zeit vorgelegt wurden, befand sich (Anlage 3, S. 23) auch ein Gutachten der kgl. preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen. Dort heißt es: „Was die mangelhafte geistige Entwicklung betrifft, so kann sie nur dann die Zurechnungsfähigkeit ganz ausschließen, wenn sie aus einer krankhaften Störung zu erklären

ist. Beruht sie dagegen auf mangelhafter Erziehung, auf Vernachlässigung und Verwilderung, so kann sie höchstens eine geminderte Zurechnung motivieren. Denn das Unterscheidungsvermögen zwischen Gutem und Bösem und die Willensfreiheit werden dadurch nicht völlig aufgehoben." Für die Handhabung des Gesetzes ist diese Motivirung, wie allseitig anerkannt worden ist, nicht verbindlich. Sie ist aber auch in sich vollständig unhaltbar. In juristischem Sinne dürfte es nicht darauf ankommen, wenn die mangelhafte geistige Entwicklung einem hohen Defektzustande entspricht, aus welchen Ursachen sie entstanden sein mag. Es kommt nur darauf an, ob ein so großer Mangel vorhanden ist oder nicht. Überdies ist dabei von dem Begriffe der geminderten Zurechnungsfähigkeit Gebrauch gemacht, den das Gesetz nicht kennt, und den man damals absichtlich nicht in das Gesetz eingefügt hat. Der Schlußsatz aber ist wohl überhaupt nur Phrase. In medizinischem Sinne stellt diese Motivirung eine nicht weniger unhaltbare Unterscheidung auf, die sich leider durch das hohe Ansehen der Stelle, von der sie ausgegangen ist, allgemeinere Geltung verschafft und dadurch schon manches Unheil angerichtet hat. Statt nämlich die allein dem Rechtsgefühl entsprechende Unterscheidung von Schwachsinn hohen und Schwachsinn geringen Grades zu machen, wird hier der Schwachsinn infolge krankhafter Störung und der Schwachsinn ohne dieses Merkmal unterschieden. Wissenschaftlich mag eine solche Unterscheidung gerechtfertigt sein, denn die Erfahrung lehrt, daß ein Teil der von Geburt an schwachsinnigen auch mit andern Gebrechen behaftet ist, die auf eine krankhafte Gehirnentwicklung hinweisen. So sind viele auch gelähmt, mit Unregelmäßigkeit der Sinne behaftet, epileptisch, oder sie zeigen Abweichungen des Schädelskeletts, oder sonstige Mißbildungen und „Degenerationszeichen." Wenn die genannten Fälle immer zugleich die besonders hohen Grade des Schwachsinns ausmachten, dann wären solche objektiv auffindbare Merkmale gewiß von schwerwiegender Bedeutung. Aber leider ist dies nicht der Fall, sondern diese Begleiterscheinungen, die die „krankhafte Störung" im Sinne der wissenschaftlichen Deputation begründen würden, sind ebenso oft den Fällen eines geringen als denen eines hohen Grades von Schwachsinn eigen. Deshalb ist die an die Hand gegebene Norm juristisch schlechterdings unbrauchbar, und es bleibt die Schwierigkeit bestehn, eine unserm Rechtsgefühl entsprechende Grenze nach dem Grade des Schwachsinns festzusetzen.

Die Mehrzahl meiner Fachgenossen kann es nicht genug beklagen, daß ihnen dieser Schwierigkeit gegenüber ein Ausweg verschlossen wird, den sie für besonders glücklich und geeignet halten, nämlich die Möglichkeit, sich für eine Verminderung der Zurechnungsfähigkeit auszusprechen. Wie schon angedeutet, erkennt das geltende Recht diesen Begriff nicht an und stellt Richter und Sachverständige nur vor die Wahl: zurechnungsfähig oder nicht. Wir kommen darauf noch zurück, betonen aber schon hier, daß wir gerade diese

scharfe Scheidung für die notwendige Folge des Rechtsprinzips halten müssen. Es ist dann in neuester Zeit versucht worden, unter Anpassung an die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen demselben Prinzip der verminderten Zurechnungsfähigkeit dadurch Eingang zu verschaffen, daß man für Zuerkennung mildernder Umstände in einschlägigen Fällen plädirt hat, da aber diese im Gesetze nicht durchweg vorgesehen sind, die allgemeine Zulassung mildernder Umstände bei allen Verbrechen befürwortet hat. Von meinem Standpunkt aus kann ich in alledem keine Hilfe erblicken. Richter und Sachverständige werden sich der ganz bestimmten Grenzbestimmung, ob Schwachsinn hohen Grades oder niedern Grades im Sinne des Gesetzes vorliegt, nicht entziehen dürfen, zumal da ihnen, wie ich zeigen werde, Hilfsmittel, die für die meisten Fälle ausreichen, schon durch das geltende Recht in die Hand gegeben werden.

Vorher noch eine kurze Abschweifung. Bei allem Respekt vor dem historisch gewordenen, zumal dem Ergebnis einer vielhundertjährigen Kulturarbeit, wie es sich im römischen Recht verkörpert, wird es doch gestattet sein, unser heutiges Recht auch von einem weniger voreingenommenen, mehr naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten. Durchdringen doch die Naturwissenschaft und ihre praktischen Errungenschaften unser modernes Leben in einem nie geahnten Maße, sodaß einer der berufensten Vertreter dieser Wissenschaft unser Zeitalter als das naturwissenschaftliche Jahrhundert feiern zu müssen geglaubt hat. Gerade das Recht aber mit seinen vielfachen Berührungen mit Sitte und Volksgebrauch wird durch das Zeitalter beeinflußt. Wir sprechen von einem Rechte, das weder römisch noch deutsch ist, noch modernes Napoleonisches Recht, auch nicht jenes absolute Recht, das sich immer verflüchtigt, sobald es in die Praxis übergeführt werden soll, sondern von demjenigen Rechtsbewußtsein, das jedes Zeitalter für sich in Anspruch nehmen muß. Und so erscheint es nur selbstverständlich, daß unsre Zeit, so wie sie ist, mit dem festgefügten Staate, mit der Gleichheit der Einzelwesen vor dem Gesetz, mit dem weitgetriebenen Maße persönlicher Freiheit und dementsprechend gesteigerten Bedürfnis nach fester Gesellschaftsordnung ihr eignes von dem aller andern Zeiten verschiednes Rechtsgefühl erzeugt. Geht man diesem auf den Grund, so erkennt man Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit als seine Grundlagen. An die Stelle von recht und unrecht tritt sozial und antisozial. Was darf nicht geschehen, fragt in diesem Sinne das Strafrecht, damit die Gesellschaft und der Einzelne vor der Willkür gesellschaftsfeindlicher Elemente geschützt bleibe? Was alles darf und wie soll es geschehen, fragt das Zivilrecht, damit jedes Mitglied der Gesellschaft ihrer Vorteile möglichst teilhaftig werde? Und so wird die Zurechnungsfähigkeit ein Zweckmäßigkeitsbegriff, indem er einerseits den Geisteszustand feststellt, der als Vorbedingung erachtet wird, um die Vorteile der Gesellschaft zu genießen, anderseits jenen Zustand, wo der Einzelne die Gebundenheit durch die Gesellschaft in Form der Strafe anerkennen muß.

Augenscheinlich erfordert die Gesellschaftsordnung, daß in beiden Fällen der gleiche Maßstab angelegt werde, oder wenigstens, wer in die vollen Rechte eintritt, auch die vollen Pflichten auf sich nehme.*) Mit andern Worten, wessen Geisteszustand derart ist, daß er bevormundet werden oder bleiben, in der Freiheit seiner Handlungen also beschränkt werden muß, der darf auch dem Strafrecht nicht verfallen, das nur die freien Handlungen treffen will. Wer eines Vormundes nicht bedarf, muß dem Strafrecht unterworfen sein. Eine verminderte Zurechnungsfähigkeit ist von diesem Standpunkt aus nicht denkbar: sie würde nur dann in Geltung treten können, wenn mehr als eine Gesellschaft in Frage käme, d. h. gegenüber bestimmten, an sich ja möglichen Strafmitteln, wie Verbannung und Deportation. Ein weiteres Eingehen auf diese Gesichtspunkte und namentlich die nähere Untersuchung darüber, wie weit der überwiegende Staatsgedanke im römischen Recht dazu führen mußte, daß für die Zurechnungsfähigkeit auf zivilrechtlichem und strafrechtlichem Gebiete thatsächlich ein verschiedner Maßstab angelegt worden ist, kann hier füglich unterbleiben. Es genügt den Leser, darauf vorbereitet zu haben, daß die Zurechnungsfähigkeitsfrage auch ganz anders lauten könnte, als sie im 51. Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuches gefaßt ist; sie könnte nämlich lauten: „Gehört der Mensch, der ein bestimmtes Verbrechen begangen hat, in die Gesellschaft oder nicht? Ist es nicht vielleicht nach dem Maße seiner geistigen Begabung sein gutes Recht, bestraft zu werden?“

Wenden wir uns aber der besondern uns obliegenden Aufgabe zu, zwischen Schwachsinn hohen Grades und niedern Grades zu unterscheiden, so wird es nun der Leser verstehen, wenn wir vorschlagen, als Schwachsinn hohen Grades den zu betrachten, der nicht gesellschaftsfähig ist, als Schwachsinn niedern Grades den, der noch innerhalb der Gesellschaft bestehen kann. Natürlich giebt es auch hier Gegensätze. Die beiden äußersten Grenzen werden einerseits durch solche Schwachsinnige dargestellt, bei denen die Anstaltsversorgung in Idiotenanstalten u. dergl. m. erforderlich ist, anderseits von solchen, die es trotz anerkannter Beschränktheit bis zu einem selbständigen bürgerlichen Dasein gebracht haben.

Dazwischen besteht eine Stufenleiter der verschiedensten Grade. Liegt denn aber hier nicht dieselbe Schwierigkeit vor, wird man fragen, eine Grenzlinie ziehen zu müssen, die in der Natur nicht vorhanden ist und nicht vorhanden sein kann? Darauf kann man antworten: Für die Gesellschaftsfähigkeit giebt es bereits eine Regel, die äußerst glücklich gefaßt ist und sich durchaus bewährt hat, wenn sie auch bisher nur auf zivilrechtlichem Gebiet Anwendung gefunden hat.

Es ist die im Landrecht enthaltene Bestimmung über die Entmündigung

*) Das Umgekehrte, daß nämlich der dem Strafrecht unterworfene auch alle bürgerlichen Rechte habe, ist offenbar für die Gesellschaft nicht in gleicher Weise unumgänglich.



oder sogenannte Blödsinnigkeitserklärung. Blödsinnig im Sinne des Gesetzes ist nach Paragraph 27 des Allgemeinen Landrechts derjenige, welcher unfähig ist, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen. Diese Erklärung ist die Vorbedingung der gerichtlichen Entmündigung, somit derjenigen Maßregel, die das Recht, frei und auf eigne Verantwortung innerhalb der Gesellschaft zu handeln, aufhebt oder einschränkt. Richter und Sachverständige brauchen sich also nur die Frage vorzulegen, ob der Schwachsinn dem Blödsinn im Sinne des Gesetzes gleichkommt, um sich darüber klar zu werden, ob ein bestimmter, im Gesetz schon als solcher anerkannter höherer Grad desselben vorhanden ist, oder ob er unter dieser gesetzlichen Feststellung bleibt. Daß die Anwendung dieser dem Zivilrecht entnommenen Bestimmung auf das Strafrecht unbedenklich ist, geht auch aus folgender Erwägung hervor. Auch unser deutsches Strafgesetzbuch handelt von gewissen Fällen zweifelhafter Zurechnungsfähigkeit. Die gesetzliche Annahme, daß die Zurechnungsfähigkeit zweifelhaft sei, wird aber nur für Personen jugendlichen Alters, und zwar zwischen vollendetem siebenten und vollendetem achtzehnten Jahre, und für Taubstumme aufgestellt. Diese sollen nach Paragraph 56 und 58 des deutschen Strafgesetzbuches freigesprochen werden, wenn sie bei Begehung der That die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besessen haben. Nach Ansicht hervorragender Strafrechtslehrer ist aber der Besitz der erforderlichen Einsicht, wenn auch hier nur auf bestimmte Klassen von Personen angewendet, ganz allgemein eine Voraussetzung der Schuld, es wird also auch den Schwachsinnigen gegenüber anwendbar sein. Kein Arzt aber wird bezweifeln, daß demjenigen Schwachsinnigen, der ganz allgemein unfähig ist, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen, auch die Einsicht nicht zugesprochen werden kann, die zur Erkenntnis der Strafbarkeit einer Handlung erforderlich ist. Es entspricht also, wie ich dargethan zu haben glaube, durchaus dem geltenden Rechte, wenn der ärztliche Sachverständige zur Unterscheidung von Schwachsinn hohen und niedern Grades die zivilrechtliche Definition des Blödsinns zur Richtschnur nimmt und sich in jedem Falle die Frage vorlegt: Ist hier die Entmündigung gerechtfertigt oder nicht?

Die vorstehenden Erwägungen haben mir in einer Reihe von schwierigen Fällen zu einem richtigen Urteil verholfen. So in folgendem Falle. Ein junger Bursche im Beginn der zwanziger Jahre erstach ohne bekannten — auch später nicht ermittelten — Beweggrund auf der Straße einen Mann, dem er augenscheinlich aufgelauert hatte. Seine Aussagen waren vielfach lügenhaft. Er war ganz zweifellos schwachsinnig, hatte einen schiefen Schädel und andre sogenannte Degenerationszeichen. Auf der Schule und in der Lehre war er zurückgeblieben und hatte unter seinen Genossen als beschränkt gegolten, er hatte aber als Arbeiter sein Brot verdienen und noch seine Mutter unterstützen können. Bis zur Begehung der That hatte er ohne Anstand in der mensch-

lichen Gesellschaft gelebt, und nie war ein Bedenken an seiner bürgerlichen Selbständigkeit laut geworden; erst die That selbst erweckte Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit. Ich beschränkte mich darauf, den Schwachsinn als einen solchen, der nachweislich in der Gesellschaft noch geduldet werden müsse, zu bestimmen und überließ im übrigen das Urteil dem Gerichtshofe, worauf die Verurteilung erfolgte. Ein andrer Sachverständiger hatte sich wegen des Schwachsinns für Unzurechnungsfähigkeit ausgesprochen. Auch ich würde heute mein Urteil bestimmter abgeben, denn erst nachträglich ist mir klar geworden, daß er auf keine Weise hätte entmündigt werden können und deshalb, wenn auch schwachsinnig, doch nur den geringern Graden des Schwachsinns zuzurechnen war.

In einem andern Falle sollte ein junger Mann, der seinen Vater bedroht hatte, festgenommen werden und leistete dabei thätlichen Widerstand. Es stellte sich heraus, daß er ein sogenannter verlorner Sohn war, der, innerhalb einer anständigen Familie aufgewachsen, trotz Belehrung und Beispiel niemals etwas getaugt hatte und schließlich seiner Streiche wegen nach Amerika geschickt worden war, wo er ein wüstes Vagabundenleben geführt hatte, ohne jemals etwas werden zu können. Aus seinem ganzen Lebenslaufe ließ sich mit Klarheit der Nachweis führen, daß er nie imstande gewesen war, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen. Wenn es mir in diesem Falle auch nicht gelang, den Richter von meiner Ansicht zu überzeugen, so hat doch das spätere Verhalten des Gefangnen mein Urteil über jeden Zweifel erhoben.

Wie das letzte Beispiel beweist, lasse ich die oben ausgesprochenen Erwägungen auch für den sogenannten „moralisch Schwachsinnigen" gelten. Dem moralischen Schwachsinn oder der moral insanity gegenüber befindet sich der Richter in einer besonders schwierigen Lage, weil ja das Strafrecht gerade die Bestimmung hat, auf moralische Mängel angewandt zu werden. Wenn aber die Erfahrung lehrt, daß ein Mangel auf vorwiegend moralischem Gebiete angeboren vorkommt, ein Mangel, der sich darin äußert, daß der Mensch trotz aller aufgewandten Mühe, trotz besten Beispiels nicht zu Anstand und Gesittung erzogen werden, also die für die Gesellschaft erforderlichen Eigenschaften nicht erwerben kann, so wird sich unser naturwissenschaftliches Jahrhundert auf die Dauer der Wahrheit nicht verschließen können, daß dies eine besondre Art des Schwachsinns ist, woran der Betroffene ebenso unschuldig ist wie sonst bei angebornem Schwachsinn. Den entehrenden Strafen gegenüber, denen solche Menschen ausgesetzt sind, und durch die auch die Ehrenstellung der Angehörigen und Eltern angetastet wird, entspricht es unserm Rechtsgefühl, in solchen Fällen auf Unzurechnungsfähigkeit zu erkennen; wird doch durch die entehrende Strafe jedes Familienglied mit betroffen. Es dürfte ein Vorzug unsers Standpunktes sein, daß sich auch in diesen Fällen jene von uns gezogene Grenzlinie bewährt. Es wird sich nämlich herausstellen, daß auch hier nur die ge-

ringern Grade, die bis jetzt in der Gesellschaft haltbar waren, dem Gesetze verfallen.

Jene beiden Beispiele zeigen uns zugleich, daß wir mit unserm Standpunkte, dessen Anwendbarkeit wir dargethan zu haben glauben, auch den Anforderungen der Zweckmäßigkeit gerecht werden. Nach meiner irrenärztlichen Erfahrung wäre es nicht möglich gewesen, den Schwachsinnigen, der einen Mord begangen hatte, dauernd im Irrenhause eingesperrt zu halten. Im Rahmen der Anstalt hätte er sich voraussichtlich gut geführt und sich so wenig gemeingefährlich gezeigt, daß er binnen Jahresfrist entlassen worden wäre, weil Schwachsinnige viel höhern Grades, die folglich auch viel gemeingefährlicher sind, einen größern Anspruch auf den vorhandenen Platz gehabt hätten. Man muß sich nur darüber klar sein, daß auch die beste Irrenpflege es niemals so weit bringen kann, daß alle Schwachsinnigen in Anstalten gehalten werden können. Denn ein bedeutender Bruchteil der Bevölkerung müßte dann in die Anstalten wandern. Daß der Thäter nicht in die Gesellschaft gehörte, war augenscheinlich, es war deshalb gewiß zweckmäßig, daß er auf andre Weise unschädlich gemacht wurde. Im zweiten Falle, wo ein Widerstand gegen die Staatsgewalt vorlag, bot die leicht ausführbare Entmündigung das Mittel, den Sohn wieder unter die väterliche Gewalt zu stellen. Soweit es nötig war, war die Familie willens und in der Lage, für eine Anstaltsbehandlung des Verbrechers zu sorgen.

Ich will zum Schluß meine Ausführungen in wenigen kurzen Sätzen zusammenfassen. 1. Mit Rücksicht auf § 51 des Deutschen Strafgesetzbuches ist es nötig, zwischen Schwachsinn hohen Grades und niedern Grades zu unterscheiden. Nur der Schwachsinn hohen Grades kann im Sinne des § 51 von Schuld befreien. 2. Schwachsinn hohen Grades wird jedesmal dann anzunehmen sein, wenn die gesetzliche Entmündigung nach § 27 des Allgemeinen Landrechts möglich ist. 3. Die innere Berechtigung dieser Unterscheidung beruht darauf, daß dem, der die Folgen seiner Handlungen zu überlegen außer stande ist, damit von selbst auch die zur Erkenntnis der Strafbarkeit einer Handlung erforderliche Einsicht abgesprochen werden muß. Letztere aber ist die allgemeine Vorbedingung jeder Verschuldung.






Buckle und Darwin

1

Wie kommen die beiden zusammen? Darwin, den jedes Kind kennt, der die Naturwissenschaft und die Geschichte beherrscht, die Moral, die schöne Litteratur, die Sozial- und sonstige Politik beeinflußt, und Buckle, der nie populär war, und dessen „Geschichte der Zivilisation in England,“ obwohl ihre deutsche Übersetzung 1881 die sechste Auflage erlebt hat, auch in den Kreisen der Gebildeten selten erwähnt wird? Weil sie zu einander gehören, als Vertreter zweier einander ergänzenden Lebensansichten. Ihre Gedankenkreise lagen zu weit aus einander, als daß sich ein lebhafter Verkehr zwischen ihnen hätte entspinnen sollen. (Die kürzere Lebenszeit Buckles, 24. November 1822 bis 29. Mai 1862, wird von der längern Darwins, 12. Februar 1809 bis 19. April 1882, umklammert.) In dem Werke „Leben und Briefe von Charles Darwin“ wird folgende Anekdote über eine persönliche Begegnung beider in Gesellschaft berichtet. Buckle sprach ohne Unterbrechung, und der bescheidne Darwin ging schließlich fort, ohne ein einzigesmal zu Worte gekommen zu sein. Als er hinaus war, sagte Buckle: „Mr. Darwins Bücher sind viel besser als seine Unterhaltung.“ Bei dieser Gelegenheit wird auch die allen reichen Leuten sehr zu empfehlende Art mitgeteilt, wie Buckle Stoff sammelte. Er kaufte alle Bücher, die er benutzte, und entwarf beim Lesen ein Verzeichnis der wichtigsten Stellen. Da machte denn später die Ausrüstung seiner Schriften mit Belegen wenig Mühe. In demselben Werke kommen drei Urteile Darwins über Buckle vor. In seiner Selbstbiographie schreibt er: „Meiner Meinung nach war das Buch [die Geschichte der Zivilisation] interessant, auch habe ich es zweimal gelesen; ich bezweifle aber, daß seine Verallgemeinerungen irgend welchen Wert haben.“ Und in einem Briefe an Hooker 1858: „Der große Buckle hat mir nicht sehr imponirt. Ich lese jetzt sein Buch, das, wie mir scheint, mit viel Sophistik, wunderbar geschickt und originell und mit staunenerregenden Kenntnissen geschrieben ist.“ Dagegen 1862 (Adressat unbekannt): „Haben Sie Buckles zweiten Band gelesen? Er hat mich in hohem Grade interessirt. Ich kümmere mich nicht weiter darum, ob seine Ansichten richtig oder falsch sind, doch scheinen sie mir Wahres zu enthalten, und meinem Geschmack nach ist er der beste Schriftsteller, der je in englischer Sprache geschrieben hat.“

Wir geben zunächst einen kurzen Abriß von Buckles Gedankengang. Wenn wir nur vereinzelt hie und da eine Bemerkung einschieben, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß wir mit allem übrigen vollkommen einverstanden wären.

Entstehung und Fortschritt der Zivilisation hängt einerseits vom Einfluß der Natur, anderseits von der Beschaffenheit des Geistes ab. In ersterer Beziehung fällt zunächst der Unterschied zwischen den asiatischen und den europäischen Kulturstaaten auf. Jene liegen im allgemeinen südlicher, daher erzeugt ihr Boden mehr Nahrung, während zugleich die Bewohner weniger brauchen. Daher die Neigung zu stärkerer Volksvermehrung und niedrigen Arbeitslöhnen. Da nun der Ertrag des Bodens und der Arbeit in drei Teile zerfällt: Grundrente, Unternehmergewinn und Arbeitslohn, so müssen die ersten beiden Teile in dem Maße anschwellen, als der dritte sinkt. So beansprucht z. B. in Indien der Grundherr vom Pächter die volle Hälfte der Ernte und darüber. Das Ergebnis ist die Spaltung des Volkes in eine proletarische Arbeiterbevölkerung und einen Stand der Reichen, die immer reicher werden. Da ferner der Reichtum Macht verleiht, so hat die Armut der Volksmasse deren Ausschließung von allen politischen Rechten zur Folge; sie versinkt in sklavische Abhängigkeit und entsprechende Dummheit.

Ein andrer Nachteil des südlichen Klimas, der in geringerem Grade auch die südlichen Länder Europas trifft, besteht in der Beförderung der Phantasie auf Kosten des Verstandes. In dieser Richtung ist nicht bloß der überwältigende und überwuchernde Reichtum an Erzeugnissen wirksam. Es kommt dazu, daß Erdbeben, feuerspeiende Berge, wilde und giftige Tiere, verpestete Ausdünstungen den Menschen häufiger als im Norden mit Todesgefahr bedrohen. Daher mehr Furcht vor dem Tode, mehr Gedanken ans Jenseits, die eine nie versiegende Quelle abergläubischer Einbildungen sind. „Fassen wir dies alles zusammen, so können wir sagen, daß in den außereuropäischen Kulturländern die ganze Natur verschworen war, die Macht der Phantasie zu erhöhen und die des Verstandes zu schwächen," während in Europa „die Naturerscheinungen im ganzen dahin zielen, die Phantasie zu beschränken, den Verstand hingegen kühn zu machen und den Menschen mit Vertrauen auf seine eignen Hilfsmittel zu erfüllen. Welche Bedeutung für die geistige Entwicklung der Inder und der Griechen noch überdies die verschiedne Größe der beiderseitigen Länder hatte, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Der Grieche fühlte sich sehr bald als Herr seines Ländchens, von dem er jeden Winkel kannte, dessen Flüßchen und Berge seinen Reisen und sonstigen Unternehmungen keine unübersteiglichen Hindernisse bereiteten. Der Inder versank mit seiner hilflosen Kleinheit ins Nichts vor seinem ungeheuern Lande, dessen Entfernungen er nicht zu durchmessen, dessen Berge er nicht zu übersteigen, dessen Ströme er nicht zu bändigen vermochte."

So richtete die Natur in Asien durch ungleiche Verteilung des Reichtums und ungleiche Verteilung der geistigen Thätigkeit doppeltes Unheil an. In Asien ward der Mensch der Natur, in Europa die Natur dem Menschen unterthan, und dieser große Unterschied bildet die Grundlage der Philosophie der Geschichte. „Die gebildeten Nationen verdanken in ihrem gegenwärtigen Zustande jenen ursprünglichen Naturzuständen verhältnismäßig wenig, die in allen außereuropäischen Kulturländern eine so grenzenlose Macht ausübten. So wurde hier der Zug des Handels durch die Flüsse und die natürlichen Häfen bestimmt. In Europa hingegen entscheidet des Menschen Geschick und Kraft. Sonst waren die reichsten Länder dort, wo die Natur am gütigsten ist; heute sind sie da, wo der Mensch am thätigsten ist. In unserm Weltalter wissen wir die Kargheit der Natur zu ersetzen. Haben wir keine Flüsse, so bauen wir Kanäle; haben wir keine natürlichen Häfen, so legen wir künstliche an. Und so auffallend ist diese Neigung, die Macht der Natur zu brechen, daß sie sich sogar in der Verteilung des Volkes zeigt. Denn im zivilisirten Europa überholt die Bevölkerung der Städte überall die des Landes, und es leuchtet ein, je mehr sich die Menschen in großen Städten ansammeln, desto mehr werden sie den Stoff ihres Denkens von ihrer eignen Thätigkeit hernehmen und desto weniger werden sie sich um die Naturerscheinungen, diese ergiebige Quelle des Aberglaubens, kümmern."

So wird denn der Fortschritt der Zivilisation in Europa dadurch herbeigeführt, daß der Einfluß der Natur sich stetig vermindert und der des Geistes sich ebenso stetig erhöht. Die Kräfte der Natur bleiben dieselben, sind keiner Steigerung fähig, die Hilfsquellen des menschlichen Geistes dagegen werden immer reicher. Muß demnach die Zivilisation an den Triumphen des Geistes über die Natur gemessen werden, so leuchtet ein, daß die Gesetze des Geistes für den Fortschritt der Menschheit wichtiger sind als die der Natur. So löst sich die Auffindung der Gesetze einer europäischen Geschichte in die Auffindung der Gesetze des Geistes auf. Um nun diese Gesetze zu erforschen, beginnt Buckle mit einer Prüfung der „Metaphysik," wie in England die Psychologie genannt wird, und gelangt zu dem Ergebnis, daß beide Hauptschulen derselben, die sensualistische wie die idealistische, gleich unfähig und unfruchtbar seien, wobei jedoch zu beachten ist, daß er die deutsche Philosophie nur sehr oberflächlich kennt. Die „Metaphysiker," meint er, hätten das Studium des Geistes in eine Verwirrung gestürzt, der nur die gleich komme, worin die Religion durch das Studium der Theologie gestürzt worden sei. „Mit Ausnahme einiger Gesetze über Ideenassoziation und etwa der neuern Theorie über das Sehen und Tasten" sei alles übrige wertloser Plunder. Nicht in sich selber, im eignen Selbstbewußtsein, müsse der Forscher die Gesetze des Geistes aufsuchen, sondern im Verhalten und Thun der Menschheit. (Genau so sind bei uns Herbart und in neuerer Zeit die Moralstatistiker verfahren. Hier gleich eine kleine Probe

davon, wie wenig Buckle bei seiner Vielleserei seinen ungeheuern Stoff innerlich zu bewältigen vermochte. Der metaphysischen Methode ähnlich, meint er, ist die, nach der die Physiologen das Gesetz des Verhältnisses der männlichen und der weiblichen Geburten zu einander gesucht haben; sie konnten es nicht finden, erst die Statistik hat es gefunden durch Überschau über das Ganze, in dem sich das Gesetz der großen Zahl geltend macht. Was die Physiologen suchten, war aber doch nicht das Gesetz! Dieses brauchte niemand zu suchen, denn jedermann sieht es vor seiner Nase liegen. Sondern sie untersuchten, wie die Natur es anfängt, trotz aller Ungleichheit in den einzelnen Familien, doch im großen und ganzen das Zahlengleichgewicht zwischen beiden Geschlechtern aufrecht zu erhalten; und diese Vorkehrungen der Natur können, wenn überhaupt, nur auf physiologischem Wege gefunden werden.)

Beim Blick auf das Ganze bemerken wir nun zunächst, daß sich das geistige Leben aus dem sittlichen und intellektuellen zusammensetzt. Zunächst meint Buckle hier die mißverständliche Deutung des Wortes Fortschritt abzuweisen, als ob die Menschennatur selbst fortschreite, die Gesamtheit seiner sittlichen und intellektuellen Kräfte und Anlagen sich vermehre, steigere oder sonstwie vervollkommne. Die Möglichkeit einer solchen Vervollkommnung kann freilich nicht in Abrede gestellt, aber daß sie wirklich vorgekommen sei, nicht nachgewiesen werden. Weder erscheint der heutige Kulturmensch mit mehr Verstand, Gedächtnis u. s. w. ausgerüstet als der des Altertums, noch stehen die heutigen Negerkinder an Begabung hinter den europäischen in auffälliger Weise zurück. Der Fortschritt liegt demnach nicht in der Erhöhung oder sonstigen Vervollkommnung unsrer natürlichen Anlagen, sondern in der Verbesserung der Umstände, unter denen die geistigen Fähigkeiten gleich nach der Geburt in Wirksamkeit treten. Die häufige Ansicht von der Vererbung gesteigerter Fähigkeiten wird durch die Erfahrung so wenig bestätigt wie die von der Vererbung der Laster und Tugenden; die Kinder schlagen im guten wie im bösen ebenso oft aus der Art wie in die Art. Weit weniger durch erblich überkommene Eigenschaften wird das Denken, Empfinden und Handeln des Einzelnen bestimmt, als durch die sittlichen Grundsätze und die Meinungen der Zeit und Umgebung, in der jeder lebt; die sich darüber erheben oder dahinter zurückbleiben, bilden die Ausnahmen. Die Masse lebt schläfrig in der herrschenden Meinung dahin. Diese Meinung aber, der Zeitgeist, ändert sich fortwährend. Was heute als Unsinn verspottet oder als Ketzerei verfolgt wird, gilt morgen als ausgemachte Wahrheit, um übermorgen wieder einer neuen Meinung zu weichen.

Diese immerwährende Veränderung kann nun offenbar nicht durch ein Unveränderliches bewirkt werden. Also liegt der Grund der Veränderung nicht in den sittlichen Gefühlen, denn die sind im ganzen unveränderlich. „Andern Gutes thun, zu ihrem Besten unsre eignen Wünsche opfern, unsern Nächsten

lieben wie uns selbst, unsern Feinden verzeihen, unsre Leidenschaften im Zaume halten, unsre Eltern ehren, dies und dergleichen mehr sind die Hauptsätze der Moral. Sie sind Jahrtausenden bekannt, und nicht ein Titelchen haben die Predigten, Homilien und Bibelerklärungen der Moralisten und Theologen ihnen hinzuzufügen vermocht." Dagegen ist die Wissenschaft im höchsten Grade veränderlich; von ihr allein also können jene Veränderungen herrühren, die den Fortschritt ausmachen.

Und hier finden wir auch etwas, was wirklich vererbt werden kann. Gute Thaten können nicht vererbt werden, jeder muß die seinigen selber ausführen; die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung hingegen werden in Formeln gebracht und so von einem Geschlecht auf das andre überliefert. Daher wirken die guten wie die schlechten Handlungen nur vorübergehend und bringen in dem jeweiligen Zustande des Menschengeschlechts keine bemerkbare Veränderung hervor; nur die Erkenntnis wirkt mächtig aufs Ganze. Nicht böser Wille, sondern mangelhafte Erkenntnis war es, was das meiste und größte Unheil über die Welt gebracht hat. Die große Mehrheit derer, die religiöse Verfolgungen angestiftet haben, sind Menschen von reiner Absicht und tadelloser Sittlichkeit gewesen. Bekanntlich waren gerade die besten unter den römischen Kaisern die eifrigsten Christenverfolger, während Lumpen wie Heliogabal sich um die Religion ihrer Unterthanen gar nicht kümmerten. Wer fest überzeugt ist, daß er sich im Besitze des allein wahren Glaubens befinde und daß jeder Andersgläubige ewigen Qualen verfalle, der hält sich natürlich für verpflichtet, seine Mitmenschen um jeden Preis und selbst mit den grausamsten Strafen vor dem noch grausamern jenseitigen Schicksal zu retten. Je aufrichtiger ein solcher Mensch es meint, je feuriger er seine Mitmenschen liebt, desto eifriger wird er verfolgen; nur durch Verminderung seines Seeleneifers oder seiner Aufrichtigkeit, also seiner Tugend, oder durch Aufklärung können wir dem Übel Einhalt thun. Die Leute der spanischen Inquisition waren keine Heuchler, sondern Schwärmer. Heuchler sind gewöhnlich zu weich, um grausam zu sein. Zwei entschiedne Feinde der Inquisition, Llorente und Townsend, geben den Inquisitoren das Zeugnis, daß sie meist nicht allein ehrenwerte, sondern auch menschenfreundliche Männer gewesen seien, daß sie sich durch unbestechliche Rechtschaffenheit ausgezeichnet und ihre verkehrten Gesetze mit der größten Gewissenhaftigkeit angewandt haben. Religiöse Verfolgung ist eben das größte aller Übel, weil sie nicht allein Tausende einem grausamen Tode überliefert, sondern eine noch weit größere Zahl zu lebenslänglicher Heuchelei zwingt, sodaß Betrug tägliche Notdurft und die Geistesverfassung des ganzen Volkes verderbt wird. Das zweitgrößte Übel ist der Krieg, und auch für dessen Verminderung hat die Moral gar nichts gethan. In dem Maße dagegen, als die geistigen Schätze einer Nation anwachsen, vermindert sich ihre Neigung zum Kriege. Bei den Wilden gilt nur der Mann, der mindestens einen Feind getötet hat. Mit

zunehmender Kultur hört das Volk auf, kriegerisch zu sein; die Kriegführung wird einem besondern Stande übertragen, und je höher die Kultur steigt, desto tiefer sinkt die Wertschätzung dieses Standes. In dem hochzivilisirten England läßt der Vater den tüchtigsten seiner Söhne in bürgerliche Berufsarten eintreten und steckt nur den Taugenichts unter die Soldaten. In dem barbarischen Rußland dagegen geht der letzte Fähnrich im Range dem angesehensten Bürger vor. Und doch sind die Russen nicht unsittlicher als die Engländer; eher umgekehrt. Nicht im Herzen liegt der Fehler, sondern im Kopfe. Der Fortschritt der Wissenschaft hat nicht bloß, indem er dem Leben einen neuen, reichen Inhalt gab, die Neigung zum Kriege vermindert, sondern noch auf andre Weise. Eine Zeit lang war auch der Handel kriegerisch, indem das Merkantilsystem die Staatslenker zu dem Irrtum verführte, man müsse den Wohlstand der andern Völker durch Gewaltthaten schädigen, um den des eignen Staates zu fördern. Nachdem bessere Einsicht diesen Irrtum zerstört hat, ist das Handelsinteresse eine Hauptschutzwehr des Friedens geworden. Sodann hat das erleichterte Reisen den Nationalhaß beseitigt. Alle die bisherigen Vorstellungen, die ehemals Engländer und Franzosen gegenseitig von einander hegten, sind geschwunden — nebenbei gesagt, ein Beweis dafür, daß das Gute in der Welt überwiegt; wäre das Gegenteil der Fall, so würden die Völker durch genauere gegenseitige Bekanntschaft nicht eine bessere, sondern eine schlechtere Meinung von einander bekommen.

Demnach hängen die Veränderungen im Zustande eines Kulturvolkes von drei Dingen ab: von dem Umfange des Wissens seiner hervorragenden Männer, von den Gegenständen, die den Inhalt dieses Wissens bilden, und von dem Grade, in dem das Wissen der Gebildeten in der Masse Verbreitung findet.

Da demzufolge der Zustand der Völker von dem Schatze ihres Wissens abhängt, so fällt die Geschichte der Zivilisation der Hauptsache nach mit der des Erkenntnisfortschritts zusammen. Für eine solche fehlen aber (d. h. fehlten in England, als Buckle schrieb) alle Vorarbeiten. Denn unglücklicherweise haben die Geschichtschreiber bisher lauter unnützes Zeug berichtet, „am allerausführlichsten das allerunnützeste, die Kriegsgeschichten." Deshalb sieht sich Buckle genötigt von seinem ursprünglichen, die ganze Zivilisation umfassenden Plane abzugehen und sich auf die Geschichte der Zivilisation seines Vaterlandes zu beschränken. Dies eignet sich auch vorzugsweise zum Gegenstande dieser Untersuchung, weil hier die Zivilisation sich freier als irgendwo anders aus dem Volke heraus entwickelt hat; frei in doppelter Beziehung: frei von ausländischem Einfluß und von Bevormundung durch die Regierung. Damit aber daneben auch die entgegengesetzte Art der Entwicklung, die durch unnatürliche Einflüsse gehemmte und gestörte, zur Anschauung komme, will er auch die Geschichte der französischen Zivilisation darstellen.

„Neben den Franzosen und Engländern kommt keine Nation weiter in Betracht; die Deutschen werden noch mehr bevormundet als die Franzosen." Da müßte er ja nun eigentlich die deutsche Entwicklung als Typus dessen, was nicht sein soll, darstellen! Aber es ist ein wenig Heuchelei dabei im Spiele; er will nicht geradezu eingestehen, daß er von Deutschland weniger weiß als von Frankreich und selbst von Spanien. Dem kleinen Zerrbilde deutscher Zustände, das er bei dieser Gelegenheit hinwirft, liegen neben eingebildeten natürlich auch einige echte Züge zu Grunde. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts hätten die Deutschen keine Litteratur gehabt, erst durch den Anstoß eine bekommen, der von Friedrichs des Großen Franzosen ausging; seitdem sei dann Berlin das Hauptquartier deutscher Wissenschaft geworden. „Der deutsche Geist, durch den französischen zu plötzlicher Entfaltung angeregt, hat sich unregelmäßig entwickelt und in eine Thätigkeit gestürzt, die größer ist, als die durchschnittliche Zivilisation des Landes es erfordert." Die Folge davon sei eine tiefe Kluft zwischen den höchsten und den niedrigsten Geistern. Die deutsche Philosophie stehe an der Spitze der zivilisirten Welt. „Das deutsche Volk hingegen wird mehr von Vorurteilen und Aberglauben beherrscht und ist ungeachtet aller Sorge, die seine Regierungen für seine Erziehung aufwenden, unwissender und unfähiger, sich selbst zu regieren, als die Einwohner von Frankreich und England. Seine großen Schriftsteller schreiben nicht für ihr Land, sondern für einander."

Unter den Mächten nun, die auf den Erkenntnisfortschritt einwirken, sind als höchst wichtige zu nennen die Religion, die Litteratur und die Regierungen. Bleibe jedes Volk sich selbst überlassen, so würden eines jeden Religion, Litteratur und Regierung nicht die Ursachen, sondern Wirkungen seiner Zivilisation sein. Die häufige Umkehrung des natürlichen Verhältnisses stiftet große Verwirrung. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts z. B. war ein notwendiges Ergebnis des Zivilisationsfortschritts, der das Bedürfnis einer weniger abergläubischen und weniger unbequemen Religion erzeugte. Wären nun die Völker sich selbst überlassen geblieben, so würden jetzt alle aufgeklärten und duldsamen Nationen protestantisch, alle zurückgebliebenen, abergläubischen und unduldsamen katholisch sein. Allein unglücklicherweise haben sich die Regierungen, „die sich immer in Dinge mischen, die sie nichts angehen," berufen gefühlt, die religiösen Interessen ihrer Unterthanen in ihren Schutz zu nehmen, und so hing denn die Wahl der Religion nicht vom Volke selbst und seinem Bildungsstandpunkte ab. So ist es gekommen, daß die aufgeklärten und duldsamen Franzosen Katholiken bleiben mußten, während die Schotten und die Schweden, die in Aberglauben und Unduldsamkeit mit den Spaniern wetteifern, Protestanten geworden sind. Die Franzosen haben nun eine Religion, die für sie zu schlecht, und die Schotten eine, die für sie zu gut ist, die ihnen auch gar nichts nützt.

Ähnlich verhält es sich mit der Litteratur, deren Nutzen weit weniger von ihrem Inhalt abhängt — überliefert sie doch das Abgeschmackteste so gewissenhaft wie die wertvollsten Kenntnisse — als von dem Geiste, in dem sie studirt wird. Wäre im siebenten und achten Jahrhundert das Alphabet verloren gegangen, und hätten die Leute ihre mit Wundergeschichten angefüllten Heiligenlegenden nicht mehr lesen können, so würde später der Fortschritt in Europa schneller von statten gegangen sein. Und auch heute noch findet man Männer genug, deren Gelehrsamkeit nur ihrer Unwissenheit dient, und die desto dümmer werden, je mehr sie lesen (je gelehrter, desto verkehrter; più dotto, più corrotto). Keine von außen eingeführte Litteratur kann einem Volke etwas nützen, wenn sie es nicht vorbereitet findet. Ebensowenig ist der Fortschritt den Regierungen zu verdanken. Ihre Leistung beschränkt sich nach Buckles Ansicht im allgemeinen darauf, daß sie durch verkehrte Maßregeln den Fortschritt aufhalten, und die englische ist in dieser unheilvollen Thätigkeit sogar vom Parlament unterstützt worden. Den heutigen Regierungen und Parlamenten allerdings kann das Lob gespendet werden, daß sie hie und da etwas Gutes und Vernünftiges thun, indem sie nämlich die von ihren Vorgängern erlassenen Gesetze abschaffen. Heilsame Gedanken pflegen zuerst in den Köpfen großer Denker aufzusteigen. Werden sie ausgesprochen, so werden ihre Urheber und Anhänger verfolgt. Allmählich brechen sie sich Bahn, und erst nachdem sie die Macht der öffentlichen Meinung für sich gewonnen haben, überwältigen sie den Widerstand des Parlaments und zu allerletzt den der Regierung.

Wie nach diesem Programm die Dinge verlaufen sind, wird nun an der Geschichte Englands und Frankreichs gezeigt. Unter allen englischen Staatsmännern wird dem hochliberalen Burke (1730—1797) der Ruhm höchster Weisheit zugesprochen, besonders wegen eines Grundsatzes, den er einmal folgendermaßen aussprach: „Es wäre schrecklich, wenn es irgend eine Gewalt im Staate gäbe, die imstande wäre, dem einstimmigen Wunsche des Volkes oder auch nur den Wünschen einer großen Mehrheit desselben Widerstand zu leisten. Das Volk kann sich in der Wahl seines Zweckes täuschen. Aber ich kann mir keine Wahl vorstellen, die so schädlich zu wirken vermöchte, wie eine Macht, die stark genug wäre, sich dieser Wahl zu widersetzen." Auch habe Burke zuerst die große Wahrheit in ihrer ganzen Tragweite erkannt, daß in der Gesetzgebung nicht die Wahrheit, sondern die Zweckmäßigkeit zu entscheiden habe. (Mit „Wahrheit" ist hier wohl das an sich vernünftige gemeint.) Die Franzosen wurden länger als die Engländer von der Priesterschaft in ihrem Fortschritt aufgehalten, schlugen aber schließlich denselben Weg des wissenschaftlichen Fortschrittes und der religiösen Duldung ein wie jene. Buckle fragt, wie es gekommen sei, daß sie trotzdem „Sklaven an Leib und Seele, auf einen Zustand noch stolz waren, den der geringste Engländer als unerträgliche Knechtschaft von sich gestoßen hätte"; woraus sich als unvermeidliche Folge ergab, daß sich

unumgänglich notwendige Änderungen bei ihnen auf keinem andern Wege als auf dem des gewaltsamen Umsturzes vollziehen konnten. Er antwortet, daran sei die ewige Bevormundung schuld gewesen. „Die ganze Staatsverwaltung geht von der Voraussetzung aus, daß kein Mensch sein eignes Interesse kenne. Selbst bei seinen gewöhnlichsten Belustigungen wird das Volk aufs sorgfältigste bewacht. Damit die Leute einander nicht aus Unbesonnenheit irgend ein Leid zufügen, werden sie mit jenen Vorsichtsmaßregeln gehütet, mit denen ein ängstlicher Vater seine kleinen Kinder zu umgeben pflegt. Auf ihren Jahrmärkten, in ihren Theatern und Konzertsälen werden stets Soldaten aufgestellt, die aufpassen müssen, daß kein Schaden angerichtet werde, kein Gedränge entstehe und keiner der Anwesenden mit seinem Nachbar in Streit gerate. Selbst die Erziehung der Kinder wird unter die Aufsicht des Staates gestellt, anstatt nach der Einsicht der Eltern und Lehrer geleitet zu werden. Und mit solcher Folgerichtigkeit wird dieser Bevormundungsplan durchgeführt, daß die Franzosen im Mannesalter sich so wenig selbst überlassen leben wie in der Kindheit. Deshalb ist dieses von Aberglauben freieste Volk unfähig, sich selbst zu regieren.“ (Freiherr von Nordenflycht schildert in seinem Buche „Die französische Revolution von 1789“ ebenfalls diese allgemeine Bemutterung der Franzosen des ancien régime durch die Bureaukratie, meint aber, weder die Bürger noch die Bauern hätten sich schlecht dabei gestanden; den englischen Urteilen über diese Verhältnisse dürfe man nicht trauen.)

Im Eingange des zweiten Bandes faßt Buckle das Ergebnis des ersten folgendermaßen zusammen. Der Fortschritt des Menschengeschlechts beruht auf dem Erfolge, womit die Gesetze der Erscheinungen erforscht, und auf dem Umfange, bis zu dem die Kenntnis dieser Gesetze verbreitet wird. Ehe die Forschung beginnen kann, muß der Zweifel entstehen, der zuerst die Forschung fördert und dann von ihr gefördert wird. Durch die Forschung erhält die Erkenntnis, nicht die Sittlichkeit, stetigen Zuwachs. Der Hauptfeind des Bildungsfortschrittes ist der bevormundende Geist in Kirche und Staat.

Den Hauptinhalt des zweiten Bandes bildet ein Überblick der spanischen und der schottischen Geschichte. In Spanien fallen die verheerenden Wirkungen des bevormundenden Geistes umsomehr auf, als der Charakter des Volkes von allen Kennern gerühmt wird. Den Schotten schadete ihre Bigotterie weniger, weil die Unfähigkeit der Regierung das Volk zwang, seine bürgerlichen Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, und es vor dem „Nationallaster“ der Loyalität bewahrte.





Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

10

Martha hatte ihren Entschluß gefaßt, und von dem Augenblick an war eine wunderbare Ruhe über sie gekommen. Jesper war noch eine Stunde lang bei ihr geblieben, und sie hatten ruhig und vernünftig über die Vorbereitungen zur Hochzeit gesprochen, über die Einrichtung des Mühlenhauses, über das Aufgebot, das beim Prediger bestellt werden müsse, und über mancherlei andres.

Noch draußen in der Thür hatte Martha aufs neue gelobt, daß sie sich ändern und ihm treu bleiben wolle, ebenso wie er seinerseits das feierliche Versprechen gegeben hatte, wieder fleißig und ordentlich zu werden, sodaß sie glücklich mit einander leben könnten. Als sie aber die Hausthür geschlossen hatte und in ihre Kammer kam, sank sie vor einem Stuhl in leisem Schluchzen nieder.

Das also war das Ende vom Liede! Dahin sollte es schließlich doch mit ihr kommen!

Sie wußte, daß es so am besten war; daß sie wie durch ein Wunder vor dem verhängnisvollen Schritt, vor dem sie sich stets so gefürchtet hatte, bewahrt worden war. Und doch konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. All das geheime Sehnen, alle Träume ihrer Jugend mußte sie ausweinen; sie fühlte, daß dies der letzte Stachel war, der letzte Kampf, der ihr jetzt bevorstand. Wenn erst die Nacht vergangen war und sie ihn fort von hier wußte, würde ihr Herz für immer den Frieden finden, nach dem jetzt ihr einziges Sehnen stand.

Aber diese endlos lange Nacht!

Sie wußte, er würde kommen und sie rufen, er würde draußen stehen und auf sie warten, spähend, ihrem Schritte lauschend, ungeduldig, sehnsuchtsvoll! Aber sie fühlte, daß sie jetzt stark war, daß nichts mehr sie in ihrem

Entschlusse wankend machen würde. Ruhig und ohne Klage sollte der nächste Tag sie finden, wenn nur erst diese lange Finsternis überstanden, diese letzte Qual von ihr genommen war.

Sie erhob sich langsam und fing an, sich auszukleiden. Unsichern Schrittes schwankte sie in dem länglichen, dunkeln Raume hin und her, zog die Decke von ihrem Bett und legte ihr Zeug zurecht. Eine furchtbare Mattigkeit kam über ihre Glieder; die Füße wurden ihr schwer, und der Kopf schmerzte sie. Schließlich sank sie auf die Bettkante nieder und preßte ihr Kleid gegen die Augen. Da fiel ihr ein, daß sie schon seit langer Zeit kein Abendgebet gesprochen hatte, und sie fing an zu beten.

Aber mitten im Gebet sah sie wieder den feinen, blonden Kopf vor sich, der in ihrem Schoße geruht hatte. Es war ihr, als fühlte sie noch immer diese weiche, zitternde Hand, diese brennenden Lippen. Jedes Wort, das er geredet hatte, summte ihr noch mit zärtlichem, flehendem Klang in den Ohren, und schließlich weinte sie vor Schmerzen. Ihr ganzes Leben seit jenem verhängnisvollen Tage, wo sie im Schilf Zeuge der Liebkosungen jener beiden Liebenden geworden war, zog wieder an ihrer Seele vorüber. Jede Sehnsucht, die sie empfunden, jeden Traum, der sie im Schlafe besucht hatte, durchlebte sie in diesem Augenblick aufs neue. Und sie fragte sich selber, weshalb denn alles so gekommen sei, welchen Zweck das Ganze eigentlich haben könne, da das Ende ja doch so ausfallen sollte. Noch einmal sah sie das strahlende Paradies ihrer Jugend vor sich, diesen duftenden Garten der Liebe, in den sie sich so oft mit ihren Gedanken vertieft hatte, aber nicht mehr wie eine leere Gaukelwelt, die ihr krankhafte, eitle Träume vorgezaubert hatten. Sie war ihr gleichsam lebendig nahe gerückt. Es war ihr, als stünde sie vor der Schwelle dieses Paradieses, als fühlte sie, wie die Seligkeit der Liebe sich durch die geöffneten Thüren über sie ergösse.

Wenn sie es jetzt wagte? Nur dies einemal? Niemand — so sagte sie sich — würde es ja erfahren. Wenn er abgereist wäre, würde es im Dunkel der Nacht begraben sein. Sie selber würde sich dessen nur wie eines schönen Traumes, eines flüchtigen Gesichts erinnern. Aber es sollte das große, teure Geheimnis ihres Lebens werden, das sie mit sich ins Grab nehmen wollte — nur noch einmal wollte sie ihn sehen! Nur seine Hand fassen und ihm den letzten Abschiedskuß geben! Nur dies eine Glück, und sie wollte auf alles andre verzichten! Wie treu und gut wollte sie dann dafür werden! Sie wollte nie klagen, niemals die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit geben.

Sie griff sich ins Haar. Was für Gedanken waren das!

Aber in demselben Augenblicke ertönten vom Walde her drei dumpfe, leichte Schläge.

Sie sank langsam zurück ins Bett, bedeckte die Augen mit beiden Händen und blieb regungslos liegen.

Nach Verlauf von wenigen Minuten wiederholte sich das Geräusch. Ein Zittern ging durch ihren halb entkleideten Körper, aber sie rührte sich nicht. Ein bleicher Mondstrahl fiel durchs Fenster über ihr Bett und glitt an ihrem aufgelösten Haar herab, sodaß er ihre weiße Gestalt wie ein goldner Strom umfloß. Die Finger lagen unbeweglich über dem totenbleichen Gesicht, und sie atmete kaum. Nur ihr Herz schlug heftig.

Viermal wiederholte sich das Pochen, und jedesmal wurde es stärker, gleichsam ungeduldiger, während das Mondlicht sich leise über den Bettpfosten und hinab auf den Fußboden schlich. Dann wurde alles wieder still, lautlos still.

Sie richtete sich von ihrem Lager empor und atmete tief auf.

Vorbei!

Die Hände fielen ihr schlaff herab, das Gesicht verzog sich schmerzlich, sie sank wieder zurück in die Kissen.

Da hörte sie es drinnen in der Gaststube ans Fenster klopfen. Sie fuhr zusammen. War er das? Es klopfte abermals. Ohne Zögern schlug sie einen Shawl um die Schultern und lief in das nebenanliegende Zimmer. Da draußen stand er und flüsterte ihr zu, daß sie doch kommen möge.

Um Gottes willen! rief sie, indem sie vorsichtig das Zimmer öffnete. Gehen Sie doch! Gehen Sie doch! Es könnte jemand kommen und Sie sehen. Ja doch, ja, ich komme schon! Gehen Sie nur zurück in den Wald, dann komme ich.

Sie lief in ihre Kammer und zog ihr Kleid an. Hastig band sie ein kleines Tuch um den Hals und schlug den Shawl über den Kopf. Sie fühlte, daß sie verloren war. Geräuschlos hob sie die eiserne Stange in die Höhe, die die Giebelthür verschloß, und schlich von hinten um das Haus herum in den Wald.

11

Es war früh am Morgen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber weithin, draußen im Osten, erglühte das Meer. Über das weite, flache Küstenland trieben kleine Nebelfetzen, die hie und da an vereinzelt stehenden Büschen und Dornen hängen blieben, wie Fäden von den weißen Gewändern der Nachtgespenster. Alles Menschliche aber schlief.

Zwischen den sommergrünen Flächen der Felder und der dunkelblauen Himmelskuppel, unter der winzig kleine, leichte, farbige Wolken gleich losgerissenen Rosenblättern dahinschwebten, stiegen und sanken die morgenfrohen Lerchen in tausendstimmigem Halleluja. In den Gärten der Bauern saßen die Elstern und putzten ihre Federn, und aus dem Walde heraus kamen die Krähen in großen Scharen mit schwerfälligem Flügelschlag, überall, wo sie sich blicken ließen, mit ihrer groben Stimme Geh weg, Geh weg! rufend, und ließen sich in dem frisch gefurchten Acker nieder — es war fast ein ohrenzerreißender Lärm.

Plötzlich wurde alles still. Wie tausend dunkle Punkte sanken die Lerchen blitzschnell durch die Luft und verschwanden in den Feldern. Die Elstern hüpften vorsichtig auf die innersten Zweige und streckten die Hälse vor, indem sie die Köpfe drehten. Drei Hühner aus dem Dorfe, die sich verirrt hatten, liefen eilig über den Weg und setzten sich dicht neben einander auf einen Düngerhaufen, ja selbst die dummen Krähen drückten sich reihenweise in die Furchen des Brachfeldes und schielten ängstlich mit dem einen Auge in die Höhe.

Über das Dorf hinweg segelte ein Geier. An den breiten Schwingen hoch oben hängend, schwebte er ruhig und langsam durch die Luft mit einem zögernden Spähen, das seinen frühstückshungrigen Blick ahnen ließ. In vier großen Kreisen schwang er sich dem Walde zu. Endlich breitete er die Flügel zu ein paar kurzen, kräftigen Schlägen aus und verschwand über den Wipfeln.

Aus dem Grase erklang ein leises Zwitschern, dann das heisere Krächzen einer Krähe, und bald erfüllte wieder ein vielstimmiger Jubelchor die ganze Luft.

Die Szene war vom Saume des Waldes her von einer seltsamen Gestalt beobachtet worden, die dort, halb wie ein Nachtwandler, halb wie eine Leiche, stand, die Hand auf einen Zaun gestützt, einen Shawl über Kopf und Schultern geworfen, den leeren Blick zum Himmel gerichtet, dorthin, wo eben der Geier seine Kreise gezogen hatte.

Es war Martha.

Langsam, Schritt für Schritt, als wollte sie sich selber nicht aus ihrem innern Schlummer wecken, schlich sie sich den Wald entlang zwischen der Hecke und der Wiese hin bis an den Punkt, wo sich diese in die Kluft hineinschob. Von Zeit zu Zeit sah sie mit scheuem, hastigem Blick um sich und verschwand dann durch dieselbe Thür, die sie am Abend unverriegelt gelassen hatte.

Als sie ins Zimmer gekommen war, ließ sie den Shawl fallen und sah sich wie verwundert um. Dann öffnete sie hastig das Fenster und schöpfte tief Atem. Zwischen den Rändern der Schlucht ruhte das tauschimmernde Küstenland in rosenrotem Schimmer vor ihren Augen. Gleich einem flimmernden Flor lagen die Spinnengewebe über der Wiese. Und draußen, hinter dem Meere, ging die Sonne auf.

Groß, königlich, in ruhiger Majestät stieg der mächtige Feuerball über dem wolkenlosen Rande des Himmels empor, sein goldiges Licht über das ganze, flache Land verbreitend, das jetzt nach und nach erwachte. Aus den kleinen, längs des Moores gelegenen Hütten stiegen schon dünne, blaue Rauchsäulen in die stille Luft auf. Hier öffnete sich eine Thür, dort blinkte eine Sense in der Sonne. Und draußen auf den Kleefeldern begannen sich die Kühe bemerkbar zu machen, sobald sich das erste Milchmädchen, munter singend und

die Milcheimer an einem Holz über den Schultern tragend, auf dem Wege blicken ließ.

Martha hatte sich an die Wand gelehnt und blickte mit einem eigentümlichen, halb geistesabwesenden Lächeln auf dies erwachende, morgenfrische Leben. Aber allmählich sank sie, überwältigt von Müdigkeit, zusammen.

Schwankend wie im Rausch ging sie an ihr Bette und warf sich darauf, ohne sich zu entkleiden. Und nachdem sie die Hände über der Stirn gefaltet und die Augen geschlossen hatte, lag sie unbeweglich da — halb wachend, halb in Träumen.

12

War es denn nun wirklich geschehen? War das Ganze nicht ein Traum, eine leere Einbildung? Es schien ihr ganz unmöglich, daß es wirklich geschehen sein sollte. Wieder und wieder ließ sie die Ereignisse der Nacht an ihrem Geiste vorüberziehen, sie konnte sie Schritt für Schritt verfolgen, konnte sich jedes Wort, jedes Gefühl, jede Seligkeit zurückrufen. Aber jedesmal, wenn sie damit zu Ende war, sträubte sie sich daran zu glauben, daß sich dies alles wirklich mit ihr zugetragen habe, daß es nicht eine ganz fremde Person gewesen sei, der es widerfahren war. Zuweilen verlor sie den Faden ganz und versank dann in einen leichten Schlummer. Aber sobald sie wieder erwachte, begann sie abermals in Gedanken dieselbe Wanderung: durch den Wald hindurch, am See entlang, im Mondschein, zwischen Tannen, und abermals glitt dies eigentümlich verstörte Lächeln über ihr Gesicht.

Und er? Wo war er denn jetzt? Sie lag lange grübelnd da und konnte die Gedanken nicht auf ihn sammeln. Plötzlich richtete sie sich im Bette auf und schaute wild um sich. Abgereist? Aber das war ja ganz unmöglich. Nach allem, was vorgefallen war! Und doch: sah sie nicht am deutlichsten vor allem ihre eigne Gestalt vor ihm in dem feuchten Grase auf den Knieen liegen, flehend, weinend, ihn beschwörend, daß er sie doch nicht verlassen möge? Und sah sie ihn nicht bleich und bebend im Morgenlichte dastehen, wie ein Schulknabe vor seinen eignen Thaten zitternd? Und hatte er sie nicht schließlich mit Gewalt von sich gestoßen und sie trotz ihres Flehens mitten im Walde verlassen?

Sie fuhr aus dem Bett auf. Und einem solchen Lumpen hatte sie sich wirklich hingegeben? Einem solchen elenden Burschen zuliebe hatte sie sich ins Unglück gestürzt, hatte sie ihr Leben verspielt, ihren Frieden und ihr Glück auf ewig vernichtet?

Unsinn! Es war ja nicht möglich, es konnte ja nicht möglich sein! Er mußte ganz bestimmt zurückkehren. Wenn er nur erst zur Besinnung gekommen war, mußte er bedenken, was er gethan hatte, er konnte sie nicht verlassen. Sie war plötzlich felsenfest davon überzeugt, daß er sie nicht aufgeben könne.

Sie streckte ihre schönen schlanken Arme über dem Kopfe aus, gleichsam in siegesstolzer Sicherheit, daß sie ihn wieder umfangen, ihn wieder an ihr Herz drücken, ihn wieder ihr Eigen nennen würde. Sie lachte plötzlich ganz laut über ihre eigne Furcht, und ein unendlicher Jubel erfüllte ihre Brust. Er kommt! er kommt! klang es in ihr; und wie von namenlosem Glück überwältigt, sank sie auf ihr Lager zurück.

Wie hatte sie nur jemals daran zweifeln können? fragte sie sich nach einer Weile selber, indem sie ihren Blick mit seligem Lächeln durch das Zimmer gleiten ließ. Wie war sie nur auf solche Gedanken gekommen? Du lieber Gott! Wenn er heute Morgen auch ein wenig sonderbar gewesen war, so war das doch zu verzeihen. War sie selber nicht so verwirrt gewesen, daß sie kaum wußte, was sie that? Und fühlte sie nicht schon jetzt ihr Herz so süß pochen? Brannte ihr nicht das Blut in den Adern vor lauter Sehnsucht, ihn nur wiederzusehen?

In demselben Augenblicke hörte sie einen Wagen draußen auf dem Wege schwer vorüberrasseln. Sie lauschte, und wie ein Pfeil flog ihr ein Gedanke durch den Kopf. Hier auf diesem Wege kam ja auch die Schnellpost. Von diesem Fenster aus oder noch besser hinter einem Busch im Walde mußte sie sehen können, wer in der Post saß. Es war ja schon heller Tag, da mußte sie bald vorüberkommen. Wie, wenn sie sich am Wege aufstellte, sodaß sie nicht gesehen werden konnte, und ruhig wartete, bis der Postwagen vorüberkam?

Unsinn! Was für Thorheiten waren das nur! Warum wollte sie sich mit so unnötigen Befürchtungen quälen? Ach, und du lieber Gott, wie sah sie nur aus! Und das ganze Zimmer! War sie denn völlig von Sinnen! Wenn die Mutter hereingekommen wäre und sie in diesem Zustande gesehen hätte! Die Giebelthür war ja nicht einmal wieder verriegelt! Hatte sie denn ihren Verstand verloren?

Mit atemloser Hast begann sie ringsumher aufzuräumen und jegliche Spur der nächtlichen Begebenheit zu vertilgen. Darauf kleidete sie sich sorgfältig um, zog ihren täglichen Anzug an, warf ihre beschmutzten Schuhe weit unter ihr Bett und ordnete ihr Haar. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie gewiß am Abend vergessen habe, das Fenster im Gastzimmer, durch das sie mit ihm gesprochen hatte, zu schließen. Sie beruhigte sich aber damit, daß es der Wind dann sicher zugeschlagen haben würde, und setzte sich auf einen Stuhl, um zu überlegen, wie sie sich am besten zu verhalten habe, damit auch in Zukunft alles heimlich geschehen und nichts ihr Glück stören könne.

Sie überlegte, ob sie ihm nicht auf irgend eine Weise gleich Nachricht geben könnte. Ihr Herz sagte ihr freilich, daß er sie am Abend zu derselben Zeit und an demselben Ort aufsuchen würde, an dem sie einander gestern ihr Stelldichein gegeben hatten; aber sie hielt es für unmöglich, so lange auf ein Wiedersehen zu warten. Außerdem würden ja alle die Alten heute herkommen,

und ehe die wieder gegangen waren, konnte sie sich unmöglich fortschleichen. Und dann, vor allen Dingen, durfte er um des Himmels willen nicht klopfen! Sie sagte es sich selber, daß sie mit der äußersten Vorsicht vorgehen müsse. Sie wußte, daß man sie von allen Ecken und Enden beobachtete, und daß die geringste Unregelmäßigkeit Verdacht erregen würde.

Wieder rasselte ein Wagen vorüber, und sie fuhr von ihrem Stuhl auf. Mit unruhigen Schritten fing sie an, im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei sie sich öfter nach dem Kopfe griff und die Hände gegen die Schläfen preßte. Sie fühlte, daß sie diese Ungewißheit nicht würde ertragen können, daß es ihr unmöglich sei, diesen Tag zu Ende zu leben, ohne sich Klarheit zu verschaffen. Einen plötzlichen Entschluß fassend, band sie ihre Waldschürze um, spähte zum Fenster hinaus und schlich sich dann aus dem Zimmer. Aber noch auf der Schwelle blieb sie stehen und ließ einen musternden Blick durch die Kammer gleiten; und da sie das Gefühl hatte, als wäre sie bleich, rieb sie sich einen Augenblick beide Backen hart mit den Händen. Dann wartete sie, bis alles um sie her still geworden war, und schlich über die Diele ins Freie.

Gleich draußen auf der steinernen Treppe durchfuhr es sie wie ein Stich: sie meinte ganz bestimmt die Gestalt der Mutter drinnen hinter demselben Fenster zu entdecken, das sie am Abend geöffnet hatte. Aber mit Aufbietung aller Kräfte raffte sie sich auf und schritt langsam, gleichgiltig eine Melodie vor sich hersummend, vorüber, ja sie stand sogar mitten auf dem Wege still und blickte unbefangen zu dem Wolken hinauf, als wollte sie sich über das Wetter vergewissern. Sobald sie in den Wald gekommen war, begann sie wieder zu eilen. Da gewahrte sie plötzlich an einer Biegung des Weges Lars Einauge, der ihr in einiger Entfernung mit Stock und Krücke entgegen kam. Sie stieß einen Fluch aus und wollte ins Gebüsch verschwinden, aber Lars hatte sie schon gesehen und winkte ihr mit dem Stocke.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die Lage der Lehrer an den höhern Schulen Sachsens. Die „Leipziger Zeitung" vom 13. November enthält einen längern Aufsatz über ein neuerdings in der Presse viel erörtertes Thema: „Die Lage der Lehrer an den höhern Lehranstalten in Sachsen." Der Aufsatz ist in den beteiligten Kreisen

sehr bemerkt worden, den Zweck freilich der „Klärung und Beruhigung," zu dem er vorgiebt geschrieben zu sein, wird er schwerlich erfüllen. Der Verfasser kennt, wie es scheint, die wirkliche Sachlage und die herrschenden Stimmungen zu wenig. Den Text der ausführlich begründeten Petition, die, fast von sämtlichen ständigen Lehrern der Gymnasien und Realgymnasien königlicher Kollatur unter Führung ihrer Rektoren unterzeichnet, schon seit längerer Zeit bei dem Kultusministerium eingereicht worden ist, scheint er gar nicht eingesehen zu haben. Er knüpft lediglich an hie und da erschienene Zeitungsartikel an und macht den Versuch, die Lehrer davon zu überzeugen, daß ihre Lage befriedigend sei, daß sie keine Ursache hätten, in einem wesentlichen Stücke unzufrieden zu sein. Leider steht diese optimistische Darstellung mit der Wirklichkeit nicht im Einklang; sie hat denn auch an den Stellen, auf die sie berechnet war, sehr geteilte Empfindungen hervorgerufen.

Drei verschiedne Punkte werden in der „Leipziger Zeitung" besprochen. Völlig und bedingungslos ablehnend äußert sich der Verfasser über die Frage der Gehaltsaufbesserung. Um eine solche ist ja nun von den Gymnasiallehrern nicht ausdrücklich angehalten worden, immerhin aber ist auch in der dem Ministerium vorliegenden Petition ganz unzweideutig auf die bedenkliche Lage vieler von den jüngern Mitgliedern der Lehrerschaft hingewiesen worden. Es ist sicherlich kein normaler Zustand, wenn der nach dem Normalbesoldungsetat von 1886 angestellte Gymnasiallehrer fast bis zum vierzigsten Lebensjahre warten muß, ehe er in die Gehaltsklasse von 3000 Mark einrücken kann. Wenn dieses Verhältnis auch weiterhin bestehen bleibt, so muß daraus ein wirklicher Notstand werden, der auf der einen Seite die Ehelosigkeit fördert, auf der andern für viele ein lähmendes Ringen mit materiellen Schwierigkeiten bedeutet. Auch die Thatsache ist beachtenswert, daß mehr als die Hälfte der staatlichen Gymnasiallehrer den 1886 aufgestellten Durchschnittsgehalt von 3460 Mark noch nicht erreicht.*) Es hätte nahe gelegen, angesichts der neuerdings in erhöhtem Maße eingetretenen Teuerungsverhältnisse, die auch von der Regierung zugegeben worden sind, wenigstens den geringer besoldeten Mitgliedern der höhern Lehrerschaft einiges Entgegenkommen zu zeigen. Doch liegt bis jetzt noch kein Anzeichen dafür vor, daß eine solche Absicht an maßgebender Stelle bestehe. Denn der Wegfall der Pensionskostenbeiträge kommt gerade für die untern Gehaltsklassen doch zu wenig in Betracht. Für die nichtstudierten Unterbeamten, die einen Gehalt bis zur Höhe von 3000 Mark beziehen, sind allerdings in dem veröffentlichten Staatshaushalt Beihilfen vorgeschlagen, auch auf eine Erhöhung des Mindestgehalts der Volksschullehrer soll hingewirkt werden, für die mit einem Gehalte bis zu 3000 Mark ausgestatteten ständigen Lehrer der höhern Lehranstalten aber — und das ist weit mehr als der dritte Teil — scheint zunächst noch nichts geschehen zu sollen. Doch dürfte wenigstens im Landtage darauf hingewiesen werden, daß diese Klasse von Beamten von der Steigerung der Arbeitslöhne und Warenpreise nicht minder schwer betroffen wird als andre Klassen, und daß es daher nur ein Akt der Gerechtigkeit sein würde, wenn man auch den jüngern Teil der höhern Lehrerschaft besonders in den großen Städten in angemessener Weise berücksichtigte.

Wenn gegen den Schluß des betreffenden Abschnittes mit Bezug auf den Vergleich zwischen den Gehalten der Gymnasiallehrer und denen der Richter und juristischen Hilfsarbeiter darauf hingewiesen wird, daß die Schätzung der Arbeits-

*) Wenn die „Leipziger Zeitung" den Anfangsgehalt des ständigen Lehrers auf 2700 statt 2100 Mark angiebt, so ist das ein bedauerlicher Druckfehler.

werte für alle Beamtengattungen nie absolut ausgleichend sein könne, so wird das auch von der höhern Lehrerschaft ohne weiteres zugegeben werden. Man findet nur, daß der Abstand zwischen ihren Gehalten und denen der Juristen so breit ist, wie er durch die Verhältnisse keineswegs gerechtfertigt erscheint. Die angeblichen Gründe, die dafür ins Feld geführt werden, sind weit davon entfernt, stichhaltig zu sein, und sind in den Kreisen der höhern Lehrerschaft geradezu mit Bedauern gelesen worden, wie namentlich die abermalige, schon oft zurückgewiesene Hindeutung auf Privatstunden und Pensionäre! Welche andern Staatsbeamten verweist man ausdrücklich zur Beschaffung eines auskömmlichen Lebensunterhalts auf Nebenerwerb? Wenn ferner gesagt wird, daß der Jurist fast vier Jahre lang umsonst im Vorbereitungsdienste arbeiten müsse, so ist das nicht genau. Schon im dritten Jahre tritt in Sachsen eine „remuneratorische“ Besoldung ein, unter Umständen bereits im zweiten.

Sodann die Schulgeldbefreiung! Natürlich kommt diese nur einem verhältnismäßig kleinen Teile der Lehrerschaft zu gute. Denn ein Teil der Lehrer, jetzt beträchtlicher als man vielleicht denkt, ist überhaupt unverheiratet; ein andrer Teil ist zwar verheiratet, hat aber keine Kinder; ein weiterer Teil der Verheirateten ist lediglich mit Töchtern gesegnet; von denen endlich, die Söhne haben, können manche aus irgend welchem Grunde gerade die Anstalt, an der sie selbst unterrichten, für ihre Söhne nicht benutzen. Und nur für die Anstalt, an der der Vater unterrichtet, gilt die Schulgeldbefreiung. Daraus folgt, daß die Schulgeldbefreiung für die Gesamtheit gar nicht in Anrechnung zu bringen ist. Auch die Ferien werden leider angeführt, um die Angemessenheit einer geringern Besoldung des Gymnasiallehrerstandes zu beweisen. Auch dies mit Unrecht. Denn erstens sind die Ferien der Schüler wegen eingeführt, und sodann bilden sie ein für den Staatssäckel nur erwünschtes Gegengewicht gegen die physischen Strapazen und Beschwerden des Lehramtes. Ärzte wissen, in welchem Maße gerade Lehrer von den Krankheiten der Atmungs- und Sprachorgane, auch von Nervenkrankheiten heimgesucht werden. Man denke sich die Ferienzeit der Lehrer auf den einen Monat der Juristen beschränkt: die wahrscheinliche Folge würde ein rasches Steigen vorzeitiger Dienstuntauglichkeit und damit ein unausbleibliches Anschwellen des Pensionsbudgets sein. Daß endlich bei dem Lehrer der höhern Schulen die geistige Anstrengung und Verantwortung in der Regel nicht in dem Maße wüchse wie bei den Juristen, ist eine völlig unerwiesene Behauptung. Auch die Lehrer der höhern Schulen haben an mannichfachen geistigen Aufgaben zu arbeiten, und sicher werden diese an Schwierigkeit mit den steigenden Jahren nicht geringer. Freilich sind das Aufgaben andrer Art als die, die den Juristen beschäftigen, daß sie aber eine geringere geistige Anstrengung voraussetzten, ist ein Irrtum. Endlich die sittliche Verantwortung lastet auch auf den höhern Lehrern schwer genug. Von den Fällen ganz zu schweigen, wo auch sie kraft ihres Amtes auf das Lebensschicksal der ihnen anvertrauten Zöglinge in ganz unmittelbarer Weise bestimmend eingreifen müssen, ist der stille Einfluß, den sie auf die Charakterbildung und Geistesentwicklung der heranwachsenden Jugend und damit auf die Zukunft des ganzen Staatslebens ausüben, zwar nicht mit Händen zu greifen und abzuwägen, darum aber doch nicht weniger groß, und jeder rechte Lehrer fühlt, je älter er wird, umsomehr die Schwere dieser Verantwortung.

Was die andern Wünsche der staatlichen Gymnasiallehrer anlangt, die um gesetzliche Verleihung der Staatsdienereigenschaft und um staatsdienergleiche Pension, so ist der Verfasser des Artikels der „Leipziger Zeitung“ ihnen gegenüber offenbar

in Verlegenheit gewesen. Denn da er stichhaltige Gegengründe gegen diese Wünsche nicht zu finden vermag, so ergeht er sich auf allerlei Seitenpfaden, in Betrachtungen, die die Hauptsache durchaus verfehlen. So versucht er, dem Leser einzureden, daß die Verleihung der Staatsdienereigenschaft an die staatlichen Gymnasiallehrer nur eine rein formale Bedeutung habe und darum unnötig sei, übersieht aber, von andern Punkten zu schweigen, den wichtigen Umstand, daß der Staatsdiener eine wesentlich höhere Pensionsskala hat als der Gymnasiallehrer. So lange dies der Fall ist, muß es als ein Irrtum bezeichnet werden, wenn man diese Frage als eine rein formale hinzustellen beliebt.

Einen wirklich durchschlagenden Grund gegen die Verleihung der Staatsdienereigenschaft an die staatlichen Gymnasiallehrer sucht man in der „Leipziger Zeitung" vergebens. Ausdrücklich wird darin anerkannt, daß die Stellung der höhern Lehrer in vielfacher Beziehung eine der Stellung der Staatsdiener so ähnliche sei, daß sich eine völlige Gleichstellung dieser beiden Beamtengattungen nahe lege und wohl auch ohne große praktische Schwierigkeiten durchführbar sein würde; nur darum sei ein Eingehen auf den Wunsch der staatlichen Gymnasiallehrer nicht gerechtfertigt, weil dann zwei verschiedne Gruppen von höheren Lehrern geschaffen werden würden, eine Minderheit von staatlichen Lehrern und eine Mehrheit von Lehrern an städtischen oder Stiftungsanstalten. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß dies ein entscheidender Gegengrund gegen das Verlangen der staatlichen Gymnasiallehrer sein soll! Ist nicht eine solche Scheidung in der Natur der Sache selbst begründet? Ist sie nicht auf den verschiedensten Gebieten in Sachsen selbst schon vorhanden? Sind nicht etwa z. B. Juristen von gleicher Befähigung teils im Staatsdienste, teils im Gemeindedienst beschäftigt, sodaß sie je nachdem entweder die Eigenschaft von Staatsbeamten oder von Gemeindebeamten haben? Das ist ja nur ein selbstverständliches Verhältnis, das auch nicht mit einem Scheine von Berechtigung gegen den Anspruch der Gymnasiallehrer geltend gemacht werden kann.

Auch in einem Nebenpunkte ist die Darlegung der „Leipziger Zeitung" unzutreffend. Denn es entspricht nicht ganz der Wirklichkeit, wenn gesagt wird, daß die Zahl der höhern Lehrer an den nichtstaatlichen Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und Seminaren weit größer sei als die Zahl der höhern Lehrer an den entsprechenden Staatsanstalten. Der Zifferunterschied beträgt thatsächlich nicht viel mehr als fünfzig. An den staatlichen Gymnasien, Realgymnasien und Seminaren befinden sich ungefähr 450 Lehrer und an den nichtstaatlichen Gymnasien, Realanstalten und Seminaren etwas über 500 Lehrer. Nimmt man aber noch die Lehrer der technischen Staatsanstalten zu Chemnitz, die bekanntlich von Anfang an Staatsdiener gewesen sind, hinzu, so würde man dann zwei ungefähr gleich große Gruppen von Lehrern haben. Die technischen Lehrer in Chemnitz stehen zwar unter dem Ministerium des Innern, indessen kann dies für den vorliegenden Fall natürlich keinen wesentlichen Unterschied ausmachen.

Für die sachliche Entscheidung der Frage kommt das Zifferverhältnis selbstverständlich gar nicht in Betracht. Giebt es doch so manche Gruppe von Staatsdienern, die nach ihrer Zahlenstärke den Vergleich mit den Lehrern an den staatlichen Gymnasien und Realgymnasien auch nicht entfernt aushalten können. Maßgebend allein ist hier das Dienstverhältnis, und dieses giebt den Petenten einen durchaus begründeten Rechtsanspruch auf Verleihung der Staatsdienereigenschaft. Das Zivilstaatsdienergesetz vom 7. März 1835 lautet so klar zu Gunsten der staatlichen Gymnasiallehrer, daß ihr Anspruch auf die Dauer unmöglich zurück-

gewiesen werden kann. Freilich unterläßt es die „Leipziger Zeitung“ sich über die rechtliche Seite der Frage auszulassen. Diese ist aber doch schließlich allein entscheidend.

Nicht minder hinfällig ist die Art und Weise, wie der Anspruch der Gymnasiallehrer auf höhere Pension in der „Leipziger Zeitung“ behandelt wird. Von einem wirklichen Eingehen auf das von den Petenten vorgebrachte Material ist auch hier keine Rede. Statt dessen werden andre Dinge besprochen, die nur nebenher in Frage kommen. So ist es ja eine Thatsache, daß nach der bisherigen Gesetzgebung die Hinterlassenen des Gymnasiallehrers zwei Monate lang nach dem Sterbemonat die Einkünfte der Stelle als Gnadengenuß haben, während den Hinterlassenen des Staatsdieners dieser Gnadengenuß nur einen Monat hindurch vergönnt ist. Indessen ist dieser Vorzug der Stellung des Gymnasiallehrers doch zu wenig bedeutsam und zu vorübergehend, als daß er gegenüber dem dauernd bestehenden ungünstigern Pensionssatze wesentlich ins Gewicht fallen könnte. Wenn ferner die Wohlthat des Pensionsgesetzes von 1872 in besondrer Weise gerühmt wird, so soll dieses in seiner Bedeutung gewiß nicht geschmälert werden. Doch haben natürlich nur die nichtstaatlichen Lehrer Grund, dem Staate dafür dankbar zu sein. Denn ihnen Pension zu zahlen war der Staat in keiner Weise verpflichtet. Die Pensionsstellung der staatlichen Lehrer war schon vor Erlaß jenes Gesetzes keineswegs rechtlos, denn auf sie, als auf Staatsdiener im Sinne des Zivilstaatsdienergesetzes von 1835, war einfach der Pensionsfuß der Staatsdiener anwendbar. Gegen diese Auffassung dürfte sich ein rechtlicher Einwand wohl nicht erheben lassen.

Sehr einseitig ist ferner der in der „Leipziger Zeitung“ gegebene Vergleich zwischen der in Sachsen geltenden Pension der Gymnasiallehrer und der von andern deutschen Staaten angenommenen. Es wird da, und zwar nicht eben überzeugend, zu beweisen versucht, daß die höhern Pensionssätze der kleinen thüringischen Nachbarstaaten streng genommen nicht in Betracht kommen könnten. Als ob nicht dem Königreiche Sachsen ganz andre Mittel zur Verfügung stünden als jenen kleinen Ländchen! Daß aber die Gymnasiallehrerpension auch in den größern deutschen Bundesstaaten, z. B. Baden, Württemberg, Braunschweig, Hessen und namentlich in Baiern, viel günstiger ist als im Königreich Sachsen, wird in der „Leipziger Zeitung“ verschwiegen, weil es natürlich unbequem ist, zugeben zu müssen, daß Sachsen in dieser Hinsicht im Reiche untenan steht. Auch der Vergleich mit der preußischen Gymnasiallehrerpension leitet mindestens irre. Denn es wird da hervorgehoben, daß diese auf den Anfangs- und Endstufen ungünstiger sei als die in Sachsen bestehende. Natürlich wird das niemand leugnen, der Vollständigkeit halber mußte jedoch hinzugefügt werden, daß gerade die Anfangs- und Endstufen praktisch so gut wie gar nicht in Frage kommen, denn Pensionirungen mit erfülltem zehnten Dienstjahre kommen bekanntlich ebenso selten vor, als solche mit erfülltem vierundvierzigsten Dienstjahre. Die Petition macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in den neunzehn Jahren seit 1870 die überwiegende Mehrzahl der Gymnasialpensionäre zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Dienstjahre in den Ruhestand getreten ist, und auf diesen Stufen sind die preußischen Pensionssätze unzweifelhaft günstiger als die sächsischen. Ohne Frage endlich ist Sachsen, wie die „Leipziger Zeitung“ bemerkt, liberaler als Preußen insofern, als es auch die Pensionen der städtischen Lehrer auf die Staatskasse übernommen hat. Weshalb aber gerade die höhern Lehrer der königlichen Anstalten dem Staate dafür besonders dankbar sein sollen, ist nicht recht einzusehen.

Aus alledem ergiebt sich, was unbefangne Leser sofort bemerkt haben werden, daß der Versuch des Aufsatzes der „Leipziger Zeitung," die Berechtigung der von den staatlichen Gymnasiallehrern gehegten Wünsche anzufechten, als durchaus gescheitert betrachtet werden muß. Wenn die Entscheidung lediglich nach der Güte der Gründe erfolgt, so kann sie nicht zweifelhaft sein.



Litteratur

Das humanistische Gymnasium und die Petition um durchgreifende Schulreform. Von Oskar Jäger. Wiesbaden, Kunzes Nachf., 1889. — Humanismus und Schulzweck. Entgegnung auf die Schrift des Professors Paulsen: Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Von Fr. Pietzker. Braunschweig, Salle, 1889.

Zwei Streitschriften, beide sieghaft, wie mich dünkt. Pietzker, ein jüngerer Streiter, liefert seinem berühmten Gegner zum mindesten einen scharfen Gang. Es ist die leidenschaftliche Sprache eines Mannes, der um Höchstes ficht und genau weiß, was er will. Jäger, der Nestor unsrer Gymnasialphilologen, der es längst gewohnt ist, daß seine Worte, auch wenn er leise spricht, weithin vernommen werden, wirft ohne viel Aufhebens, mit der heitern Sicherheit des sieggewohnten Alters, seine freilich nicht minderwertigen Gegner in den Sand. Heftig, zu heftig vielleicht, wenn man noch an die Möglichkeit einer Verständigung glaubt, wird er nur gegen Paulsen, den er einmal den Janssen der Geschichte des gelehrten Unterrichts nennt. Preyern zu vernichten, ging nicht mehr an. Das hat er durch seine beispiellos seichte Schrift über Naturforschung und Schule bereits selber besorgt. Jäger hat sich denn auch damit begnügt, ihn einigemal selber sprechen zu lassen. Ähnlich steht es mit den „Realschulmännern" und einer gewissen Art von Neusprachlern.

Jägers Gedanken sind nicht von heut und gestern. Sie sind tief und reif und von entzückender Süße, wenn er einmal vom Eigensten giebt. Aber, wenn man alles Zufällige, durch die Polemik Gebotene abstreift, so hätte das meiste genau so auch vor zwanzig Jahren gesagt werden können. Inzwischen ist denn doch im deutschen Geistesleben allerlei geschehen. Vietors Schrift Quousque tandem, dem Tone nach ist sie freilich nicht viel mehr als ein „rüdes Gepolter," aber sinnlos ist sie nicht. Und völlig unrecht wäre es, die tiefgehende Umwälzung in der wissenschaftlichen Auffassung der Sprache nach diesen und ähnlichen kurzdärmigen Agitationsschriften zu beurteilen. Die Praxis hat denn auch vielfach schon begonnen, mit dem alten grammatischen Schlendrian zu brechen, und ohne Einfluß auf die äußere Gestaltung des Gymnasiallehrplanes wird dies schwerlich bleiben.

Sehr richtig ist, was Jäger vom lateinischen Aufsatz sagt. Die Beibehaltung ist ihm keine Kabinetsfrage; dieser Position eine entscheidende Bedeutung beizumessen, ist ihm ein schwerer taktischer Fehler bei der Verteidigung unsrer Festung. Der lateinische Aufsatz „kann sehr fruchtbar behandelt werden, und dem Lehrer, der sich das getrauen darf, sollte man nicht wehren; daß er mit Notwendigkeit zum Phrasen-

machen verführe, ist nicht wahr, richtig ist nur, daß die Gefahr eines solchen Abweges vorhanden ist." Ähnliches wurde vor einigen Monaten an dieser Stelle gegen Cauer auszuführen versucht.

Von dem, was sich auf dem Gebiete des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts seit einigen Jahren regt, giebt Pietzker eine ansprechende und lehrreiche Probe. Pietzkers Polemik, namentlich gegen seine philosophischen Kollegen, steht nicht immer auf der Höhe. Was er positiv ausführt, hat inzwischen der, an den es gerichtet war, als eine dankenswerte Ergänzung seiner eignen Ausführung bezeichnet. Kurz gesagt gilt es, eine tiefere Durchgeistigung namentlich des physikalischen Unterrichts, ganz im Sinne derer, die in neuerer Zeit von den humanistischen Aufgaben auch dieses Unterrichts sprachen.

Jäger wäre gewiß der letzte, solchen Regungen auf dem Gebiete der Sprach- und der Naturwissenschaft feindselig oder auch nur gleichgiltig gegenüberzutreten. Er steht ihnen vielmehr schon jetzt innerlich, in seinem ganzen geist- und freiheitatmenden Wesen nahe genug. Näher auf sie einzugehen, mag Jäger deshalb verschmäht haben, weil er den Zusammenhang all dieser Dinge mit der an unserm Schulwesen so heftig und zeitweise so erfolgreich geübten Kritik vielleicht unterschätzt. Abkehr von einer unverantwortlich abergläubischen Grammatik, wie sie jahrhundertelang an dem Mark auch unsrer Muttersprache gezehrt hat, das ist einer und vielleicht der wichtigste der treibenden Gedanken in der Hornemannischen Einheitsbewegung, die Jäger (nach berühmtem Muster: Schrader) mit den phantastischen Einheitsschulprojekten der 23000 kurzer Hand zusammenzuwerfen scheint.

Ein Wort endlich von der sozialen Seite der Sache: der gewerbtreibende Bürgerstand fühlt sich und heischt und erheischt Rücksicht. Dies und andres, minder ernst zu nehmendes und von Jäger mit glücklicher Laune gegeißeltes bildet den Nährboden für die Mehrzahl der unkrautartig aufschießenden Reformprojekte. Hier gilt es jedoch wachsam sein und sich über den Ernst der Lage und die Notwendigkeit einer Fortentwicklung keiner Täuschung hingeben.

Jäger weiß so viel als einer von der „Kraft des Organischen, sich zu erneuen und zu ergänzen." Sein ganzes Leben und Wirken schützt ihn vor dem Verdacht eines unfreien Verhältnisses gegenüber dem Bestehenden, also auch vor dem Verdachte der Gymnasialorthodoxie. Das Wesen des Gymnasiums läßt sich nicht leicht einfacher und schöner fassen, nicht wirksamer verteidigen, als er es hier gethan hat. Dem Wesen der Reformbestrebungen ist er nicht überall gerecht geworden, und damit auch nicht einmal den vielleicht unklaren, aber doch nicht ganz grundlosen Erwägungen, die so viel ehrenwerte Männer mögen geleitet haben, als sie die großwortige und absichtlich nichtssagende Petition unterschrieben. Daß wir unsre Gymnasien demnächst einbüßen sollten oder, was dasselbe wäre, mehr und mehr zu philologischen Fachschulen sollten werden sehen, glaube ich nicht, und gewiß wird mancher der Unterzeichner, wenn er es bis dahin gedacht hatte, jetzt nach Jägers trefflichen Erörterungen andern Sinnes werden. Aber daß unsre gesamte Schulverfassung mit ihrer vielen Truggelahrtheit, unter anderm auch im Abiturientenexamen, unsrer schulpolitischen Weisheit letzter Schluß sei, das ist ja auch Jägers Meinung nicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Unsre Reserveoffiziere

Wenn der Kulturhistoriker das gesellschaftliche Leben eines bestimmten Zeitraumes schildern will, so sucht er vor allen Dingen aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Erscheinungen besondre Gestalten herauszuheben, in denen sich die Eigentümlichkeiten der ganzen Zeitrichtung zu einem Gesamtbilde vereinigt haben. Ein solcher Typus ist für das Ende des vorigen Jahrhunderts die vielsagende Werthergestalt, für die Zeit der Befreiungskriege der freiwillige Jäger, für die dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts der romantisch angehauchte Burschenschafter und für die fünfziger Jahre in gewisser Hinsicht der alte Korpsstudent; und hätte man keine andern Quellen, aus denen man diese gesellschaftlichen Vorbilder entlehnen könnte, als die schöngeistige Litteratur der betreffenden Jahrzehnte, so würden sie vollständig ausreichen, unsre Behauptung zu bekräftigen. Die Werthergestalt, der freiwillige Jäger, der junge Burschenschafter und der alte Korpsstudent, sie alle sind echt deutsche Typen, in denen sich das geistige und sittliche Leben früherer Tage mit allen Hoffnungen und Bestrebungen, mit allen Lichtseiten und Verirrungen unverkennbar abgespiegelt hat.

Hat die Gegenwart eine ähnliche Gestalt hervorgebracht? Finden wir eine Erscheinung, in der sich die charakteristischen Züge unsrer Zeit verkörpert haben? Ein französischer Litterarhistoriker glaubt in dem „Privatdozenten" die Figur entdeckt zu haben, die für das gegenwärtige Deutschland von typischer Bedeutung sei; und wenn man in den Universitätsberichten die stattliche Zahl junger Gelehrten sieht, wenn man sich ihren unzweifelhaften Einfluß auf die Wissenschaft und Litteratur vergegenwärtigt, so kann man wohl die Ansicht des Franzosen erklärlich finden, aber für richtig wird sie niemand halten. Mit demselben Rechte könnte man die Gegenwart das Zeitalter des jungen

Juristen nennen, denn nach den neuesten statistischen Angaben zählt man in Preußen nicht weniger als 4800 Assessoren und Referendare, ja man spricht sogar schon von einem „Assessorismus“ in der Gesellschaft.

Der für einen Zeitabschnitt bezeichnende Typus muß in allen Berufsarten zu finden sein, und da liegt denn in unsrer, von militärischem Geiste durchwehten Zeit der Gedanke nicht sehr fern, den Reserve- oder Landwehroffizier als die charakteristische Gestalt unsrer Tage zu bezeichnen. Dieser Gedanke drängt sich noch mehr auf, wenn man in der Rang- und Quartierliste der kgl. preußischen Armee für 1889 ungefähr 12000 Offiziere des Beurlaubtenstandes zählt, wenn man sieht, welcher Wert auf diese militärische Auszeichnung im bürgerlichen Leben gelegt wird, wie vom Reichskanzler herunter bis zum jüngsten Beamten die Nebenstellung als Offizier bei jeder Gelegenheit betont zu werden pflegt.

Thatsächlich hat man auch schon versucht, gewisse Strömungen unsrer Zeit in der Politik und Gesellschaft mit dieser Erscheinung in Verbindung zu bringen. Selbst in der Litteratur fängt „der Reserveoffizier“ an, eine Rolle zu spielen; es ist sogar kürzlich in den Grenzboten von einem Schriftsteller gesagt worden: „Der Charakter, den er naiv und doch künstlerisch bewußt in seinen Gedichten zur Anschauung bringt, ist so typisch modern, wie nur möglich: es ist der norddeutsche Edelmann und Reserveoffizier unsrer Tage.“ Was mit dieser Charakteristik gemeint ist, liegt auf der Hand. Man glaubt in dem Dichter ein gewisses Maß militärischer Tugenden und patriotischer Züge zu erkennen, die ihn vor andern Schriftstellern auszeichnen.

Aber diese wohlmeinende Auffassung von dem Begriff „Reserveoffizier“ scheint gegenwärtig nicht die herrschende zu sein; ja es ist geradezu auffallend, mit welcher Freude sich gewisse freisinnige Blätter darin gefallen, auf den „Sommerleutnant“ mit allen erdenklichen Waffen loszuschlagen. Seitdem ihnen das Handwerk gelegt ist, ihren Groll über den Militarismus in Ausfällen gegen die aktiven Offiziere Luft zu machen, richten sie ihre gehässigen Angriffe in allen Tonarten gegen den Reserveoffizier und finden damit nicht allein beim großen Publikum, sondern leider auch bei Berufssoldaten offnen oder versteckten Beifall, mindestens keine Abwehr oder Widerlegung. Giebt es doch sogar militärische Schriften, die den Reserveoffizier als dunkeln Hintergrund benutzen, um die vorteilhaften Eigenschaften des aktiven Offiziers in eine günstigere Beleuchtung zu rücken. Man denke nur an die vielgenannte Broschüre „Ein Sommernachtstraum,“ worin der Verfasser, ein älterer Infanterist, gegen das „Massendrückebergertum“ auf dem Schlachtfelde eifert und für seine Darstellung als Beispiele persönlicher Feigheit einen Einjährig-Freiwilligen und einen Reserveoffizier nimmt! Soll man sich da noch wundern, wenn die ganze militärfeindliche Presse in dem Reserveoffizier geradezu das fratzenhafte Zerrbild eines nach ihrer Ansicht überschätzten und verhätschelten Heerwesens zu

erkennen glaubt und sich berechtigt fühlt, auf diese militärisch-bürgerliche Zwittergestalt ihre giftigen Pfeile zu richten. Sie verstehen unter „Reserveoffizier" einen Menschen, der alle Schattenseiten des modernen Offiziertums angenommen hat, ohne sie durch militärische Vorzüge auszugleichen; sie gehen so weit, daß sie alle vermeintlichen Schäden und Gebrechen in unserm Beamtentum auf den verderblichen Einfluß des Reserveoffiziers zurückführen. Das ungesunde Strebertum, die selbstgefällige Schneidigkeit, „eilfertiges Kommandiren, geschniegelte Modesucht, verwegne Selbstherrlichkeit, protzige Selbstüberschätzung und brutale Starrköpfigkeit" — Charakterzüge, die man an unsern jungen Beamten wahrzunehmen glaubt, sie alle sollen von dem Reserveoffizier in die bürgerliche Gesellschaft hinübergeschleppt worden sein und dort zum Entsetzen aller verständigen Staatsbürger gepflegt werden. So heißt es an einer Stelle: „Vollends wird man da auf die Thorheit mit Fingern deuten müssen, wo sie gefährlich wird. Das aber droht die „Schneidigkeit" bei den Beamten zu werden. Hier finden wir die ausgebildetsten Exemplare der Schneidigen. Sie entstehen gemeiniglich durch den Reserveoffizier." Daß diese im Lande der allgemeinen Wehrpflicht notwendige Einrichtung nicht nur eine hohe militärische Bedeutung hat, sondern auch von unberechenbarem Vorteil für unser nationales und gesellschaftliches Leben ist, übersehen oder verkennen jene Patrioten vollständig.

Unsere Zeit trägt den Stempel des Spezialistentums, aber auch der Einseitigkeit; Arbeitsfelder, von denen man früher keine Ahnung hatte, entstehen, erweitern und teilen sich. Man denke an die naturwissenschaftlichen, die medizinischen, die philologisch-historischen Sondergebiete; man denke an die weiten Verzweigungen der Landwirtschaft, der Verwaltungsfächer, der kaufmännischen und industriellen Thätigkeit. Immer mehr schwinden die Berührungspunkte unter den einzelnen Ständen, immer mehr sondern sich die scharf umschlossenen Berufsklassen von einander ab. Sie haben keine gemeinsamen Interessen, sie verstehen einander nicht mehr. Jeder lebt in den enggezogenen Grenzen seines Gewerbes und sucht hier zum eignen Schaden unter wachsender Verständnislosigkeit für andre Bestrebungen seinen gesellschaftlichen Verkehr.

Eine solche immer unerträglicher werdende Kastenwirtschaft trägt aber nicht dazu bei, den frischen Lebenszug, den gemeinsamen Geist, die Allgemeinbildung, oder mit einem Worte eine gesunde fortschreitende Kultur in unsrer Nation zu erhalten und zu kräftigen. Wir behaupten, daß die militärische Einrichtung der Reserveoffiziere, durch die Männer aller gebildeten Stände zu einander geführt und in hohen gemeinsamen Bestrebungen eng an einander geknüpft werden, heutzutage fast die einzige Einrichtung sei, die jener verhängnisvollen Zersplitterung unsrer Gesellschaft in lauter Einzelgewerbe und Parteigruppen einen kräftigen Damm entgegenstellt.

Nirgends findet man eine so vielgestaltige, aus allen möglichen Ständen zusammengesetzte Vereinigung wie im Reserve- und Landwehrkorps. Und

glaubt man denn, daß es z. B. dem Juristen oder Philologen zum Schaden gereiche, wenn ihn der kameradschaftliche Verkehr mit einem Landwirt, einem Baumeister oder einem Kaufmann zusammenführt? wenn er außer der Gerichts- oder Schulstube auch die Interessen, Bedürfnisse und Bestrebungen andrer Berufskreise kennen lernt? Es giebt eine Schulbehörde, die für ihren Bezirk mit Vorliebe Reserve- und Landwehroffiziere anstellt; handelt sie unrichtig oder gar ungerecht? Gewiß nicht, vielleicht hat sie erkannt, daß der militärische Dienst für einen Lehrer in jeder Beziehung von vorteilhaften Folgen ist, daß dadurch wenigstens in einer Art dem wachsenden einseitigen Fachgelehrtenthum, dem Krebsschaden unsrer höhern Schulen, entgegengearbeitet wird, durch das unsre Lehrer statt zu vielseitig gebildeten Männern zu kurzatmigen Manegereitern erzogen werden, die außerhalb ihrer gewohnten Reitbahn vom Pferde fallen. Ja wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, der Lehrerstand z. B. habe lediglich durch die Thatsache, daß gegenwärtig eine auffallend große Zahl seiner Mitglieder dem Offizierstande angehört, eine ganz andre Stellung gewonnen, als ihm vor dreißig Jahren thatsächlich eingeräumt wurde. Und das bezieht sich mehr oder weniger auch auf alle andern Stände, aus denen sich das Offizierkorps der Reserve und Landwehr rekrutirt.

Ist diese Hebung, Annäherung und Vereinigung der gebildeten Klassen kein Gewinn für unser nationales Leben? Den Ausländern fällt an unsern jungen Gelehrten und Beamten das frische, freudige Wesen auf, das kaltblütige, entschlossene Handeln, die sichere Ruhe im Verkehr. Nicht mit Unrecht hat man diese vorteilhafte Wandlung militärischen Einflüssen zugeschrieben.

Um so unverständlicher sind die vielfachen Angriffe der freisinnigen Presse gegen den Reserveoffizier. Geradezu beleidigend ist es, wenn es in einer vielgelesenen Provinzialzeitung heißt: „Schneidigkeit ist nicht nur die Haupttugend des Reserveleutnants oder Büttels, sondern auch des Menschenfressers (es ist von den kannibalischen Völkern auf dem Bismarckarchipel die Rede). Ja, wer weiß, wozu diese schneidigen und hochbegabten Menschenfresser es noch bringen können, seitdem sie in den Unterthanenverband des Beamten- und Offizierparadieses eingetreten sind.“

Was soll man zu solchen ebenso boshaften wie lächerlichen Angriffen sagen? Aber diese fortwährenden, selbst in den kleinsten Winkelblättern fortgesetzten Schmähungen des Reserveleutnants haben auch eine ernsthafte Seite. Sie gehen gewöhnlich von Leuten aus, die durch irgendwelche Umstände während ihrer einjährig-freiwilligen Dienstzeit, durch persönliche Untüchtigkeit oder ungünstige äußere Verhältnisse, in ihrer militärischen Laufbahn Schiffbruch gelitten haben. Mit leicht begreiflicher Anwandlung des Neides schauen sie auf ihre begünstigten frühern Kameraden, die als Offiziere laut ihres Patents „alle mit dieser Charge verbundenen Prärogative und Gerechtsame genießen“ und bei jeder Kontrolversammlung ihre unmittelbaren Vorgesetzten werden können. So

sprechen sie denn ihr Mißvergnügen überall aus und suchen das Ansehen der Offiziere des Beurlaubtenstandes soviel wie möglich herunterzuziehen, um wenigstens in der bürgerlichen Gesellschaft einen Unterschied nicht aufkommen zu lassen.

Dieses zügellose Treiben in gewissen Blättern ist um so gefährlicher, als dadurch im Volke die Achtung und das Vertrauen untergraben wird, das die eingezogenen Mannschaften nicht allein im Kriegsfalle, sondern bei jeder militärischen Übung den Reserve- und Landwehroffizieren entgegenzubringen haben. Wenn in der letzten Zeit Klagen über mangelhafte Leistungen einberufener Offiziere laut geworden sind, so darf man nicht vergessen, daß gerade die letzten Jahre eine Fülle von dienstlichen Neuerungen gebracht haben, die selbst der Berufsoffizier nur mit Anspannung aller Kräfte hat verarbeiten können. Es giebt unter den Reserveoffizieren — und jeder billig denkende Kompagniechef wird das rückhaltlos anerkennen — sehr viele, die ihren militärischen Dienst während der Übungszeit mit derselben Tüchtigkeit und oft mit größerm Eifer verrichten, als mancher junge Berufsoffizier.

Zum Soldaten und vor allem zum Offizier muß man von Natur geschaffen sein. Der langjährige Drill, den der Berufssoldat voraus hat, kann wohl wertvolle praktische Fertigkeiten geben; aber die hohen Eigenschaften, die den Offizier thatsächlich ausmachen: Scharfblick, Willenskraft, Entschlossenheit, Ausdauer und Ehrgefühl, sind doch im Grunde lediglich angeerbte Charakterzüge, die nur schwer auf dem Kasernenhofe und noch weniger auf der Schulbank anerzogen werden können — sie müssen angeboren sein.

Die alte Scharnhorstische Vorschrift über die Wahlen zum Offizier, in der es heißt: „Einen Anspruch auf Offizierstellen sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren,“ hat beim Militär nach und nach zu einer maßlosen Überschätzung unsrer modernen Schulweisheit und Schulbildung geführt. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Neigungen und Stimmungen unter den jüngern Berufsoffizieren kennen zu lernen, von denen fast alle eine höhere Schule durchgemacht haben, der wird sich alles Ernstes die Frage vorlegen müssen, ob es denn vom militärischen Standpunkte wirklich notwendig sei, von ihnen die Abiturientenprüfung zu verlangen, ob unsre Sekondeleutnants nicht schon zu viel tote Bücherweisheit besitzen, die ihnen den ruhigen, klaren Blick trübt und in ihrem praktischen Beruf thatsächlich mehr schadet als nützt. Denn diese sogenannte Bildung führt auf der einen Seite leicht zu einem gewissen geistigen Hochmut, der sich zu höherer Arbeit berufen glaubt als zum Elementarunterricht der Rekruten, und hat auf der andern Seite oft einen gründlichen Widerwillen vor jeder Beschäftigung mit Büchern, vor jeder ernsthaften geistigen Arbeit zur Folge. Scharnhorst hat unter „Kenntnissen und Bildung“ zu seiner Zeit etwas ganz andres verstanden, als man heutzutage anzunehmen gewohnt ist.

Zu einer ähnlichen Überschätzung der modernen Schul- und Gelehrtenbildung ist man auch bei der Beförderung der Einjährig-Freiwilligen gelangt; es wird dabei nicht nach einheitlichen Grundsätzen verfahren; oft rücken nur studirte Anwärter in höhere Stellen. Das Regiment sollte sich bei den Beförderungen bis zum Vizefeldwebel niemals durch den Stand und Beruf des Freiwilligen bestimmen lassen, sondern lediglich seine militärische Tüchtigkeit dabei berücksichtigen; auf diese Weise könnte dem Heere mancher tüchtige Unteroffizier gewonnen werden, der sonst verloren geht und sicher in das militärfeindliche Lager übertritt. Die französische Regierung hat neuerdings das Recht, einjährig-freiwillig zu dienen, auf die Studenten der freien Wissenschaften und die Besucher gewisser höheren Lehranstalten beschränkt; für uns würde eine solche Maßregel nicht allein in volkswirtschaftlicher, sondern auch in militärischer Hinsicht unberechenbare Nachteile haben.

Man hat den Vorschlag gemacht, daß der Reserveoffizier von dem aktiven Truppenteil gewählt werde, worin der Betreffende gedient und geübt hat; für diesen Vorschlag würde manches, namentlich die richtige militärische Schätzung der Fähigkeiten, sprechen. Allein der gewählte Offizier soll kameradschaftlich und gesellschaftlich vor allem im Reserve- und Landwehrkorps leben; man überlasse daher, wie es bisher geschehen ist, dem Bezirkskommandeur und den Offizieren des Beurlaubtenstandes die Wahl des vorgeschlagenen Bewerbers. Die Stellung des Bezirkskommandeurs, der unter seinen Offizieren den richtigen Korpsgeist erhalten und dafür sorgen soll, daß ihre militärische Weiterbildung nicht ins Stocken gerät, ist äußerst schwierig. Aber wenn er bei diesen wichtigen Aufgaben von den aktiven Kameraden und den hohen Behörden unterstützt wird, so kann seine Thätigkeit nicht nur in militärischer, sondern auch in gesellschaftlicher und nationaler Beziehung segensreich werden.

Das Ansehen des Reserve- und Landwehrkorps ist aufs engste mit dem Ansehen des ganzen Offizierstandes verknüpft; wer jenes angreift, fügt auch diesem Schaden zu. Mit vollem Recht sagt ein französischer Offizier, der eine gute Kenntnis unsers Heerwesens besitzt, in seinem Buche: „Der preußische Offizier, seine Stellung in der Nation“: „Der Offizier nimmt, kurz gesagt, eine vollständige Ausnahmestellung ein, die ihn nicht allein vom Staate, sondern von jedem seiner Mitglieder geschaffen wird. Zu dieser Stellung haben die Offiziere der Reserve und Landwehr nicht am wenigsten mit beigetragen.“





Die bedingte Verurteilung

Die Bestrebungen der internationalen Philanthropie haben kürzlich von einer Seite Unterstützung gefunden, von der wohl nur wenige sie erwartet haben: die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat sich sehr beifällig über den Vorschlag der bedingten Verurteilung ausgesprochen. Vielleicht stellt der Aufsatz nur die Äußerung eines beliebigen Privatmanns vor, dem die neue Einrichtung gefällt; vielleicht aber stammt er auch aus Kreisen, die auf die Gestaltung unsers Strafrechts Einfluß haben, und diese Möglichkeit wird es rechtfertigen, wenn wir an dieser Stelle nochmals auf die bedingte Verurteilung zurückkommen.*)

Wir gestehen, daß wir dem Vorschlag ganz und gar keinen Geschmack abgewinnen können, er scheint uns den schwersten formellen und materiellen Bedenken zu unterliegen: formellen Bedenken, sofern er gegen die Logik des Rechts verstößt; materiellen, sofern dieser Verstoß nicht, wie es ja in andern Fällen zuweilen geschieht, durch überwiegende Rücksichten der Zweckmäßigkeit entschuldigt oder gerechtfertigt wird.

Der Inhalt des Vorschlages ist bekannt: er geht im wesentlichen dahin, daß dem Richter die Befugnis eingeräumt werden soll, gegen den Gesetzesübertreter eine Strafe in der Art zu verhängen, daß sie nur dann vollzogen wird, wenn der Thäter sich innerhalb einer gewissen Frist eine abermalige Verletzung des Gesetzes zu schulden kommen läßt.

Betrachten wir die Sache zunächst unter dem Gesichtspunkte der juristischen Logik. Wer etwas unter einer Bedingung zu wollen erklärt, der erklärt damit, daß er unter der entgegengesetzten Bedingung das Gegenteil will. Nach dem Vorschlage der internationalen kriminalistischen Vereinigung soll der Richter dem Verbrecher**) sagen: „Ich verurteile dich, wenn du im Laufe der nächsten drei

*) Neuerdings hat sich die Nordd. Allg. Zeitung gegen die bedingte Verurteilung ausgesprochen, die frühere Äußerung wird also nicht als offiziös anzusehen sein.

**) Nach dem Vorschlage soll die Wohlthat der bedingten Verurteilung nur dem zu gute kommen, der eine Gefängnisstrafe verwirkt hat, also nach der französischen Terminologie unsers Strafgesetzbuchs nur dem, der ein „Vergehen," nicht auch dem, der ein „Verbrechen" verübt hat; da aber die deutsche Sprache nur einen Verbrecher, nicht auch einen Vergeher kennt, so erlauben wir uns, den Gesetzesübertreter, den der Vorschlag im Auge hat, kurz als Verbrecher zu bezeichnen.

Jahre wieder ein Verbrechen begehst." Mit andern Worten: „Wenn du im Laufe dieser Zeit kein Verbrechen begehst, so — verurteile ich dich nicht." Allein auf „Nichtverurteilung" lautet kein Richterspruch, die Straflosigkeit wird verkündigt entweder durch den Ausspruch: „Der Angeklagte wird freigesprochen," oder durch den Ausspruch: „Der Angeklagte wird begnadigt." (Unsre Strafprozeßordnung kennt neben dem Urteil auf Freisprechung und dem „Urteil auf Verurteilung" (!) auch noch ein Urteil „auf Einstellung des Verfahrens," nämlich in Fällen, wo es an dem erforderlichen Strafantrag fehlt; das ist in Wirklichkeit auch eine Freisprechung, der man nur mit Rücksicht auf die sogenannte Rechtskraft des Urteils diesen Namen nicht giebt; die bedingte Verurteilung läßt sich nicht unter diesen Begriff bringen, denn eine „Wiederaufnahme des Verfahrens" findet in keinem Falle statt: verwirkt der Thäter die Bedingung der „Nichtverurteilung," so wird die bedingt erkannte Strafe vollzogen — ohne neues Verfahren über die alte That.) Was ist nun der Sinn der bedingten Verurteilung? Wird unter der entgegengesetzten Bedingung der Verbrecher freigesprochen oder begnadigt? „Der Angeklagte wird, weil er rechtswidrig seinen Nachbar am Körper verletzt hat, unter der Bedingung, daß er in den nächsten drei Jahren niemand am Körper verletzt, von der Anklage der Körperverletzung freigesprochen" — das ist ein so großartiger Unsinn, daß darüber kein weiteres Wort zu verlieren ist. „Der Angeklagte wird im Fall seines Wohlverhaltens begnadigt" — das hat einen Sinn, d. h. das ist kein Verstoß gegen die Logik, aber der Satz bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die Aufhebung eines bisher nicht bloß in Deutschland, sondern in allen zivilisirten Staaten anerkannten Grundsatzes, nämlich des staatsrechtlichen Satzes, daß das Begnadigungsrecht nur dem Staatsoberhaupte zusteht. „Die Gnade fließet aus vom Throne, das Recht ist ein gemeines Gut" sagt Uhland, und dieses Dichterwort, meinen wir, soll Wahrheit bleiben, denn wir vermögen die Zweckmäßigkeitsgründe nicht anzuerkennen, die für die Durchbrechung jenes staatsrechtlichen Grundsatzes ins Feld geführt werden.

Wir stellen neben das Wort des Deutschen ein Wort des großen britischen Dichters:

> Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
> Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen,
> Zur Erde unter ihr; zwiefach gesegnet:
> Sie segnet den, der giebt, und den, der nimmt.

Der Vorschlag unsrer internationalen Philanthropen läßt, so scheint es, dieses Wort gelten, denn er „weiß von keinem Zwang"; der Richter kann die bedingte Verurteilung aussprechen, aber er muß es nicht, der Vorschlag stellt es, wir wollen nicht sagen in sein Belieben, aber in sein Ermessen, ob er von der ihm erteilten Befugnis Gebrauch machen will oder nicht. Wird aber auch diese „Art der Gnade" den von Porzia verheißenen „zwiefachen Segen"

bringen? Wir meinen: nicht zwiefachen Segen, sondern zwiefachen Fluch wird sie bringen, sie schadet, wo nicht dem Empfänger der Gnade, so doch dem Staate, und sie schadet noch mehr dem Geber, dem Richter.

Sie schadet unter Umständen dem Empfänger der Gnade selbst: zunächst ist er natürlich voll Vergnügen über die bedingte Verurteilung oder Begnadigung, er wird sich wohl auch vornehmen, er wolle sich — drei Jahre lang — wohl verhalten; sind die drei Jahre verflossen, dann kann er es ja wieder darauf ankommen lassen, ein mäßiges Verbrechen zu begehen, vielleicht oder hoffentlich wird der Richter dann wieder so menschenfreundlich sein, ihn „bedingt" zu verurteilen. Und selbst während der drei Jahre wird der Nutzen der neuen Einrichtung für ihn ein mäßiger sein; die meisten Vergehen werden nicht mit Vorbedacht, sondern unter dem Einfluß der Leidenschaft verübt, und wer im Zorn einem andern einen Schlag zu versetzen im Begriff ist, der wird nicht erst lange überlegen, ob er sich nicht durch den Schlag der Rechtswohlthat der bedingten Begnadigung verlustig mache.

Diese Art der Gnade schadet jedenfalls dem Staat; lassen wir noch einmal Porzia reden. Bassanio stellt an den Gerichtshof von Venedig das Verlangen:

Beugt einmal das Gesetz nach euerm Ansehn:
Thut kleines Unrecht um ein großes Recht.

Und was antwortet Porzia?

Es darf nicht sein; kein Ansehn in Venedig
Vermag ein giltiges Gesetz zu ändern.
Es würde als ein Vorgang angeführt,
Und mancher Fehltritt nach demselben Beispiel
Griff' um sich in dem Staat: es kann nicht sein.

Es ist nicht anders: der Vorschlag mutet dem Richter zu, oder vielmehr er gestattet ihm, „kleines Unrecht um ein großes Recht zu thun," das Gesetz nicht anzuwenden um der Gerechtigkeit willen. Der Richter ist der Wächter des Rechtes, des positiven Rechtes, des Gesetzes, er soll das Gesetz im Geiste der Gerechtigkeit anwenden; allein wenn er einmal der Meinung ist, daß die Gerechtigkeit mit dem Gesetze nicht zusammenstimme, dann ist es nicht seine Sache, das Gesetz der Gerechtigkeit zu opfern und dieser zuliebe ein kleines Unrecht zu begehen. Die Beiwörter „klein" und „groß" sind am Platze neben den Hauptwörtern „Nutzen" und „Schaden"; der Regent, der an der Spitze der Verwaltung des Staates steht, mag und muß prüfen, ob der Nutzen, der dem Staat daraus erwächst, wenn die Idee der Gerechtigkeit triumphirt, im einzelnen Falle größer sei als der Schaden, den das Abweichen vom Gesetz stiftet. Aber übel angebracht sind jene Beiwörter beim Recht und Unrecht, für den Richter sollen die Begriffe „groß" und „klein" nicht vorhanden sein, durch ein kleines Unrecht, das er begeht, verletzt er seinen Richtereid gerade

so wie durch ein großes. Läßt er einmal ein Verbrechen ungestraft, so wird es „als ein Vorgang angeführt," und hundert andre Verbrecher meinen dadurch auch ein Recht auf bedingte Verurteilung, d. i. auf Straflosigkeit erlangt zu haben.

Zum Schaden nicht bloß, sondern zum Fluch wird die neue Art der Gnade für den Richter. „Der Richter kann den Verbrecher bedingt verurteilen." In dem einen Wörtchen „kann" liegt die Verurteilung des neuen Vorschlages: im Katechismus des Verwaltungsbeamten, aber nicht in dem des Richters ist Raum für dieses Wörtchen „kann." Der Verwaltungsbeamte kann gar nicht anders, als nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit, d. i. mehr oder weniger nach Willkür handeln; für den Richter giebt es keine Rücksichten der Zweckmäßigkeit, er kann und darf nicht so oder so entscheiden, sondern er soll und muß urteilen, wie es das Gesetz verlangt. Willkür ist mit dem Amte des Richters völlig unvereinbar, und der Richter, dem das Gesetz nach Willkür zu entscheiden gestattet, büßt in den Augen des Volkes das Kostbarste ein: das Vertrauen auf seine Unparteilichkeit.

Aber verweist denn, wird man einwenden, die Gesetzgebung den Richter nicht jetzt schon in wichtigen Punkten auf sein Ermessen, z. B. bei der freien Beweiswürdigung und bei der Bemessung der Strafe innerhalb des gesetzlichen Rahmens? Und stellt nicht sogar die Entscheidung über die Zulassung „mildernder Umstände" jetzt schon eine Art von Begnadigungsrecht dar, das dem Richter eingeräumt ist?

Auf den zweiten Teil dieses Einwandes wissen wir in der That nichts zu erwidern, als daß wir auch schon hierin eine Verirrung der Gesetzgebung erblicken; wir wollen damit denen, die die Aufnahme der mildernden Umstände in das Strafgesetzbuch durchgesetzt haben, keinen Vorwurf machen, jedenfalls keinen größern, als den Urhebern des Entwurfes des Gesetzes, der keine mildernden Umstände kannte. Man braucht kein Freund des Humanitätsdusels zu sein und kann doch sagen, daß die Strafandrohungen des Gesetzes, wenn man die „mildernden Umstände" herausnähme, vielfach geradezu barbarisch wären. Die Vertreter des Entwurfes wollten aber seiner Zeit diese Strafen nicht preisgeben, und so kam der unglückliche Kompromiß auf die mildernden Umstände zu stande; anstatt daß man z. B. verständig und kurz gesagt hätte: „Der erschwerte Diebstahl wird mit Zuchthaus, in leichtern Fällen mit Gefängnis bestraft," sagt man: „der erschwerte Diebstahl wird mit Zuchthaus bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe ein." Die Männer des grünen Tisches haben ihr Prinzip gerettet, der Richter aber kann nicht bloß gerade so, wie im Fall der verständigen Fassung des Gesetzes, in wirklich leichten Fällen auf Gefängnis erkennen, sondern er kann auch ohne Pflicht- oder wenigstens ohne Gesetzesverletzung in schweren Fällen eine Begnadigung eintreten lassen aus Gründen, die von Rechts wegen sein Urteil

nicht beeinflussen sollten; eine schwere Widersetzung gegen die Staatsgewalt wird nicht hinterher dadurch zu einer leichten, daß der Widerstandleistende auf der Anklagebank heulend sein Verschulden gesteht, es muß ihn von Rechts wegen die Strafe der schweren Widersetzung treffen, wenn auch wegen seiner Reue etwas milder bemessen, als wenn er hartnäckig und frech leugnet; jetzt aber ist es keineswegs unerhört, daß ein Vorsitzender dem Angeklagten verblümt oder unverblümt zu verstehen giebt, daß die Zubilligung mildernder Umstände davon abhänge, ob er die That gestehe und zwar so gestehe, wie es der Vorsitzende haben will, ob er also diesem sein Geschäft erleichtere oder erschwere. Das ist eine Korruption der Rechtspflege, und wenn eine solche an einem Punkte besteht, so liegt darin wahrlich kein Grund, sie auch an einem zweiten Punkt zuzulassen.

Anders verhält es sich mit der freien Beweiswürdigung und der Strafbemessung; zwar darauf wollen und dürfen wir kein Gewicht legen, daß der Richter auch hier nicht nach Willkür, sondern nach wohlerwogenen Gründen entscheiden soll, denn die internationalen Philanthropen würden uns auf diesen Einwand mit Recht antworten, auch die bedingte Verurteilung solle der Richter nur nach reiflicher Erwägung aller Umstände aussprechen. Ihre Berufung auf diese Einrichtungen trifft aus einem andern Grunde nicht zu; die freie Beweiswürdigung und die relative Freiheit der Strafbemessung sind notwendige Übel, d. h. sie sind Übel eben wegen der damit verbundnen Gefahr der Willkür, aber sie sind notwendig, weil man sie nur gegen größere Übel eintauschen könnte; bei der formellen Beweistheorie kommen noch schlimmere Ergebnisse zu Tage als bei der freien Beweiswürdigung, und für die verschiednen Stufen eines Verbrechens auch nur annähernd die richtige Strafe anzudrohen, liegt außerhalb der vernünftigen Möglichkeit. Die bedingte Verurteilung dagegen ist zwar, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, auch ein Übel und zwar ein recht großes, aber sie ist in keiner Weise notwendig oder auch nur nützlich. Auch ist immer noch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Fall, daß dem Richter die Wahl gelassen wird, ob er gegen den Angeklagten auf acht Tage oder auf acht Wochen oder auf acht Monate Gefängnis erkennen will, und dem Fall, daß ihm die Wahl gelassen wird, ob er den Schuldigen strafen oder straflos lassen will. Die strenge oder die milde Strafe verhängt er je nach der Gestaltung des Vergehens, insbesondre nach der Schwere der objektiven Rechtsverletzung; die bedingte Verurteilung oder Begnadigung ist von rein subjektiven Erwägungen abhängig. Wenn der Richter heute den Angeklagten A bedingt begnadigt, weil er glaubt, daß der Angeklagte die ihm zur Last gelegte Körperverletzung in hohem Affekt verübt habe, und daß schon das über ihm hängende Damoklesschwert der bedingten Strafe ihn von einem Rückfall abhalten werde, und wenn er morgen den wegen gleichen Vergehens angeklagten B unbedingt verurteilt, weil er bei ihm einen geringern

Grad von Affekt annimmt und dieses gute Zutrauen nicht hat, so wissen wir nicht, ob er mit seiner Entscheidung das Richtige getroffen hat; soviel wissen wir aber gewiß, daß der Angeklagte B ihn der Parteilichkeit beschuldigen wird, und wer will ihm beweisen, daß er im Fall bedingter Begnadigung sich nicht auch die vorgeschriebene Zeit über straflos gehalten hätte? Der Vorwurf der Parteilichkeit wird noch viel lauter erschallen, wenn man nach dem Vorschlag unsrer Philanthropen mit der bedingten Verurteilung noch die Erfindung der Friedensbürgschaft verbindet, die der Richter auch wieder verlangen kann, aber nicht verlangen muß. Es wird nicht an Richtern und Justizverwaltungen fehlen, die diese schöne Erfindung auch finanziell auszubeuten versuchen, und das Ergebnis wird in den Augen des Volkes eine neue Anwendung des Satzes sein: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, d. h. die Armen werden unbedingt, die Reichen nur bedingt verurteilt.

Wir wiederholen: die bedingte Verurteilung ist bedingte Begnadigung und als solche, vom Richter geübt, ein Eingriff in das Recht des Regenten, ein Eingriff, der sich am Staat und am Richter rächt. Der Richter soll der Wächter des Gesetzes, der Regent soll die Verkörperung der Gerechtigkeit sein, und ein Teil der Gerechtigkeit ist die Gnade:

> Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
> Und irdsche Macht kommt göttlicher am nächsten,
> Wenn Gnade bei dem Recht steht.

Die Gnade, auch wenn sie von keinem Zwange weiß, ist darum nicht Willkür, sie soll es jedenfalls nicht sein. In Italien heißt der Justizminister „Minister der Gerechtigkeit und der Gnade." Schön ist damit sein Beruf und seine Verantwortlichkeit bezeichnet; nicht dadurch erfüllt er seinen Beruf, daß er seiner oder seines Herrn Abneigung, Blut zu sehen, nachgiebt und jeden Meuchelmörder der Gnade des Regenten empfiehlt, auch nicht dadurch, daß er bei freudigen Ereignissen im Regentenhause die Thore der Gefängnisse und Zuchthäuser öffnet, sondern dadurch, daß er eingreift, wo im Großen oder im Kleinen das Gesetz, das geschriebne Recht mit der Idee der Gerechtigkeit, mit dem göttlichen Recht in Widerspruch gerät.

In jedem, auch dem verkehrtesten Vorschlage, wenn er nicht von einem Verrückten ausgeht, liegt ein gesunder Kern; so auch in dem Vorschlage der bedingten Verurteilung, den ja hochangesehene Männer befürworten. Der gesunde Kern ist der Gedanke, daß es im Interesse der Gerechtigkeit keineswegs immer nötig sei, eine erkannte Strafe zu vollstrecken; in vielen Fällen ist der Thäter durch die sonstigen Folgen seiner That schon schwer gestraft, und hier ist der vernünftig geübten Gnade ein weites Feld geöffnet, namentlich da, wo die gesetzwidrige That nicht das Recht eines Einzelnen verletzt hat. Freilich eine bedingte Begnadigung stünde dem Regenten übel an: „Ein König sagt

nicht, wie gemeine Menschen, verlegen zu"; und viel mehr als ein Verlegenheitsbehelf ist die bedingte richterliche Verurteilung oder Begnadigung nicht. Wo der Fall für sich nicht zur Begnadigung geeignet ist, da soll die Strafe vollstreckt werden; wo aber Begnadigung angezeigt ist, da soll sich der Segen der Gnade unverklausulirt ergießen. Zeigt sich der Begnadigte durch sein späteres Verhalten, durch Verübung neuer Vergehen der Gnade unwürdig, so ist ja der Rahmen der im Gesetz angedrohten Strafen weit genug, um ihm seine Undankbarkeit eindringlich zum Bewußtsein zu bringen.



Der Verfassungsstreit in Preußen

Eine historisch-politische Studie

Von R. Pape



as Jahr 1848, das in weiten Kreisen so gewaltige Erwartungen, so übertriebene Hoffnungen erregt hatte, hat für die politische Gesamtentwicklung Deutschlands thatsächliche, dauernde Folgen überhaupt nicht gehabt. Auf den damals vielfach so begeistert gepriesenen angeblichen Völkerfrühling folgte kein Sommer und kein Herbst, die eine reife Frucht gezeitigt hätten. Die ganze Bewegung jener Zeit, die anfänglich so mächtig zu sein schien, verlief schließlich im Sande und würde gänzlich dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen sein, wenn sie nicht so viel Blutvergießen und Greuelthaten in ihrem Gefolge gehabt hätte. Die heillose Verwirrung und Zerfahrenheit aber, die damals bei so vielen Männern zu Tage trat, welche nicht bloß sich selbst für große Politiker, für erleuchtete Staatsmänner hielten, sondern auch von der großen Masse ihrer Zeitgenossen dafür gehalten wurden, dauerte noch lange fort und spukte noch viele Jahre in unzähligen Köpfen. Ja selbst heutzutage trifft man hin und wieder noch Männer, die in ihrer politischen Entwicklung nicht über das Jahr 1848 hinausgekommen sind, und die noch immer in den „Grundrechten" und der sogenannten Reichsverfassung der Paulskirche das einzige Heil und die einzige Rettung für unser sonst unwiderruflich der schwärzesten Reaktion verfallenes Vaterland sehen. Mit solchen Leuten ist natürlich nicht zu rechten; sie müssen eben allmählich aussterben. Für den Geschichtsforscher jedoch, der unbefangen, ohne Leiden-

schaft und Vorurteil jenen Zeitraum des tollen Stürmens und Drängens betrachtet, ist jene ganze Bewegung nur ein warnendes Beispiel, das nicht oft und nicht eindringlich genug dem deutschen Volke vor Augen gehalten werden kann, um es vor den Abwegen und Irrwegen zu bewahren, auf die die sogenannten Volksmänner es immer wieder drängen möchten.

In manchen Einzelstaaten hat jenes Jahr aber doch dauernde Wirkungen hervorgerufen. Für die politische Entwicklung Preußens ist die Bewegung jener Zeit insofern wichtig geworden, als sie unzweifelhaft dazu beigetragen hat, die Einführung der preußischen Verfassung zu beschleunigen. Preußen, d. h. nicht der Gesamtstaat als solcher, sondern die einzelnen Landesteile und Gebiete, die diesen Staat oder, wie man damals auch wohl sagte, die königlichen Staaten bildeten, hatten früher ständische Verfassungen gehabt. Die Zusammensetzung der Stände in den einzelnen Provinzen aber, wie es früher hieß, im Königreiche Preußen, in der Markgrafschaft Brandenburg, den einzelnen Herzogtümern, Fürstentümern, Grafschaften, Herrschaften u. s. w., war ebenso verschiedenartig, wie die ihnen zustehenden Rechte. Diese letztern wurden immer mehr und mehr eingeschränkt durch die unbegrenzte Gewalt der Krone. Schon der Große Kurfürst regierte völlig unumschränkt; wie er etwaigen Widerstand zu brechen wußte, das zeigt sein Verfahren gegen den Obersten von Kalkstein und den Schöppenmeister Rhode von Königsberg. Bekannt ist der Ausspruch Friedrich Wilhelms I. den ostpreußischen Ständen („den Herren Junkers") gegenüber, daß er „die souveraineté als den rocher de bronze stabiliren" wolle, auf dem der Staat ruhen solle. Hiernach handelte er, und mehr noch nach ihm sein großer Sohn. Schließlich bestand die einzige Obliegenheit der Stände nur noch darin, daß sie bei einem Thronwechsel dem neuen Herrscher die Lehenshuldigung leisten mußten, so zum letztenmale 1840, als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam. Thatsächlich war also vor Erlaß der Verfassung der König der alleinige und völlig unbeschränkte Träger und Inhaber der gesamten Staatsgewalt.

Als nach dem grausigen Sturze Preußens in den Jahren 1806 und 1807 und nach dem kläglichen Frieden zu Tilsit die Wiedergeburt des Staates vorbereitet wurde, da versuchte man auch, die Provinzialstände entweder wieder herzustellen oder neu einzuführen. Einen dauernden Erfolg hatten aber diese Bestrebungen nicht. In jenen Zeiten der schweren Not wurde auch schon eine Gesamtvertretung des Volkes in Aussicht gestellt. Namentlich in einem Edikt vom 27. Oktober 1810 sagt König Friedrich Wilhelm III. zum Schluß: „Wir behalten uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben, deren Rat wir gern benutzen, und in der Wir Unsern getreuen Unterthanen die Überzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staates und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht ver-

geblich sind." Wiederholt wird dieses Versprechen in einer königlichen Verordnung vom 22. Mai 1815, wo es heißt: „Um der preußischen Nation ein Pfand unseres Vertrauens zu geben, und damit der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reiches geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des preußischen Reiches dauerhaft bewahrt werden, bestimmen Wir: § 1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden" u. s. w. In § 4 derselben Verordnung erstreckt sich die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten auf „die Beratung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigentumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen." Von einer beschließenden und entscheidenden Mitwirkung der Volksvertretung bei der Gesetzgebung ist noch keine Rede. Erst in einer Verordnung vom 17. Januar 1820 findet sich die folgende Bestimmung: „Sollte der Staat künftighin zu seiner Erhaltung in die Notwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehens zu schreiten, so kann solches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung geschehen."

Die Bestimmungen der deutschen Bundesakte und der Wiener Schlußakte, aus denen man eine Verpflichtung der preußischen sowie aller andern deutschen Regierungen zur Einführung einer Volksvertretung hat ableiten wollen, sind so allgemein gehalten, daß sie bei Beurteilung dieser Frage eigentlich gar nicht ins Gewicht fallen können. Der Art. 13 der deutschen Bundesakte lautet: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Art. 55 der Wiener Schlußakte lautet: „Den souveränen Fürsten der Bundesstaaten bleibt überlassen, diese innere Bundesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früherhin gesetzlich bestandenen ständischen Rechte als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen." Art. 57: „Da der deutsche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus souveränen Fürsten besteht, so muß dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sein." Art. 58: „Die im Bunde vereinten souveränen Fürsten dürfen durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden." Bei der Abfassung dieser Urkunden, die den deutschen Bund begründeten, lag die Entscheidung wesentlich bei der österreichischen Regierung, bei Metternich; der war aber nicht sehr für Volksrechte und Volksfreiheiten, und von einer Mitwirkung der Volksvertretung bei der Regierung wollte er gar nichts wissen. Sein Grundsatz war ja: Tout pour le peuple, rien par lui!

So lange Friedrich Wilhelm III. regierte, wurde eine Nationalvertretung in Preußen nicht eingeführt. Die Provinzialstände dagegen, so wie sie heute

noch bestehen, wurden durch eine Reihe von Gesetzen aus den Jahren 1823 und 1824 ins Leben gerufen. Erst unter Friedrich Wilhelm IV. führte die Notwendigkeit, eine Staatsanleihe aufzunehmen, hauptsächlich zur Erbauung der Ostbahn, zur Einberufung eines „Vereinigten Landtages" am 3. Februar 1847. Eine Anleihe war ja nach der oben angeführten Verordnung von 1820 ausdrücklich an die Mitgarantie der landständischen Versammlung gebunden. Dieser Vereinigte Landtag bestand aus zwei Kurien, der Herrenkurie oder dem Stande der Fürsten, Grafen und Herren, mit achtzig Stimmen, und aus der Kurie der drei Stände, zu der die Ritterschaft 281, die Städte 182 und die Landgemeinden 124 Abgeordnete stellten. Bald nach ihrem Zusammentritt erbat diese Versammlung eine Vermehrung ihrer Rechte, wurde jedoch abschlägig beschieden, lehnte dann die Anleihe für die Ostbahn ab und wurde am 26. Juni 1847 geschlossen. Bei seiner zweiten Tagung, die vom 17. Januar bis zum 6. März 1848 dauerte, wurde dem Vereinigten Landtage die gewünschte „Periodizität" gewährt; doch war dieses Zugeständnis zwecklos: er wurde niemals wieder berufen. Am 18. März 1848 erschien eine königliche Proklamation, worin verlangt wird, daß Deutschland aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat verwandelt werde, und in der es dann weiter heißt: „Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche nur im Verein der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann. Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder notwendig erheische." Trotz dieser Verheißung brach noch an demselben Tage in Berlin der Aufstand aus, und nach blutigem Kampfe wurden die siegreichen Truppen aus der Hauptstadt entfernt, während eine kurze, aber kräftige Anstrengung unzweifelhaft genügt haben würde, die Aufständischen, unter denen sich nicht wenig hergelaufenes Gesindel befand, vollends zu Boden zu schlagen.

Am 6. April 1848 wurden durch königliche Verordnung die Grundlagen der künftigen Verfassung veröffentlicht, am 8. April desselben Jahres das Wahlgesetz für die zu berufende Nationalversammlung, die (nach § 13 dieses Gesetzes) „die künftige Staatsverfassung durch Vereinbarung mit der Krone feststellen" sollte. Diese Versammlung, die am 22. Mai 1848 in Berlin zusammentrat, zeigte den demokratisch-revolutionären Charakter jener aufgeregten Zeit. Die Mehrheit, in der die Linke unter Führung Waldecks ausschlaggebend war, stellte sich sofort auf den Boden der Volkssouveränität, die doch in Preußen weder jemals gegolten, noch auch nur einen Augenblick thatsächlich bestanden hatte. Sogar die sogenannte Rechte forderte die gemeinschaftliche Ausübung der Souveränität durch Krone und Volk. Der von der Regierung vorgelegte Verfassungsentwurf wurde beiseite geschoben, und eine Kommission von vierundzwanzig Mitgliedern unter dem Vorsitze Waldecks arbeitete einen neuen Verfassungsentwurf aus. Die Verhandlungen darüber waren sehr schleppend; die Versammlung in Berlin

folgte in dieser Beziehung ihrem großen Muster in der Paulskirche zu Frankfurt. In der Zeit vom 12. bis zum 23. Oktober hatte das Plenum nur über den Eingang und die vier ersten Artikel des Entwurfs beraten. Obgleich die Erörterungen, die nach und nach immer mehr durch lärmende und aufrührerische Volksmassen beeinflußt wurden, stürmisch genug waren, kam man nicht weiter. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel beschloß, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. Am 9. November wurde durch königliche Botschaft die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt und bis zum 22. November vertagt. Die große Mehrheit bestritt der Krone das Recht hierzu und beschloß, der Botschaft keine Folge zu leisten. Doch nun änderte sich plötzlich das Bild. Am 10. November rückte der alte Wrangel mit Truppen in Berlin ein, ohne Widerstand zu finden; dem Soldatenspielen der Bürgerwehr wurde durch Entwaffnung ein Ende gemacht, der Belagerungszustand über die Hauptstadt verhängt, und bald darauf das Forttagen der Versammlung mit Gewalt verhindert. Diese hatte jedoch noch am 15. November beschlossen: „Das Ministerium Brandenburg ist nicht berechtigt, über die Staatsgelder zu verfügen und die Steuern zu erheben."

Am 5. Dezember 1848 erfolgte durch königliche Verordnung die Auflösung der Nationalversammlung, und unter demselben Datum erschien in der Gesetzsammlung die Verfassungsurkunde als Gesetz. Man nennt diese Verfassung gewöhnlich die „oktroyirte," weil sie nicht mit der Volksvertretung vereinbart war. Der in der Neuzeit oft gebrauchte Ausdruck „oktroyiren" wird aber sehr vielfach falsch verstanden und falsch angewandt. In diesem Falle ist die Bezeichnung sicherlich so unpassend wie möglich. Das Wort kommt her von dem allerdings höchst unklassischen, aber im mittelalterlichen Latein gebräuchlichen Verbum auctorare und bedeutet als Auktor oder kraft der Auktorität etwas gewähren, bewilligen oder verleihen. Eine Vereinbarung über die Verfassung mit der Nationalversammlung war nicht zu erzielen gewesen, weil diese den Standpunkt einnahm, „als ob das ganze Staatsrecht auf der Barrikade beruhe," wie sich Bismarck in einer Rede vom 22. März 1849 sehr treffend ausdrückte. Anders als auf Grund der Machtvollkommenheit des Königs, der unbestritten alleiniger Inhaber der ganzen Staatsgewalt war, war die Einführung einer Verfassung gar nicht möglich. Daher war schließlich jedes bis dahin in Preußen erlassene Staatsgesetz „oktroyirt," und man könnte z. B. mit demselben Rechte behaupten, daß das ganze preußische Landrecht, das bis auf den heutigen Tag in dem größern Teile des Staates gilt, auch „oktroyirt" worden sei.

Diese Verfassung vom 5. Dezember 1848 ist aber nicht die, die jetzt in Preußen zu Rechte besteht. Sie sollte, wie in der Einleitung ausdrücklich betont ist, nur eine vorläufige sein, und „ihre Revision im ordentlichen Wege der Gesetzgebung" war von vornherein vorbehalten. Die damals berufene

Versammlung bezeichnet man daher auch wohl als die „Revisionskammern.“ Diese Revision war erst bis zum 31. Januar 1850 beendet, und an diesem Tage wurde die vom Könige vollzogene Verfassungsurkunde in ordnungsmäßiger Weise als Staatsgrundgesetz des Königreichs Preußen veröffentlicht. Am 6. Februar desselbigen Jahres leistete der König im Rittersaale des Residenzschlosses zu Berlin in Gegenwart beider Kammern den Eid auf die Verfassung, deren Rechtsbeständigkeit und Verbindlichkeit für jeden preußischen Staatsbürger somit über jeden Zweifel erhaben ist.

Es war notwendig, diese kurze Übersicht darüber, wie eigentlich die preußische Verfassung zu stande gekommen ist, zu geben; denn ohne darüber einigermaßen unterrichtet zu sein, kann sich niemand über die einschlägigen Fragen ein klares Urteil bilden. Jene Thatsachen aber, die den Eintritt Preußens in die Reihe der konstitutionellen Staaten herbeigeführt haben, sind in weiten Kreisen verhältnismäßig wenig bekannt, auch in Kreisen, die sonst wohl Anspruch auf politische Bildung machen dürfen. In Schulen wird so etwas nicht gelehrt, und die Anzahl derer, die damals schon als gereiftere Männer jene Vorgänge miterlebt haben, ist allmählich sehr gering geworden. Bei den wenigen aber, die die Sturm- und Drangperiode von damals miterlebt haben, ist die Erinnerung daran vielfach geschwunden, oder doch wenigstens stark verblaßt und unklar geworden. Dagegen würde es den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, auf den Inhalt der Verfassung näher einzugehen; ihre wesentlichen Bestimmungen müssen als bekannt vorausgesetzt werden, und nur diejenigen können einer genauern Besprechung unterzogen werden, die bei dem Verfassungsstreite, der seiner Zeit die Gemüter so ungeheuer erhitzt hat, eine hervorragende Rolle spielten.

Von den hochgespannten, geradezu überschwänglichen Hoffnungen, die der Liberalismus an die Einführung einer Verfassung geknüpft hatte, verwirklichte sich zunächst nicht eine einzige. Weder in Bezug auf die innern, noch auf die äußern Verhältnisse Preußens trat eine Änderung ein, die man als eine Besserung, als einen wirklichen Fortschritt hätte bezeichnen können. Die folgenden Jahre bis zum Beginne der sogenannten neuen Ära bezeichnet man wohl als die Reaktionszeit in Preußen. Mit dem Worte Reaktion, einem der beliebtesten Schlagworte de Liberalen, mögen sie sich nun heute Demokraten, Fortschrittler oder Freisinnige nennen, ist auch seit geraumer Zeit viel Unfug getrieben worden, und es geschieht das noch heute. Jedenfalls kann man wohl dreist behaupten, daß die meisten Bierbankpolitiker, die stets mit dem Worte Reaktion um sich werfen, auf die Frage, was sie sich denn eigentlich darunter denken, nur eine höchst mangelhafte Antwort geben würden. Die damalige Zeit jedoch verdient einigermaßen diese Bezeichnung, wenn auch nicht in dem Sinne, als ob damals in den maßgebenden, d. h. den regierenden Kreisen, Leute vorhanden gewesen wären, die ernsthaft daran gedacht hätten, die Verfassung wieder auf-

zuheben und den alten Absolutismus wiederherzustellen. Aber manche Maßregeln des Ministeriums Manteuffel kann man reaktionär nennen, ohne im geringsten von dem, was man jetzt Freisinn nennt, angekränkelt zu sein. Ich rechne dahin nicht die Bildung einer ersten Kammer, des Herrenhauses, durch Verordnung vom 12. Oktober 1854, wohl aber die Begünstigung der evangelischen Orthodoxie, die Gestattung unzähliger ultramontaner Übergriffe, die Aufhebung der Gemeinde- und Kreisorganisation vom März 1850, die Einführung der Schulregulative und besonders die Wiederherstellung eines privilegirten Gerichtsstandes und der gutsherrlichen Polizeigewalt. Das am 27. September 1855 gewählte Abgeordnetenhaus nannte man wegen seiner Gefügigkeit gegen die Regierung spottweise die Landratskammer. In der Hauptsache freilich beweist diese ganze sogenannte Reaktion nur unwiderleglich, daß die große Masse des Volkes, hoch und niedrig, der demokratischen Treibereien und Hetzereien herzlich müde war, daß sie vor der Revolution und ihren vermeintlichen Segnungen Ekel empfand, daß sie Ruhe, Frieden und Sicherheit haben wollte, und daß sie glaubte, daß diese Güter doch besser durch die Regierung gewahrt seien, als durch die redewütigen „Volksführer." Nach außen, in deutschen sowohl wie in europäischen Fragen, nahm Preußen eine geradezu klägliche Stellung ein. Einiges Nähere darüber findet der Leser in meinem Buche „Vom alten zum neuen Reich." Hier ist nicht der Ort, jene unerträglichen Demütigungen Preußens nochmals eingehender zu besprechen. Sie beweisen aber schlagend, daß die Stellung unsers Staates wesentlich, ja fast allein abhängt von seinem Monarchen und dessen Regierung, und daß Kammerreden und Beschlüsse in dieser Beziehung herzlich wenig Bedeutung haben.

Als der Prinz von Preußen, der nachmals Kaiser und König Wilhelm der Siegreiche hieß, im Jahre 1858 endgiltig für seinen unheilbar erkrankten Bruder die Regentschaft übernommen hatte, berief er das Ministerium der neuen Ära, dessen Vorsitzender der Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen war. In einer Ansprache an dieses Ministerium vom 8. November d. J. kündigte der Prinzregent an, daß er eine gründliche Umgestaltung des preußischen Heerwesens durchzuführen beabsichtige. Im Jahre 1859 wurden zu Gunsten des in Italien hart bedrängten Österreich sechs Armeekorps mobil gemacht, kamen jedoch nicht mehr zu thätiger Verwendung, da der Kaiser von Österreich sich durch Napoleon zu dem übereilten Friedensschlusse von Villafranca hatte bereden lassen. Bei dieser Mobilmachung trat eine Reihe von Mängeln, Unzuträglichkeiten und Übelständen zu Tage, die es für jeden Fachmann unwiderleglich bewiesen, daß eine Reorganisation der Kriegsverfassung unbedingt erforderlich war. Für die Mobilmachung gegen Frankreich waren von dem Abgeordnetenhause sieben Millionen Thaler bewilligt worden, von denen nur ein geringer Teil gebraucht war. Was übrig blieb,

gewährte die ersten Mittel zur Reorganisation. Am 5. Dezember 1859 übernahm Albrecht von Roon das Kriegsministerium. Sein Name wird ewig mit der Umgestaltung unsers Kriegswesens aufs engste verknüpft bleiben. Am 12. Januar 1860 eröffnete der Prinzregent den Landtag mit einer Thronrede, worin er die Notwendigkeit einer Reform der Heeresverfassung ausführlich begründete, und die Beseitigung der bei der Mobilmachung tiefempfundenen Übelstände für seine Pflicht und sein Recht erklärte. Am Schlusse heißt es dann: „Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtnisse einer großen Zeit zu brechen. Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzkräfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen, die bürgerlichen wie die militärischen Gesamtinteressen gleichmäßig umfassenden Vorlage Ihre vorurteilsfreie Prüfung und Beistimmung. Sie wird nach allen Seiten hin Zeugnis geben von dem Vertrauen des Landes in meine redlichen Absichten. Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung für den Schutz und den Schirm, für die Größe und die Macht des Vaterlandes noch nicht vorgelegt worden. Es gilt, die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicher zu stellen."

Am 10. Februar 1860 wurde das neue Wehrgesetz dem Landtage vorgelegt. Die Dienstzeit bei der Fahne wurde von zwei Jahren auf drei erhöht, die in der Reserve auf sieben Jahre, während die in der Landwehr herabgesetzt wurde; die unnatürliche Verbindung eines Linien- und eines Landwehrregimentes zu einer Brigade wurde aufgehoben. Bei weitem das wichtigste aber war die bedeutende Vermehrung der stehenden Truppenkörper; 117 Bataillone, darunter 4 neue Gardeinfanterieregimenter und 32 neue Linieninfanterieregimenter, die die Nummern 41—72 erhielten, wurden gebildet. Die Mittel hierzu sollte eine neue Grundsteuer liefern. Damit war aber das Herrenhaus nicht einverstanden, und daran scheiterte schließlich das Zustandekommen des Gesetzes. Daher stellte am 5. Mai die Regierung den Antrag, „zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung derjenigen Maßnahmen, welche für die fernere Kriegsbereitschaft und erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich und auf den bisherigen gesetzlichen Grundlagen thunlich sind, außer den im gewöhnlichen Budget bewilligten Mitteln für die Zeit vom 1. Mai bis zum 30. Juni 1861 neun Millionen Thaler zu bewilligen," und zwar als ein Vertrauensvotum für die Regierung. Dieser Antrag wurde am 15. Mai mit 315 gegen 2 Stimmen angenommen. Hierin lag eigentlich schon der Keim zu dem Verfassungsstreite, dem sogenannten Konflikte; man kann in diesem Falle das Fremdwort, das sich so eingebürgert hat, nicht ganz vermeiden. Das Abgeordnetenhaus hatte zwar die Vermehrung des Heeres nicht abgelehnt, hatte aber die Mittel dazu nur als „Extraordinarium" auf eine bestimmte Zeit bewilligt, konnte sie also

nach Ablauf derselben auch wieder zurückziehen. Die neuen Truppenkörper waren aber endgiltig aufgestellt, und die Regierung war keineswegs geneigt, sie etwa nach Jahresfrist wieder aufzulösen. Dieses Verhältnis war unnatürlich und auf die Länge der Zeit nicht haltbar; es konnte schließlich nur üble Folgen haben. Zunächst freilich wurde das gute Einvernehmen nicht gestört. In der Thronrede, mit der am 23. Mai der Landtag geschlossen wurde, dankte der Prinzregent für den außerordentlichen Militärkredit, der einstimmig bewilligt worden sei, und sprach dann die Hoffnung aus, „daß die Notwendigkeit der Heeresreform endlich richtig gewürdigt und die Lösung der zurückgestellten Frage, deren Erledigung als ein unerläßliches Bedürfnis anerkannt sei, in kürzester Frist gelingen werde."

Am 2. Januar 1861 bestieg Wilhelm I. den Thron, nachdem der Tod den langen Leiden seines schwer heimgesuchten Bruders ein Ende gemacht hatte. Am 14. Juni eröffnete er seinen ersten Landtag als König mit einer Thronrede, in der wieder ein besondrer Nachdruck auf die Notwendigkeit der Verstärkung des Heeres gelegt wurde, bei der jedoch die möglichste Sparsamkeit angewandt werden sollte. Diesesmal schien es fast, als ob das Abgeordnetenhaus der Regierung ein größeres Entgegenkommen zeigen wollte. Denn in der Adresse, mit der die Thronrede beantwortet wurde, wird auch die deutsche Frage berührt. In dem vorgeschlagenen Entwurfe, der schließlich auch angenommen wurde, lautet die Hauptstelle: „Daß dann [nämlich bei einer Einigung Deutschlands] Preußen die ihm durch seine Geschichte und seine Machtverhältnisse gebührende Stellung eingeräumt werde, ist eine Forderung, welche in dem unzertrennlichen Interesse Deutschlands wie Preußens ihre Begründung findet." Der Abgeordnete Stavenhagen hatte folgende Fassung vorgeschlagen: „Wir fühlen uns gedrungen, unsre Überzeugung offen auszusprechen, daß eine Umgestaltung der Heeresverfassung nur dann vollständig ihren Zweck erreichen kann, wenn die oberste Führung des deutschen Heeres in Eurer Majestät königliche Hand gelegt wird. Daß dann Preußen die ihm durch seine Geschichte und seine Machtverhältnisse gebührende Stellung an der Spitze des deutschen Bundesstaates eingeräumt werde, ist eine Forderung, welche in dem unzertrennlichen Interesse Deutschlands und Preußens ihre Begründung findet." Das war ein vollständiges politisches Programm in der deutschen Frage, ein Programm, dem jeder gute Patriot ohne weiteres zustimmen konnte, aber auch ein Programm, das weder Österreich noch die meisten Bundesstaaten jemals angenommen hätten, ohne daß die Verständigkeit desselben ihnen durch die ultima ratio regis unwiderleglich deutlich gemacht worden, d. h. ohne daß sie durch die unwiderstehliche Gewalt der Waffen dazu gezwungen worden wären. Die Entgegennahme einer solchen Adresse durch die Regierung mußte ganz unzweifelhaft einen Bruch Preußens mit Österreich und dem Bunde herbeiführen und konnte leicht der casus belli werden, den man 1866 ziemlich schwierig auffinden mußte. Der

Minister von Schleinitz trat daher sehr entschieden dagegen auf, hauptsächlich aus dem Grunde, „weil dieser Antrag über den dermaligen Standpunkt der Regierung weit hinausgreife.“

Wenn man nüchtern und hausbacken nach Thatsachen urteilt und sich nicht durch die Phrase beeinflussen läßt, so hätte man denken sollen, daß eine Partei, die der Krone eine solche Adresse unterbreiten wollte, sich auch darüber hätte klar sein müssen, daß zur Durchführung einer solchen Politik Preußen nicht nur gewillt, sondern auch in der Lage hätte sein müssen, den letzten wehrfähigen Mann, das letzte Roß und den letzten Thaler dranzusetzen. Als aber die Kommission des Abgeordnetenhauses über die Militärvorlage Bericht erstattete, kam es ganz anders. Die Regierung hatte als Gesamtmehrbedarf für den Militäretat rund 8 550 000 Thaler verlangt, darunter 8 150 000 Thaler für die Reorganisation. Die Kommission beantragte, im Ordinarium 675 000 Thaler (nach oben abgerundet) und im Extraordinarium 825 000 Thaler, zusammen etwa 1 1/2 Millionen, zu streichen. Hierdurch war eigentlich der Bruch zwischen Regierung und Volksvertretung vollzogen, und der „Konflikt“ offenkundig geworden. Noch einmal wurde jedoch der Riß verkleistert und verklebt. Am 31. Mai wurde mit einer Mehrheit von nurelf Stimmen, darunter die der sieben Minister, die damals noch gewählt wurden, ein Antrag Kühnes angenommen, wonach der Regierung überlassen wurde, von den gestrichenen Summen 750 000 Thaler wieder einzustellen und auf die verschiedenen Positionen zu verteilen. Die Kosten für die Reorganisation wurden wiederum nur als Extraordinarium bewilligt. Noch an demselben Tage wurde der Landtag geschlossen. Der Streitfall war zum zweitenmale verschleppt worden. Denn die Reorganisation war durchgeführt und bestand, sie sollte und mußte dauernd und endgiltig bestehen; darüber herrschten im Abgeordnetenhause ebenso wenige Zweifel wie in den Regierungskreisen.

Nur einige Tage darauf erblickte die sogenannte Fortschrittspartei, die sich nach und nach aus einer Vereinigung von Abgeordneten, genannt „Jung-Litauen,“ gebildet hatte, förmlich und urkundlich das Licht der Welt. Es war das kein bloßer Zufall; denn Fortschrittspartei und Konflikt sind unlöslich mit einander verbunden, nicht bloß geschichtlich, sondern auch grundsätzlich. Dem Konflikte verdankt sie ihre Entstehung, auf der anwachsenden Heftigkeit desselben beruhte ihre Blütezeit, bei dem Erlöschen desselben, d. h. dem wirklichen, das nicht herbeigeführt wurde durch die Erteilung der Indemnität, sondern durch die Errichtung des neuen Reiches, verschwand sie fast bis zur Unauffindbarkeit; so oft Aussicht vorhanden ist, einen neuen Konflikt herbeizuführen, tritt sie wieder lebhafter in die Erscheinung, und sollte es den vereinigten Reichsnörglern gelingen, dieses Ziel zu erreichen, das sie so eifrig erstreben, so können wir vielleicht noch einmal den Jammerzustand erleben, worin die innere Politik Preußens sich in den Jahren 1861—66 befunden hat. Quod Deus bene avortat!

Am 9. Juni 1861 erließ die „deutsche Fortschrittspartei in Preußen“ ein Programm, worin sie der Welt anzeigte, daß sie glücklich geboren sei; es ist jenes Programm, woran die Partei angeblich unverändert und ohne Wanken festgehalten hat, 1861—1889, achtundzwanzig Jahre lang, und zwar achtundzwanzig Jahre, in denen die ganze übrige Welt unendlich Vieles und unendlich Großes erfahren und gelernt hat. Der Inhalt dieses Programms darf daher als bekannt vorausgesetzt werden; er ist übrigens derartig, daß, abgesehen von wenigen Schlagwörtern, wie „Trennung des Staates von der Kirche,“ „zweijährige Dienstzeit“ u. s. w., auch jeder Patriot dieses Schriftstück ohne viele Bedenken hätte unterschreiben können. Das ist aber erfahrungsmäßig bei den meisten Parteiprogrammen der Fall; wenn man nur ihren Wortlaut betrachtet, so können meist die Anhänger der verschiedensten Parteien sich darauf einigen. Aber es kommt darauf an, wie ein Programm ausgelegt, und besonders wie es ausgeführt wird. C'est le ton qui fait la musique, sagen die Franzosen. Gewissermaßen eine Ergänzung zu jener ersten Veröffentlichung bildete der Aufruf des Zentralwahlkomitees der Fortschrittspartei, der am 29. September desselben Jahres erschien. In diesem wird zwar entschiedner gegen die „absolutistisch-aristokratische Partei, die sich die konservative nennt“ Stellung genommen, gegen die „die große liberale Mehrheit des Landes einig zusammenstehen“ werde. Die Bezeichnung „Fortschritt“ mied man damals in Wahlaufrufen möglichst, ebenso wie heutzutage die Erben dieser Partei in solchen Schriftstücken den Ausdruck „Freisinn“ nur höchst ungern anwenden. Aus der Haltung des Schriftstückes konnte man jedoch sonst keinerlei Schluß ziehen auf die Haltung, die die neue Partei einnehmen, auf die politische Thätigkeit, die sie entfalten würde, eine Thätigkeit, die achtundzwanzig Jahre lang zur Genüge und unwiderleglich für jeden, der sehen kann und will, gezeigt hat, daß die Partei hervorgegangen ist aus „dem Geiste, der stets verneint.“ Sonst freilich hat sie damals von dem Mephistopheles, den uns Goethe vorführt, durchaus nichts an sich gehabt; namentlich bildete sie niemals

Einen Teil der Kraft,
Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.

Daß sie Böses gewollt hätten, wenigstens mit Bewußtsein, wollen wir den einseitigen, verrannten Doktrinären, für die nur ihre Theorien, nicht aber die großen Lehren der Geschichte vorhanden waren, und denen daher jegliches richtige Urteil über weltbewegende Fragen völlig abging, auch hier nicht nachsagen. Daß die Partei aber jemals etwas Gutes für Preußen oder für Deutschland geschaffen habe, das werden selbst ihre eifrigsten Anhänger nicht behaupten wollen; nach ihrer Meinung hat das freilich nur die gegenüberstehende feindliche Macht, die „Reaktion“, verhindert. Spottweise hat man wohl gesagt, der einzige wirkliche Nutzen, den der „Fortschritt“ seinem Vater-

lande gebracht habe, habe darin bestanden, daß er durch seine maßlosen und wüsten Schreiereien und Hetzereien im Auslande, und besonders in Österreich und den größern deutschen Bundesstaaten den Glauben hervorgerufen habe, daß der Staat des Großen Kurfürsten und des Großen Königs, der Staat der Befreiungskriege durch den „Konflikt" wirklich gelähmt und machtlos sei. Die Feinde des alten Preußens bildeten sich ein, daß hinter diesem laut prasselnden Strohfeuer doch auch eine wirkliche Kraft stecken müsse, und dieser Irrtum sollte ihnen verhängnisvoll werden.

(Fortsetzung folgt)



Allerhand Sprachdummheiten

Sprachliche Dummheiten — so würden von tausend Menschen jetzt neunhundertneunundneunzig dafür schreiben, und da hätten wir gleich eine, eine der schlimmsten und dümmsten. Während man sich auf der einen Seite nicht scheut, die fürchterlichsten Wortungeheuer zu bilden, wie Inangriffnahme, Inbetriebsetzung, Außerachtlassung, Zurdispositionsstellung, geht man auf der andern Seite so guten, tadellosen Zusammensetzungen aus dem Wege, wie Rechtsverhältnis, Staatsvermögen, Kriegsereignisse, Fachunterricht, Gewerbeschulen, Bergbauinteressen, Gesangsvorträge, Frauenchor, Figurenschmuck, Winterlandschaft, Abendbeleuchtung, Nachtgespenster, Farbenstimmung, Regentage, Gartenanlagen, Studentenaufführung, und schwatzt statt dessen von rechtlichem Verhältnis, staatlichem Vermögen, kriegerischen Ereignissen, fachlichem Unterricht, gewerblichen Schulen, bergbaulichen Interessen, gesanglichen Vorträgen, weiblichem Chor, figürlichem Schmuck, winterlicher Landschaft, abendlicher Beleuchtung, nächtlichen Gespenstern, farblicher Stimmung, regnerischen Tagen, gärtnerischen Anlagen und studentischen Aufführungen! Überall drängen sich diese greulichen Adjektiva ein, auch da, wo man früher den Genetiv eines Substantivs oder eine Präposition mit dem Substantiv oder — ein ganz einfaches Wort gesetzt hätte; man redet von prinzlichen und kronprinzlichen Kindern, behördlicher Genehmigung, gedanklicher Großartigkeit, gegnerischen Vorschlägen, zeichnerischen Mitteln, stecherischer Technik, neusprachlichem Unterricht, gemischtchörigen Quartetten, stimmlicher Begabung, textlichem

Inhalt, baulicher Umgestaltung, während man früher Kinder des Kronprinzen, Genehmigung der Behörden, Großartigkeit der Gedanken, Vorschläge des Gegners, Mittel der Zeichnung, Technik des Stechers, Unterricht in den neuern Sprachen, Quartett für gemischten Chor, Stimme, Text, Umbau sagte. Auch die Fremdwörter werden schon in diese Strömung mit hineingezogen und statt zusammengesetzter Wörter Adjektiva mit fremden Endungen gebraucht; schon heißt es nicht mehr Religionsunterricht, Kulturfortschritt, Alpenflora, Solo- Chor- und Orchesterkräfte, sondern religiöser Unterricht, kultureller Fortschritt (scheußlich!), alpine Flora, solistische, choristische und orchestrale Kräfte. Wie lange wirds noch dauern, so reden wir nicht mehr von Sommer- und Winterhosen, Alpenhütten und Regententugenden, sondern von sommerlichen und winterlichen Hosen, alpinen Hütten und regentischen Tugenden!

Was soll die Neuerung? Soll sie der Kürze dienen? Einige der angeführten Beispiele scheinen dafür zu sprechen. Aber die größte Anzahl spricht doch dagegen, man könnte viel eher meinen, sie solle den Ausdruck verbreitern. In der That kreuzen sich diese beiden Neigungen in unsrer heutigen Schriftsprache in der wunderlichsten Weise. Auf der einen Seite schrickt man vor den ärgsten Sprachfehlern, ja Sprachroheiten nicht zurück, nur um kurz wegzukommen, auf der andern zerrt man den naheliegenden einfachen Ausdruck in geschmackloser Weise breit, nur um recht wichtig und gravitätisch einherzutrotten. Man fragt wohl vergebens nach einem vernünftigen Grunde, durch den sich die plötzlich erwachte Vorliebe für alle möglichen und unmöglichen Adjektivbildungen erklären ließe; es ist eben eine Modedummheit, wie es deren jetzt so viele in unsrer Schriftsprache giebt. Wenn so etwas einmal in der Luft liegt, so steckt es heute hier und morgen da an; ob das Neugeschaffene nötig, richtig, schön sei, darnach fragt niemand, wenns nur neu ist! Um der Neuheit willen schlägt man sogar gelegentlich gerade den entgegengesetzten Weg ein. Hätte man bisher Silberhochzeit gesagt, so kann man sicher sein, daß sich über kurz oder lang Narren finden würden, die von nun an silberne Hochzeit sagten; da es aber bis jetzt silberne Hochzeit geheißen hat, so finden sich natürlich nun Narren, die gerade deshalb jetzt von Silberhochzeit schwatzen.

Die Adjektiva auf —lich bezeichnen eine Ähnlichkeit; —lich ist dasselbe wie Leiche, es bedeutet den Leib, die Gestalt, die Art. Königlich ist, was die Gestalt, die Art oder das Wesen eines Königs hat. Will man das mit den kronprinzlichen Kindern sagen? Gewiß nicht. Man meint doch die Kinder des Kronprinzen selber und nicht bloß kronprinzenartige Kinder. Die Adjektiva auf —isch haben vielfach einen schlimmen Sinn; man denke an weibisch neben weiblich, kindisch neben kindlich, herrisch neben herrlich, abgöttisch neben göttlich, sklavisch, bübisch, diebisch, buhlerisch, mörderisch, ver-

brecherisch. Hat man denn alles Gefühl hierfür verloren, daß man gärtnerisch, zeichnerisch, stecherisch bildet? Und denkt man gar nicht daran, daß studentische Aufführung in Wahrheit etwas ganz andres bedeutet als eine von Studenten veranstaltete Theatervorstellung, nämlich studentisches Betragen, und zwar im schlimmen Sinne? Und umgekehrt: fühlt man gar nicht, daß bei der silbernen und der goldnen Hochzeit das silbern und golden nur ein schönes Gleichnis ist, wie beim silbernen und beim goldnen Zeitalter? und daß dieses schöne Gleichnis durch Silberhochzeit sofort zerstört und die Vorstellung in plumper Weise auf — das Silber gelenkt wird, das das Jubelpaar in Gestalt von Bechern, Tafelaufsätzen und dergleichen als Geschenk erwartet? Oder wollen wir vielleicht in Zukunft auch vom Goldzeitalter reden? Und endlich: hat man denn gar kein Ohr für den häßlichen Klang vieler, ja der der meisten dieser neugeschaffenen Adjektiva?

Hie und da glaubt man wohl einen triftigen Grund für die Neubildung zu entdecken. Der Chordirektor oder der Rezensent, der zuerst von einem Terzett für weibliche Stimmen anstatt von einem Terzett für Frauenstimmen gesprochen hat, hatte sich gewiß überlegt, daß unter den Sängerinnen auch junge Mädchen sein könnten. Und der Ratsgärtner, der seiner Behörde zuerst einen Plan zu gärtnerischen Anlagen am Theater vorlegte, hatte sich gesagt, daß ein eigentlicher Garten, d. h. eine von einem Zaun oder Geländer umschlossene Anpflanzung, nicht geschaffen werden solle. Aber bedeutet denn Frau, wo es sich um die bloße Gegenüberstellung der Geschlechter handelt, nicht auch das Mädchen mit? Kann sich ein junges Mädchen beleidigt fühlen, wenn man es einladet, einen Frauenchor mitzusingen?*) Und können denn nicht Gartenanlagen auch Anlagen sein, wie sie in einem Garten sind? müssen sie immer in einem Garten sein? Gärtnerische Anlage würde ich einem Jungen wünschen, der Lust hätte, Gärtner zu werden, wiewohl mirs auch dann noch lieber wäre, wenn er Anlage zum Gärtner hätte. Nein, diese Begründungen sind ganz hinfällig. Wenn die große Masse gedankenlos an der Sprache ändert, so werden schon Dummheiten genug fertig; wenn sie aber gar anfängt, mit Nachdenken und aus Gründen zu ändern, dann wirds womöglich noch schlimmer. Denn dazu fehlt der großen Masse in der Regel eins vollständig: Kenntnis der Sprache und ihrer Gesetze.

*) Zu welchen Geschmacklosigkeiten im Ausdruck sich manche Leute verirren aus lauter Angst, mißverstanden zu werden, dafür nur ein Beispiel. Ein Zeichenlehrer wollte einen Unterrichtskursus für Damen ankündigen. Das Wort Damen wollte er aber als Fremdwort nicht brauchen, und das war ja sehr löblich, Frauen auch nicht, denn dann wären am Ende die Mädchen ausgeblieben, auf die ers ganz besonders abgesehen hatte, Frauen und Mädchen aber auch nicht, denn dann wären vielleicht Schulmädchen mitgekommen, die er nicht haben wollte. Was kündigte er also an? Zeichenunterricht für erwachsene Personen weiblichen Geschlechts! Thatsache, keine Erfindung.

Es ist traurig, zu sehen, wie in unserm heutigen Schriftdeutsch die Unsicherheit, die Fehlerhaftigkeit und die Geschmacklosigkeit im Zunehmen begriffen sind. Es vergeht kein Monat, ja fast keine Woche, wo nicht neue Verstöße auftauchten, die man früher nie gelesen zu haben sich erinnert. Kaum aber sind sie da, so greifen sie riesenschnell um sich, niemand fragt nach ihrer Berechtigung, niemand bekämpft sie, in kurzem haben sie sich festgesetzt, und das Richtige und Gute ist wie verschüttet und begraben. Auch solche, die den Fehler, wenn er sich zum erstenmale hervorwagt, peinlich empfinden, denen es fast wehthut, wenn sie ihn zum erstenmale lesen, werden, wenn sie ihn öfter hören und sehen, in ihrem Sprachgefühl erschüttert, werden unsicher und allmählich stumpf dagegen. Unbegreiflich ist es, daß man diese Beobachtung selbst an gescheiten, ja geistvollen Leuten machen muß, noch unbegreiflicher, daß man sie machen muß an hochbejahrten Leuten, von denen man glauben sollte, daß ihr Sprachgebrauch einen fest abgeschlossenen Kreis darstelle, in den so leicht keine schlimme Neuerung Eingang finden könne. Als das dumme Wort selbstredend aufkam (für selbstverständlich), brauchte es einmal in der Unterhaltung mit mir ein Mann nahe den Siebzigern. Ich sprach ihm bescheiden meine Verwunderung darüber aus. Was erwiderte er? Er wisse gar nicht, daß er das Wort gebraucht habe! Wenn einem vor dreißig Jahren ein Ausdruck hätte wollen in die Feder laufen, wie die stattgefundene Versammlung, die Feder hätte sich dagegen gesträubt, auch beim eiligsten Schreiben, man wäre rot geworden, hätte sich einen Augenblick besonnen und dann geschrieben, wie es einzig richtig ist: die einberufene Versammlung, die veranstaltete Versammlung, die abgehaltene Versammlung, kurz ein wirkliches Passiv, wie es das participium conjunctum erfordert. Heute ist alle Scham dahin. Die Zeitungen wimmeln von stattgefundenen Versammlungen, Beratungen, Verhandlungen, Abstimmungen, und Professoren und „erste" Schriftsteller schreibens schamlos nach. Noch keine fünf Jahre ist es her, daß ich in einer Konzertanzeige einer der vornehmsten deutschen Konzertgesellschaften zum erstenmale den gemeinen Schnitzer las: Am Donnerstag, den 21. Oktober, während man bis dahin richtig gesagt hatte: Donnerstag, den 21. Oktober. Heute schreiben bereits alle Zeitungen so. Man sollte denken, für jeden, der nicht in völligen Sprachstumpfsinn versunken ist, müßte eine solche Zusammenschweißung von Accusativ und Dativ wie ein Schlag ins Gesicht sein. Bewahre, man hält das jetzt offenbar für eine besondre Feinheit, das Richtige ist vollständig vergessen und verloren.

Ich gehe eine Wette mit ein. Man nehme aus dem Schaufenster einer Buchhandlung ein beliebiges neu erschienenes, in deutscher Prosa geschriebenes Buch, gleichviel, welches Inhalts, gleichviel, von wem verfaßt, von einem Universitätsprofessor, einem Schulmann, einem unsrer „führenden" Schriftsteller, einem Juristen, einem Baumeister, einem Musiker, einem Techniker, einem Fabrikanten, einem Blaustrumpf; man schlage mirs auf, wo man will, und

setze den Finger hinein: in einem Umkreise von zehn Zentimetern um die Fingerspitze mache ich mich anheischig mindestens einen groben Schnitzer und eine ganze Anzahl von Geschmacklosigkeiten nachzuweisen, und wäre es auch nur das ewige kanzlisten- und reportermäßige derselbe, dieselbe, dasselbe (für er, sie, es) und das ewige schulknaben- und schulexerzitienhafte welcher, welche, welches (für der, die, das). Wer sich noch Gefühl für Richtigkeit, Reinheit und natürliche Schönheit der Sprache bewahrt hat, ist kaum noch imstande, in einem neu erschienenen Buche ein paar Seiten hinter einander ohne Verdruß zu lesen. Ich bekomme im Laufe einer Woche hunderte von neuen Büchern zu Gesicht: wie oft sind gleich die Titelblätter grammatisch falsch, die Titelblätter, auf deren Abfassung doch sicherlich eine gewisse Sorgfalt verwendet wird! Ach, und wenn man nun erst aufschlägt und zu lesen anfängt: wohin man blickt, Fehler, Unbeholfenheiten, Breite, Schwulst, Modewörter und Modephrasen, Tintendeutsch, papierner Stil, Kanzleistil, Zeitungsstil. Zeitungsstil — das ist es! Zeitungsdeutsch ist unser gesamtes heutiges Schriftdeutsch. Das deutsche Volk schreibt nur noch Zeitungsdeutsch. Der Professor schreibt es — er weiß es gar nicht; der Romanschriftsteller schreibt es — er weiß es ebenso wenig; der Parlamentarier, der Wanderredner, der Vereinsvorsitzende — sie alle sprechen es und haben keine Ahnung davon. Oder haben sie eine? Sprechen sie vielleicht für die Zeitung? Sprechen sie so, wie sie, wenn sie gesprochen haben, sich gedruckt zu sehen wünschen? Die Zeitungssprache mit all ihren Fehlern, Lüderlichkeiten und Geschmacklosigkeiten ist unaufhaltsam, namentlich seit den sechziger Jahren, in unser Schriftdeutsch eingedrungen. Ein Wunder ist es nicht. Der größte Teil der Menschen liest ja nichts andres mehr als Zeitungen. Ein Buch, vollends ein älteres Buch, aus der Zeit, wo gutes, ja wo das beste Deutsch geschrieben wurde, aus der Zeit etwa von 1780 bis 1830, nehmen die wenigsten noch in die Hand. Thun sie es ja, so merken sie den Unterschied gar nicht, den himmelweiten Unterschied! Und doch hat der elendeste Romanfabrikant aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts besseres Deutsch geschrieben, als alle unsre gefeierten Tagesgrößen. Auch auf dem lumpigsten Journalartikel aus dem Jahre 1810 oder 1820 liegt noch ein Abglanz von der Sprache unsrer großen klassischen Periode. Für einen Menschen mit feinerem Sprachgefühl ist es eine Wonne, in Büchern und Zeitschriften aus jener Zeit zu blättern, eine Qual, von dort aus zu heutigen Büchern und Zeitschriften zurückzukehren.

Schreiben ist eine Kunst, aber leider ist es die Kunst, die — wenigstens heutzutage — niemand lernen zu brauchen, die jeder mit auf die Welt zu bringen glaubt. Eine dunkle Ahnung davon, daß Schreiben eine Kunst sei, hat freilich jeder, auch der Ungebildetste. Der kleine Handwerker oder Geschäftsmann, der sich zurechtsetzt, um eine Anzeige für die Zeitung zu drechseln, das Dienstmädchen, das die Vorbereitungen zu einem Liebesbriefe trifft, sie

fühlen, daß sie sich dabei zusammennehmen müssen, daß sie vor einer gewissen Aufgabe stehen, die eigentlich nicht ihre Sache sei. Wollte man sie fragen, worin sie diese ungewöhnliche Aufgabe erblickten, so würden sie vielleicht antworten, daß man „doch nicht so schreiben könne, wie man spricht." Jeder hat denn auch gewiß den redlichen Willen, seine Sache so gut und schön als möglich zu machen. Denn das ist klar: absichtlich schreibt niemand falsch oder häßlich, absichtlich giebt sich niemand Blößen, jeder macht es so gut, wie er kann; aber so, wie ers gemacht hat, hält ers dann auch für gut und tadellos. Mit diesem guten Willen ist es aber eben nicht gethan. Seine Muttersprache richtig und schön zu brauchen, dazu bedarf es einer gar nicht unbeträchtlichen Menge von Kenntnissen. Aber nicht nur daß die allerwenigsten heute diese Kenntnisse haben, die meisten wissen gar nicht, daß diese Kenntnisse nötig sind, und wie viel ihnen davon fehlt. Wenn in einer Gesellschaft von zehn Personen die Aufgabe gestellt würde, mit dem Bleistift ein Bild zu zeichnen, ein ganz einfaches Bild (etwa wie ein paar Jungen auf der Straße sich balgen, oder wie zwei am Tische sitzen und sich bei einer Flasche Wein unterhalten, oder etwas noch einfacheres: ein Pferd, einen Hund, einen Baum, eine Rose), so würden die meisten Anwesenden sicherlich sofort ihre Unfähigkeit eingestehen: Zeichnen habe ich nicht gelernt, würden sie alle sagen. Wenn aber die ganze Gesellschaft Scherzes halber doch ein und denselben Gegenstand oder Vorgang aufs Papier brächte, und die Zeichnungen dann von Hand zu Hand gingen, so würde immer einer den andern auslachen, denn alle können beurteilen: so sieht ein Hund, ein Pferd nicht aus, so sehen noch viel weniger ein paar Menschen aus, die am Tische sitzen und sich unterhalten; sie wissen alle recht gut, daß man, um so etwas zeichnen zu können, etwas ganz bestimmtes gelernt haben muß, was sie alle mit einander nicht gelernt haben. Wenn dagegen in derselben Gesellschaft die Aufgabe gestellt würde, über irgend ein einfaches Thema (etwa über ein Theaterstück, das sie alle am Abend zuvor gesehen haben, oder über die Frage: Wie schützt man sich vor Erkältung?) auf einer Quartseite seine Gedanken niederzuschreiben, so würde gewiß nicht ein einziger darunter sein, der das nicht sehr gut und schön leisten zu können glaubte. Daß das eben so gut gelernt werden muß wie einen Hund zu zeichnen, daß es an sich nicht schwerer und — nicht leichter ist als jenes, und daß sie es höchst wahrscheinlich alle mit einander eben so wenig gelernt haben wie einen Hund zu zeichnen, dessen sind sich die guten Leute nicht bewußt. Wenn dann die beschriebenen Quartblätter herumgingen und einer den andern beurteilte, so würden sie alle gegenseitig ihre kleinen Aufsätze wahrscheinlich ganz wundervoll finden. Jeder würde vielleicht in den Aufsätzen der andern einige Stellen bemerken, die er anders schreiben würde, es würde zu einem lebhaften Meinungsaustausch, vielleicht zu heftigem Streit kommen — denn das Interesse an der Sprache und ihren Erscheinungen ist in allen Kreisen

ebenso lebendig wie anderes Kunstinteresse auch —, aber belehren, überzeugen würde keiner den andern, denn meist ist einer so unwissend wie der andre. Da wendet man sich dann — der Fall ist gar nicht selten — an die Redaktion des Ortsblättchens, die muß es ja wissen, und die schlichtet denn auch vom Dreifuße herab den Streit in ihrem „Briefkasten.“ Aber wie! — Daß zu den zehnen, die da beisammen saßen, ein elfter kommen könnte, der ihre zehn Quartseiten genau so stümperhaft und lächerlich fände, wie sie selbst unter einander die gezeichneten Hunde und Pferde gefunden hatten, das kommt ihnen nicht in den Sinn; Reden und Schreiben, zum Kuckuck! das haben sie doch alle gelernt.

Aber auch Leute, die täglich von Berufs wegen mit der Feder zu thun haben, haben oft keine Ahnung davon, was sie selbst und andre für Pfuscher sind. Einige unsrer beliebtesten Modeschriftsteller der letzten zwei Jahrzehnte hätten schon wegen der Sprachmißhandlung, die sie sich fort und fort zu schulden kommen lassen, nicht zu der Stellung gelangen dürfen, die sie einnehmen. Aber wo liest man jemals in Kritiken eine Bemerkung über die Darstellungsweise, die Sprache eines Schriftstellers? Auch das war früher anders. Wer Journale aus dem Ende des vorigen und noch aus den ersten fünfzig Jahren unsers Jahrhunderts kennt, wird wissen, daß damals in den Kritiken meist auch die Sprache eines Buches beurteilt, daß besonders gelungene oder besonders fehlerhafte Stellen herausgehoben wurden. Obwohl damals im allgemeinen besser geschrieben wurde als heute, es viel mehr Leute gab als heute, die richtig und schön schreiben konnten, wurde doch viel strenger über der Sprache gewacht, es gab auch viel mehr Leute, die es beurteilen konnten, ob ein Buch gut geschrieben war oder nicht. Heute liest man auch bei dem schlechtesten, ich meine dem schlechtest geschriebenen Buche höchst selten einmal ein Wort über die Darstellung. Alle Welt begnügt sich mit dem Inhalt. Ganz natürlich; der Rezensent kann meist selber nicht beurteilen, wie schlecht das Buch geschrieben ist. Gar nicht selten ist es mir sogar begegnet, daß in Bücherbesprechungen einzelne Stellen als Proben besonders schöner Darstellung abgedruckt waren, die für mich gerade ausreichten, die Bücher nicht zu lesen. Spricht wirklich einmal ein sprachkundiger Rezensent offen einen Tadel aus, was geschieht dann? Der Verfasser des Buches schreit über Pedanterie, Schulmeisterei, erklärt Verstöße gegen die grammatische Regel und den guten Geschmack, die ihm nachgewiesen werden, als seine stilistische „Eigenart“ — so heißts jetzt fein für Eigentümlichkeit —, die er sich nicht antasten und verkümmern lasse. Daß es eine sehr deutliche, gar nicht zu verkennende Grenzlinie giebt ebenso zwischen Ordnungs- und Schönheitssinn und Pedanterie wie zwischen Liederlichkeit und künstlerischer Freiheit, davon will man nichts hören. Schulknabenschnitzer und — stilistische „Eigenart“! Alle diese Sprachstümperei aber findet sich nun bergehoch aufgehäuft in unsrer Zeitungssprache. Zum Zeitungsgewerbe drängt sich ja alles,

was anderwärts Schiffbruch gelitten hat. Noch nie in meinem Leben habe ich gehört, daß ein deutscher Junge auf die Frage: Was willst du werden? geantwortet hätte: Ich will Zeitungsschreiber werden. Ein Judenjunge vielleicht. Jedenfalls ist in keinem Gewerbe der Welt das Stümpertum so in der Mehrheit wie im Zeitungsgewerbe. Verpfuschten Studenten aller Fakultäten, fortgejagten nichtsnutzigen Gymnasiasten, grünen Burschen, die nichts, gar nichts gelernt haben, am wenigsten eine Zeile anständiges Deutsch schreiben — wo begegnet man ihnen später wieder? Bei einer Zeitung. Ach, und erst in der kleinen Ortspresse, die der Drucker und Verleger selber zusammenstoppelt, in der unendlich verzweigten kleinen Fachpresse, die von Handwerkern und Gewerbtreibenden mit kümmerlicher Volksschulbildung geschrieben und redigirt wird — was wird dort für ein Deutsch verbrochen! Und dazu nun das Elend, daß gerade die verbreitetste Tagespresse zum großen Teile von Leuten geschrieben wird, die einem fremden Volksstamm angehören, die entweder selbst oder deren Väter wenigstens das Deutsche nicht als ihre Muttersprache erlernt haben, denen also, so flink sie sich auch, wie in alles, in die Anfangsgründe der deutschen Grammatik hineingefunden haben, doch das echte deutsche Sprachgefühl abgeht und die infolge dessen fortwährend mit dem Ausdruck danebentappen, zwei Redensarten verquicken, die Sprache mit falschen Analogiebildungen überschwemmen; dazu das weitere Elend, daß ein großer Teil unsrer Zeitungsnachrichten nichts als schlechte Übersetzungen aus ausländischen Zeitungen sind, voll denkfaul aus den fremden Sprachen herübergenommener undeutscher Wendungen, endlich daß ein großer Teil des Textes unsrer Zeitungen einfach mit Schere und Kleister aus der österreichischen Tagespresse herübergenommen ist, unverändert und mit all jenen Greueln, die man als „Austriazismen" bezeichnet (man denke an beiläufig [bailaifig] statt ungefähr, obzwar statt obgleich, neuerdings statt von neuem, nur mehr statt nur noch, im vorhinein statt von vornherein, benötigen statt bedürfen, an den entsetzlichen Gebrauch von jener statt der vor einem Genetiv, an das entsetzliche kausale nachdem, die entsetzliche Umschreibung des Conjunctivus Imperfecti in Wunsch- und Bedingungssätzen durch würde u. ähnl.) — da hat man die Bestandteile und Zuthaten, aus denen sich die deutsche Zeitungssprache, jetzt die größte Macht — der Zeitungsschreiber würde sagen: der „mächtigste Faktor"! — auf dem Gebiete unsrer Sprache überhaupt, zusammensetzt.

Was zur Bekämpfung dieses traurigen Zustandes geschieht, ist herzlich wenig. Unsre Witzblätter haben eine besondre Rubrik eingerichtet, worin sie grobe Sprachverstöße aus neuen Büchern, aus der Tagespresse, aus Bekanntmachungen von Behörden und Geschäftsleuten an den Pranger stellen. Das ist gewiß sehr löblich. Aber was für ein winziger Bruchteil wird damit getroffen! Und dann: es sind gewöhnlich Sätze, die einen unbeabsichtigten komischen Sinn ergeben, die da herausgegriffen werden, oder vereinzelt vor-

kommende ganz aparte Dummheiten, die niemand so leicht nachahmen wird. Aber wer stellt die zahllosen Schnitzer an den Pranger, die gar nicht komisch wirken, sondern nur ärgerlich, die zahllosen Abgeschmacktheiten, die alle Welt jetzt für schön hält?

Vor einigen Jahren hat sich in Deutschland ein „Allgemeiner deutscher Sprachverein" gebildet, der sich die Reinigung unsrer Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern zur Aufgabe gestellt hat, bereits Tausende von Mitgliedern zählt und seine eigne Zeitschrift herausgiebt. Als die Gründung dieses Vereins angeregt wurde, machten verschiedne Leute darauf aufmerksam, daß, so wünschenswert es auch sei, einen Verein mit einem solchen Ziel ins Leben zu rufen, doch eine andre Aufgabe mindestens ebenso dringend, ja vielleicht noch dringender sei: die Aufgabe, der immer mehr zunehmenden grammatischen und stilistischen Verwilderung unsrer Sprache zu steuern. Ob ein Ladendiener lieber prinzipiell und momentan sagt statt grundsätzlich und augenblicklich, ein Professor lieber Publikation, Argumentation, Kontroverse, Resultat, Analogie, identisch, irrelevant, polemisiren sagt statt Veröffentlichung, Beweisführung, Streitfrage, Ergebnis, Ähnlichkeit, übereinstimmend, unwesentlich, bekämpfen, darauf kommt nicht gar so viel an, denn das entstellt nur das Kleid unsrer Sprache, nicht ihren Leib. Wirft man die fremden Wörter aus dem Satze hinaus und setzt dafür die deutschen ein, so kann der Satz im übrigen meist unverändert bleiben. Viel schlimmer sind z. B. die undeutschen Nachahmungen syntaktischer Erscheinungen aus fremden Sprachen. Welche Fortschritte hat infolge der niederträchtigen Franzosennachäfferei der Genetivschwund in unsrer Sprache schon gemacht! Die Anfänge des Mißbrauches liegen freilich weiter zurück (man denke an Ausdrücke wie Universität Leipzig, Zirkus Renz, Villa Nolte, Café Bauer), aber einen geradezu beängstigenden Umfang hat er doch erst in neuester Zeit angenommen. Wie selten hört man noch einen vernünftigen Genetiv, wie Zinggs Hotel, Schneiders Nachfolger! Alle Welt plärrt jetzt, die Franzosen nachäffend (chocolat Suchard und ähnliches), vom Antrag Richter, vom Fall Huene, vom Hotel Hauffe, von der Direktion Stägemann, vom Saal Blüthner, vom Konzert Arthur Friedheim, von der Bibliothek Julius Krone u. s. w. Sogar die Bauern reden schon nicht mehr von der Zwenkauer Mühle, sondern von der Mühle Zwenkau. In Leipzig verschenkt man Gose Rickau — was ist Rickau? Ist es der Ort, wo dieser edle Trank gebraut wird? Oder heißt der Brauer so? Deutsche Buchhandlungen und Kunstanstalten schämen sich nicht, auf ihre Verlagswerke solchen Unsinn zu setzen, wie Richard Eckstein Nachfolger, Ferdinand Öhlmann Verlagsbuchhandlung, Kunst- und Lichtdruckanstalt Stengel und Markert, und ähnliches. Solche Fremdwendungen sind viel schlimmer als alle

Fremdwörter, denn sie zerstören geradezu den Organismus unsrer Sprache. Der Begründer des Sprachvereins sah sich denn auch genötigt, dem mehrseitigen Drängen nachzugeben und die Aufgabe des Vereins in dem angedeuteten Sinne zu erweitern. Daß er aber doch kein rechtes Verständnis hatte für das, was die andern eigentlich wollten, zeigt die verschwommene und nichtssagende Fassung, in der die Wünsche der andern nachträglich in die Satzungen des Vereins hineingebracht wurden. Die Bestimmungen über den Zweck des Vereins lauten wörtlich folgendermaßen: „Der Zweck des Allgemeinen deutschen Sprachvereins besteht darin: a) die Reinigung der deutschen Sprache von unnötigen fremden Bestandteilen zu fördern; b) die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens der deutschen Sprache zu pflegen." Erhaltung und (!) Wiederherstellung des echten Geistes (!) und (!) eigentümlichen Wesens (!) der deutschen Sprache — damit soll der Kampf gegen die grammatische Verwilderung unsrer Sprache bezeichnet sein! Wer von der Notwendigkeit dieses Kampfes eine Ahnung hat, der drückt sich deutlicher aus. Thatsächlich hat sich denn auch die Thätigkeit des Sprachvereins und seiner Zeitschrift bisher fast nur auf die Reinigung der Sprache von Fremdwörtern erstreckt, so einseitig, daß es kein Wunder ist, wenn man gelegentlich Leute trifft, die der Meinung sind, es gebe in Deutschland einen Verein, der sich die erhabene Aufgabe gestellt habe, aus der deutschen Speisekarte die französischen Wörter zu verdrängen, insbesondre endlich einen geeigneten Ausdruck für das Wort Sauce zu finden; etwas andres haben sie, als Fernerstehende, von dem Verein nie gehört. Was der Verein für die „Erhaltung und (!) Wiederherstellung des echten Geistes" unsrer Sprache bisher gethan hat, ist wenig und wird auch wenig bleiben, solange die jetzige Leitung besteht. Das zeigen am deutlichsten die zahlreichen von der Leitung selbst ausgehenden Schriftstücke, die zwar fremdwörterfrei, dabei aber mit allen Zierraten des Kanzleideutsch versehen sind und deshalb z. B. in dem Zweigverein, dem ich anzugehören die Ehre habe, stets eine gewisse Heiterkeit erregen. Nein, auch vom Sprachverein und von seiner Zeitschrift ist für das, was mir hier am Herzen liegt, zunächst wenig zu erwarten.

(Fortsetzung folgt)





Die Revolution in Brasilien

Gerüchte, die sich zuerst in Handelskreisen verbreiteten, haben sich jetzt als Wahrheit erwiesen. In Rio Janeiro ist eine Revolution ausgebrochen, und das Kaisertum Brasilien steht im Begriff, sich in eine Republik zu verwandeln. Die Umwälzung begann Freitag den 15. November mit einem Militäraufstand und einem Angriff auf den Marineminister und entwickelte sich dann rasch in ein Zusammenbrechen der bestehenden Staatseinrichtungen, wie wir es in den letzten Jahrzehnten wiederholt in südamerikanischen Ländern vor sich gehen sahen. Die gesamte Garnison der Hauptstadt schloß sich der Meuterei ihrer Kameraden an, das Ministerium dankte ab, um einer provisorischen Regierung Platz zu machen, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als zunächst den Staatsrat hinwegzuschaffen und ihm dann die Monarchie folgen zu lassen. Der Kaiser wurde für abgesetzt erklärt, sollte indeß „mit der äußersten Rücksicht behandelt werden" — eine schon deshalb selbstverständliche Sache, weil Dom Petro der Zweite und voraussichtlich Letzte in seinen weiten Gebieten kaum einen persönlichen Feind hat. Er, der sich beim Ausbruche der Empörung in der nahen Sommerresidenz Petropolis befand, leistete keinen Widerstand, sondern fügte sich der Gewalt der Umstände und schiffte sich zwei Tage später nach Europa ein. So ist bald wieder Ruhe und Ordnung eingetreten, und es scheint bis auf weiteres dabei bleiben zu sollen, da berichtet wird, daß der neuen Regierung aus den Provinzen Zustimmungen zu ihrem Thun und Zusagen von Unterstützung zugegangen sind, auch aus der Provinz Bahia, die anfänglich zweifelhaft erschien. Es fragt sich jetzt nur, ob die Politiker, die so plötzlich ans Ruder gelangt sind, sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen und ebensoviel Befähigung als Charakter, ebensoviel Mäßigung und Selbstlosigkeit als Entschlossenheit an den Tag legen werden, und das ist für uns Draußenstehende schwer zu sagen, da wir über ihre bisherigen Leistungen nicht viel wissen. Doch befindet sich unter ihnen die gewöhnliche Anzahl von Offizieren, Advokaten und Zeitungsschreibern, die das große amerikanische Festland im Norden nicht minder wie im Süden zu allen Zeiten für solche Gelegenheiten vorrätig hielt und auf die politische Bühne treten ließ — lauter hochsinnige Patrioten reinsten Wassers,

allezeit bereit, die schwierigsten Pflichten auf sich zu nehmen, und fest von ihrer Fähigkeit überzeugt, ohne viel Vorbereitung und Erfahrung mit gutem Erfolg sich der Leitung des Heerwesens, der Finanzen oder der auswärtigen Angelegenheiten des Landes zu unterziehen, dem zu dienen ihr alleiniger Ehrgeiz ist.

Die Revolution muß selbst einen großen Teil der Bewohner von Rio Janeiro überrascht haben; denn die dortigen Zeitungen berichteten noch vom 15. Oktober über „patriotische“ Kundgebungen, die an diesem Tage bei der Feier eines dreifachen Festes in der Herrscherfamilie, des Geburtstags der Kaiserin, der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares und des Geburtstages des Sohnes desselben, stattfanden, indem den hohen Herrschaften von der Kaufmannschaft und verschiednen andern Kreisen Adressen, Fackelzüge und sonstige Huldigungen dargebracht wurden. Noch mehr aber ist ohne Zweifel das europäische Publikum von den Ereignissen überrascht worden. Doch haben Kenner der neuesten Geschichte Brasiliens und der dadurch entstandnen Stimmung eines Teils der Bevölkerung dieses Reichs die Wahrscheinlichkeit einer Revolution wohl längst erkannt, wenn sie auch vermuteten, sie werde erst nach dem Ableben des Kaisers Dom Pedro zur Thatsache werden, dem seine tadellosen Eigenschaften und sein vielfach nützliches Wirken eine Beliebtheit verschafft hatten, die auch der Dynastie bis zu einem gewissen Maße zu gute gekommen zu sein schien. Diese Annahmen haben sich als irrig erwiesen, weil man dabei die Kraft des militärischen Strebertums unterschätzte, das die vorhandne Mißstimmung über die Aufhebung der Sklaverei im Reiche für seine Zwecke ausbeutete und damit Eile hatte. Dieses Strebertum, ein wichtiger, aber schwer zu berechnender Faktor in der Politik aller mittel- und südamerikanischen Staaten, beschleunigte augenscheinlich den Gang der Krisis, während anderseits die Natur des Kaisers, seine Denkart, seine Lieblingsinteressen die Gefahr, der er zuletzt erlag, wo nicht schufen, doch wesentlich verstärkten. Er war mehr ein Mann des Nachdenkens als des Handelns, ein bildungsdurstiger Gelehrter und ein Menschenfreund, ein Staatsmann aber erst in zweiter Linie und gar kein Soldat, dem Kriege und seinen Werkzeugen vielmehr abgeneigt, sodaß er mit seinen Truppen möglichst wenig verkehrte, möglichst wenig für sie that und dadurch die Offiziere allmählich sich entfremdete und der Verführung zugänglich machte, die in Gestalt ehrgeiziger Generale an sie hinantrat. Hätte er bei der Schwäche der brasilianischen Armee auch nur auf tausend treue, entschlossene und wohlgeübte Soldaten zählen können, so wäre schon der erste Versuch der Meuterer ohne Zweifel rasch vereitelt worden, man hätte ein Dutzend der schuldigsten Verschwörer auf den Sandhaufen geschickt und erschossen, und die Sache hätte hingereicht, dem Kaiser bis zu seinem Lebensende den Thron zu sichern. Pedro der Zweite aber hatte keine treuen Soldaten, und er war nicht der Mann kräftigen Vorgehens gegen Aufrührer, er

war nach seiner Natur und Gewohnheit nur imstande, als anerkannter Herrscher, als verfassungsmäßiger Monarch zu regieren. Die letzten Ursachen, die seinen Sturz veranlaßten, sind uns nicht alle bekannt, aber die eine von ihnen ist vollkommen klar. Es ist die weitverbreitete Unzufriedenheit der brasilianischen Landwirte über die Schwierigkeiten, auf welche die Lösung der Arbeiterfrage gestoßen war. Brasilien hat viele Jahre in Blüte gestanden, als Negersklaven zum Betrieb seiner Pflanzungen verwendet wurden, die sich in dem tropischen Lande am besten dazu eigneten, und selbst als die Sklaverei, bald nach dem Kriege mit Paraguay, gesetzlich aufgehoben wurde, traten verderbliche Folgen der Änderung nicht unmittelbar zu tage, da die Befreiung der Schwarzen eine allmähliche war, d. h. durch das Stadium des Lehrlingsverhältnisses, halber Unabhängigkeit, hindurch gehen sollte. Wäre diese Zwischenzeit eine kurze gewesen, so würden sich die Schwierigkeiten der Sache sogleich gezeigt haben, aber die Lehrlingsperiode war auf einundzwanzig Jahre bemessen, was, wie man meinte, reichlich zur Ordnung des Verhältnisses genügte, das künftig zwischen dem Grundbesitzer und seinen ländlichen Arbeitern bestehen sollte. Diese Ordnung war jedoch im vorigen Jahre noch weit davon entfernt, hergestellt zu sein, und die Pflanzer hatten allen Grund, in schweren Befürchtungen dem Ablaufe der Verpflichtungen der schwarzen Lehrlinge entgegenzublicken, der nach vier Jahren eintreten sollte. Arbeit, sagte man sich, wird dann schwer und nur mit weit größern Kosten zu beschaffen sein als gegenwärtig. Das aber wird bei dem jetzigen Stande der Dinge auf den Märkten der Welt den Plantagenbau unvorteilhaft machen. Hat doch schon der Niedergang der Preise vieler von den Haupterzeugnissen Brasiliens, z. B. des Kaffees, des Zuckers und der Baumwolle, die Mehrzahl der Pflanzer verarmen lassen. Die Stimmung, die sich daraus entwickelt hatte, war natürlich nicht geeignet, Begeisterung für das Bestehende zu erwecken, und wenn es zu viel behaupten hieße, zu sagen, die brasilianischen Großgrundbesitzer wären reif für die Revolution gewesen, so wird man doch nicht zu weit gehen, wenn man annimmt, daß sie nicht geneigt waren, sich irgendwie anzustrengen, um eine solche mißlingen zu machen. Es war daher eine verhängnisvolle Übereilung, wenn man die Sklaverei schon am 13. Mai vorigen Jahres für aufgehoben erklärte. Fügen wir hinzu, daß die Staatsschuld und die Steuerlast in den letzten Jahren erheblich gestiegen sind, und daß der gewaltige materielle Aufschwung, den die Nachbarrepubliken Uruguay und Argentinien in der jüngsten Zeit genommen haben, als unbemerkte, aber sehr wirksame republikanische Propaganda sich geltend machen mußte, so sehen wir mehr als genügende Gründe zu der Unzufriedenheit vor uns, aus der sich erfolgreiche Revolutionen zu entwickeln pflegen. Schließlich ist noch ein Umstand zu beachten: der Mangel des Segens, den alte Dynastien für die konservative Sache haben. Es gab, als die Empörung ausbrach, kaum irgendwo in Brasilien eine tiefgehende Anhänglichkeit an das regierende Haus.

Die Pflanze der Loyalität hatte eben noch nicht Zeit gehabt, zu kräftigem Wachstum zu gelangen, da die Herrscherfamilie der Braganza erst ungefähr siebzig Jahre den Thron innehatte. Der Staat Brasilien ist erst unter Napoleon I. entstanden. Als dessen Heer Portugal überschwemmte, verlegte der König Johann der Sechste seinen Sitz nach der Kolonie Brasilien und machte sie zu einem Teile des portugiesischen Staates. Nach Beendigung der Wirren auf der pyrenäischen Halbinsel kehrte er 1821 nach Lissabon zurück, indem er die Regentschaft in seinen amerikanischen Besitzungen seinem Sohne Dom Pedro übertrug, der dann, als die dortige Nationalversammlung die Trennung Brasiliens von Portugal ausgesprochen hatte, 1822 als Kaiser Dom Pedro der Erste den Thron bestieg. Da er nach der Verfassung nicht zugleich die Krone von Portugal tragen konnte, so übertrug er diese beim Ableben seines Vaters 1826 seiner Tochter Maria da Gloria und blieb in Brasilien; doch dankte er hier infolge von Reibungen mit der Landesvertretung am 7. April 1831 zu Gunsten seines damals siebenjährigen Sohnes ab. Dieser wurde 1840 für volljährig erklärt, worauf er als Pedro der Zweite die Regierung in Person übernahm und sich am 18. Juni 1841 krönen ließ. Er hat keine Kinder männlichen Geschlechts, und so war seine Tochter Isabella bisher Erbin des Thrones, die mit dem Grafen von Eu, einem orleanistischen Prinzen, vermählt ist und während der Reisen ihres Vaters in Europa und während dessen bekannter langwieriger Krankheit als Regentin Gelegenheit hatte, sich am öffentlichen Leben zu bethätigen, aber niemals beliebt war, weil sie in dem Rufe stand, es mit der klerikalen Partei zu halten. Diese war es vorzüglich, welche die vorzeitige Aufhebung der Sklaverei im Mai 1888, wo sie wieder einmal ihren Vater in der Regierung vertrat, betrieb und durchsetzte. Die Ratgeber der Krone waren nicht im Unklaren darüber, daß man damit einen sehr bedenklichen Schritt that, und ein Minister erklärte der Regentin freimütig, die unbedingte Durchführung dieser vom Standpunkte menschenfreundlicher Theorie betrachtet zwar sehr ruhmwürdige, aber tief in die Interessen weiter Kreise einschneidende Maßregel könne zu einer Gefahr für den Staat und das Kaiserhaus werden. Die Prinzessin aber scheint ihn nicht begriffen zu haben, und das ist nicht verwunderlich, da in beiden Häusern der Cortes, im Senat und in der Abgeordnetenkammer, die Mehrheit der Beschleunigung des Befreiungswerkes geneigt war. Dieses erfolgte denn auch, aber nicht lange währte es, so zeigte es sich, daß man damit einen groben Mißgriff gethan und Tausende bisher wohlhabender Landwirte um einen erheblichen Teil ihres Besitzes gebracht hatte, beiläufig ganz dieselbe Folge der plötzlichen Abschaffung der Sklaverei, die England vor Jahren in Jamaika, und diee die Regierung der nordamerikanischen Union während des Krieges mit den Südstaaten versuchte. Ein Antrag, den Pflanzern eine Entschädigung zu bewilligen, wurde von beiden Kammern der Landesvertretung zurückgewiesen, ja nicht einmal in Beratung genommen. Dennoch schien es eine Zeitlang nicht zu einer größern

Erschütterung kommen zu sollen. Aber sehr bald wurde man mit Schrecken gewahr, wie die Schwarzen künftig ihre Freiheit zu benutzen gedachten. Nachdem die Ernte eingebracht war, zogen die freigelassenen Sklaven in Scharen aus den Pflanzungen ab und ergaben sich, so lange sie Geld hatten, in den Städten oder draußen als Landstreicher dem Nichtsthun, um dann wieder zu arbeiten, bis der notdürftigste Lebensunterhalt für eine kurze Zeit verdient war. Die große Mehrzahl der ehemaligen Sklavenbesitzer sah infolge dieser Tagedieberei den wirtschaftlichen Untergang vor sich. Sie erblickten in der Kronprinzessin Isabella und in deren Gemahl, den sie für den geistigen Urheber der Maßregel anzusehen Ursache hatten, die Persönlichkeiten, denen sie ihr Unglück zu danken hatten, und es lag nahe, daß sie davon zu der Vorstellung gelangten, die Monarchie sei für ihren Schaden verantwortlich zu machen. Ihre Unzufriedenheit näherte sie der republikanischen Partei, die bisher nur in einigen Städten und zwar besonders unter Angehörigen der gelehrten Stände, Studenten, Magistern und Zeitungsschreibern Anhänger gezählt, aber geringen Einfluß gehabt hatte. Die Republikaner benutzten den Verdruß der Pflanzer über ihre Notlage und deren Haß gegen die Urheber derselben vielfach mit größtem Eifer und entsprechendem Erfolge und brachten eine Wühlerei in Gang, wie sie das Land bis dahin noch nicht erlebt hatte. Wanderprediger zogen im Lande herum, empfahlen die Republik und gründeten Vereine zu deren Vorbereitung, die zahlreiche Beitritte fanden. Gleichermaßen und mit ähnlichem Erfolge wurde die städtische Bevölkerung bearbeitet. Besonders viel Zulauf wurde der Partei in den Provinzen Rio Janeiro, Minas Geraes und Sao Paulo zu teil. Doch waren die Republikaner bis gegen das Ende des vorigen Jahres noch keineswegs in der Überzahl, und anderseits hatten die Monarchisten aus frei gewordenen Farbigen eine guarda negra gebildet, die zum Schutze des Thrones bestimmt war und die wiederholt gewaltthätig gegen die Feinde desselben auftrat, dadurch aber, sowie durch ihre Begünstigung vonseiten des Ministeriums nur noch mehr böses Blut machte und die Aussichten der von ihr verfolgten Partei verstärkte. Am 30. Dezember 1888 wollte der Doktor Silva Jardim, der dieser angehörte, im Theater von Rio Janeiro einen Vortrag halten, aber die schwarze Garde verhinderte ihn daran, indem sie die Versammlung überfiel und verjagte, wobei mehrere Verwundungen von Mitgliedern vorkamen und der Saal verwüstet wurde. Ähnlich erging es einem andern Wühler für die republikanischen Zwecke. Nun machten die Führer der Republikaner großen Lärm, klagten, die Regierung verletze ihre Pflicht, sie in ihrer persönlichen Freiheit zu schützen, und beriefen eine Massenversammlung, die Maßregeln zum Selbstschutze beraten sollte. Diese wurde jedoch von der Behörde verboten. Darüber geriet dann die gesammte Tagespresse der Hauptstadt in Feuer und nahm sich mit Ausnahme des Journal do Commercio der republikanischen Sache an. Man gründete neue Blätter zur Förderung dieser Bewegung und gewann schon bestehende dafür. Die Stu-

denten der Fakultäten, sogar die Zöglinge des Kadettenhauses erklärten in schwülstigen und hochtrabenden Adressen ihre Mißbilligung des Verfahrens der Behörde. Die Propaganda schwoll so an Zahl und Selbstgefühl zusehends, und die Leiter hielten am 30. April d. J. in Sao Paulo einen allgemeinen Kongreß ab, der von jeder Provinz des Reiches mit fünf Abgeordneten beschickt wurde, und auf dem man den Beschluß faßte, die Partei neu zu organisiren und den Herausgeber des Blattes Paiz in Rio Janeiro, Quintino Bocayuva, der jetzt im Ministerium der neuen Regierung die auswärtigen Angelegenheiten besorgt, an die Spitze der Partei zu stellen. Bald nachher veröffentlichte dieser ein langes, phrasenreiches Manifest und die Zustimmung des frühern Führers der Partei zu den darin niedergelegten Grundsätzen, auch machte er bekannt, daß er einen Vollstreckungsausschuß gebildet habe. Seit den ersten Maitagen, besonders seit dem Beginn der Krisis im vorletzten Ministerium, nahm die Bewegung einen noch leidenschaftlichern Charakter an, und die drei großen Blätter der Hauptstadt, namentlich das Diario schürten sie mit allem Eifer und größter Unverschämtheit. So machte die genannte Zeitung u. a. zu der beabsichtigten Reise des Grafen von Eu, des Gemahls der zukünftigen Kaiserin, der die Nordprovinzen besuchen sollte, die freche Bemerkung, er werde damit zu spät kommen und nichts ausrichten, weil die Dynastie diese und andre Teile des Reiches bereits für immer verloren habe. Kurz vorher hatte dasselbe Blatt seinen Lesern auseinandergesetzt, daß der Zusammensturz der Monarchie unvermeidlich geworden sei. In der Gazeta aber stand um dieselbe Zeit die Ankündigung, noch im Laufe des Jahres werde in Brasilien die Republik ausgerufen werden, und man könne zum ersten Präsidenten derselben den Staatsrat Saraiva empfehlen. Auch an die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, vorzüglich an den Grafen von Eu, traten die Verschwörer mit dreisten Kundgebungen ihrer Gesinnungen und Hoffnungen heran. Als er als Protektor des Klubs der Voluntarios da Patria einer Versammlung desselben beigewohnt hatte, um dessen neuen Vorstand in sein Amt einzuführen, und bei seiner Entfernung den Vorsaal durchschritt, wurde er mit dem vielstimmigen Rufe: „Es lebe die Republik!“ empfangen. Dabei ist zu bemerken, daß der Graf die Stellung eines Oberbefehlshabers der brasilianischen Armee bekleidet, und daß die Versammlung großenteils aus aktiven und verabschiedeten Offizieren dieses Heeres bestand. Als er die Reise nach den Nordprovinzen antrat, die zunächst von Teilnahme an deren Heimsuchung durch Dürre und Teuerung, dann aber allerdings auch von politischen Absichten eingegeben war, stellte die Presse die letztern in den unwürdigsten Ausdrücken als persönliches Ränkespiel dar, und die Führer der Republikaner gaben ihm einen von ihren Wanderpredigern mit, der etwaigen Huldigungen durch seine Brandreden entgegenwirken sollte. Im vorigen Sommer war die republikanische Propaganda schon so weit gekommen, daß liberale Mitglieder des Abgeordneten-

hauses sich offen zu ihrer Sache bekannten, und daß ein bisheriger Konservativer eine längere Rede mit dem Rufe schloß: „Nieder mit der Monarchie! Es lebe die Republik!" „Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter — sagt die „Kölnische Zeitung," deren Bericht über die Propaganda wir hier auszugsweise mitteilen — die daran erinnerten, daß sie als Abgeordnete dem Kaiser und der gegenwärtigen Dynastie Treue geschworen hätten, nahm man endlich im vorigen Monat ein Gesetz an, wonach jeder Deputirte, der vor den Mitgliedern des Büreaus erklärt, daß dieser Eid seinem Glauben und seinen politischen Ansichten zuwiderlaufe, von der Ableistung desselben zu entbinden sei."

Die Republikaner hatten viel erreicht, sie waren eine mächtige Partei geworden, sie konnten sich dicht vor ihrem Ziele glauben, und es steht fest, daß sie schon vor vier Monaten in Paris die neuen grün und gelben Fahnen für die brasilianische Republik bestellten, die sie auszurufen vorhatten. Dennoch waren sie für sich allein noch keine solche Macht, die im Ernste zu fürchten war, mehr laut und dreist als entschlossen, geschickte Wühler, aber keine Kämpfer. Sie würden noch lange gebraucht haben, um so weit zu gelangen, daß sie der Regierung den Handschuh hinwerfen konnten, wenn diese nicht den Kopf verloren hätte, und wenn nicht die bewaffnete Macht des Landes auf die Seite der Verschwörer getreten wäre. Das scheint schon vor einiger Zeit im Werke gewesen zu sein; denn General da Fonseca ist ein alter Verschwörer, der es schon einmal mit einem Pronunciamento versuchte, aber damit kein Glück hatte und nach der fernen Provinz Matto Grosso verbannt wurde. Vermutlich hat er bald nach seiner Rückkehr von da, die Unzufriedenheit der Soldaten mit der geringen Gunst, die ihnen der Kaiser erwies, und mit der niedrigen Rolle, die das Heer spielte, benutzend, eine neue Meuterei angezettelt und sich zugleich mit den Führern der Republikaner in Verbindung gesetzt, die von da an größeres Vertrauen auf den schließlichen Sieg an den Tag legten. Er gab ihnen die Stärke, deren sie trotz ihrer Zahl ermangelten, er wird sich wahrscheinlich ihrer nur für eigne Zwecke bedient haben, und er wird, wenn es zur endgiltigen Teilung der Beute kommt, den Löwenanteil beanspruchen. Advokaten, Litteraten und Professoren gründen erfahrungsmäßig keine Staaten von Dauer, wohl aber haben im Norden wie im Süden Amerikas wiederholt Generale recht brauchbare Präsidenten von Republiken abgegeben. Wir erwarten als Schluß der Revolution in Brasilien eine Militärdiktatur, worauf auch die Thatsache hinweist, daß man zu Gouverneuren der neunzehn Provinzen des Landes, die sich nun in ebenso viele Republiken unter einer Zentralbehörde nach dem Muster der in Washington bestehenden verwandeln sollen, ausschließlich Offiziere ernannt worden sind.

Was die schließliche Wirkung der brasilischen Revolution auf Europa sein wird, ist abzuwarten. Das deutsche Interesse berührt sie nicht; denn ein paar Börsenjuden, die in brasilischen Papieren Geschäfte machen, kommen nicht in

Betracht, und wer brasilischen Kaffee mag, wird ihn zu den Preisen trinken, die der Markt bestimmt, gleichviel, ob er sich kaiserlichen oder republikanischen Kaffee nennen läßt. Ein größeres Interesse könnten nur die vielen im Süden der neuen Republik angesiedelten Deutschen einflößen; aber sie haben das Vaterland hinter sich gelassen und eine neue Heimat gewählt, und mögen nun sehen, wie sie mit ihr zurecht kommen, nachdem sie ein andres Gesicht aufgesetzt hat. Wichtiger ist das Interesse, das England an einer gedeihlichen Entwicklung der Republik Brasilien hat. Die Form des Staates kann ihm dabei so gleichgiltig wie uns sein, wenn nur der Staatskredit und die vertragsmäßigen Verpflichtungen bei der Sache keinen Schaden leiden. Von den brasilischen Papieren befinden sich etwa für 800 Millionen Mark in den Händen von Engländern, und die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern sind sehr ausgedehnt. Nach den neuesten Nachrichten ist in dieser Hinsicht nichts zu befürchten. Die republikanische Regierung wird aber wohlthun, ihren beruhigenden Erklärungen in dieser Richtung bald die folgen zu lassen, daß sie die freundschaftlichen Beziehungen der kaiserlichen zu allen fremden Staaten aufrecht zu erhalten entschlossen ist. Ihre einzige Pflicht wird nach Befestigung der neuen Staatseinrichtung in Janeiro in der möglichst raschen Erschließung der Hilfsquellen des Landes liegen. Ob bei der dünnen weißen Bevölkerung des Landes die Befreiung der Schwarzen von der Arbeit, die sie mißbrauchen, sich mit dieser Aufgabe vertragen wird, ist sehr die Frage. Keine Frage aber ist es, daß Brasilien mit energischer Arbeit sich zu großartiger Blüte entwickeln läßt, und das weiße Arbeiter sich aus Gründen, die vorzüglich im Klima liegen und folglich nicht zu beseitigen sind, niemals in genügender Zahl finden werden. Weit eher ist auf Zuströmen fremden Kapitals zu rechnen, und es dürfte möglich sein, mit dessen Hilfe die der tropischen Landwirtschaft nötige Menschenkraft wenigstens zum großen Teil durch Maschinen zu ersetzen. Wir schließen mit guten Wünschen für das verwandelte Land, selbstverständlich nicht weil, sondern trotzdem daß es eine Republik geworden ist — mit guten Wünschen, aber vorläufig nur mit mäßigen und bedingten Hoffnungen.





Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)



arthas Herz klopfte heftig. Sie mußte daran denken, daß Lars der erste Mensch war, dem sie, seit das Entsetzliche geschehen war, begegnete; und sie fragte sich selber, ob er ihr möglicherweise etwas ansehen könnte? Je mehr sie sich einander näherten, desto größer ward ihre Angst, daß irgend eine Veränderung mit ihrem Äußern vorgegangen sei, und daß er diese gleich entdecken würde. Sie war nahe daran, ihrem alten Freunde mit einem lauten Aufschrei zu entfliehen, als er vor ihr stehen blieb.

Sieh sieh! rief er aus. Trifft man die Jungfer hier im Grünen?

Ja, erwiederte sie lächelnd und suchte mit den Augen das welke Laub unter den Bäumen. Ich wollte Reisig für die Mutter sammeln.

Das ist doch des Teufels! Hast du nach dem, was vorgefallen ist, noch Gedanken für so etwas, mein Kind?

Und weshalb denn nicht?

Ach ich glaubte, weiß Gott, du wärest schon bei dem Wickelzeug. Das kann man nicht früh genug in Ordnung bringen, wenn man erst Ja und Amen gesagt hat.

Sie schaute ihn starr an und erbleichte.

Was willst du damit sagen?

Ha ha ha! Sie will mich an der Nase herumführen! Nein, mein Kind, Lars Einauge ist auch nicht von gestern. Er war zufällig heute Morgen so glücklich, ihrem Herzensjesper zu begegnen, der glänzte wie ein neugeprägter Groschen und kramte die ganze Neuigkeit aus. Nun denn, Glück auf, in Gottes Namen! Und einen Jungen, ehe das Jahr herum ist, wie unser alter Küster in Kyndby sagte.

Sie atmete erleichtert auf und blickte dann wieder nieder.

Ja, Jesper wünscht, daß wir jetzt heiraten. Er hat das Mühlenhaus gekauft.

Ja, zum Teufel auch! Wir haben gestern niederträchtiges Pech mit unserm Geschäft gehabt.

Was ist euch denn begegnet? fragte sie lächelnd weiter. Sie merkte erst jetzt, daß Lars schon einen über den Durst getrunken hatte.

Hast du denn nicht davon gehört? Hast du denn heute noch nicht mit deiner Mutter gesprochen?

Nein.

Na, es ist ja auch wahr, sie ahnt ja selber noch nichts davon. Sie hatte eine ganz verdammte Hast, nach Hause zu kommen.

So? fragte Martha und sah ihn wieder aufmerksam an. Was ist denn geschehen?

Herr Gott! Wir haben Sören verloren!

Was sagst du?

Ja, siehst du, mein Kind, es ging ganz prächtig mit der Schaukel und mit den Kaneelstangen. Als wir uns aber nach Sören umsehen wollten, der ja das Geschäft mit den Zigarren übernommen hatte, so denke dir nur, wir hatten ihn verloren! Natürlich hatte er sich betrunken, denn den Kasten fanden wir mitten auf dem Wege, aber er war vollständig leer, und er selber hat sich gewiß unter einen Busch schlafen gelegt!

Hast du ihn denn noch nicht gefunden?

Nein, das weiß der liebe Himmel, ich konnte nichts im Walde finden als einen blassen Jungen, der am Wege saß und aus einer kleinen Pfeife sog.

Da saß einer am Wege? fragte Martha plötzlich gespannt. Wer mag das wohl gewesen sein?

Ich glaube, es war einer von den Studenten, die sich hier herumtreiben.

Ein glückseliges Lächeln glitt über Marthas Antlitz.

Er wollte mit der Post fort, fügte Lars hinzu.

Mit der Post? — sie griff unwillkürlich nach seinem Arme. Bist du dessen auch sicher?

Weiß Gott, ich bin dessen sicher! Ich sah ihn ja nachher selber hineinkriechen. Aber was fehlt dir denn? Du bist ja auf einmal kreideweiß geworden, mein Kind?

Sie war wirklich nahe daran, umzusinken. Sie hatte die eine Hand über die Augen gelegt und biß sich krampfhaft in die Lippen, während sie sich einen Augenblick auf seinen Arm stützte.

Mir — mir ist nicht ganz wohl. Ich habe diese Nacht schlecht geschlafen. — Ich glaube, ich will lieber nach Hause gehen.

Herr meines Lebens! Kind, du wirst uns doch jetzt nicht krank werden?

Nein nein — es hat nichts zu sagen. Es ist nur — laß uns nur jetzt nach Hause gehen!

Sie gingen ein paar Schritte, indem sich Martha krampfhaft an seinem Arme hielt. Sobald sie aber wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen war, ließ sie ihn mit einem kurzen: Ich muß eilen! los und lief in ihre Kammer. Dort stürzte sie sich über ihr Bett, rang die Hände und brach in ein heftiges, krampfhaftes, lautloses Weinen aus.

13

Am Abend versammelte sich der Klub wieder wie gewöhnlich um den eichenen Tisch im Gastzimmer. Man war jedoch in ungewöhnlich festlicher, aufgeräumter Stimmung.

Natürlich hatte das beklagenswerte Unglück mit dem schwermütigen Sören — der übrigens im Laufe des Tages wieder herbeigeschafft worden war, wenn auch in ziemlich jämmerlichem Zustand und namentlich ohne einen Heller in der Tasche für das ihm so vertrauensvoll übertragene Gut — natürlich hatte dies Unglück die stolzen Erwartungen, die sie auf die Geschäfte des gestrigen Tages gesetzt hatten, bitter zu Schanden gemacht. Dafür kam nun aber die unerwartete und deshalb doppelt erfreuliche Nachricht von Jespers und Marthas nahe bevorstehender Verbindung, die Verwirklichung ihrer gemeinsamen liebsten Wünsche und Hoffnungen, und verscheuchte gleichsam wie durch ein Zauberwort alle Wolken von dem gewitterschweren Himmel.

Im Laufe des Abends wurde mit Ernst und Eifer alles erwogen, was dieses frohe, bedeutungsvolle Ereignis betraf. Namentlich einigte man sich sofort dahin, daß sie alle — Martha an der Spitze — gleich am nächsten Morgen eine gemeinsame Besichtigung des Mühlenhauses vornehmen wollten. Von dort sollte dann Jesper mit Lars Einauge und dem Weber Zacharias zum Prediger gehen und das Aufgebot bestellen, worauf man sich hier im Kruge versammeln wollte, um bei einer guten Mahlzeit und einer Punschbowle den Tag auf eine der Veranlassung würdige Weise zu beschließen.

Vor allen war aber Jesper im siebenten Himmel. Bis dahin hatte sich ihm das Leben nicht von der rosigsten Seite gezeigt. Als Sohn übelberüchtigter Eltern, mit der Schande eines versoffenen Vaters und einer diebischen Mutter behaftet, von seinen Gleichgestellten eines gewissen linkischen Mißtrauens wegen, das das Leben draußen in der Einsamkeit bei ihm erzeugt hatte, verachtet und verspottet, mußte er schon frühe die Bitterkeit der Welt kennen lernen, und so hatte sich bei ihm jener unglückliche streitsüchtige Charakter entwickelt, den er vielleicht selber mehr als irgend ein andrer fürchtete.

Jetzt aber schien es, als ob das Bewußtsein, endlich und alles Ernstes den Schatz zu besitzen, nach dem er so standhaft und unter so harten Prüfungen gestrebt hatte, ihn zu einem neuen, bessern Menschen machen, als ob dieser erste Sonnenstrahl, der auf seinen Lebensweg fiel, alles Harte und Feindliche aus seiner Seele wegschmelzen wollte.

Er war ganz erhitzt von seiner Arbeit gekommen, und den ganzen Abend wich er nicht von Marthas Seite, sondern saß neben ihr auf der Bank und streichelte vorsichtig — beinahe ängstlich — ihre feine, weiße, weiche Hand mit seiner großen, groben, treuen Holzhauerfaust.

Martha war bald, nachdem sich alle versammelt hatten, hereingekommen. Aber sie hatte sich, sobald sie die Glückwünsche der alten Freunde in Empfang genommen hatte, in die Ecke gesetzt, wo der tiefste Schatten war, und seitdem hatte sie sich nicht wieder erhoben. Sie war noch sehr bleich, und es lag etwas unheimliches in der scheuen und dabei spähenden Art und Weise, mit der sie hin und wieder ihre dunkeln Augen durchs Zimmer gleiten ließ, ebenso wie in dem ängstlichen, plötzlichen Zittern, das sie befiel, als Jesper sich neben sie setzte und ihre Hand in die seine nahm.

Die alten Freunde aber jubelten. In ihrem übertriebenen Entzücken sahen sie in dieser stummen Verschlossenheit nur die Verlegenheit, die so natürlich und so hübsch für ein junges, unschuldiges Mädchen ist, das vor einem so wichtigen, entscheidenden Schritte steht; und namentlich Jesper fand hierin einen neuen, erfreulichen Beweis, daß sie endlich angefangen habe, die Sache mit dem nötigen Ernst und Anstand zu betrachten.

Martha selber wußte zeitweise gar nicht, was eigentlich mit ihr vorging oder wo sie war — so sauste und brauste es noch in ihrem Kopfe.

Sie hatte den Tag auf ihrer Kammer verbracht, hatte sich zwischen dumpfer Gefühllosigkeit und bitterer Verzweiflung hin und hergeworfen. Es hatte Augenblicke gegeben, wo sie wirklich für ihren Verstand fürchtete, und wieder andre, wo ein grenzenloser Haß, eine wilde Raserei gegen den Elenden, der sie für ewige Zeiten gebrandmarkt hatte, sie erfaßte, so daß sie ein Gefühl hatte, als könnte sie nicht leben, ohne Rache zu nehmen.

Noch als sie ihre Hand auf die Thürklinke gelegt hatte, um in die Schenkstube zu treten, hatte sie sich kühl und ruhig gefragt, ob es nicht doch das Beste sei, der ganzen Sache ein Ende zu machen und sich in den See zu stürzen. Und als ihr gleich in der Thür Jespers glückseliger Blick begegnete, mußte sie sich einen Augenblick gegen den Pfosten lehnen, um nicht umzusinken.

Am verächtlichsten erschien ihr die Art und Weise, wie der Falsche sich in den Wald geschlichen und von dort die Ankunft der Post erwartet hatte, um nicht hier am Hause vorüberfahren zu müssen. Jedesmal, wenn sie daran dachte, ballte sie unwillkürlich die Hände und biß sich in die Lippen. Diese wohlüberlegte List, diese schlaue Berechnung schien ihr mehr als alles andre seine feige Gemeinheit zu offenbaren. Und nun, da sie hier wieder zwischen ihren alten, treuen Freunden saß, die nie etwas andres als ihr Bestes gewollt hatten, die gern ihr Leben für sie hingegeben hätten, nun begriff sie plötzlich nicht, wie sie je so verblendet hatte sein können, wie es ihr nur einen

Augenblick hatte in den Sinn kommen können, sich einem solchen Menschen hinzugeben, den sie kaum dem Namen nach kannte.

Inzwischen rückte Jesper, während die Alten sich mehr und mehr in ihre Reden vertieften und der genossene Punsch allmählich ihre Sinne benebelte, immer näher zu ihr hinan; schließlich schlang er seinen Arm um ihren Leib und sah ihr mit höchster Verliebtheit in die Augen.

Hätte er geahnt, wie sich ihr Herz krampfte, wie ihre Nerven bebten, als er sie in glückseligem Rausch an sich zog und ihr von seinen Zukunftsträumen erzählte! Noch nie zuvor hatte sie es so wie jetzt empfunden, was wahre, aufrichtige Liebe ist, nie hatte sie es so wie in diesem Augenblick verstanden, wie viel tausendmal mehr eine solche Liebe wert ist als alle schönen Worte, alle süßen Liebesschwüre! Unwillkürlich preßte sie seine große, plumpe, schwielige Hand fester, während sich ihre Lippen wie in einem rein körperlichen Schmerz verzogen.

Sie verfluchte den Tag, wo sie im Schilf zum erstenmal ihr Herz von den Liebkosungen der beiden Liebenden hatte bethören lassen. Sie verfluchte ihr Leben und ihre thörichten, eitlen Träumereien, die ihre Sinne verwirrt und ihre Augen umnebelt hatten, bis es zu spät war. Aber mit fast übermenschlicher Selbstüberwindung zwang sie ein Lächeln auf ihre Lippen, als sich Jesper jetzt zu ihr herabbeugte. Und als er ihren Kopf an seine Schulter preßte, blickte sie sogar mit einem zärtlichen, wenn auch kummervollen Blicke zu ihm auf.

In demselben Augenblick fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn du ihm jetzt alles offenbartest? Wenn du ihn jetzt mit dir in deine Kammer nähmest, dich ihm zu Füßen würfest und seine Vergebung erflehtest?

Aber sie fühlte sofort, daß ihr das unmöglich sein würde. Sobald sie ihm nur ins Auge sah, sobald sie nur das siegesstolze Glück in seinem Händedruck empfand, verscheuchte sie den Gedanken mit Entsetzen. Es gab keine Rettung für sie — ihr Leben war verspielt. Sie hatte sich selber in den Schmutz geworfen, und niemand, niemand konnte ihr zurückgeben, was sie verloren hatte. Und doch empfand sie gerade jetzt eine so grenzenlose Lust zu leben, ein neues, redliches Leben zu beginnen, worin sie das wieder gut machen könnte, was sie durch ihre Thorheit gesündigt hatte, mit andern das Glück zu teilen, das sie erst jetzt schätzen gelernt hatte. Mit einem Überrest ihrer alten Träumerei versuchte sie, wie sie so da saß, den Kopf gegen seine Schulter gelehnt, in Gedanken ein friedliches, thätiges Zusammenleben in Liebe und Treue aufzubauen, und mit brechendem Herzen verstand sie eigentlich erst jetzt recht, was sie verscherzt hatte.

Aber war denn wirklich alles so unwiederbringlich verloren? Konnte sie es nicht vergessen? Konnte sie es nicht wie einen Traum, wie ein Gesicht von sich stoßen? Was war es denn im Grunde weiter? Was war denn schließ-



lich geschehen? Wenn nur Jesper nichts erfuhr und er keine Enttäuschung erlitt. Und dann: gehörte ihm dafür nicht jede Faser ihres Herzens jetzt zehnfach mehr denn früher? Wie sollte ihr Leben nicht von jetzt an —

Sie sank langsam in seinen Arm, überwältigt von Ermattung und Lebensüberdruß. Endlich fielen ihr die Augen zu, und sie schlief an seiner Brust ein. Er schlang seinen Arm schützend um sie, und mäuschenstill bewachte er ihren Schlummer, während sich ein seliges Entzücken in seinen Zügen wiederspiegelte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die Reserveoffiziere. Dem Aufsatz „Unsre Reserveoffiziere" an der Spitze dieses Heftes würden wir keine Aufnahme gewährt haben, wenn wir nicht die darin ausgesprochnen Ansichten teilten. Dennoch scheinen uns von den Vorwürfen, die man dem Reserveoffiziertum von gewisser Seite macht, einige nicht ganz der Begründung zu entbehren, der Verfasser macht auch eigentlich nirgends den Versuch, sie zu widerlegen.

Daß unsre männliche Jugend im Laufe der letzten zwanzig Jahre nicht an Schüchternheit zugenommen hat, ist eine Beobachtung, über die unter reifen Männern wohl nur eine Stimme ist. Wir waren unsrer Zeit als Zwanzigjährige stillere und bescheidnere Leute, die heutigen Zwanzigjährigen sind laut und anspruchsvoll geworden, sie betrachten vielfach als ihr Recht, was sie nur als Vergünstigung zu betrachten hätten, sie lieben es, zu kommandiren, wo sie zu bitten hätten. Aber das ist das schlimmste nicht. Die heutige Jugend ist — Gott sei Dank! muß man ja sagen — unter gänzlich andern politischen Zuständen aufgewachsen als wir unsrer Zeit, sie haben fertig vorgefunden, was wir erträumten und ersehnten; da ist es nicht zu verwundern, wenn sie ein höheres Selbstgefühl besitzt, als wir es als junge Leute hatten, und höchstens zu schelten, daß dieses Selbstgefühl sich gelegentlich am unrechten Orte zeigt, gelegentlich in Dreistigkeit oder Frechheit übergeht.

Schlimmer ist etwas andres, was unsrer männlichen Jugend sehr häßlich zu Gesicht und zu ihrem gesteigerten Selbstgefühl eigentlich im Widerspruch steht: die immer mehr zunehmende Ziererei und Schniepelei in ihren Umgangsformen. Besonders beklagenswert ist es, daß diese Ziererei gerade in den Kreisen am ärgsten geworden ist, die man für die verständigsten und aufgeklärtesten halten, und in denen man in dieser Beziehung die schlichteste Natürlichkeit erwarten sollte: in den Kreisen der akademischen Jugend. Die Grenzboten haben schon einmal (vor fünf oder sechs Jahren) in einem Aufsatze: „Die Herren Studierenden" auf diesen Mißstand eindringlich aufmerksam gemacht, leider völlig erfolglos. Der Mißstand hat seitdem nur Fortschritte gemacht. Für reife Männer, die vor zwanzig und dreißig Jahren studiert haben, giebt es kaum etwas Lächerlicheres, als mit ansehen zu müssen, wie die jungen Leute jetzt auf der Straße vor einander (!) ehrerbietige Verbeugungen machen und das Haupt entblößen. Kommt es ja zu einer Begrüßung mit der Hand, so geschieht es in der Weise, daß die Hände in Brusthöhe und Brustnähe zimperlich in einander gehakt werden. Noch lächerlicher gehts am Biertische zu. Wenn da eine Verbindung beim Frühschoppen sitzt, und es gesellt sich einer von einer andern Verbindung zu ihnen, so schnellt die ganze Gesellschaft vom Stuhl

empor, bleibt minutenlang ehrfurchtsvoll stehen, als ob der Bevollmächtigte eines auswärtigen Souveräns angekommen wäre, und erst wenn er feierlich Platz genommen hat, lassen sie sich auch wieder nieder. Dann „gestatten sie sich," ihm ein Stück vorzukommen, indem sie mit der linken Hand die Mütze abnehmen und den Arm wegweiserartig hinausstrecken, mit der rechten das Glas nicht am Henkel — das ist veraltet! —, sondern am Deckel anfassen, und dann „gestattet sich" wieder der also gefeierte, in derselben Weise nachzukommen. Und so geht die „Gestatterei" herüber und hinüber. Und fünf Minuten später sitzen dieselben ehrwürdigen Herren da und — knobeln! Auch die Sprachziererei macht immer größere Fortschritte. Es gilt unter den jungen Leuten jetzt für fein, beim Reden die Zöhne nicht mehr aus einander zu machen, die Lippen möglichst wenig zu bewegen, ein bißchen durch die Nase zu reden und alle Vokale mehr oder weniger auf den Vokal ä abzustimmen. Ein ordentliches Ja! bekommt man schon lange nicht mehr zu hören, es heißt nur noch Jä! Offenbar haben die jungen Leute gar keine Ahnung davon, wie lächerlich sie sich mit solcher Ziererei in den Augen reifer Männer machen. Wüßten sie es, so müßten sie ja schleunigst auf Abhilfe denken, denn nichts kann ihnen doch unangenehmer sein, als — sich lächerlich zu machen.

Auf Umfrage, die wir in den verschiedensten geselligen Kreisen gehalten haben, ist uns einstimmig versichert worden, daß diese Schniepelei in den akademischen Kreisen, die von dort aus übrigens bereits in die Gymnasialkreise gedrungen ist, eine Folge des Reserveoffiziertums sei. Eine andre Quelle ist ja auch in der That kaum ersichtlich. Das kann man aber doch nicht gerade zu den wünschenswerten Folgen des Reserveoffiziertums zählen.

Litteratur

Die Reformation in der Mark Brandenburg. Von **Julius Heidemann**. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1889

Diese Schrift war mit dazu bestimmt, die am 1. November 1889, also nach 350 Jahren gefeierte Erinnerung an die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg in weiten Kreisen verständlicher zu machen. Sie ist auch ganz für diesen Zweck geeignet. Im besten Sinne populär hat sie durch den längst bekannten Verfasser auch die Bürgschaft gründlicher Forschung für sich. Von Versehen ist uns nur ein etwas störendes vorgekommen, wo für polnisch das Wort politisch gedruckt ist (Seite 16).

Am anziehendsten ist nicht eigentlich der Übertritt Joachims II. selbst 1539 zu Spandau, sondern die eigentümliche naturwüchsige Verbreitung des lutherischen Glaubens in der Mark, ohne Mitwirkung, ja unter Gegenwirkung der Fürsten und Autoritäten, dazu auf einem Boden, der von dem absurdesten Aberglauben zu leiden hatte und erst nach langer Arbeit auf eine Höhe der Kultur gelangte, die der süddeutschen ebenbürtig war. Die Neigung Joachims II., die lutherische Lehre mit Aufrechthaltung der bischöflichen Verfassung und katholischen Zeremonien zum Landesbekenntnis zu machen, macht seinem politischen Verstande alle Ehre; glücklicherweise widerstanden ihm die katholischen Vertreter so energisch, daß er seine Mischungspläne aufgab.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig





Nochmals die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Redakteurs

Eine Entgegnung von Richard Loening



Im 43. Hefte der Grenzboten (24. Oktober 1889) hat Otto Gerland die Frage über die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Redakteurs im Anschluß an mein kürzlich hierüber erschienenes Buch zum Gegenstande der Erörterung gemacht. Obwohl sich der Verfasser dabei in wohlwollender und anerkennender Weise über meine Arbeit geäußert hat, sehe ich mich doch zu einigen Worten der Entgegnung genötigt, nicht um die zwischen mir und dem Verfasser zu Tage getretenen juristischen Meinungsverschiedenheiten zum Austrag zu bringen, wozu hier kaum der Ort sein dürfte, sondern weil die Art der Darstellung wie der Polemik des Verfassers solche Leser, die mein Buch nicht auf Grund eignen Studiums kennen, notwendig zu einer irrigen Auffassung von dessen Inhalt und Tendenz führen muß. Der Verfasser eines Buches, dessen wissenschaftliche Ergebnisse von einem Dritten weiter verbreitet werden, darf wohl den Anspruch erheben, daß diese Wiedergabe richtig und vollständig geschehe.

Zwar bemerkt Gerland im voraus, daß er nicht allen meinen Ausführungen beistimmen könne, sondern von meinen Ansichten mehrfach abweiche. Das ist natürlich sein gutes Recht. Allein mir scheint, daß er dann den Leser darüber hätte aufklären müssen, wie weit er meinen Darlegungen gefolgt und in welchen Punkten er davon abgewichen ist; er hätte, nachdem er einmal das Vorhandensein von Meinungsverschiedenheiten ausgesprochen hatte, auch deutlich angeben müssen, worin diese bestehen. Statt dessen giebt er im ersten Teile seines Aufsatzes eine zusammenhängende Darstellung des geltenden Rechts und seiner

Geschichte, die nicht nur nicht erkennen läßt, was davon mir und was ihm angehört, sondern die dadurch, daß sie an wichtigen Punkten meine Auffassung stillschweigend durch eine andre ersetzt, die Hauptergebnisse meines Buches geradezu unterdrückt. Im zweiten Teil aber bekämpft er einige meiner Äußerungen in einer Weise, die erst recht geeignet ist, den eigentlichen Kern unsrer Meinungsverschiedenheit zu verdunkeln.

Was Gerland über den Begriff des verantwortlichen Redakteurs, über dessen Geschichte sowie über die Geschichte seiner Haftpflicht mitteilt, beruht durchweg auf einer, wenn auch nicht immer genauen Wiedergabe meiner Untersuchungen. Dagegen stehen die Angaben des Verfassers über den Inhalt dieser Haftpflicht, über die Art und Weise der Strafbarkeit des verantwortlichen Redakteurs nach dem heute geltenden Preßrecht, also über das, was gerade den Hauptgegenstand meiner Arbeit ausmachte, im allerschärfsten Gegensatz zu dieser. Der Verfasser vertritt hier gerade die Ansicht, die ich als unrichtig bekämpft, die ich aus dem Zusammenhange des Reichspreßgesetzes selbst, aus seiner Geschichte wie aus der geschichtlichen Entwicklung der ganzen modernen Preßgesetzgebung in ausführlichster Weise als unhaltbar und unmöglich nachzuweisen versucht habe, ohne von dem allen auch nur ein Wort zu erwähnen und ohne auf meine Gegengründe im geringsten einzugehen, geschweige denn daß er eine selbständige Begründung seiner Ansicht unternommen hätte. Von dem Hauptinhalte meines Buches, von den Ergebnissen, auf deren Gewinnung alle darin enthaltenen Einzeluntersuchungen abzielen, erfährt also der Leser überhaupt nichts. Wohl aber wird er hierdurch zu der Meinung verleitet, daß bezüglich der Haftung des verantwortlichen Redakteurs nach heutigem Preßrecht ein Zweifel nicht bestehe, und daß die Ansicht des Verfassers, um deren Bekämpfung willen ich jenes Buch geschrieben habe, auch meine Ansicht sei.

Ich muß, um dem Leser verständlich zu werden, auf den Inhalt dieser Meinungsverschiedenheit etwas näher eingehen.

Nach der bisherigen, vom Reichsgericht und nun auch von Gerland vertretenen Ansicht hat der verantwortliche Redakteur einer periodischen Druckschrift für die darin enthaltenen strafbaren Äußerungen — abgesehen von wenigen Ausnahmefällen — stets mit der vollen Strafe des verübten Verbrechens wie ein Thäter zu haften, gleichviel ob er dieses Verbrechen selbst begangen, d. h. die Veröffentlichung der strafbaren Äußerung selbst aus eignem Willen bewirkt hat, ob er also wirklich der Thäter ist oder nicht; ja gleichviel sogar, ob er von dieser Veröffentlichung in seinem Blatte auch nur etwas gewußt hat oder nicht. Denn, sagt man, wenn er eine solche strafbare Veröffentlichung auch nicht selbst bewirkt oder nichts davon gewußt hat, so wäre es doch seine Pflicht als Redakteur gewesen, sich darum zu kümmern und die Veröffentlichung zu verhindern; er ist dann eben strafbar wegen Verletzung dieser seiner Redakteurpflicht, und zwar ebenso, als wenn er wirklicher Thäter wäre. Die volle

Strafe des verübten Verbrechens trifft den verantwortlichen Redakteur also entweder, weil er das Verbrechen selbst begangen, oder weil er fahrlässigerweise seine Redakteurpflicht verletzt hat. Nur dann, wenn ihm ohne jedes eigne Verschulden, aus Gründen, die ganz außer seinem Willen lagen, die Erfüllung seiner Redakteurpflicht unmöglich war, soll er von dieser Haftbarkeit für die volle Strafe des Verbrechens frei bleiben. Hiernach wäre also beispielsweise ein Redakteur, der eine kleine Erholungsreise unternommen hatte und in dessen Blatt nun während seiner Abwesenheit ohne sein Wissen ein Staatsgeheimnis veröffentlicht worden ist, nach Strafgesetzbuch § 92 Nr. 1 wegen Landesverrats mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren zu bestrafen. Sein Fehler bestünde allein darin, daß er trotz seiner Abwesenheit das Blatt als Redakteur gezeichnet hatte, statt für die Bestellung eines Vertreters Sorge zu tragen; diesen Fehler aber hätte er mit mindestens zwei Jahren Zuchthaus zu büßen. Gleiches Schicksal hätte hiernach im vergangnen Jahre auch den verantwortlichen Redakteur der „Deutschen Rundschau" treffen müssen, wenn das Reichsgericht in der Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs eine strafbare Handlung erblickt hätte, ohne Rücksicht darauf, ob er sich des strafbaren Charakters der Veröffentlichung bewußt war oder nicht.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung der strafrechtlichen Haftung des verantwortlichen Redakteurs habe ich nun in meinem angeführten Buche mit eingehender Begründung die Meinung vertreten, daß nach unserm heute geltenden Reichspreßgesetz zwei ganz verschiedne und auf verschiednen Grundlagen beruhende Haftungen des verantwortlichen Redakteurs zu unterscheiden seien: eine nach allgemeinem Strafrecht und eine besondre preßrechtliche.

Der Redakteur haftet einmal nach den allgemeinen Grundsätzen des Strafrechts, wenn und sofern die in seinem Blatte enthaltene strafbare Äußerung in Wahrheit von ihm selbst herrührt, von ihm selbst wissentlich und willentlich veröffentlicht worden ist. Er haftet hier mit der vollen gesetzlichen Strafe desjenigen Verbrechens, das durch die betreffende Äußerung verübt worden ist, und zwar als Thäter, eben weil er dieses Verbrechen selbst als solcher verübt hat, gerade so wie jeder andre, der das gleiche gethan hat. Daß er dies aber gethan habe, müßte ihm an sich in jedem Einzelfalle erst bewiesen werden. Allein ein solcher Nachweis begegnet in der Praxis überaus großen Schwierigkeiten, und es besteht daher die Gefahr, daß verbrecherische Redakteure nur allzu leicht infolge dieser Beweisschwierigkeiten der verdienten Strafe entgehen. Daher hat das Gesetz diese Beweisschwierigkeiten durch eine besondre Bestimmung zu heben gesucht, wonach zur Verurteilung des verantwortlichen Redakteurs als eines Thäters zwar der positive Nachweis seiner Thäterschaft nicht erforderlich sein, wohl aber diese Verurteilung durch den Gegenbeweis seiner Nichtthäterschaft ausgeschlossen werden soll. Das Gesetz hat mit andern Worten eine Beweisregel, eine sogenannte Präsumtion oder Vermutung für die

Thäterschaft des verantwortlichen Redakteurs aufgestellt, die jedoch durch den Gegenbeweis jederzeit widerlegt werden kann. Ausgehend von der regelmäßigen Art des Zustandekommens einer Zeitung nimmt das Gesetz an, daß gewöhnlich der ganze Inhalt der Zeitung von dem Redakteur selbst herrühre oder doch von diesem mit Wissen und Willen zur Veröffentlichung gebracht sei, und das Gesetz schreibt daher diese Annahme auch dem Richter vor. Allein nicht unbedingt. Der Gesetzgeber war sich sehr wohl bewußt, daß diese allgemeine Annahme im Einzelfall sich leicht als unzutreffend erweist, daß es Fälle genug giebt, wo die Voraussetzungen für die Thäterschaft des Redakteurs thatsächlich fehlen, wo also die Annahme der Thäterschaft ungerecht wäre, und dem hat er eben durch Offenlassen des Gegenbeweises Rechnung getragen. Dieser Gegenbeweis kann mit allen Mitteln geführt werden; er kann geführt werden durch Berufung auf alle Umstände des Einzelfalls, aus denen sich ergiebt, daß der verantwortliche Redakteur Thäter des Verbrechens in Wahrheit nicht ist. Insbesondre kann er dahin geführt werden, daß der Redakteur, sei es von der Veröffentlichung, sei es von dem Inhalte, sei es von dem strafbaren Charakter der in seinem Blatt abgedruckten Äußerung nichts gewußt hat, gleichviel, aus welchem Grunde er dies nicht gewußt hat, ob mit oder ohne Fahrlässigkeit, ob mit oder ohne Verletzung seiner Redakteurpflicht. Gelingt dieser Gegenbeweis, so ist der Redakteur von der strafrechtlichen Haftung als Thäter frei; denn dann steht eben fest, daß er nicht Thäter des betreffenden Verbrechens ist, es nicht verübt hat. Gelingt aber der Gegenbeweis nicht, so steht nunmehr auf Grund jener allgemeinen Annahme sowie auf Grund des weitern Umstandes, daß diese Annahme auch durch die besondern Verhältnisse des Einzelfalls nicht hat erschüttert werden können, die Thäterschaft des verantwortlichen Redakteurs fest, und er ist mit der gesetzlichen Strafe zu belegen. Er ist damit zu belegen, nicht weil er Redakteur ist und etwa seine Redakteurpflicht verletzt hat — um diese handelt es sich hierbei überhaupt nicht —, sondern weil er Thäter des verübten Verbrechens ist. Er steht auch hier dem Strafgesetze gegenüber wie jeder andre, es finden auf ihn wie auf jeden andern die allgemeinen strafrechtlichen Grundsätze Anwendung. Nur in der Beweisgrundlage, auf der die Feststellung seiner Thäterschaft beruht, unterscheidet sich diese Haftbarkeit des verantwortlichen Redakteurs von der andrer Personen.

Vorstehendes ist, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, der Sinn der hauptsächlich in Frage kommenden Bestimmung in § 20 Abs. 2 unsers Preßgesetzes: „Der verantwortliche Redakteur ist als Thäter zu bestrafen, wenn nicht durch besondre Umstände [d. h. durch die Umstände des Einzelfalles] die Annahme seiner Thäterschaft ausgeschlossen wird."

Neben dieser allgemein strafrechtlichen Haftung des verantwortlichen Redakteurs kennt unser Preßgesetz aber noch eine besondre preßrechtliche, die nicht auf der Verübung einer allgemein strafbaren Handlung durch die Presse, sondern

auf der Verletzung der besondern Rechtspflichten des verantwortlichen Redakteurs beruht. Diese besondre Haftung, von der sich übrigens der Redakteur (und zwar, wie ich dargethan zu haben glaube, inkonsequenter- und zweckwidrigerweise) durch den Nachweis des Verfassers oder Einsenders des strafbaren Artikels wieder frei machen kann, tritt dann ein, wenn der Redakteur nicht Thäter oder Teilnehmer des in seinem Blatte verübten Verbrechens ist (wenn also insbesondre bezüglich seiner Thäterschaft der oben erwähnte Gegenbeweis erbracht ist), wenn er aber die ihm obliegende, pflichtmäßige Sorgfalt in der Überwachung des Inhalts seines Blattes nicht angewandt hat, und infolge davon die strafbare Veröffentlichung zum Abdruck gekommen ist. Er wird hier bestraft, nicht weil er das in seinem Blatt enthaltene Verbrechen selbst begangen oder daran teilgenommen hätte, sondern weil er fahrlässigerweise und entgegen seiner Redakteurpflicht dieses Verbrechen von einem andern in seinem Blatte hat begehen lassen, mit andern Worten, weil er diese Verübung vonseiten eines andern fahrlässiger- und rechtswidrigerweise nicht verhindert hat. Denn die Redakteurpflicht besteht eben gerade darin, den Inhalt des Blattes zu überwachen und rechtswidrige Publikationen darin zu verhüten. Dazu ist der Redakteur da, dazu wird er dem Staate genannt, und darauf eben bezieht sich seine Verantwortlichkeit, deshalb heißt er „verantwortlich."

Wie nun das in solcher fahrlässigen Nichterfüllung der Redakteurpflichten liegende Unrecht wesentlich verschieden ist von dem durch die strafbare Veröffentlichung selbst begangenen vorsätzlichen Verbrechen (also z. B. von dem dadurch verübten Landesverrat, Aufforderung zum Hochverrat, Gotteslästerung, Beleidigung u. s. w.), so ist auch auf jenes eine von der Strafe des letztern ganz verschiedne und zwar der Regel nach viel geringere Strafe gesetzt, eine sogenannte Fahrlässigkeitsstrafe, die je nach der Beschaffenheit des Einzelfalls und nach näherer Bestimmung des Richters entweder in Geldstrafe bis zu tausend Mark oder in Haft bis zu sechs Wochen oder in Festungshaft oder Gefängnis bis zu einem Jahre bestehen kann.

Niemals daher wird es nach dieser Auffassung vorkommen können, daß ein Redakteur, der etwa fahrlässigerweise auf Reisen gegangen ist, ohne für Bestellung eines andern verantwortlichen Redakteurs Sorge getragen zu haben, oder der die sorgfältige Prüfung der in sein Blatt aufgenommenen Artikel unterlassen hat, wegen eines darin begangenen Landesverrats ins Zuchthaus gesteckt wird. Wohl aber würde auch nach dieser Ansicht der Redakteur, der die Prüfung unterlassen hat, weil er *wußte*, daß in den eingegangenen Beiträgen eine landesverräterische Mitteilung oder eine hochverräterische Aufforderung enthalten ist, die er nicht hindern *wollte*, als Teilnehmer (Gehilfe) am Landes- oder Hochverrat zu betrachten und demgemäß zu bestrafen sein.

Man sieht also, daß der Unterschied zwischen meiner und der von Gerland vertretenen Ansicht im wesentlichen darauf hinausläuft, daß Gerland zwei

Arten strafrechtlicher Haftung, die von uns nach Grund und Inhalt scharf gesondert werden, zu einer einzigen verbinden will. Eine solche Vermengung der Haftbarkeit wegen vorsätzlicher Begehung eines Verbrechens durch die Presse mit der wegen fahrlässiger Verletzung der Redakteurpflicht gehört dem französischen Rechte an. Das deutsche Rechtsgefühl aber hatte dieser gleichen Behandlung wesentlich verschiedner Fälle einen immer schärfern Widerspruch entgegengesetzt; seit dem preußischen Preßgesetz von 1851 war sie allmählich fast ganz aus der deutschen Gesetzgebung verschwunden und durch die oben besprochene Sonderung ersetzt worden. Es ist mir unbegreiflich, wie Gerland einerseits auf Grund meiner Forschungen zugeben kann, das preußische System bilde die Grundlage der Reichspreßgesetzgebung, und doch gleich darauf behaupten, dieses System habe hier eine weitere, dem bisherigen Recht unbekannte Ausbildung erhalten, die sich an die französische Haftung der gérants responsables anlehne. Das ist ein vollkommener Widerspruch.

Auch Gerland führt nun freilich an, daß unser Preßgesetz noch eine zweite Haftbarkeit des Redakteurs anerkenne: wegen Vernachlässigung der pflichtmäßigen Sorgfalt in der Überwachung der rechtmäßigen Haltung seines Blattes; und er findet hierin mit mir „eine den deutschen Rechtsanschauungen entsprechende Fortbildung des französischen Gerantenwesens." Allein abgesehen von dem auch hierin zu Tage tretenden Widerspruch, daß von den beiden Haftungen des Reichspreßgesetzes die eine eine Anlehnung an die französische Gerantenhaftung, die andre eine Fortbildung derselben darstellen soll, sodaß also ein und derselbe Rechtsgedanke in ein und demselben Gesetz in doppelter, sich widersprechender Gestalt zum Ausdruck gekommen wäre, abgesehen hiervon bleibt für diese zweite Fahrlässigkeitshaftung bei der von Gerland vertretenen Auffassung der Thäterhaftung ein eignes Anwendungsgebiet nicht mehr übrig. Trifft den Redakteur die volle Thäterstrafe auch dann, wenn er nicht Thäter ist, und kann er von dieser Strafbarkeit nur durch „außergewöhnliche Umstände" befreit werden, „die auch einen gewissenhaften Redakteur ohne eignes Verschulden verhindern, im Einzelfall die gebotene Thätigkeit auszuüben," so giebt es überhaupt keine Fälle, wo die zweite Haftbarkeit wegen fahrlässiger Verletzung der Redakteurpflicht platzgreifen könnte. Alle Fälle, die an sich unter diese zu ziehen wären, würden bereits unter die Thäterhaftung fallen, und wo diese ausgeschlossen wäre (bei gänzlich unverschuldeter Nichtausübung der Redakteurthätigkeit), da wäre es auch die Fahrlässigkeitshaftung. Das ergiebt sich denn auch auf den ersten Blick aus den von Gerland für die eine und für die andre Art der Haftung angeführten Beispielen: es besteht zwischen beiden kein Unterschied, zum Teil fallen sie geradezu zusammen. Die Bestimmungen des Gesetzes über die Fahrlässigkeitshaftung wären sonach gegenstandslos und könnten gar nicht zur Anwendung gebracht werden; in Wahrheit bestünde also nach unserm Recht doch nur eine Haftung

des verantwortlichen Redakteurs, die Thäterhaftung. Zu diesem meines Erachtens gesetzwidrigen Ergebnis führt die von Gerland vertretene Auffassung, und eben deshalb habe ich oben die Verschmelzung zweier verschiednen Arten von Haftbarkeit zu einer einzigen als das charakteristische Merkmal derselben bezeichnet.

Nach der Darlegung des jetzt geltenden Rechts wendet sich Gerland im zweiten Teile seines Aufsatzes zu einer Beurteilung des theoretischen und praktischen Wertes dieser Bestimmungen, und hierbei erst kommt er dazu, sich gegen einzelne meiner Äußerungen und Ansichten zu wenden. Allein auch die Art und Weise, wie dies geschieht, muß bei dem meines Buches unkundigen Leser schiefe Vorstellungen über die Bedeutung jener Äußerungen und Ansichten erwecken. Gerland sagt: „Es ist nun gewiß dem Verfasser darin Recht zu geben, daß diese Bestimmungen eine Ausnahme von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen bilden. Bestreiten aber muß man die Ansicht des Verfassers, daß diese Bestimmungen »die allgemeinen Prinzipien des Strafrechts aufs schroffste verletzen, jeden Juristen zu revoltiren, ja das Rechtsgefühl schwer zu kränken und den Wert des Preßgesetzes wesentlich in Frage zu stellen« geeignet seien." Weiterhin heißt es: „Man braucht dabei nicht mit Loening an einen Nachklang mittelalterlicher Haftpflicht für dritte Personen zu denken, die unserm heutigen Strafrecht nicht mehr entsprechen würde, sondern es bringen dies eben die besondern Verhältnisse der Presse mit sich." Und gegen den Schluß: „Soll den Gefahren der Presse wirksam begegnet werden, so bleibt nichts andres übrig als die Verantwortlichkeit des Redakteurs, wie sie im Reichspreßgesetz festgestellt ist."

Solche Bemerkungen, wie alles, was der Verfasser sonst noch zur Rechtfertigung unsers Gesetzes vorbringt, erwecken notwendig den Anschein, als ob ich in meinem Buche den Inhalt des bestehenden Rechts, ohne die Bedürfnisse des praktischen Lebens zu berücksichtigen, von einem einseitig theoretischen Standpunkt aus bekämpft hätte, als ob die von mir angeführten Äußerungen gegen die wissenschaftliche Berechtigung des geltenden Rechts gerichtet seien, und als ob letzteres gegen solche Angriffe einer Verteidigung vom praktischen Standpunkt aus bedürfe. Es wird mit andern Worten hierdurch der Schein erweckt, als ob unsre Meinungsverschiedenheit sich lediglich auf dem Gebiete der Kritik und der Wertschätzung des geltenden Rechts bewege. Und dies umsomehr, als der Verfasser zu Beginn wie zum Schlusse seines Aufsatzes den Grund unsrer Meinungsverschiedenheit darin findet, daß ich den rein wissenschaftlichen Maßstab anlegte, während er sich auf den Boden der Praxis stelle, daß er von meinen „nach den Grundsätzen der reinen Theorie gewiß unanfechtbaren Ansichten doch zu Gunsten der Praxis mehrfach abweiche." Einen solchen Gegensatz zwischen theoretischem und praktischem Standpunkt giebt es nur, wenn es sich um die Kritik eines Gesetzes oder um Vorschläge de lege ferenda, nicht aber wenn es sich um die Feststellung des Inhalts

eines bestehenden Gesetzes, um die Darlegung geltenden Rechts handelt. Hier fragt es sich nur: Worin besteht dieser Inhalt, was ist wirklich Rechtens? Hier arbeitet die Theorie lediglich für die Praxis, und die Praxis muß die Ergebnisse der Theorie anerkennen, sofern sie sie für richtig, d. h. mit dem Inhalt des Gesetzes übereinstimmend findet, weil sie eben an den wahren Inhalt des Gesetzes ohne jede andre Rücksicht gebunden ist. Nur solche Aufstellungen der Theorie, die dieser Übereinstimmung mit dem Gesetze entbehren, sind von der Praxis zu verwerfen; sie sind dann aber auch theoretisch wertlos. Was de lege lata theoretisch richtig ist, muß es auch praktisch sein; eine zwiefache Wahrheit, eine für die Theorie und eine für die Praxis, ist hier ein Unding.

Den Gegenstand meiner Untersuchungen hat nun aber allein das geltende Recht und sein Inhalt gebildet; eine Kritik ist an ihm nur auf Grund seiner eignen Prinzipien und Einrichtungen geübt; die Bedürfnisse der Praxis sind insoweit herangezogen, als der Gesetzgeber selbst darauf Rücksicht genommen hat. Hieraus folgt schon, daß die oben daraus angeführten Äußerungen nicht gegen das Gesetz selbst gerichtet sein können. In der That wird denn auch nicht von diesem behauptet, daß es einen Nachklang mittelalterlicher Haftpflicht für dritte Personen enthalte, sondern vielmehr von dem französischen, in Deutschland endlich überwundenen System der unterschiedslosen und für alle Fälle gleichen Gerantenhaftung. Nicht dem Reichspreßgesetz wird der Vorwurf einer schroffen Verletzung der allgemeinen Grundsätze des Strafrechts, einer Kränkung des Rechtsgefühls und einer Entwertung der Reichsgesetzgebung gemacht, sondern der Handhabung dieses Gesetzes durch das Reichsgericht, die einerseits auf Unklarheit über die dem Gesetz zu Grunde liegenden rechtlichen Gedanken beruht, anderseits zu jenen in der That unerträglichen Folgen führt, die wir oben angedeutet haben. Gegen diese das Gesetz entstellende Praxis des Reichsgerichts, die in der That bestrebt ist, „uns unter Hintansetzung der durch die neuere Gesetzgebung errungenen Fortschritte um beinahe vierzig Jahre in unserm Rechtszustande zurückzuwerfen," richtet sich die Spitze meines Buches, gegen diese ist es geschrieben, nicht gegen das Reichsgesetz. Den wahren Inhalt und die wahren Gedanken dieses Gesetzes einer immer weiter um sich greifenden Verdunkelung gegenüber durch eingehende historische und dogmatische Begründung fest- und sicherzustellen, darauf ging mein Bestreben.

Eine Widerlegung meiner Ansichten über das Reichspreßgesetz kann daher auch nur aus diesem selbst, nicht aber, wie Gerland es versucht hat, durch allgemeine Betrachtungen über die Verhältnisse der Presse und die Bedürfnisse der Praxis ihr gegenüber erbracht werden. Wenn aber dabei zugleich anerkannt wird, daß meine Ansichten „nach den Grundsätzen der reinen Theorie gewiß unanfechtbar" seien, so scheint mir damit nach dem Obigen auch die Notwendigkeit ihrer Befolgung durch die Praxis bis auf weiteres gegeben zu sein.



Der Verfassungsstreit in Preußen

Eine historisch-politische Studie

Von R. Pape

(Fortsetzung)


Die feierliche Krönung König Wilhelms I., die am 18. Oktober, an dem Tage, wo achtundvierzig Jahre zuvor in dem blutigen Völkerringen bei Leipzig die Entscheidung gefallen war, dem Tage, wo dreißig Jahre zuvor der einzige Sohn des Königspaares, der nunmehr auch schon verewigte Kaiser Friedrich, geboren war, zu Königsberg in Preußen vollzogen wurde, bezeichnete gewissermaßen einen Ruhepunkt in dem politischen Meinungsstreite, der immer heftiger wurde. Doch dauerte die angenehme Stille nicht lange. Am 6. Dezember fanden die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause statt; die Fortschrittspartei errang einen bedeutenden Erfolg, der groß genug war, daß es überflüssig erscheinen konnte, ihn noch in übertriebener Weise aufzubauschen, wie das von der Parteipresse geschah. Daß die ganzen Anschauungen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses auf den Lehren beruhten, die die Demokraten des Jahres 1848 als alleinseligmachend aufgestellt und verkündigt hatten, daß überhaupt die ganze Bewegung dieser Zeit an die des Umwälzungsjahres anknüpfte und in ihr wurzelte, trat nach und nach immer deutlicher zu Tage. Dies wurde bewiesen nicht bloß durch das wühlerische Vorgehen bei den Wahlen, nicht bloß durch das Auftreten der Regierung gegenüber, sondern namentlich auch durch den Umstand, daß eine Reihe von Männern wieder auf dem politischen Schauplatze erschien, die unter den Volksführern jener Zeit eine hervorstechende Rolle gespielt hatten. So war namentlich Waldeck wieder gewählt worden, der frühere Führer der Linken in der preußischen Nationalversammlung; es scharte sich auch sofort eine Partei um ihn, die sich nach seinem Namen nannte.

Am 14. Januar 1862 eröffnete der König in Person den Landtag durch eine Thronrede, die so versöhnlich und entgegenkommend wie nur irgend möglich gehalten war. Daß die Heeresreorganisation aufrecht erhalten wurde, war selbstverständlich. Wie der Landtag sich dem gegenüber stellen wollte, bewies

sofort die Präsidentenwahl: erster Vorsitzende wurde der Abgeordnete Grabow, und seine Stellvertreter wurden Behrend und von Bockum-Dolffs, alle drei Anhänger des unbedingten Widerstandes. In die Kommission zur Prüfung des Militäretats und der Militärvorlage wurden gewählt sieben Mitglieder der Fraktion Waldeck, sieben der Fraktion Bockum-Dolffs, fünf der Fraktion Grabow, eins der Fraktion Reichensperger, also neunzehn geschworne Gegner der Regierung unter zwanzig Mitgliedern. Daß mit diesem Hause eine Vereinbarung nicht herbeizuführen war, konnte jeder wissen, ohne gerade ein Seher zu sein.

Die Verhandlungen schleppten sich hin bis in den Anfang des Monats März, ohne daß etwas geschehen wäre, was für die Gegenwart ein Interesse haben könnte. Da führte unerwartet ein Antrag, der eigentlich gar keine so weittragende Bedeutung hatte, den plötzlichen Schluß des Landtages herbei. Es war gewissermaßen der Tropfen, der den bis an den Rand gefüllten Becher zum Überlaufen brachte. Am 6. März stellten der Abgeordnete Hagens und 31 Genossen den Antrag: „Das Haus wolle beschließen, daß 1. der Staatshaushaltsetat in seinen Titeln durch Aufnahme der wesentlichen Einnahme- und Ausgabepositionen aus den demselben zu Grunde liegenden Verwaltungsetats mehr zu spezialisiren, 2. diese Spezialisirung schon für 1862 zu bewirken sei." Der Finanzminister von Patow trat dem Antrage zwar entschieden entgegen, aber nicht gerade grundsätzlich, bezweifelte, daß die Maßregel sofort durchführbar sei, verwies auf die folgenden Jahre, erklärte jedoch zum Schlusse: „Es fragt sich nur, ob nach Annahme der Vorschläge es noch möglich ist, zu regieren und die Verantwortung für die Leitung der Geschäfte zu übernehmen, ob darin nicht ein Eingriff in die Exekutive liegt." Der Antrag Hagens wurde mit 171 gegen 143 Stimmen angenommen. Am folgenden Tage, am 7. März, verlangte der Minister von der Heydt die Suspension der Sitzungen des Hauses auf einige Tage „wegen wichtiger Beratungen des Staatsministeriums." Am 8. reichte das Ministerium seine Entlassung ein, der König verwarf sie am 9., und am 11. erfolgte die Auflösung des Hauses. Die von dem Minister von der Heydt verlesene Botschaft schloß mit den Worten: „Das Ministerium ist von der Überzeugung durchdrungen, daß nur ein einträchtiges und vertrauensvolles Zusammenwirken der Vertretung des Landes mit der Regierung des Königs dem Interesse der Monarchie entspricht. Indem es im vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und nach wiederholten Erwägungen sich zu der Annahme berechtigt hält, daß die Vorgänge in der Sitzung vom 6. d. M. den Beweis geliefert haben, daß diese Bedingung zur Zeit nicht zutrifft, hat das Staatsministerium Sr. Majestät zunächst nur raten können, von dem im Art. 51 der Verfassungsurkunde vorgesehenen Rechte der Krone Gebrauch zu machen." Art. 51 der preußischen Verfassung lautet: „Der König beruft die Kammern und schließt ihre Sitzungen. Er kann sie entweder beide zugleich

oder auch nur eine auflösen. Es müssen aber in einem solchen Falle innerhalb eines Zeitraums von sechzig Tagen nach der Auflösung die Wähler und innerhalb eines Zeitraums von neunzig Tagen nach der Auflösung die Kammern versammelt werden." Der Konflikt war somit offenkundig und handgreiflich geworden; von einem Verkleistern konnte nicht mehr die Rede sein. Aus dem kleinen Riß war ein klaffender Spalt geworden.

Die Wahlbewegung begann sofort mit einer seit 1848 nicht wieder dagewesenen Heftigkeit. Erlasse der Regierung und der einzelnen Minister, Aufrufe der einzelnen Parteien, namentlich der Fortschrittspartei vom 14. und 31. März, Erklärungen, Resolutionen, Adressen aller möglichen, natürlich meistens völlig unberufenen Körperschaften u. s. w., das alles nahm kein Ende. Der Ton dieser Schriftstücke war durchweg scharf; sie sind jedoch ausnahmslos zu langatmig, als daß hier auf ihren Inhalt näher eingegangen werden könnte. Inzwischen waren am 18. März die Minister von Auerswald, von Patow, Graf Schwerin, von Bernuth, Graf Pückler entlassen worden. Der bisherige Handelsminister von der Heydt wurde Finanzminister; neu traten ein: Graf Itzenplitz, von Mühler (bisher Oberkonsistorialrat), Graf Lippe (bisher Oberstaatsanwalt) und von Jagow. Am 28. April wurden die Wahlmänner, am 6. Mai die Abgeordneten in ganz Preußen gewählt. Die Niederlage der Parteien, die entschlossen waren, die Regierung zu unterstützen, war so vollständig wie nur möglich. Die wenigen Anhänger des Ministeriums wurden fast allgemein nur noch als Feudale und Reaktionäre bezeichnet; „Aristokraten" und „Junker" wäre zu gut für sie gewesen.

Am 19. Mai wurde der neue Landtag eröffnet, nicht durch den König in Person, sondern durch den Präsidenten des Staatsministeriums. Die Thronrede war wieder in dem allerversöhnlichsten Tone gehalten; sie schloß mit den Worten: „Die Regierung wird diesen Grundsätzen [die der König bei Übernahme der Regentschaft ausgesprochen hatte] gemäß wie die Rechte der Krone so auch die Rechte der Landesvertretung gewissenhaft wahren; sie giebt sich aber auch der Hoffnung hin, daß Sie, meine Herren, ihr bei den zur Aufrechterhaltung der Ehre und Würde Preußens, sowie zur Förderung aller Zweige friedlicher Thätigkeit nötigen Maßregeln patriotische Unterstützung nicht versagen." Diese schönen Worte, so redlich und aufrichtig sie auch waren, verhallten fast ungehört in dem Sturme der entfesselten Parteileidenschaft und Parteiwut.

Die erste Antwort, die das Abgeordnetenhaus gab, bestand darin, daß mit 276 von 288 Stimmen Grabow zum Präsidenten erwählt wurde; Vizepräsidenten wurden wieder Behrend und von Bockum-Dolffs. Unter den Erörterungen der ersten Wochen nahm die dreitägige Adreßdebatte einen breiten Raum ein. Die Adresse, der ein Entwurf Twestens zu Grunde lag, lautete recht hübsch und strömte über von Versicherungen der Loyalität. Wenn man

aber folgende Stellen liest: „Die mehrfach gemachte Unterstellung, als ob ein großer Teil der Volksvertretung und mit ihr der preußischen Wähler sich feindlicher Eingriffe in die Rechte der Krone schuldig machen könnte, verkennt den tief monarchischen Grundzug der Nation, in welchem das Königtum seine starken Wurzeln treibt. Ew. Majestät bitten wir unterthänigst, keinen Unterschied finden zu wollen zwischen der begeisterten Liebe, welche das Land Ew. Majestät jederzeit entgegengetragen(!) hat, und zwischen einem Ergebnis der Wahlen, welches unzweifelhaft gegen einzelne Anschauungen und Maßregeln der königlichen Staatsregierung gerichtet war. Weit entfernt, in eine Prärogative der Krone einzugreifen, glauben wir, diese Krone nur zu stützen und zu stärken, indem wir Ew. Majestät in tiefster Ehrfurcht die Überzeugung aussprechen, daß keine Regierung, welche in diesen Punkten den Bedürfnissen der Nation widerstrebt, die untrennbaren Interessen der Krone und des Landes zu fördern imstande sein würde," so wird man doch sehr lebhaft an den bekannten Satz der praktischen Rechtskunde erinnert: Si fecisti, nega! nur mit dem Unterschiede, daß hier von vornherein etwas abgeleugnet wird, das man fest entschlossen war zu thun und jahrelang gethan hat. Die Hauptsache, die Militärfrage, ist in der Adresse mit keinem Worte berührt.

Am 7. Juli erteilte der König folgende Antwort: „Ich habe die mir soeben ausgedrückten Versicherungen der Treue und loyalen Ergebenheit gern entgegengenommen. Indem ich wiederholt ausspreche, daß ich unverändert auf dem Boden der beschwornen Verfassung stehe, sowie auf dem meines Programms vom November 1858, und daß ich mich hierbei in voller Übereinstimmung mit meinem Ministerium befinde, knüpfe ich hieran die feste Erwartung, Ihre ausgesprochenen Gesinnungen durch die That bewährt zu sehen, und da Sie einen Satz meines Programms von 1858 herausgehoben haben, so wollen Sie sich dasselbe Zeile für Zeile einprägen; dann werden Sie meine Gesinnungen recht erkennen." Eine Wirkung hatten diese höchst beherzigenswerten Worte nicht.

Endlos lang schleppten sich die Verhandlungen die ganzen Sommermonate hindurch hin, unterbrochen von mancherlei Zwischenfällen. Einige nebensächliche Gegenstände wurden auch erledigt; was die Hauptsache betraf, die Wehrhaftmachung des Staates, und zwar zu Wasser wie zu Lande, so kam man auch nicht um eines Fußes Breite weiter. Das Entgegenkommen der Regierung wurde nicht erwidert; alle ihre Zugeständnisse, die wirklich bis an die äußerste Grenze des Möglichen gingen, d. h. wenn der Grundpfeiler und das Bollwerk des Landes nicht angegriffen werden sollte, nämlich das Kriegsheer, wurden als ungenügend befunden und schroff zurückgewiesen. Die Debatte über den Militäretat begann im Abgeordnetenhause erst am 11. September und nahm sieben volle Tage in Anspruch. Dazwischen wurden fortwährend Sitzungen der Budgetkommission abgehalten. Erst am achten Tage, am 23. September, kam es zur Schlußabstimmung. Obgleich der Minister dringend davor warnte,

nicht Umstände herbeizuführen, „unter denen etwas geschehen müsse, was nicht ausdrücklich in der Verfassung geschrieben sei,“ stimmten für die Regierungsvorlage nur 11 Mitglieder („Feudale“ natürlich!), dagegen 308. Die gesamten Kosten der Reorganisation wurden im Ordinarium gestrichen und in das Extraordinarium verwiesen („erhöhte Kriegsbereitschaft“ lautete die schöne Redensart, die man dafür erfunden hatte), und um keinen Menschen in Zweifel darüber zu lassen, was man auf dieser „Seite des Hauses“ unter erhöhter Kriegsbereitschaft verstand, wurde dann die gesamte Summe im Extraordinarium einfach gestrichen. Mit diesem Beschlusse war, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Aus dem klaffenden Riß war jetzt ein gähnender Schlund geworden.

Was dachte sich wohl das Abgeordnetenhaus eigentlich bei diesem Beschlusse? Glaubte die Mehrheit wirklich, daß die Regierung sich dem fügen und das nun ausführen würde, was die notwendige Folge davon war? Die preußische Geschichte kennt nur einen Fall von einer wesentlichen Verminderung des Heeres. Das war damals, als ein übermütiger und übermächtiger Sieger und Eroberer seinen Fuß auf den Nacken des bis dahin freien Preußenvolkes gesetzt hatte, es war bei dem schmachvollen Frieden zu Tilsit, dem sich das zertretene Land fügen mußte. Jedem Vaterlandsfreunde blutete damals das Herz, und es blutete lange, schwere Jahre, bis das fließende Herzblut der Feinde die Wunden heilte. Und wenn wir jetzt, wo unsre Nation auf der Höhe der Macht und des Ruhmes steht, an Tilsit denken oder davon lesen, dann ballt sich unwillkürlich die Faust, und jeder, der ein Deutscher ist, denkt: „Lieber soll alles, was im Vaterlande Wehr und Waffen tragen kann, auf dem Schlachtfelde bluten, als daß eine solche Schmach noch einmal über uns kommt!“ Und zu einer ähnlichen Maßregel wollte eine sogenannte preußische Volksvertretung die Regierung des eignen Landes zwingen! Auch der verblendetste und verrannteste Parteifanatiker konnte unmöglich glauben, daß König Wilhelm das jemals zugeben würde, ja mehr noch, daß die Durchführung einer solchen Maßregel überhaupt möglich wäre. Es sollte z. B. fast der halbe Bestand der Infanterie entlassen, aufgelöst werden, jenes Fußvolkes, das bald darauf in drei blutigen Kriegen im Sturme mit „Gewehr rechts!“ siegreich alle Feinde des Vaterlandes zu Boden warf. Eher wären unsre Ströme rückwärts geflossen! Wollte denn die Mehrheit des Hauses auch wirklich und ernstlich, daß ihr Beschluß durchgeführt wurde? Auch diese Frage muß verneint werden. Denn unter den Männern, die damals gegen die Regierung stimmten, waren doch recht viele, die nicht beabsichtigten, ihr Land ungerüstet oder doch wenigstens höchst mangelhaft gerüstet seinen Feinden preiszugeben. Es gab, wie der Verlauf der Geschichte nachher unwiderleglich bewiesen hat, unter ihnen doch recht viele, in deren Herzen die Parteileidenschaft den alten, braven Preußensinn zwar für den Augenblick überwuchert, aber keineswegs erstickt hatte. Vielen

kam wohl auch schon damals in stiller Stunde einmal der Gedanke: „Wenn die Männer, die Preußen groß gemacht haben, die Fürsten und Feldherren,

Die Helden, so einst uns geführet,

herabschauten aus himmlischen Höhen auf das erbarmenswürdige Schauspiel, wie die eignen Söhne des Vaterlandes förmlich mit Wollust in seinen Eingeweiden wühlten, so müßten wir doch vergehen vor Scham.“ Preußen wehrlos machen — Preußen ehrlos machen, das wollten die meisten entschieden nicht. Aber sie faßten jenen Beschluß einfach, um den Konflikt zu verschärfen, zu vertiefen und dauernd zu machen. Sie wollten eben den Konflikt um seiner selbst willen; denn durch den Konflikt glaubten sie nach und nach den König und die Regierung zwingen zu können, den wahren Parlamentarismus, d. h. die unbedingte Parlamentsherrschaft, herzustellen. Die Herren hatten gut gelernt in der französischen Schule: Opposition gegen jede Regierung, bis das jeweilige Ministerium gestürzt war, und bis die Opposition selbst die Macht in den Händen hatte, um allerdings nach längerer oder kürzerer Zeit von einer noch fortgeschritteneren Opposition dasselbe Schicksal zu erleiden. In Frankreich ging man dann freilich noch einen Schritt weiter: waren verschiedne Ministerien nach und nach gefallen, so stürzte man von Zeit zu Zeit der Abwechslung wegen die Dynastie. Bis zu dieser Höhe war man in Preußen noch nicht gediehen; das hätten sogar die entschiedensten Republikaner aus der 48er Zeit nicht zugestanden. Aber Parlamentsherrschaft um jeden Preis wollte man; darum Konflikt um jeden Preis. War der echte Parlamentarismus erst da, dann kam alles übrige, was zu wünschen war, von selbst nach. Natürlich bestritt der „Fortschritt“ aufs lebhafteste und mit dem sogenannten Brusttone der Überzeugung, der den Herren bekanntlich so gut steht, daß er jemals nach Machterweiterung für den Landtag gestrebt habe; natürlich bestreitet er das bis auf den heutigen Tag. Das thut aber nichts, die Sache ist doch einmal so. Wenn dem Beschlusse vom 23. September 1862 dieses uneingestandene Streben nicht zu Grunde lag, so lag einfach gar keine Vernunft darin; er war dann völlig zwecklos und sinnlos, ja geradezu widersinnig.

Die Fortschrittspartei, die ganz in den demokratischen Anschauungen von 1848 wurzelte und daher, eingestandener- oder uneingestandenermaßen, auf dem Standpunkte der unbedingten Volkssouveränität stand, war rasch genug fertig mit der Antwort: Ist eine Einigung der drei Faktoren der Gesetzgebung nicht zu erzielen, so muß nicht nur das Herrenhaus, sondern so muß auch der König einfach nachgeben und sich dem Willen des Unterhauses fügen. So unumwunden, oder sagen wir geradezu: so grob drückte sie das nicht aus. Denn gegen die Person des Königs hegte der Fortschritt von jeher und hegt er noch heute die unbedingteste Hochachtung, in Worten natürlich. Eine Person hat nun aber eignes Urteil, freien Willen, selbständige Entschließungen u. s. w., und gerade bei den Männern des Hauses Hohenzollern sind diese Wesenseigen-

tümlichkeiten in besonders hervorragender Weise ausgeprägt. Nun wäre es doch ganz entschieden, um nicht mehr zu sagen, unhöflich, den eignen Willen dem des Königs entgegenzusetzen oder ihn gar darüber zu stellen. Diese „Unhöflichkeit" läßt sich nun auf sehr einfache Weise vermeiden, wenn man den Ausdruck „König" vermeidet und dafür stets sagt „die Krone." Zwar entspricht das in keiner Weise der preußischen Verfassung; denn abgesehen von Zusammensetzungen wie Kronfideikommiß und Krondsyndici findet sich der Ausdruck „die Krone" in der Verfassungsurkunde nur ein einzigesmal, nämlich in Art. 53: „Die Krone ist erblich" u. s. w., und daß das Wort hier etwas andres bedeutet, als was die „entschieden Liberalen" darunter verstanden wissen wollen, liegt auf der Hand. Aber das thut nichts; der kleine Kunstgriff thut noch immer seine vorzüglichen Dienste. Die Krone ist schließlich eine Abstraktion, etwas, das man nicht fassen und greifen kann; sie schwebt hoch über uns, „weit in nebelgrauer Ferne"; was im Staate vorgeht, wie regiert wird, darum braucht „die Krone" sich nicht zu kümmern. „Der König," von dem Titel 3 der Verfassung handelt und den fast jeder Artikel dieses Titels nur so bezeichnet, bleibt ganz aus dem Spiele. Wer merkt das gerade? Die wenigsten Leute kennen die Verfassung, und von den wenigen, die sie etwa gelesen haben, achten doch nicht viele auf solche Kleinigkeiten. „Der König" kann natürlich nicht nachgeben, aber „die Krone" entläßt die Regierung, die den Willen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses nicht vollziehen will, beruft ein neues Ministerium aus eben dieser Mehrheit, und Einigkeit, Friede und Freude ist wiederhergestellt. Dieses Verfahren beobachtet man ja ungefähr seit zweihundert Jahren in England; warum nicht auch in Preußen? In der Verfassung steht zwar kein Buchstabe davon; aber in diesem Falle braucht man darauf ja kein besondres Gewicht zu legen, oder man könnte zu Art. 62 etwa folgenden Zusatz machen: „Ist zwischen den drei Faktoren der Gesetzgebung keine Einigung zu erzielen, so gilt unbedingt der Wille der Mehrheit des Abgeordnetenhauses." Dann ist die Lücke in der Verfassung ausgefüllt, der alleinseligmachende Parlamentarismus ist hergestellt, d. h. die Parteiwirtschaft oder Diktatur einer zufällig zusammengewürfelten Mehrheit, und wie leicht könnte man dann einmal so einen kleinen, netten Konvent à la 1793 zu stande bringen!

Das entgegengesetzte Auskunftsmittel würde sein, daß in dem gedachten Falle die unbeschränkte Macht des Königs, wie sie vor Erlaß der Verfassung in Preußen zu Rechte bestand, wieder einträte; zu diesem Zwecke müßte die Verfassung ganz oder teilweise auf kürzere oder längere Zeit aufgehoben werden. Das hat aber, seit Preußen ein Verfassungsstaat ist, weder ein Herrscher, noch ein Ministerium, noch eine nennenswert große Partei jemals gewollt. Wer das Gegenteil behauptet, der redet entweder in den Tag hinein oder sagt bewußterweise die Unwahrheit. Läßt sich also auch so der Streit nicht beilegen, so ist es ganz unvermeidlich, daß nach und nach aus der Rechtsfrage eine

Machtfrage wird. Aus einer ähnlichen Äußerung Bismarcks in der Konfliktszeit drehte man ja bekanntlich heraus, der Ministerpräsident habe geäußert: „Macht geht vor Recht." Was aber daraus entsteht, wenn derartige Machtfragen bis auf die äußerste Spitze getrieben werden, das zeigt wieder das konstitutionelle Musterland, England. Der „Konflikt" zwischen Karl I. und dem langen Parlament führte zu einem greuelvollen Bürgerkriege, der jahrelang Englands Fluren mit Blut und Brand erfüllte, bis schließlich Cromwells Ironsides den Streit mit ihren schweren Pallaschen entschieden, nicht zu Gunsten der sogenannten Freiheit, d. h. der Parlamentsherrschaft, sondern eines schrankenlosen Militärdespotismus, einer nackten Säbelherrschaft. Der Gedanke freilich, in dem alten königlichen Preußen, wo fast jeder wehrfähige Mann zu der Fahne mit dem schwarzen Adler geschworen hat, ein Parlamentsheer auf die Beine zu bringen, muß doch auch dem verranntesten Demokraten zu thöricht erschienen sein. Ebenso scheint auch in jener Zeit, die wahrlich viel von politischer Tollheit an das Licht förderte, auch nicht ein verbissener Parteimann ernstlich daran gedacht zu haben, den willensstarken und willensfesten König Wilhelm etwa durch Barrikaden in seiner Hauptstadt einzuschüchtern, wie das bei seinem Bruder leider für kurze Zeit gelungen war. Auch war man weit davon entfernt, etwa durch Aufforderung zur Steuerverweigerung die Regierung zur Anwendung von Gewaltmaßregeln herauszufordern. Kurz, ein ruhig denkender, klarer politischer Kopf konnte sich schon damals sagen: Das einzige, was diesen Verfassungsstreit ebenso wie alle parlamentarischen Konflikte beenden kann, ist ein Kompromiß, d. h. eine Einigung, bei der beide Parteien etwas nachgeben, und die beiden Parteien zur Ehre gereicht. Dazu bot auch die Regierung des Königs immer von neuem die Hand; aber noch vier Jahre sollte es dauern, ehe die blinde Parteileidenschaft es zuließ, diese Hand zu ergreifen.

An demselben 23. September, wo das Abgeordnetenhaus den eben besprochenen Beschluß gefaßt hatte, unterzeichnete Seine Majestät die Kabinetsordre, durch die der bisherige preußische Botschafter am Pariser Hofe, Herr Otto von Bismarck-Schönhausen, zum Ministerpräsidenten, vorläufig ohne Portefeuille, ernannt wurde. Am folgenden Tage übernahm dieser die Leitung der Staatsgeschäfte.

Es ist eine in weiten Kreisen verbreitete und von der Fortschrittspartei geflissentlich gehegte Meinung, daß Bismarck der Urheber des ganzen Konflikts gewesen sei. Der liberale, d. h. freisinnige oder demokratische Bildungsphilister, der abends an seinem Stammtische als politische Autorität gilt, hat darüber folgende Ansicht, die von allen seinen Gesinnungsgenossen geteilt wird: Als der böse Bismarck, dieses rücksichtslose Werkzeug einer finstern, schwarzen Reaktion, an die Spitze der Regierung trat, wollte er sofort dem preußischen Volke das bißchen Freiheit, das so mühsam errungen war, wieder nehmen, die

ganze Verfassung mindestens „sistiren" und in rückschrittlichem Sinne „revidiren," oder am liebsten gleich ganz aufheben. Es ist eine ganz auffallende Erscheinung, wie gering nicht nur unter den Anhängern, sondern selbst auch unter den Führern der demokratischen Parteien, die Anzahl der Männer ist, die auch nur einigermaßen eingehende Kenntnis der neuern und neuesten Geschichte haben. Aber eigentlich haben sie Recht: sie fühlen, daß ihre Partei keine schlimmere und gefährlichere Feindin hat, als diese Wissenschaft. Wer die Geschichte kennt und so viel Verstand hat, daß er aus ihr lernen, d. h. selbständig Schlüsse ziehen und sich Urteile bilden kann, der kann kein Anhänger der Fortschrittspartei sein. Würde erst einmal die Kenntnis der wirklichen geschichtlichen Vorgänge Allgemeingut der Nation, dann wäre es mit dieser Partei aus, rein aus. Aber das erleben wir nicht. Die wenigen Fortschrittler oder Freisinnigen aber, die es besser wissen, hüten sich wohl, jenes Tendenzmärchen über den schlimmen Bismarck der Konfliktszeit zu zerstören. Die eben angeführte Ansicht paßt zu gut in ihren Kram. Die gegebene Darstellung der Thatsachen — und an den Thatsachen ist nicht zu rühren und zu rütteln — beweist aufs schlagendste, wie völlig unrichtig jene Anschauung ist. Als Bismarck die Leitung der Regierung im Namen seines Königs übernahm, fand er den Konflikt in allerbester Form vor, so scharf ausgeprägt wie nur irgend denkbar, so heftig und leidenschaftlich, wie es nur irgend möglich war, so lange die streitenden Mächte im Staatsleben noch nicht, wie etwa zu den Zeiten des langen Parlaments in England, zu den Waffen gegriffen hatten, um ihren vermeintlichen Rechtsstandpunkt zu wahren. Man darf sogar, wenn auch nicht voraussetzen, so doch wenigstens für möglich halten, daß er Mittel und Wege gefunden hätte, den ganzen häßlichen Verfassungsstreit zu vermeiden, wenn er zwei Jahre früher am Ruder gewesen wäre. Daß er in diesem Sinne gewirkt haben würde, geht unzweifelhaft hervor aus einer Äußerung, die er am 19. November 1863 dem damaligen Abgeordneten und frühern Minister von Bernuth gegenüber that: „Wenn irgend jemand die Verpflichtung hat, uns zu unterstützen bei Lösung desjenigen Knotens, den jene Herren mit mehr Leichtigkeit als Geschick schürzten, so glaube ich, sind es die Mitglieder der vorigen Regierung." Als er aber den Streit, der der Regierung mutwillig aufgedrängt war, einmal vorfand, da hat er ihn geführt wie ein Mann, ein ganzer Mann, ein Deutscher und ein Preuße. Wie ein germanischer Recke der alten Zeit stand er vor dem Throne, bereit, mit seinem Schilde oder auch mit seinem Leibe jeden Streich aufzufangen, den die Feinde gegen den Herrn und König führten, dem er Mannentreue geschworen hatte bis in den Tod. Und als dann die Zeit gekommen war, mit Ehren den Gegnern die Hand zum Frieden zu bieten, da riet er sofort seinem Könige und Gebieter, dessen ehrwürdiges Haupt eben mit neuem, unvergänglichem Lorbeer umkränzt war, diesen Schritt zu thun. Begonnen hat Bismarck den Konflikt nicht, aber ruhmreich

und siegreich zu Ende geführt hat er ihn. Das ist und das bleibt die Wahrheit.

Ehe der weitere Verlauf der Ereignisse geschildert werden kann, ist es notwendig, einige Worte über die Rechtsfrage und die Rechtslage einzufügen. Die Artikel der preußischen Verfassung, die bei Beurteilung des ganzen Streites in Frage kommen, lauten: Art. 99. Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt. Art. 62. Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und durch zwei Kammern ausgeübt. Die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt; letztere werden von der ersten Kammer im ganzen angenommen oder abgelehnt. Die andern Artikel, die man damals wohl herangezogen hat, sind nebensächlich und treffen den Kernpunkt der Sache nicht, z. B. Art. 100: Steuern und Abgaben für die Staatskasse dürfen nur, soweit sie in den Staatshaushaltsetat aufgenommen oder durch besondre Gesetze angeordnet sind, erhoben werden; oder Art. 104, Abs. 1: Zu Etatsüberschreitungen ist die nachträgliche Genehmigung der Kammern erforderlich. Der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt offenbar in der Bestimmung: Die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. Wird diese Einigung stets erzielt, so arbeitet die Staatsmaschine glatt und ohne Anstoß, und das politische Leben geht seinen regelmäßigen, gesetzlichen Gang. Ist aber eine solche nicht herbeizuführen, was soll dann geschehen? Die Verfassung hat hierauf keine Antwort; in ihr findet sich auch nicht die Spur einer Bestimmung, nach der in einem solchen Falle verfahren werden könnte. Das ist die sogenannte Lücke in der Verfassung; trotz alles Hohnes und Spottes, den man damals über die „Lückentheorie“ ausgegossen hat, ist sie thatsächlich vorhanden, und nach der ganzen Entwicklung des preußischen Staats- und Verfassungsrechts ist es überhaupt unmöglich, diese Lücke auszufüllen.

Am 29. September 1862 wurden die Sitzungen des Abgeordnetenhauses wieder eröffnet, und zwar mit der Erklärung des Ministerpräsidenten, daß die Regierung das Budget für 1863 zurückziehe; die wichtigsten Sätze der Begründung lauteten: „Nachdem das hohe Haus alle in der Reorganisation des Heeres beruhenden Ausgaben aus dem Etat für 1862 abzusetzen beschlossen hat, muß die Königl. Regiernng annehmen, daß dieselben Beschlüsse sich bezüglich des Etats für 1863 unverändert wiederholen werden, wenn er gegenwärtig zur Beratung gelangt. Nach den bisherigen Verhandlungen ist eine Verständigung ohne Gesetzesvorlage nicht möglich. Auf den Antrag des Staatsministeriums hat mich der König ermächtigt, den Etat für 1863 zurückzuziehen. Damit ist der Grundsatz von einer rechtzeitigen Vorlegung des Etats nicht

aufgegeben, sondern die Regierung hält es gegenwärtig für ihre Pflicht, die Hindernisse einer Verständigung nicht höher anschwellen zu lassen. Die Regierung wird daher in der nächsten Session den Etat für 1863 mit einem die Lebensbedingungen der Reorganisation aufrecht erhaltenden Gesetzentwurfe vorlegen, und ebenso den Etat für 1864." Dagegen beschloß am folgenden Tage die Budgetkommission auf Antrag des Herrn von Forkenbeck: 1. „die Staatsregierung aufzufordern, den Etat für 1863 dem Abgeordnetenhause zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung so schleunig vorzulegen, daß die Feststellung noch vor dem Beginne des Jahres 1863 erfolgen könne, und erklärte es 2. für verfassungswidrig, „wenn die Staatsregierung über eine Ausgabe verfüge, welche durch das Abgeordnetenhaus abgelehnt worden sei."

Jene Kommissionssitzung war vielleicht eine der am stärksten besuchten, die die parlamentarische Geschichte Preußens kennt; mehr als sechzig Abgeordnete wohnten den Beratungen bei. Damals fiel eine Reihe von Äußerungen des Ministerpräsidenten, die seit jener Zeit als „geflügelte Worte" mehr oder weniger Gemeingut der weitesten Kreise unsres Volkes geworden sind, z. B.: „Der Konflikt wird zu tragisch aufgefaßt. Eine Verfassungskrisis ist keine Schande, sondern eine Ehre. Wir sind vielleicht zu gebildet, um eine Verfassung zu ertragen; wir sind zu kritisch. Die öffentliche Meinung wechselt; die Presse ist nicht die öffentliche Meinung; man weiß wie die Presse entsteht. Es giebt zu viele katilinaristische Existenzen, die ein Interesse an Umwälzungen haben. Die Abgeordneten haben die Aufgabe, die Stimmung zu leiten, über ihr zu stehen. Wir haben zu heißes Blut, wir haben die Vorliebe, eine zu große Rüstung für unsern schmalen Leib zu tragen; nur sollten wir sie auch nützen. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einmal verpaßt ist; Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut." Diese Aussprüche des großen Mannes, der damals noch so ungeheuerlich verkannt wurde, machten gewaltiges Aufsehen und wurden vom Liberalismus nicht nur in Preußen, sondern auch im übrigen Deutschland aufs heftigste angegriffen, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer in die Augen springenden Richtigkeit. Namentlich das letzte Wort, die „Blut- und Eisenpolitik," erregte einen waren Sturm von Aufregung und Entrüstung. In dem Ministerpräsidenten war ein zweiter Attila, eine neue Gottesgeißel erstanden; Dschingiskan und Tamerlan waren diesem Manne gegenüber sanfte und humane Herren gewesen, und der schnodbrige Berliner Witz verstieg sich zu dem billigen Kalauer, der damals aber für einen Goldfund galt: „Der Bismarck wird schön hausen."

(Fortsetzung folgt)



Buckle und Darwin

2

Da außer Herder und Hegel kein Deutscher den Versuch einer nach großem Plane angelegten Geschichtsphilosophie unternommen hatte, so mußte bei der Neigung der Deutschen zu der genannten Wissenschaft und bei ihrer Bereitwilligkeit für die Aufnahme englischer Geisteserzeugnisse Buckles Werk eigentlich gleich nach seinem Erscheinen (1858—1861) bei uns Schule machen, zumal da er der Geschichtsphilosoph des Individualismus ist, und dieser gerade damals obenauf war. Aber eben dieser Charakter seines Werkes bildete ein Hindernis für den durchschlagenden Erfolg; denn während der Individualismus in Gesetzgebung und Verkehr seine höchsten Triumphe feierte, gingen in Volksversammlung und Presse die Wogen des Sozialismus bereits sehr hoch. Schon aus diesem Grunde darf man sich nicht wundern, daß Darwins „Entstehung der Arten," die fast gleichzeitig mit Buckles erstem Bande erschien, diesen in den Hintergrund drängte. Ohne Frage nämlich war es nicht das naturwissenschaftlich Wertvolle in Darwins Büchern, der darin niedergelegte Schatz beobachteter Thatsachen, was ihm sofort ein Heer von begeisterten Anhängern und entrüsteten Gegnern erweckte, sondern ihre Brauchbarkeit für gewisse philosophische Systeme. Deren Anhänger waren überzeugt, daß durch diese neue Entwicklungstheorie der Glaube an Gott und an den unsterblichen Menschengeist auf wissenschaftlichem Wege für immer beseitigt sei. Philosophirende Naturforscher der angedeuteten Richtung widmeten ihr Leben dem Apostolat der neuen Offenbarung und verbreiteten sie durch Wort und Schrift so erfolgreich, daß Darwin sich zu seiner großen Freude sehr bald in Deutschland allgemein anerkannt sah, während in seinem Vaterlande die Gegner noch lange das Feld behaupteten. Den Anfang machte Häckel mit seinem Vortrage über die Entwicklungstheorie, den er am 19. September 1863 in der ersten allgemeinen Sitzung der 38. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Stettin hielt.

Hätte sich auch irgend jemand in ähnlicher Weise für Buckle begeistert, so würde er doch schon darum den Darwinianern gegenüber im Nachteile geblieben sein, weil naturwissenschaftliche Lehren viel leichter volkstümlich werden als irgend ein Zweig der Geisteswissenschaften. Wo Blumen, Steine, Tiere

und Knochen oder Abbildungen solcher vorgezeigt werden, wo es blitzt und knallt, wo sich das Auge an schönem Farbenspiel ergetzt oder über seltsame Gebilde erstaunt, da sind die Kinder und ist das Volk am liebsten dabei, und das Volk in diesem Sinne reicht sehr hoch hinauf. Auch glaubt jeder sofort bis auf den Grund zu verstehen, was ihm an Naturkörpern, Zeichnungen oder künstlichen Vorrichtungen „demonstrirt" wird. Zudem war Darwin so glücklich gewesen, eine Reihe packender, leicht verständlicher Schlagwörter zu finden, deren Anwendbarkeit nicht allein weit über ihren ursprünglichen Geltungsbereich hinausging, sondern die schlechthin alles in der Welt zu erklären, alle Wesen und Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens zu schönster Einheit zu verknüpfen schienen. Mit Anpassung und Vererbung, Zuchtwahl oder Überleben des Passendsten, mit dem Kampf ums Dasein hantiren seitdem nicht bloß der Botaniker und der Zoologe, sondern auch der Geschäftsmann, der Politiker, der Volkswirtschaftslehrer, der Geschichtsphilosoph, der Philister in der Kneipe und der Witzblattschreiber. Man hatte mit einem Schlage eine Geschichtsphilosophie gewonnen, die jede andre überflüssig macht, weil sie schlechthin alles, nicht bloß die Menschenwelt, sondern die ganze Welt umfaßt. Dem bescheidnen, ja bis zur Ängstlichkeit vorsichtigen und gewissenhaften Darwin lag nichts ferner als eine Kompetenzüberschreitung. Lehnte doch der Verfasser des Werkes über die Befruchtung der Orchideen durch Insekten und des andern über Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich die Bezeichnung eines Botanikers von sich ab. „Ich sehe, schreibt er im August 1878 an Asa Gray, wir sind beide zu korrespondirenden Mitgliedern des Instituts [von Frankreich] gewählt worden. Es ist eigentlich ein guter Witz, daß ich in die botanische Sektion gewählt worden bin. Ich weiß allenfalls, daß die Gänseblümchen zu den Kompositen und die Erbsen zu den Leguminosen gehören, aber weit darüber hinaus reichen meine botanischen Kenntnisse nicht." Und manchmal drängt ihn die Fruchtbarkeit seiner Hypothese so hart an die Grenze seiner Wissenschaft, daß man die Selbstbeherrschung bewundern muß, mit der er jeder Versuchung einer Grenzüberschreitung widerstand. Zum Beispiel an folgender Stelle: „Die Theorie der natürlichen Zuchtwahl beruht auf der Annahme, daß jede neue Varietät und zuletzt jede neue Art dadurch gebildet wird, daß sie irgend einen Vorteil vor den konkurrirenden Arten voraus habe, infolge dessen die weniger begünstigten Arten fast unvermeidlich erlöschen. Bei unsern Kulturerzeugnissen verhält es sich ja ganz ebenso. Ist eine neue, unbedeutend vervollkommnete Varietät gebildet worden, so verdrängt sie zunächst die minder vollkommnen Varietäten in der unmittelbaren Umgebung. Wird sie dann noch erheblich mehr verbessert, so breitet sie sich auch in die Ferne aus und verdrängt dort die andern Rassen, wie unsre kurzhörnigen Rinder gethan haben" (Über die Entstehung der Arten, S. 406). Wie nahe lag hier die Bemerkung, daß es sich nicht bloß mit den Kulturerzeugnissen der Landwirtschaft, sondern auch mit

denen der Industrie so verhalte. Bei Buckle finden] sich keine Schlagwörter von solcher Verständlichkeit und Tragweite; und was sich etwa dazu eignete, wie der Gedanke von der Schädlichkeit aller Regierungen, würde doch auch schon vor Erlaß des Sozialistengesetzes etwaigen Aposteln gewisse Verlegenheiten bereitet haben. Die Darwinianer hingegen befinden sich in der glücklichen Lage, die Auffassung aller menschlichen Verhältnisse in durchgreifender Weise beeinflussen zu können, ohne diese Verhältnisse auch nur mit einem Worte zu nennen.

Namentlich darum fühlten sich alle philosophischen Köpfe lebhaft angezogen, weil der Begriff der Entwicklung, der seit Hegel als mystisch verschleierte Idee die Gemüter bewegt hatte, nun plötzlich die Klarheit einer geometrischen Figur zu gewinnen und das Geheimnis der Welt zu enthüllen schien. Wenn es bei der Entstehung der Weltkörper und ihrer lebendigen Bewohner nicht anders zugegangen ist wie bei der Entwicklung des Hühnchens im Ei, die wir in der Brutmaschine mit unsern Augen verfolgen können, dann ist ja das große Rätsel gelöst und alles, was wunderbar erschien, natürlich erklärt! Den Einwurf, daß eben diese Verwandlung des Eies in ein Hühnchen das Wunder der Wunder sei, und daß wir durch die Zurückführung der Weltwerdung auf diesen zwar vor unsern Augen sich vollziehenden, aber darum nicht minder unbegreiflichen Vorgang dem Geheimnis des Lebens keinen Schritt näher rücken, diesen Einwurf ließ man nicht gelten, seitdem Häckel die „Perigenesis der Plastidule" erfunden und in einem schönen Bilde: rote Kugeln mit schwarzen Flecken veranschaulicht hatte. Die Plastidule, so lehrt Häckel, diese Moleküle der organischen Körper, sind mit „unbewußtem Gedächtnis" begabt. Dieses unbewußte Gedächtnis befähigt das Tochterplastidul, die charakteristische Molekularbewegung des Mutterplastiduls fortzusetzen, während sie zugleich durch äußere Einflüsse einigermaßen verändert wird. So geht jene Vererbung und Anpassung, deren Endergebnis uns in den großen Gestalten der Tiere und Pflanzen sichtbar wird, in der unsichtbaren Welt der Moleküle vor sich. Daß etwas dergleichen vorgehen müsse, hatte man allerdings von den Zeiten der alten Atomisten her schon immer geahnt, und Leibniz sprach den Lehrsatz aus, daß alle Veränderungen der Welt sich im unendlich Kleinen vollziehen. Aber jetzt erst wurde es klar, wie es dabei eigentlich zugeht.

Nun gab es freilich Leute, die sich unter einem unbewußten Gedächtnis schlechterdings nichts zu denken vermochten, denen es unbegreiflich schien, wie ein Atomhäufchen plötzlich Gedächtnis bekommen soll, wenn es ein Plastidul bildet, während es ohne Gedächtnis bleibt, so lange es sich in einer unorganischen Verbindung befindet; und sie meinten, an Stelle des einen allumfassenden Wunders: der Existenz Gottes seien hier ebenso viele Billionen Wunder getreten, als Atomhäufchen mit unbewußtem Gedächtnis und der Kraft, ihresgleichen zu zeugen, in der Welt entstehen. Allein diese Leute wurden als

Schwachköpfe von der Gelehrtenrepublik ausgeschlossen, und ihre Proteste verhallten in dem allgemeinen Begeisterungsjubel.

Das Wort vom Kampf ums Dasein gewann seine zündende Kraft erst 1866 und 1870. Das ungeheure Völkerringen auf den Schlachtfeldern und das gleichzeitige Ringen der Einzelnen und Klassen im Konkurrenzkampfe, der durch den Krach von 1873 einen vorläufigen dramatischen Abschluß erhielt, schienen zu beweisen, daß jenes Wort den Kern des Lebens treffe und das Gesetz des Weltlaufs aufdecke. Mit gleicher Begeisterung wandten sich dieser Auffassung die Guten wie die Schlechten zu. Letztere in dem Sinne, der in Frankreich die schöne Wortbildung struggleforlifeur verschuldet hat und vor einigen Wochen von Alphonse Daudet auf die Bühne des Gymnasetheaters gebracht worden ist. Nicht als ob die durchschnittlichen struggleforlifeurs solche Tröpfe wären wie Lebiez und Barré, die einiger lumpigen tausend Franks wegen den vielbesprochenen Raubmord an einer Milchfrau begangen und dem französischen Novellisten die Idee seines Dramas eingegeben haben. Meistens läßt die respectability dieser Herren nichts zu wünschen übrig. Wir bedienen uns dieses Wortes, weil in England zuerst der Begriff einer bürgerlichen Achtbarkeit gebildet worden ist, die sich von der Wertschätzung sowohl des sittlichen Charakters wie der Leistungen unterscheidet. Diese Herren sind vielmehr weiter nichts als beharrlich und vielleicht mitunter ein wenig rücksichtslos in der Verfolgung ihrer Ziele; dagegen fehlt es ihnen keineswegs an einem Gewissen und an zartem Mitgefühl, das sich beim Gedanken an das Schicksal besiegter Konkurrenten regt. Welche Beruhigung nun, ja welche Erhebung, zu wissen, daß sie, der Pflicht gehorchend, nur das große Gesetz der Natur erfüllen! Weil sie als die Stärkern oben bleiben, darum dürfen, darum müssen sie sich für die Bessern halten. Neu an dieser Auffassung ist übrigens nur ihr Pharisäismus. An sich ist sie so alt wie der Kampf ums Dasein selbst, wie die menschliche Gesellschaft. „Seht euch doch das Treiben der Menschen an! Alle Großen sind nur durch Trug oder Gewalt zu ihrem Reichtum und ihrer Macht gelangt; nachdem sie ihr Ziel erreicht haben, schmücken sie ihr rohes Verfahren mit dem schönen Namen des rechtmäßigen Erwerbs. Und wer zu dumm ist, es zu machen wie sie, den unterdrücken sie. Die Treuen bleiben zeitlebens Sklaven, und die Ehrlichen bleiben immer arm. Nur treulose Kühnheit befreit aus der Knechtschaft, nur Raub und Betrug aus den Fesseln der Armut. Denn Gott und die Natur haben die Lebensgüter dem Wettbewerb übergeben: wer zugreift, der hat seinen Teil.“ So läßt Macchiavelli bei Erzählung des Florentiner Pöbelaufstandes von 1378 einen Volksredner sprechen.

Die Edeln hingegen verstanden das Wort umgekehrt: nur weil wir die Bessern sind, erweisen wir uns als die Stärkern! Mit Entzücken sahen sie nun endlich einmal die angebliche Erfahrung vom gewöhnlichen Unterliegen der Guten in diesem irdischen Jammerthale durch Theorie und Praxis gleich-

zeitig widerlegt und den Sieg des und der Guten zum Naturgesetz erhoben. War es ja doch die strenge sittliche Zucht und die treffliche Schule, in der Preußens Könige sich selbst und ihr Volk erzogen hatten, was Preußen zur Stellung der angesehensten Macht Europas emporgehoben hatte! Und so ward es denn aller Welt klar, wie unzertrennlich das sittlich Gute mit Leibeskraft und Geistesmacht verbunden sei. Und trefflich fügte sich in diesen Gedankengang das nun allüberall ertönende Losungswort: Eingliederung und Unterordnung des Einzelnen in und unter das große Ganze! „Wehe denjenigen Medusen des Siphonophorenstocks [Siphonophoren nennt man eine Art von Pflanzentieren, deren für weitgehende Arbeitsteilung eingerichtete Glieder so verschieden von einander und so verhältnismäßig selbständig sind, daß man sie allenfalls für Individuen halten kann], wehe also denjenigen Medusen, die in verblendetem Egoismus sich von ihrer Gemeinde losreißen und auf eigne Hand ein freies Leben führen wollen! Unfähig, alle die einzelnen Arbeiten zu leisten, die zu ihrer Selbsterhaltung notwendig sind und die sie von ihren verschiednen Mitbürgern geleistet erhalten, gehen sie, getrennt von letztern, rasch zu Grunde.“ Wenn Häckel so predigte, dann lauschte mit gleicher Andacht der Büreaukrat wie der Sozialdemokrat. Und wurde gar erst die aufopfernde Bürgertugend der Ameisen, Bienen und sich zu Tode brütenden Hennen geschildert, dann schämten sich alle selbstsüchtigen Freunde eines idyllischen Privatlebens die Augen heraus. Und lief es nicht schließlich auf dasselbe hinaus, wenn die Moralstatistiker und Sozialethiker, deren Forschungsergebnisse Alexander von Oettingen in seinem großen klassischen Werke zusammenfaßte, den Nachweis führten, daß die Tugenden wie die Laster und Verbrechen nicht sowohl Erzeugnisse der damit behafteten oder sie verübenden als vielmehr der Gesellschaft seien?

Dazu kam, daß Darwin, während er ohne Absicht und Verschulden zum Reformator der Wissenschaft und des Lebens ward, doch zugleich auch ein wirkliches Bedürfnis seiner Fachgenossen befriedigte. Die Ergebnisse der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie, der Physiologie hatten in Wechselwirkung mit den Erfahrungen der Gärtner und Viehzüchter längst auf den Weg hingewiesen, den Buffon, Lamarck, Goethe nur andeuteten, Darwin aber mit Entschiedenheit einschlug; er fand den richtigen Ausdruck für Ideen, die längst in der Luft lagen. Dagegen widersprach Buckles Auffassung dem Gedankengange, in den seine Fachgenossen, die Historiker, durch vielseitiges und tiefes Quellenstudium hineingeführt worden waren, in sehr wesentlichen Stücken. Zunächst war er reiner Verstandesmensch. Es fehlte ihm jede Spur von Sinn für Poesie, die ihm nur Reimgeklingel ist. Er begreift nicht, daß die Einzelnen wie die Völker, so lange sie Kinder sind, in Bildern denken müssen, und beklagt als Unglück und Entartung, was nur gesunde, glückliche Natur ist. Wie in vielem andern, so steht er auch in der Mythenerklärung noch auf dem über-

wundenen unhistorischen Standpunkte des Rationalismus der Aufklärungszeit. Die Göttersagen deutet er euhemeristisch als greuliche Verhunzung wirklicher Geschichte. Da es in Griechenland „viele Räuber und Vagabunden" gegeben habe, die alle Herakles hießen, so seien auf diesen einen Namen alle im Volksmunde umlaufenden Groß- und Unthaten gehäuft worden; und was dergleichen erbauliche Erklärungsversuche mehr sind.

Wie schon erwähnt, war er der Ansicht, es wäre besser gewesen, wenn im siebenten Jahrhundert die Kenntnis der Buchstaben ganz verloren gegangen wäre, anstatt daß sie nur dazu benutzt wurde, allerlei dummes Zeug zu verbreiten. Allein so wenig sich ein Mensch an seinem eignen Schopf aus dem Sumpfe herausziehen kann, so wenig, scheint es nach der geschichtlichen Erfahrung, vermag sich ein Naturvolk, solange es auf eigne Kraft beschränkt bleibt, aus seiner Unwissenheit herauszuarbeiten, man müßte ihm denn jene Jahrmillionen zur Verfügung stellen, mit denen die Darwinianer so freigebig sind. Die erste Hilfe nun, die den Naturkindern von außen dargereicht zu werden pflegt, besteht darin, daß man sie lesen und schreiben lehrt. Mit der Verbreitung dieser Künste durchs ganze Volk hin ging es vor Erfindung der Buchdruckerkunst sehr langsam. Während der jahrhundertelangen Periode dieser allmählichen Verbreitung mußten notwendigerweise im Volke abergläubische Vorstellungen herrschen und konnte das Wissen der wenigen Gebildeten nur langsam fortschreiten, denn rascher Fortschritt hat zahlreiche Mitarbeiter, Arbeitsteilung, reiche Hilfsmittel, rasche Verbreitung und vielfache Vergleichung der Ergebnisse zur Voraussetzung. Zudem blieb die Forschung lange Zeit auf einen Erdenwinkel beschränkt, und selbst wenn die Gelehrten nicht so unmäßig viel Zeit auf Theologie und spekulative Philosophie verwendet hätten, würde Amerika nicht viel vor dem fünfzehnten Jahrhundert und das kopernikanische System kaum vor Kopernikus entdeckt worden sein, denn es kann nicht alles auf einmal geschehen, sondern eins kommt hinter dem andern: die Urbarmachung des Bodens vor dem Gewerbe, das Gewerbe vor Kunst und Wissenschaft. Wie hätte der Verlust der Buchstabenkenntnis diesen Gang der Dinge beschleunigen sollen? Die schriftlose Zeit wäre für den Kulturfortschritt einfach verloren gewesen, und jene Gleichzeitigkeit von Schrifttum und Aberglauben, die der englische Kulturhistoriker so sehr beklagt, würde nur einige hundert Jahre später eingetreten sein.

Sodann unterschätzt Buckle die geschichtliche Litteratur des Mittelalters, weil er sie nicht kennt. Seine Urteile stützen sich auf einige englische Chronisten, die Franzosen Froissart und Comines und — man sollte es kaum für möglich halten — die unter dem Namen der Chronik des Turpin bekannte Sagensammlung, die er alles Ernstes für ein Geschichtswerk angesehen zu haben scheint. Hätte er auch nur Einhards Leben Karls des Großen oder Widukinds Sachsengeschichte gelesen, so würde er sich überzeugt haben, daß schon im neunten

und zehnten Jahrhundert ganz nüchtern und verständig beobachtet und geschrieben wurde. Aber von allen den Geschichtswerken, Gesetzen und Urkunden, die in den neunundzwanzig Folianten Muratoris und den damals schon auf zwanzig sich belaufenden der Monumenta von Pertz stehen, hat er, wie es scheint, nichts zu Gesicht bekommen. Trägheit im Lesen und Sammeln kann ihm freilich niemand zum Vorwurf machen; im Gegenteil verdienen seine Belesenheit und seine Arbeitskraft Bewunderung. Aber er ist mit vierzig Jahren gestorben, und zwanzig Jahre Arbeit reichen eben nicht hin, die Grundlage für ein solches Riesenwerk zu beschaffen. Erst nach beinahe sechzigjährigem Quellenstudium faßte Ranke den Gedanken seiner Universalgeschichte, die seiner ausgesprochenen Abneigung gegen Geschichtsphilosophie zum Trotz beinahe eine solche geworden ist. Das wissenschaftliche Vergehen Buckles besteht darin, daß er die Geschichtschreibung einer tausendjährigen Periode nach einigen dürftigen Proben beurteilte, und daß er diese Proben nicht einmal unbefangen würdigte. Die englischen Chroniken, die er gelesen hat, enthalten doch nicht lauter unnützes und abgeschmacktes Zeug, wenn es auch natürlich an solchem nicht darin fehlt. Auch erscheint ihm manches als Aberglaube, was gar keiner ist. So behauptet er z. B., wenn die Chronisten über eine Schlacht berichteten, dann führten sie gewöhnlich die Niederlage des besiegten Teiles nicht auf ihre wirklichen Ursachen, wie geringe Zahl oder schlechte Bewaffnung oder Feigheit der Truppen, sondern auf den Willen Gottes zurück. Aber die Leute wußten damals gerade so gut wie heute, daß ein großer Hause mehr als ein kleiner und Tapferkeit mehr als Feigheit vermag. Nur glaubten sie zugleich wahrzunehmen, daß der Enderfolg bei allen Unternehmungen nicht lediglich von den Handelnden, sondern teilweise von allerlei Nebenumständen abhänge, und in diesen von den Handelnden unabhängigen Einwirkungen sahen sie Veranstaltungen Gottes. Dieser Glaube besteht noch heute und hat in dem berühmten Kaiserwort „Welche Wendung durch Gottes Fügung!" seinen klassischen Ausdruck gefunden. Und im Grunde genommen teilt auch die gesamte moderne Wissenschaft, die Bucklesche wie die Darwinsche Richtung nicht ausgeschlossen, diesen Glauben. Denn geradeso wie die Scholastiker nimmt sie über den causae secundae, den nächsten Ursachen, eine causa prima, eine Grundursache an, die die Thätigkeit jener regelt und auf ein bestimmtes Ziel hinlenkt. Der Unterschied ist nur, daß sie diese Grundursache nicht als einen persönlichen Geist, sondern als ein anders, niemand weiß anzugeben wie beschaffenes Wesen darstellt. Allerdings fehlten dabei die Menschen des Mittelalters in mehrfacher Beziehung. So oft Naturkräfte ins Spiel kamen, hegten sie von der Beschaffenheit und Verkettung der Ursachen zweiter Ordnung falsche Vorstellungen. Außerdem waren sie geneigt, die Kette dieser Ursachen für weit kürzer zu halten, als sie in Wirklichkeit ist, und die Endursache viel zu oft und zu unmittelbar eingreifen zu lassen. Endlich begegnete es ihnen zuweilen auch, daß sie in abergläubischer Furcht

oder andächtiger Verzückung Dinge hörten und sahen, die nicht vorhanden waren, und daß begabte Männer, Frauen und Jungfrauen in der zeitweiligen Aufhebung der Schwerkraft und im Verkehr mit Geistern bedeutenderes leisteten als der Knabe von Resau und unsre Spiritisten. Aber der Brauchbarkeit alter Chroniken schaden solche leicht ablösbare Zuthaten weniger als der unsrer heutigen Geschichtswerke ihre „Pragmatik.“ Denn was eine Wundergeschichte ist, sieht man auf der Stelle und macht einfach einen Strich durch; aber in einem kunstreichen Charakterbilde moderner Geschichtschreibung zu entscheiden, wie viel davon der Wirklichkeit und wie viel der tendenziösen Kunst des Verfassers angehört, das ist ein schwieriges Stück Arbeit. Wer sich mit mittelalterlicher Geschichte beschäftigt, der dankt Gott dafür, daß die Chronisten keine Theorien beweisen und keine Kunstwerke liefern, sondern sich auf die trockene und treuherzige Aufzählung der Thatsachen beschränken. Freilich theoretisiren auch sie manchmal und beweisen entweder die Schlechtigkeit der durch Sünden verderbten Welt und die Nachwirkung des Sündenfalls, oder die göttlichen Rechte des Papstes oder des Kaisers oder die Lehre von den zwei Schwertern; allein das thun sie nicht durch künstliche und schlaue Gruppirung der Thatsachen, sondern in besondern mehr oder weniger langweiligen Abhandlungen, die man als nicht zur Sache gehörig einfach überschlägt. So sind auch die damaligen Staatsschriften von unübertrefflicher Deutlichkeit. Wenn Kaiser, Papst und sonstige Potentaten sich gegenseitig Drache, Schlange, Räuber und Mörder schimpfen, so weiß man ganz genau, wie viel es geschlagen hat, während man seit der Zeit, wo die Sprache als eine Kunst zum Verbergen der Gedanken gehandhabt wird, nach dem Lesen einer diplomatischen Note regelmäßig weniger weiß als vorher. Wenn demnach Buckle jener Zeit vorwirft, nicht einmal ein Machiavelli habe sich zu einer alle Erscheinungen organisch verbindenden Ansicht erheben können, so ist das zwar richtig, aber für den Geschichtsforscher das Gegenteil von einem Unglück.

Da ferner die Bildung doch erst verbreitet werden muß, ehe sie allgemein vorhanden sein kann, in rohen Zeiten aber die Bildungsmittel nur den Vornehmsten zugänglich sind, so ist nicht abzusehen, wie Bildungsfortschritt möglich gewesen wäre ohne die von Buckle so sehr beklagte Bevormundung. Es ist leicht einzusehen, daß diese über einen gewissen Grad und eine gewisse Zeitgrenze hinaus mehr schadet als nützt; allein wo die Grenze liegt, darüber vermögen sich die Beteiligten immer nur schwer zu einigen. Auf dem Festlande wenigstens pflegen gerade die politischen Parteigenossen Buckles für weitgehenden Schulzwang und sonstige Bevormundung des Volkes zu schwärmen und sind daher namentlich bei den Landleuten wenig beliebt, die ihr eignes Interesse besser zu verstehen glauben als ihre städtischen Vormünder, und demgemäß liberalen Regierungen mit derselben Begründung Opposition machen, wie das liberale Gelehrten- und Bürgertum den konservativen.

Seine Abneigung gegen Bevormundung verleitet Buckle zu dem **Paradoxon:** schlechte Monarchen seien guten und schwache, unfähige Regierungen den starken und erfolgreichen vorzuziehen, weil die erstern das Volk zwängen, seine Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, während es den letztern gegenüber leicht aus Liebe und Ehrfurcht vertrauensvoll auf seine Selbständigkeit Verzicht leiste. Weit milder drückt Gustav Freytag in seinen „Erinnerungsblättern" einen ähnlichen Gedanken aus, wenn er sagt, die treue deutsche Nation verziehe unablässig ihre Gebieter, am meisten die, die sie am meisten liebe. Gegen Buckles Theorie wäre u. a. einzuwenden, daß ein tüchtiges Volk sich gewöhnlich auch eine tüchtige Regierung schaffen wird, und daß unsre festländischen Staaten unter schwachen Regierungen Gefahr laufen, ihre Selbständigkeit zu verlieren, während das Inselreich bisher einen feindlichen Einfall kaum zu fürchten hatte. Jedenfalls war die glorreiche Regierungszeit Wilhelms I. nicht die geeignete Zeit zur Verbreitung derartiger Grundsätze in Deutschland; und wenn Buckle sehen könnte, welcher Wertschätzung sich heute der von ihm verachtete Soldatenstand sogar in England erfreut, so würde er sich verwundert fragen: Wer von uns beiden schreitet nun eigentlich zurück: ich oder die Zivilisation?



Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)

Wozu sind denn aber eigentlich unsre Schulen da, vor allem unsre höhern Schulen? Wird denn an ihnen nicht oder nicht mehr gut und richtig deutsch schreiben gelehrt? Wozu bedarf es überhaupt eines Sprachvereins, wenn die Schule ihre Schuldigkeit thut? — Damit komme ich zu einem etwas heikeln Punkte. Die Wahrheit ist: Nein, im allgemeinen wird es nicht gelehrt. Ich will nicht von der Volksschule reden. Ihre Aufgabe ist es nicht, Schriftsteller zu bilden, ihre Schüler zu einem kunstmäßigen Gebrauch der Sprache zu erziehen. Wenn der Handwerker, der die Volksschule besucht hat, einen leidlichen Geschäftsbrief schreiben, eine Rechnung richtig ausstellen kann, so hat er genug gelernt. Außerdem sollte es die Volksschule freilich dahin bringen, daß die Jungen ein Fremdwort von einem deutschen Worte zu unterscheiden wissen, daß sie sich mit Fremdwörtern möglichst in Acht nehmen lernen, sie vermeiden, wo sie nur irgend können, und daß sie alle Prahlerei mit Fremdwörtern als

das erkennen lernen, was sie ist: nicht als Bildung, sondern als Mangel an Bildung. Dazu gehörte freilich, daß auf den Seminaren der junge Lehrernachwuchs zunächst selbst vor dem Irrwahn bewahrt würde, daß es das Zeichen „höherer" Bildung sei, möglichst viel Fremdwörter anzuwenden. Dann würde es auch in den Handels- und Gewerbekreisen, wo dieser Irrwahn noch allgemein verbreitet ist, allmählich besser werden, man würde nicht mehr auf Firmenschildern, an Schaufenstern und in Geschäftsanzeigen so haarsträubenden Unsinn zu lesen bekommen wie jetzt (Confektion eleganter Herrenmoden (!), Germanischer Fischkonsum (!), Qualitätszigarren, Winterüberzieher hochfeinsten Genres (!) u. ähnl.) Wie steht es aber mit dem deutschen Unterricht auf den höhern Schulen, auf den Gymnasien und Realschulen?

Als ich vor 23 Jahren als junger, neubackener Gymnasiallehrer unten antrat — ich bin ja auch einmal Schulmeister gewesen, und liebe Freunde behaupten sogar, ich wäre es noch jetzt und würde es immer bleiben —, war einer der ersten Ratschläge, die mir mein Amtsvorgänger in der Sexta in einer Probestunde gab: „Treibe nur ja keine deutsche Grammatik, langweile die Jungen nicht damit, das Deutsche lernen sie am Lateinischen mit!" Ich war erst etwas erstaunt über diesen guten Rat, dachte aber dann an meine eigne Gymnasiastenzeit zurück und erinnerte mich, daß in der That auch ich in meiner achtjährigen Gymnasiallaufbahn (1854—1862) niemals mit Unterricht in deutscher Grammatik behelligt worden war. Und so versuchte ichs denn auch zunächst in der mir empfohlenen Weise. Ich sah aber bald, daß damit nicht auszukommen war. Eine Menge der einfachsten Dinge wußten die Jungen eben nicht; sie ihnen beiläufig im lateinischen Unterricht beizubringen war gar keine Gelegenheit. Es blieb mir also doch nichts weiter übrig, obwohl das „Regulativ" nichts derart vorschrieb, als gelegentlich in aller Form ein Stündchen deutsche Grammatik mit den Jungen zu treiben. So viel ich weiß, bestehen nun aber in dieser Beziehung noch heute dieselben Zustände. Einen ordentlichen, zusammenhängenden Unterricht in der deutschen Grammatik — Formenlehre wie Satzlehre — giebt es auf unsern höhern Schulen nirgends, weder auf den untern noch auf den obern Stufen. Das ganze bißchen deutsche Grammatik, das getrieben wird, beschränkt sich auf die vereinzelten Bemerkungen, die gelegentlich beim Lesen und Erklären eines Gedichtes, eines Schauspiels oder eines Prosastückes oder bei der Rückgabe der durchgesehenen deutschen Aufsätze den Jungen hingeworfen werden. Das ist aber doch verschwindend wenig. Es müßte viel, viel mehr gute deutsche Prosa gelesen werden, teils in der Schule selbst, teils zu Hause, und was zu Hause gelesen worden ist, müßte der Lehrer gerade auch auf Spracherscheinungen hin sorgfältig kontrolliren. Ein halbes Jahr lang die Jungen mit der Erklärung deutscher Vaterlandslieder oder Klopstockischer Oden langweilen, ein halbes Jahr an einem Drama herumknaupeln, das die Jungen halb auswendig wissen und schon

so und so oft im Theater gesehen haben, ein halbes Jahr sie in sämtliche Liebschaften Goethes einweihen und ihnen bei jeder Strophe zeigen, ob sie sich auf Gretchen oder Käthchen, Friederike Öser oder Friederike Brion, Lotte oder Lili, die Stein oder die Vulpius bezieht — kann man das deutschen Unterricht nennen? Aber auch geschrieben müßte viel mehr werden. Ein Sekundaner oder Primaner schreibt jährlich sechs deutsche Aufsätze. Was kann dabei gelernt werden? Anstatt daß man die Zeit vergeudet mit der jämmerlichen Phrasendrechselei der „freien" lateinischen Arbeiten, mit der syntaktischen Spintisirerei der griechischen Pensa und Extemporalien, müßte aller vierzehn Tage ein deutscher Aufsatz geschrieben werden, nicht von dreißig bis vierzig, aber von sechs bis acht Seiten. Die Themata müßten so bunt als möglich gestellt, in alle Lebensgebiete müßte dabei hineingefahren werden, damit jeder so oft als möglich Gelegenheit hätte, sich über Dinge auszusprechen, die ihm nahe liegen und wirklich vertraut sind. Auch die verschiedensten Darstellungsformen müßten berücksichtigt werden, nicht immer nur die der Abhandlung oder der Erzählung. Schon in den untern Klassen herrscht nicht genug Mannichfaltigkeit. Wie viele Gedichte müssen da die Jungen „in Prosa verwandeln," wie oft müssen sie ihren „schönsten Ferientag" beschreiben! In den obern Klassen werden fast ausschließlich litterargeschichtliche, dramaturgische und ästhetische Themata gestellt, dazwischen vielleicht einmal ein rein geschichtliches. Wie wenige haben aber im spätern Leben Veranlassung, dergleichen zu behandeln! Da stehen sie dann nach all dem weisen Gerede, das sie über Laokoon, über Schillers ästhetische Erziehung, über Tasso und Antonio irgendwo — abgeschrieben haben, wie die Kinder da.

Was aber noch schlimmer ist: wie im gewöhnlichen Leben überall der Glaube verbreitet ist, Deutsch schreiben brauche man nicht zu lernen, so besteht an der Schule der Wahn, Deutsch lehren brauche man nicht zu lernen. Mag einer Theolog, klassischer Philolog, Neuphilolog, Germanist sein, zum Unterricht im Deutschen gilt jeder für befähigt. Und doch, wenn ein klassischer Philolog in der lateinischen Grammatik und Stilistik so unwissend wäre, wie mancher Deutschlehrer in der deutschen — wie schnell würde er unschädlich gemacht werden! In den klassischen Sprachen ist für jede Unterrichtsstufe genau vorgeschrieben, was getrieben und erreicht werden muß. Jeder nachfolgende Lehrer verlangt von seinem Vorgänger, daß die Schüler, die ihm dieser am Schlusse des Schuljahres abliefert, das vorgeschriebene Ziel auch wirklich erreicht haben. Zweifel, Meinungsverschiedenheiten, abweichende Auffassungen giebt es da nicht, da heißts entweder Wissen oder Nichtwissen. Wie ganz anders im deutschen Unterricht! Einen ordentlichen Plan über den Unterricht in der deutschen Sprache giebt es nirgends. Alles ist dem Zufall überlassen. Wenn beim Durchsprechen eines Gedichtes oder eines deutschen Aufsatzes sich Gelegenheit bietet, wird wohl die oder jene grammatische Regel, die oder

jene Spracherscheinung einmal flüchtig gestreift. Aber was sind das für dürftige Brocken! Nicht der zehnte Teil der Spracherscheinungen, die dem jungen Manne später im Leben gegenübertreten, nicht der zehnte Teil der Verstöße, die später von allen Seiten auf ihn einstürmen, wird auf der Schule planmäßig behandelt. Wenn es der Junge halbwegs geschickt anfängt, kann er in seinen Aufsätzen gröbere grammatische Fehler recht wohl vermeiden. Wörtern und Wendungen, über die er nicht sicher ist, geht er aus dem Wege. Tappelt er ja einmal hinein, nun, so wird der Fehler — vielleicht berichtigt, wenn der Lehrer selber so viel Kenntnis hat, daß er den Fehler merkt und berichtigen kann. Aber nötig ist es nicht. Bei weitem die meisten Lehrer des Deutschen sind ja selber Laien. Sie haben sich nie, weder in ihrer eignen Schulzeit, noch auf der Universität, noch seit sie Lehrer geworden sind, planmäßig mit dem Studium der deutschen Sprache, der deutschen Grammatik und Stilistik beschäftigt. Daß der eine Lehrer als Fehler anrechnet, was der andre durchläßt, kommt wohl vereinzelt auch in den fremden Sprachen vor, aber im ganzen beherrscht doch da die feste Regel Lehrer und Schüler gemeinschaftlich; jeder Lehrer weiß: so ist es, so heißt es, das muß ich wissen, und das mußt du wissen. Im deutschen Unterricht bleibt fast alles dem Belieben und der zufälligen Kenntnis des Lehrers überlassen. Im Lateinischen oder Griechischen gilt ein Verstoß gegen eine Elementarregel für ein Kapitalverbrechen, das dem Jungen unter Umständen ein Lebensjahr kosten kann; im Deutschen darf der Lehrer scherzend seine eigne Unwissenheit bekennen, und die Jungen sollen das womöglich für geistreich halten. In einem Kollegium von etwa zwanzig Lehrern wurde einmal darüber gestritten, was richtig sei: Wir Deutschen oder Wir Deutsche. Ein Drittel war aus dunkelm Gefühl für das eine, ein zweites Drittel aus ebenso dunkelm Gefühl für das andre, das dritte Drittel suchte schnell nach Gründen für das eine oder das andre; zu einer Entscheidung kam es nicht, denn etwas ordentliches wußte keiner. So stehts, wenn es sich um die ganz gemeine grammatische Korrektheit handelt! Wenn vollends Geschmacksfragen ins Spiel kommen, kann es geschehen, daß der Junge, wenn er fleißig gute Prosa aus der Klassikerzeit gelesen hat, mehr Geschmack hat als der Lehrer. Daß der Junge ein gutes, einfaches, natürliches ihm hinschreibt, der Lehrer ihm ein langweiliges, steifbeiniges, papiernes demselben draus macht, ist durchaus nichts unerhörtes. Ich habe Dutzende von Aufsätzen aus der Feder von Deutschlehrern an höhern Schulen unter den Händen gehabt, die zum Abdruck für eine Zeitschrift eingesandt worden waren: Kaiser- und Königsgeburtstagsreden, Sedanfestreden und andre Aufsätze aller Art. Ich habe es manchmal kaum für möglich gehalten, daß das von Deutschlehrern, ja daß es überhaupt von Sprachlehrern geschrieben sei, so fehlerhaft war vieles darin. Auch wenn man Schulprogramme in die Hände bekommt, ist man oft erstaunt über das Deutsch, in dem die wissenschaftlichen Abhandlungen und

vollends die Schulnachrichten geschrieben sind. Es liegt mir fern, den deutschen Unterricht etwa für den Germanisten von Fach in Anspruch zu nehmen. Die ausgedehnteste Kenntnis der Geschichte der deutschen Sprache befähigt an sich und wenn nicht andre Eigenschaften dazu kommen, ebenso wenig zum Deutschlehrer, wie etwa der Theolog als solcher ohne weiteres vom deutschen Unterricht auszuschließen ist. Das Haupterfordernis für den Deutschlehrer ist guter Geschmack, lebendiges, feines, empfindliches Sprachgefühl. Gerade Germanisten aber haben Fehlern und Geschmacklosigkeiten gegenüber infolge ihres einseitig sprachgeschichtlichen Standpunktes oft eine unbegreifliche Schwäche. Alles, was ist, ist vernünftig — diesen Grundsatz findet man bei Germanisten gar nicht selten. Ich erinnere mich, daß ein Germanist von Fach eine der greulichsten Erscheinungen der Kanzlei- und Zeitungssprache, die auf der Schule mit der Lauge des Spottes übergossen und mit Feuer und Schwert verfolgt werden sollte, die sogenannte Inversion nach und (und wurde derselbe u. s. w.) mit der Bemerkung in Schutz nahm, die Konstruktion sei ihm zwar persönlich auch „unsympathisch," sie sei aber doch sehr alt, komme schon bei Luther vor, und es sei eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Als ob etwas Häßliches durch ehrwürdiges Alter schöner würde! Daß Germanisten auf die Frage: Was ist richtig? das oder jenes? achselzuckend antworten: Ja, schließlich ist beides richtig — ist etwas ganz gewöhnliches. Das ist, um ein Gleichnis zu brauchen, der Botanikerstandpunkt. Der Deutschlehrer soll nun zwar auch ein tüchtiger Sprachbotaniker sein, auch die Jungen dazu machen, als Deutschlehrer aber hat er sich lediglich auf den Gärtnerstandpunkt zu stellen. Denn ich wiederhole, was ich schon in anderm Zusammenhange gesagt habe: Schreiben ist eine Kunst. Auch der kleinste Brief, die kleinste Geschäftsanzeige in einer Zeitung, sie sind in ihrer Art als kleine Kunsterzeugnisse zu betrachten. Gerade auf den obern Stufen würde ein eingehender, planmäßiger Unterricht in der deutschen Sprache gewiß dankbar hingenommen werden. Er müßte sich nur nicht lange aufhalten bei dem, was Gott sei Dank noch jedermann richtig macht, sondern sich vor allem erstrecken auf das, was leider beinahe alle Welt falsch macht. Grammatik des Falschen und Häßlichen müßte vorgetragen werden, und zwar mit Laune, selbst mit Spott. Der Lehrer müßte gelegentlich ein neuerschienenes Buch, die neueste Nummer einer Tageszeitung mit in die Unterrichtsstunde bringen und sie gemeinschaftlich mit den Jungen durchkorrigiren wie eine Schularbeit — da wäre was zu lernen! Der vollständige Mangel eines zusammenhängenden Unterrichts in der deutschen Sprache, namentlich auf den obern Stufen, gehört zu den beklagenswertesten Lücken in unserm höhern Schulwesen. Während die jungen Leute mit achtzehn, neunzehn Jahren im Gebrauch ihrer Muttersprache so sicher und fest aus der Schule in die Universität und ins Leben treten sollten, daß sie gegen alle Gefahren gefeit wären, daß aller Sprachzopf, der auf Universitätskathedern,

in Hand- und Lehrbüchern von Professoren ihnen entgegentritt, aller Sprachunrat der Tagespresse, alle Sprachsudelei der zeitgenössischen Romanlitteratur ihnen nichts anhaben könnte, daß sie mit souveränem Humor auf das alles hinabblicken könnten, treten sie hinaus ohne Kenntnis, ohne Kritik, ohne Widerstandsfähigkeit. Das bißchen Wissen und Geschmack, das die Schule wirklich aufgebaut hat, ist in wenigen Monaten wieder niedergerissen, dann überwuchert die mühselig gepflegten Pflanzungen der Schule dichtes Unkraut.

Aber ich wollte ja allerhand Sprachdummheiten vorführen und ereifre mich über Zeitungsdeutsch, Sprachverein und deutschen Unterricht. Nun, mit den Sprachdummheiten, die jetzt im Schwange sind, könnte man wohl ein dickes Buch füllen. Es sind auch wirklich schon Bücher erschienen, die auf dergleichen aufmerksam machen, aus denen ich selbst viel gelernt habe und aus denen auch mancher Deutschlehrer viel lernen könnte. Ich will nur zwei nennen: das reichhaltige Buch von K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit (Heilbronn, Gebr. Henninger, zuerst 1880, 1887 in fünfter Auflage erschienen) und das geistvolle, nach den verschiedensten Seiten hin Anregungen ausstreuende Buch von Rudolf Hildebrand (dem Wörterbuchs-Hildebrand): Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt (1867 in erster, 1887 in dritter Auflage erschienen, Leipzig, J. Klinckhardt). Auch eine Zeitschrift ist vor einigen Jahren gegründet worden — ich habe sie in den Grenzboten schon empfohlen —, die außer andern Aufgaben sich auch der Aufgabe angenommen hat, die die Zeitschrift des Sprachvereins bei ihrem einseitig betriebenen Fremdwörterkampf viel zu sehr links liegen läßt, der Aufgabe, der zunehmenden Unsicherheit und Hilflosigkeit in grammatischen Dingen zu steuern, eine Zeitschrift, die in Lehrerkreisen sicherlich schon viel Nutzen gestiftet, viel Anregung gegeben und manchem über manches die Augen geöffnet hat: die von O. Lyon unter R. Hildebrands Mitwirkung herausgegebene Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Leipzig, B. G. Teubner). Aber einer beobachtet nicht alles, und ich habe eben doch manches beobachtet, was ich anderwärts nicht oder wenigstens nicht in der Weise beobachtet (und bekämpft) gefunden habe, und eine Anzahl solcher Beobachtungen möchte ich hier mitteilen. Ich beginne mit ein paar Proben aus der Formenlehre. Es sind scheinbar Kleinigkeiten, um die sichs dabei handelt — schlimmere Dinge werde ich später aus der Satzlehre vorzuführen haben — aber gerade in diesen Kleinigkeiten wird unendlich viel gesündigt. Natürlich bitte ich den Leser inständigst um Verzeihung, daß ich ihm zumute, sich wieder einmal ein Stündchen auf der Sextanerbank niederzulassen!

Von den sogenannten Stoffnamen galt früher die Regel, daß man sie nur im Singular brauchen könne, und so priesen denn unsre Kaufleute, auch wenn sie noch so viel Sorten hatten, immer nur ihren guten Lack oder Firniß an. Von einzelnen dieser Wörter hatte man aber doch gewagt, den Plural zu

bilden, um die Mehrzahl der Sorten zu bezeichnen (schon im Faust heißts: Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern), und wir haben uns daran gewöhnt. Neuerdings erfährt diese Pluralbildung aber doch eine unerträgliche Erweiterung. Man empfiehlt Lacke, Firnisse, Öle, Tabake, Garne, Tuche, Flanelle, Plüsche, Tülle! Ich kann mir nicht helfen, ich höre das reine Kindergelall, wenn ich solche Plurale höre. Stumpfsinnigen oder Schwankendgewordnen das Sprachgewissen zu schärfen, giebt es kein besseres Mittel, als daß man sie auf dem falschen Wege noch ein Stück weiter führt, als sie selber schon gegangen sind. Nun gut, wollen wir in Zukunft vielleicht auch sagen: Mehle, Essige, Wachse, Leime, Kalke, Glase, Korne? Denn Gläser und Körner sind doch etwas andres. Wo ist die Grenze?

Ein weitverbreiteter garstiger Fehler, der mir täglich Verdruß bereitet, und für den leider schon in den weitesten Kreisen kein Gefühl mehr vorhanden zu sein scheint, liegt in Ausdrücken wie Verein Leipziger Lehrer, Radierungen Düsseldorfer Künstler. Ich muß den Fall etwas eingehender besprechen, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß selbst Leuten mit leidlicher Sprachbildung der Fehler nicht sofort einleuchtet.

Die von Ortsnamen gebildeten Formen auf —er werden von vielen für Adjektiva gehalten, wie sich schon darin zeigt, daß sie sie mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben (ganz beharrlich z. B. die Leipziger Illustrirte Zeitung), also: pariser, wiener, thüringer, schweizer. Das ist ein großer Irrtum. Diese Formen sind keine Adjektiva, sondern Genetive von Substantiven. Der Leipziger Bürgermeister ist, wörtlich ins Lateinische übersetzt, nicht consul Lipsiensis — das wäre der Leipzigische Bürgermeister —, sondern Lipsiensium consul. Ganz deutlich sieht man das, wenn man solche Verbindungen zugleich mit einem wirklichen Adjektivum deklinirt, z. B. der neue Berliner Musenalmanach. Dann lauten die Kasus:

der neue Berliner Musenalmanach,
des neuen Berliner Musenalmanachs,
dem neuen Berliner Musenalmanach,
den neuen Berliner Musenalmanach.

Während also das Adjektivum neu und das Substantivum Musenalmanach deklinirt werden, bleibt Berliner unverändert. Natürlich, es ist eben kein Adjektiv, sondern ein abhängiger Genetiv. Der Irrtum ist dadurch entstanden, daß man solche abhängige Genetive, wie Leipziger, Berliner, durch den Gleichklang der Endungen verführt mit dem Genetiv von attributiven Adjektiven, wie deutscher, preußischer, zusammenwarf. Weil man richtig sagte: eine Versammlung deutscher Lehrer, glaubte man nun auch richtig zu sagen: ein Verein Leipziger Lehrer. Leider heißt nur hier der Nominativ nicht Leipzige Lehrer, während er dort deutsche Lehrer heißt; deutsche Lehrer — das

sind magistri Germanici, aber Leipziger Lehrer sind Lipsiensium magistri, nicht Lipsienses. Nun weiß aber jedes Kind, daß beim unbestimmten Artikel der Genetiv in der Mehrzahl, wenn er nicht durch ein attributives Adjektiv des Genetivs kenntlich gemacht wird, überhaupt nicht kenntlich ist; er muß durch die Präposition von umschrieben werden. Wenn man sagt: eine Versammlung großer Künstler, so ist der Genetiv durch den Zusatz großer genügend kenntlich gemacht; aber societas artificum läßt sich nimmermehr übersetzen Verein Künstler, sondern nur Verein von Künstlern; erst durch das von entsteht ein Genetiv. Ebenso ist es aber, wenn zu dem Substantiv ein Attribut tritt, das nicht deklinirbar ist, z. B. ein Zahlwort oder ein abhängiger Genetiv. So unmöglich es ist, zu sagen: ein Bund sechs Städte, die Lieferung fünftausend Gewehre, in der ersten Zeit dessen Leitung, der Verkauf ihres Mannes Bücher, Genüsse mancherlei Art, eine Quelle allerlei Verlegenheiten, eine Sammlung allerhand Sprachdummheiten, wie in allen diesen Fällen nur mit Hilfe der Präposition von der Genetiv kenntlich gemacht werden kann (ein Bund von sechs Städten, der Verkauf von ihres Mannes Büchern), so darf es auch einzig und allein nur heißen: Radirungen von Düsseldorfer Künstlern, Verein von Leipziger Lehrern. Das ist so klar, daß, wer auch nur noch eine Spur von Sprachgefühl hat, es unmittelbar fühlt; aber auch wer es nicht mehr fühlt, müßte sichs doch durch ein wenig Überlegung wieder deutlich machen können. Daß es unter andern ein Lehrerverein ist, der gleich in seinem Namen einen so abscheulichen grammatischen Fehler hat, ist sehr bezeichnend und ein schlagender Beweis für das, was ich oben über gewisse Deutschlehrer gesagt habe. Da laß ich mir die Leipziger Köche gefallen; die schreiben sich Verein „Leipziger Köche," deuten also durch die Anführungszeichen wenigstens fürs Auge an, daß sie Köche als Nominativ aufgefaßt wissen wollen. Beim Hören kann ihnen freilich niemand diesen Gefallen thun, da hört man eben auch nur den Fehler.

Ganz kläglich steht es jetzt um die Deklination der Eigennamen. Daß der Genetiv von Friedrich Friedrichs heißt, wissen die Leute allenfalls noch. Aber man frage sie einmal nach dem Genetiv von Friedrich der Große! Die Hälfte aller Gefragten wird ihn Friedrich des Großen bilden. Massenhaft begegnet man jetzt solchen schändlichen Genetiven wie Heinrich des Erlauchten, Albrecht des Beherzten, Georg des Bärtigen. Ich machte vor kurzem einen sehr gescheiten und unterrichteten Mann, der gleich auf dem Titelblatte eines Buches Friedrich des Großen drucken lassen wollte, auf den groben Fehler aufmerksam; es war zum Glück noch Zeit, ihn zu verbessern. Was erwiderte er mir? Er sei mir sehr dankbar für die Belehrung, aber woher er das habe wissen sollen? In der Schule habe ihm niemand dergleichen gesagt (!), er habe immer geglaubt, Verbindungen

wie Friedrich der Große seien eine Art von Formeln oder Siglen, die nur am Ende deklinirt zu werden brauchten! Auch wenn die Apposition eine bloße Ordinalzahl ist — der häufigste Fall —, wird kaum noch anders geschrieben als: die Gegenreformation Rudolf II., die Gemahlin Heinrich VIII., die Regierungszeit Ludwig XIV. Wenn man das aussprechen will, kann man ja gar nicht anders lesen als: Rudolf zwei, Heinrich acht, Ludwig vierzehn. Denn wie kann der Schreibende verlangen, daß man die Zahl als Ordinalzahl im Genetiv lese, wenn nicht der Name, wozu sie gehört, im Genetiv steht? Nun aber vollends wenn noch der Herrschertitel davortritt — dann ist alle Weisheit zu Ende. Wie deklinirt man Herzog Ernst der Fromme, Kaiser Friedrich der Dritte? Wie wenige wissen da noch Bescheid! Wie wenige wissen, daß in solchen Fällen der Titel undeklinirt bleibt, Name und Apposition deklinirt werden müssen, es also heißen muß: die Truppen Kaiser Heinrichs IV., Kaiser Karls V. Angriff auf Algier, das Denkmal König Friedrichs I., die pädagogischen Bestrebungen Herzog Ernsts des Frommen, eine Urkunde Markgraf Ottos des Reichen, die Krankheit Kaiser Friedrichs des Dritten! Täglich muß man das Falsche lesen, und nicht bloß in der Tagespresse, auch in neu erschienenen Geschichtswerken „erster" Historiker!

Vielfache Verlegenheit bereitet die Deklination adlicher Namen oder solcher Namen, die adlichen nachgebildet sind. Soll man sagen: die Gedichte Wolfram von Eschenbachs oder Wolframs von Eschenbach? Richtig ist doch nur das letztere, denn Eschenbach ist, wie alle echten Adelsnamen, ein Ortsname, der die Herkunft bezeichnet; wie kann man die in den Genetiv setzen wollen! So muß es denn auch heißen: die Heimat Walthers von der Vogelweide, die Burg Götzens von Berlichingen, die Gedichte Hoffmanns von Fallersleben. Aber nun die unglückseligen unechten Adelsnamen, über die sich schon Jakob Grimm lustig gemacht hat, diese von Müller und von Schulze, von Schmidt und von Weber, wie stehts mit denen? Soll man sagen: Heinrichs von Kleist Michael Kohlhaas, Leopolds von Ranke Weltgeschichte? Streng genommen müßte es ja so heißen; warum behandelt man Wörter, die alles, nur keinen Ort bezeichnen, als Ortsnamen, indem man ihnen das sinnlose von vorsetzt! Im vorigen Jahrhundert war das Gefühl für die wahre Bedeutung der adlichen Namen noch lebendig, da adelte man einen Peter Hohmann nicht zum Peter von Hohmann, sondern zum Peter von Hohenthal, einen Ernst Kregel nicht zum Ernst von Kregel, sondern zum Ernst Kregel von Sternbach, indem man einen erdichteten Ortsnamen zum Familiennamen hinzusetzte, in Österreich verfährt man großenteils noch heute so. Aber da die falschen Adelsnamen nun einmal massenhaft vorhanden sind, bleibt wohl nichts weiter übrig, als bei ihnen das von zu behandeln, als ob es nicht dawäre, und zu sagen Leopold von Rankes sämtliche Werke. Bei Schiller

und Goethe sollten wir endlich so vernünftig sein, uns das von überhaupt zu ersparen.

Eine wahre Schande ist der Unfug, der mit den Personennamen getrieben wird, die auf s, x und z endigen. Ihre Anzahl ist ja sehr groß: Fuchs, Voß, Brockhaus, Hinrichs, Jördens, Carstens, Görres, Strauß, Dickens, Curtius, Mylius, Cornelius, Felix, Max, Franz, Fritz, Moritz, Götz, Uz, Schütz, Schwarz, Leibniz, Rochlitz, Lorenz, Pohlenz, nicht zu reden von den griechischen und römischen Namen: Sophokles, Tacitus u. s. w., man hat also hinreichende Gelegenheit, sich über den Unfug zu ärgern. Welche Mätzchen werden gemacht, um den Genetiv dieser Namen zu bilden! Bei den griechischen und römischen hilft man sich damit, daß man den Artikel vorsetzt: die Tragödien des Sophokles, die Germania des Tacitus. Man ist aus seiner Schulzeit an diese Genetive so gewöhnt, daß man gar nichts Anstößiges mehr daran findet, obwohl man das Anstößige sofort empfinden würde, wenn jemand schriebe: die Gedichte des Goethe; der Vischer, der Makart — das sind österreichische und süddeutsche Provinzialismen, die nicht in die Schriftsprache gehören. In kunstgeschichtlichen Werken und Aufsätzen immer von Zeichnungen des Carstens und Entwürfen des Cornelius lesen zu müssen, ist doch zu greulich. Manche setzen nun, als ob gar keine Schwierigkeit vorläge, an alle solche Namen fröhlich das Genetiv-s, natürlich mit dem unvermeidlichen Apostroph vorher — an dem die Menschheit überhaupt eine kindische Freude hat —, also: Harras's Grabstein in der Thomaskirche, Kurfürst Moritz's Verdienste um Leipzig, Leibniz's ägyptischer Plan, Gabriel Max's Illustrationen zu Uhlands (oder vielmehr Uhland's) Gedichten. Das wäre wohl nicht glaublich? O, meine Beispiele sind alle gesammelt, es ist kein einziges erfunden. Noch andre — und das ist das beliebteste und das, was geradezu in Grammatiken gelehrt, in Druckereien befolgt und offenbar jetzt auch in der Schule vorgeschrieben wird — bilden den Genetiv solcher Namen, indem sie ein Apostroph (aber weiter nichts!) dahintersetzen, also: Celtes' Ausgabe der Roswitha, Junius' Briefe, Uz' Gedichte, Voß' Luise, Heinrich Schütz' sämtliche Werke, Rochlitz' Briefwechsel mit Goethe u. s. w. Sollten wir uns nicht ob dieser kläglichen Hilflosigkeit vor dem Ausländer schämen, der Deutsch lernen will? Ist es nicht kindisch, sich einzubilden und dem Ausländer einzureden, daß im Deutschen ein casus obliquus gebildet werden könne, indem man ein Häkchen hinter das Wort setzt, ein Häkchen, das doch nur auf dem Papiere da ist, nur fürs Auge? Denn wie klingt denn das Apostroph? Kann mans hören? Spreche es doch einer! Soll man vielleicht den Mund eine Weile aufsperren? oder einmal husten oder niesen? Irgend etwas muß doch geschehen, um das Apostroph für das Ohr vernehmlich zu machen, sonst ist ja zwischen Leibniz und Leibniz', zwischen dem Nominativ und dem angeblichen Genetiv, gar kein Unterschied. Nachdenklichen Setzern will denn auch die Sache gar nicht

in den Kopf. Daher kommt es, daß man in Korrekturabzügen so oft von Sophokle's Tragödien, Carsten's Werken und Dicken's Romanen lesen muß. Eine gewisse Schwierigkeit ist nun freilich da, und es fragt sich, wie man ihr abhelfen soll. Die ältere Sprache half sich bei deutschen Namen einfach dadurch, daß sie — übrigens ganz wie bei den Frauennamen — eine Mischform aus schwacher und starker Deklination auf —ens bildete, also: Fuchsens, Straußens, Schulzens, Fritzens, Götzens, Leibnizens, Maxens (vgl. Luisens, Friederikens, Sophieens). Im Volksmunde sind diese Formen auch heute noch durchaus gäng und gäbe (ebenso wie die Dative und Akkusative Fritzen, Sophieen), und es ist nicht einzusehen, warum sie nicht auch heute noch papierfähig sein sollten*). Verständige Schriftsteller, die vom Tintendeutsch zum Ohrendeutsch zurückkehren, brauchen sie denn auch allmählich wieder; wenn sich nur auch die Schule herbeilassen wollte, sie wieder in Gnaden anzunehmen! Unmöglich ist dieser Ausweg natürlich bei Namen, die selbst Genetive sind, wie Carstens, Hinrichs (eigentlich Carstens Sohn, Hinrichs Sohn); Carstensens scheint denn doch unerträglich. Aber auch Phidiassens und Sophoklessens, wiewohl auch solche Formen in der Goethe-Schillerzeit unbedenklich gebildet wurden. Das beste ist es wohl, solchen Formen aus dem Wege zu gehen, was bei einiger Geschicklichkeit so leicht ausführbar ist, daß niemand einen Zwang merkt. Man kann den Namen in einen andern Kasus oder einen andern Satzteil bringen, statt des Genetivs sein, seine, sein setzen, des Dichters, des Künstlers oder etwas dergleichen einsetzen, aber nur nicht: die Zeichnungen des Carstens! Und noch weniger Voß' Luise — denn das ist baarer Unsinn.

(Fortsetzung folgt)

*) Diese schwache oder aus schwacher und starker gemischte Deklination der Eigennamen war früher noch weiter verbreitet. Nicht bloß Schwarz und Schütz wurden dekliniert Schwarzens, Schwarzen, Schützens, Schützen, auch von Weck, Christ, Frank bildete man Weckens, Wecken, Christens, Christen, Frankens, Franken. Daher kommt es, daß man in antiquarischen Katalogen Christs bekanntes Buch „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum“ fortwährend unter dem falschen Namen Christen, Wecks Beschreibung von Dresden unter dem falschen Namen Wecken angeführt findet; auf dem Titelblatt steht wirklich von Wecken, von Christen.





Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Schluß)

14

Als Martha spät in der Nacht in ihre Kammer kam, war sie noch so erschöpft vor Erregung, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Mechanisch, gleichsam halb im Schlaf, entkleidete sie sich, und sobald sie ihren Kopf aufs Kissen gelegt hatte, sank sie wieder in einen tiefen, todesähnlichen Schlummer.

Sie mochte wohl eine Stunde geschlafen haben, als sie ganz in der Nähe ihren Namen flüstern hörte. Sie konnte es sich lange nicht erklären, woher der Ton kam, bis das Fenster vorsichtig von außen geöffnet wurde und eine Gestalt hereinkroch. Mit unsichern, tastenden, lautlosen Schritten glitt die Gestalt über den Fußboden, aber sie erkannte sie nicht, bevor sie das Bett erreicht hatte und das Mondlicht auf das blonde Haar fiel. Da stieß sie einen Schrei aus. Das war er!

Hastig umschlang sie seinen Hals und ruhte dann mehrere Minuten bewußtlos an seiner Brust.

Endlich vernahm sie seine Stimme über ihrem Haupte: Liebste, Liebste!

Sie schlug die Augen auf und schaute ihn mit einem langen, seligen und doch schmerzlichen Blick an. Noch konnte sie nicht reden, aber mit Aufbietung aller Kräfte schmiegte sie sich ängstlich an ihn und preßte ihre Stirn gegen seine Schulter.

Ich wußte es, ich wußte es ja! stammelte sie endlich und fiel wie ohnmächtig zurück.

Er sank auf das Bett nieder und schlang seine kalten Arme um ihren warmen, bebenden Körper, indem er sie an sich zog: Liebste, Liebste!

Ach wie gut, daß du kamst! sagte sie leise und preßte die eine Hand vor die Augen.

Hast du gewartet?

Ich weiß nicht. Ich glaube, ich wäre wahnsinnig geworden, wenn du nicht gekommen wärest. Ich —

Still, still! Nun ist alles vergessen, nicht wahr? Steh jetzt auf und kleide dich an. Denn du willst doch mit mir kommen?

Ja — nur fort von hier!

Komm — aber beeile dich, ich will dir helfen!

Sie wollte aus dem Bett springen, aber in demselben Augenblick — erwachte sie. Sie schaute mit wirrem Blick um sich und richtete sich dann langsam in die Höhe.

War sie denn wirklich von Sinnen? War sie wirklich eine leichtfertige Dirne? Hatte sie der liebe Gott denn ganz von sich gestoßen und sie dem Teufel in die Hände gegeben?

Sie griff sich mit beiden Händen ins Haar. Und mit einem Blick voll Wahnsinn starrte sie zum Fenster hinaus, wo der breite Strom des Baches im Mondlicht schimmerte.

War es da unten nicht weit besser? Sollte sie sich nicht lieber da draußen verbergen, bei Anne-Mette und den vielen andern, die dort Trost für ihr Schicksal gefunden hatten? Was hatte sie sonst noch von diesem Leben zu erwarten? — Aber dann mußte sie in stillen Mondscheinnächten mit Anne-Mette draußen im Walde wandern, nackt, mit einem Johanniswürmchen im Haar! — Nixen hatte er gesagt — eine Nixe!

Sie raffte sich auf aus ihren Fieberphantasien, preßte die Hände vor die Augen und legte sich wieder aufs Bett, um ihre Gedanken zu sammeln.

Nach einer Weile war sie fest eingeschlafen.

15

Als sie wieder erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Draußen vor dem Fenster jubelten die Vögel, und unten auf der Wiese sang ein Hirtenknabe mit gellender Stimme. Sie ließ die Augen langsam durchs Zimmer gleiten, bis sie am Fußende des Bettes Halt machten — da saß die Mutter auf einem Stuhl und starrte sie an.

Ein Schauder durchfuhr sie. Sie wollte aufspringen, aber da ihr die Kräfte versagten, schloß sie wieder die Augen. Was konnte das nur bedeuten? dachte sie bei sich. Ob die Mutter etwas wußte? Aber in demselben Augenblick entsann sie sich, daß Lars Einauge ihr von der Hast erzählt hatte, mit der sich die Mutter am vorhergehenden Abend vom Markte entfernt hatte, und es überkam sie ein Gefühl, als wenn ihre Glieder erstarrten. Sie weiß alles, sagte sie sich.

Regungslos blieb sie liegen. Da erhob sich die Mutter und legte ihre Hand auf die Bettdecke: Martha! du mußt aufstehen!

Noch eine Weile lag sie still da, dann richtete sie sich langsam empor und blickte mit großen, entsetzten Augen um sich. So sprachen beide kein Wort. Als sich aber ihre Augen begegneten, fuhr über beide gleichsam ein eisiger Hauch. Die Mutter sank schwer auf den Rand des Bettes nieder, und Martha verbarg ihr Antlitz in beiden Händen, indem sie sich über ihre Kissen beugte. Dann erklang ein heiseres, verzweifeltes Jammergeschrei.

Warum hast du niemals Vertrauen zu mir gehabt, Martha! sagte die Mutter zögernd. Ich habe ja kein Recht, dir Vorwürfe zu machen, denn ich habe dir ja kein besseres Beispiel gegeben, aber du hättest doch Vertrauen zu mir haben können, Martha, ich bin ja nun doch einmal deine Mutter.

Weiß es Jesper? klang es unter der Bettdecke hervor.

Ja!

Oh! oh! Es klang fast wie das Weinen eines Kindes, und durch ihren halbnackten Körper ging ein heftiges Zittern.

Wer hat es ihm gesagt?

Ich erzählte es ihm gestern Abend, als du gegangen warst.

Was sagte er? fragte sie nach einer Weile.

Ich weiß es nicht!

Oh, oh! Sie bohrte ihren Kopf förmlich in die Kissen. Wo ist er?

Er ist drinnen im Zimmer. Er wartet auf dich. Er will mit dir reden.

Sind die andern auch drinnen?

Ja.

Wissen sie es auch?

Ich glaube nicht. Aber du mußt jetzt aufstehen, Martha! Hörst du?

Die Mutter schlug die Decke zurück und half ihr vorsichtig aus dem Bett. Aber Martha war wie ein hilfloses Kind. Sie zitterte am ganzen Körper, und es war ihr unmöglich, in die Kleider zu kommen. Versuche es doch nur, dich ein wenig zusammen zu nehmen, Kind! sagte die Mutter, indem sie ihr half.

Als sie sie endlich fertig angekleidet hatte, als ihr Haar gekämmt und ihr Kleid geknöpft war, führte sie sie zu einem Stuhl und hieß sie sich setzen.

So, nun besinne dich ein wenig. Wenn du versprichst, daß du dich bessern willst, so wird es dir Jesper mit Gottes Hilfe für dies eine Mal wohl vergeben. Bleib jetzt hier, dann will ich ihn rufen. Er will gern hier drinnen mit dir reden.

Sie blickte sie noch einen Augenblick tief bekümmert an, griff sich dann mit der Hand nach den Schläfen, als zöge eine Erinnerung an ihrer Seele vorüber, und verließ das Zimmer.

Martha blieb wie leblos sitzen, die Hände in den Schoß gelegt, marmorbleich im Gesicht, mit schwarzen, starren Augen. Aber bei dem ersten Geräusch

sprang sie auf und lauschte. Da ist er! dachte sie. Und obwohl niemand kam, blieb sie mit weit geöffneten Augen stehen, wie ein Tier, das auf dem Sprunge begriffen ist. Jetzt kommt er! sagte sie dann nach einer Weile halblaut vor sich hin, und ihr ganzer Körper war wie eine gespannte Saite.

Als sie aber wirklich die Thür nach der Diele knarren hörte, griff sie hastig nach ihren Schuhen und sprang wie eine Katze durchs offne Fenster.

* * *

Zwei Tage und zwei Nächte suchten sie im Walde nach ihr. Mit Stangen und Haken wühlten sie das Bett des Baches und den Boden des Sees auf, aber ohne Erfolg. Da drang das Gerücht herüber, daß in einem mehrere Meilen entfernten Dorfe ein bleiches junges Mädchen gesehen worden sei, das mit langem, herabhängendem Haar und gefalteten Händen am Grabenrande gesessen habe. Jedesmal, wenn ein männliches Wesen vorübergegangen sei, habe sie sich erhoben und ihm mit sonderbarer, verstörter Miene ins Gesicht gesehen, sodaß mehr als einer entsetzt vor ihr geflohen sei. Und am Abend sei sie in die Dorfschmiede gegangen und habe mit tiefer, verschämter Verneigung gefragt: Wie weit ist es noch bis zum Himmelreich? Auf alle Fragen habe sie dieselbe Antwort gegeben: daß sie ausgegangen sei, um ihren Bräutigam zu treffen, er habe ihr geschrieben, er werde diesen Weg einschlagen. Er sei Student, und zu Michaelis wollten sie Hochzeit halten.

Der Schmied und seine Frau waren gute Leute, es hatte sie des armen Kindes gejammert, und sie hatten sich ihrer vorläufig angenommen. In der Nacht aber war sie aus dem Fenster gesprungen, und am nächsten Morgen fand man ihre Leiche in einem Mühlenteich in der Nähe.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parlamentarische Augenblicksbilder. Wenn auch nicht heute oder morgen, doch ohne Zweifel in absehbarer Zeit wird die Erfindung Edisons, die jetzt in der ganzen gebildeten Welt redet und von sich reden macht, so weit vervollkommnet sein, daß als Beilagen der Zeitungsblätter Wachsrollen gegeben werden, die uns alle am Tage vorher gehaltenen Reden unverkürzt und mit der Redner Stimme und Vortragsweise vorsagen. Da der Ton die Musik macht, dürften wir dann von mancher parlamentarischen Verhandlung ein ganz andres Bild gewinnen als beim Lesen eines Zeitungsberichtes. Immerhin würde das Bild, um völligen

Ersatz für den unmittelbaren Eindruck auf den der Sitzung beiwohnenden zu leisten, noch einer kleinen Ergänzung bedürfen, und diese könnte ohne Schwierigkeit sofort ins Leben treten. Wir meinen die Aufnahme von Augenblicksbildern mit dem photographischen Apparat. Bei nur einiger Umsicht wäre damit gewiß ein glänzendes Geschäft zu machen, Gegenwart und Zukunft würden dankbar sein für solche „echte" Illustrationen der Tagesgeschichte, anstatt der häufig erst nachträglich und „weit vom Schuß" angefertigten Zeichnungen von „Spezialartisten." Denken wir uns z. B. die Camera in dem Augenblicke geöffnet, wo Herr Eugen Richter sich neulich des durch Zeitungsartikel (natürlich nicht seine eignen!) gefährdeten „Ansehens des Reiches" ritterlich annahm. Ob er selbst imstande gewesen ist, dabei den Ernst zu bewahren, ist noch nicht einmal die interessanteste Frage, die Gesichter der von ihm angeführten Herren würden wir gern verewigt haben! Die Getreuesten werden wohl von dieser überraschenden Wendung unterrichtet gewesen sein und daher ihre Gesichtsmuskeln beherrscht haben. Einige mögen alles, was ihr Hauptmann vorbringt, für bare Münze nehmen und daher auch diesmal mit ehrfurchtsvoller Bewunderung zugehört haben. Aber noch andre können doch an ihrem Herrn und Meister irre geworden sein, der plötzlich seinen erhabnen Standpunkt, hoch über allen den nationalen Schwächen, an denen wir übrigen leiden, zu verlassen schien; deren Verblüffung muß sich recht ergötzlich ausgenommen haben. Auch hat er vermutlich selbst das Bedürfnis gefühlt, die Myrmidonen wieder zu beruhigen. Das eigne Ansehen ist einem doch näher als das Ansehen des Reiches. Und so wurde denn bei der Niger-Company und bei Samoa die Gelegenheit frisch vom Zaune gebrochen, zu zeigen, daß die alte internationale Gesinnungstüchtigkeit noch keinen Schaden genommen hat. Eine Reihe befriedigt schmunzelnder Gesichter würde da wieder ein sehr hübsches Bild gegeben haben.

Wie schade ferner, daß kein Detektivapparat in Thätigkeit war, als bei der Feier für Weinhold Herr Virchow die Anwesenden durch die Entdeckung erfreute, daß die Geschichte unsre Lehrmeisterin sein soll. Für ihn war das augenscheinlich eine Entdeckung. Und so viel man von dem Manne auch gewohnt ist, den Gustav Schwetschke schon als loquax omnibus de rebus et quibusdam aliis charakterisirte: gerade aus seinem Munde jene Sentenz vernehmen zu müssen, das hat auf die Hörer eine unwiderstehliche Wirkung geübt.

Seien wir übrigens nicht parteiisch. Die Versammlungen konservativer Wähler in Berlin, die, obwohl längst über das Alter jenes Knaben hinaus, der seine erfrornen Finger als gerechte Strafe für seinen ihm keine Handschuhe kaufenden Vater ansah, doch beschlossen, gar nicht mehr mitzuspielen, weil sie nicht die erste Geige spielen können, sie wären auch des Photographirens wert gewesen. Früher hielten wir Herrn Adolf Wagner für einen Politiker, und müssen ihm nun Abbitte leisten: er ist auch nur — Mitglied einer Partei. Ob die Verwaltung der Stadt Berlin gänzlich in die Hände von Anhängern einer Partei gelangt, die er nach seinen Überzeugungen immer und überall bekämpfen muß, ob die Reichshauptstadt den seinen Ruf erhält, daß in ihr nur noch Richter und Singer kommandiren, das thut nichts! Seine Partei ist „böse," sie steht maulend im Winkel, und dieses ebenso patriotische wie imponirende Verhalten findet die volle Billigung ihres Führers, des Geheimen Rates und Professors der Nationalökonomie Adolf Wagner, ja er lehrt ausdrücklich die politische Weisheit: „Es ist meinem Vater ganz recht u. s. w." Wie mag sein alter Widerpart, Herr Alexander Meyer, darüber gelacht haben. Wir aber hätten gern eine Photographie auch dieser Versammlung von Staatsmännern!

Eine internationale parlamentarische Geschäftsordnung. In verschiednen Volksvertretungen ertönt gellend der Wehruf, die Redefreiheit werde eingeschränkt, die Würde des Parlaments verletzt — beides „wie noch nie!“ Von sonst gut unterrichteter Seite, wie die Zeitungen sagen, um anzudeuten, daß sie sich über die Glaubwürdigkeit einer Nachricht keiner Täuschung hingeben, kommt uns nun die Mitteilung, daß in den Weihnachtsferien eine Anzahl der gewiegtesten Parlamentarier, namentlich aus Deutschland, Italien, Ungarn, Böhmen, Frankreich, Dänemark, Norwegen u. s. w., zusammentreten werde, um eine internationale Geschäftsordnung zu beraten, durch die dem jetzigen unerträglichen Zustande ein Ende gemacht werden soll. Über die wichtigsten Bestimmungen soll bereits brieflich volle Einigung erzielt worden sein. Nämlich: Minister dürfen in einem Parlament nur das Wort nehmen, wenn sie von einem oppositionellen Abgeordneten gefragt werden. Die Antwort muß sich streng auf den Gegenstand der Frage beschränken und in bescheidnem Tone vorgetragen werden. Erklärt der Interpellant die Antwort für unbefriedigend, so hat der Minister eine andre zu geben. Sieht sich ein oppositioneller Abgeordneter veranlaßt, einem Regierungsvertreter eine Rüge zu erteilen, so hat dieser sich höflich zu bedanken und Besserung zu geloben. Um bei Erteilung des Ordnungsrufes jede Willkür unmöglich zu machen, wird in Zukunft der Präsident einen solchen nur dann aussprechen, wenn ihm ein Führer der Opposition den „diesbezüglichen“ Auftrag erteilt. Alle Staatsschriften, Gesandtschaftsberichte, Erlasse u. s. w. sind zuerst den Führern der Opposition zu überliefern, die sie mit ihren Bemerkungen versehen und bestimmen, ob und in welcher Ausdehnung die Schriftstücke den oppositionellen Zeitungen mitzuteilen sind; Regierungsorgane dürfen sie diesen entnehmen. Die barbarische Maßregel der Räumung der Galerie wird für immer abgeschafft.

Erwiderung. Wenn ich zu der an der Spitze dieses Heftes stehenden Entgegnung mir einige Worte hinzuzufügen erlaube, so geschieht dies vor allem, um die Liebenswürdigkeit des von Loening angeschlagenen Tones dankbar anzuerkennen, und um meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß das Publikum durch diese Entgegnung von neuem auf die wertvolle Schrift Loenings aufmerksam gemacht wird. Ich habe, dem Charakter der Grenzboten entsprechend, nicht eine wissenschaftliche Kritik des Loeningschen Buches, sondern nur in Anlehnung an das Buch eine freie Erörterung der strafrechtlichen Verantwortung des Redakteurs geben wollen, wie ich dies auch in meinem Aufsatz ausgesprochen zu haben glaube. Deshalb hielt ich es auch nicht für erforderlich, was bei einer streng wissenschaftlichen Kritik allerdings erforderlich gewesen wäre, alle einzelnen Punkte, in denen meine Darstellung von der Loenings abweicht, genau anzugeben. Was den materiellen Inhalt anlangt, so gehen wir von zu verschiednen Gesichtspunkten aus, um unsre Ansichten vereinigen zu können: Loening vertritt den theoretischen, ich vertrete den praktischen Standpunkt, beide Anschauungen können sich aber, wie ich auch in meinem Aufsatze sagte, gegenseitig zur Förderung gereichen. Einen Grund, weshalb die Grundsätze der reinen Theorie in der Praxis befolgt werden müssen, kann ich nicht einsehen; ich glaube im Gegenteil, daß gerade in der Rechts- wie in der Staatswissenschaft in den letzten Jahrzehnten die Praxis der Theorie zu viel nachgegeben habe und ein Zurückgreifen der letztern auf das praktische Leben wünschenswert sei.

Hildesheim Otto Gertand

Litteratur

Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von **Th. Trede.** Erster Teil. Gotha, Perthes, 1889

Der Verfasser hat fast elf Jahre in Italien, besonders im Süden Italiens gelebt, und wenn er daraufhin den bekannten Umstand ausführlich erörtert, daß das Christentum von Süditalien im Volksleben nichts andres ist, als die Fortsetzung des späten Heidentums, so kann er weit bessere Beweise und Beispiele darüber liefern, als die bisherigen Schriftsteller. Es sind wahrhaft haarsträubende Dinge, die wir lesen. Gewiß mit Recht sagt er, diese heidnischen Dinge seien nicht, wie man in Deutschland öfters meine, nur „Auswüchse," nein sie seien „das Gewächs selbst." „In der Flasche blieb der alte Wein, man änderte nur die Etikette auf der Flasche. Das Geschäft selbst mit seinen Ideen, Grundsätzen und seiner Praxis blieb dasselbe; geändert war nur der Name der Firma und das Firmenschild." Der Verfasser gesteht, manches im Leben des südlichen Christen gar nicht haben begreifen zu können, bis er den betreffenden Punkt des antiken Heidentums kennen gelernt habe. Vergil war ein Jahrtausend (bis zum vierzehnten Jahrhundert) in Neapel verehrt als christlicher Halbgott und Heiliger. Andre heilige Zauberer setzen ihn fort, so Egidio († 1812), der vieles leistete: er sieht eine Frau jammern über zerbrochene Eier und braucht nur ein Kreuz zu schlagen, so sind sie wieder heil; einem Fischer waren Aale gestorben, Egidio strengt sich sehr an, Schweißtropfen treten ihm auf die Stirn, aber er war ein großer Zauberer, die Aale wurden wieder lebendig. Aber er leistete noch größeres. Die Bettelmönche in Neapel ließen auch eine Kuh betteln, und lange kam sie abends gut gefüttert wieder heim; aber ein Metzger schlachtete dieses arme Katharinchen ab. Da ging der Zauberer in den verborgenen Keller des Metzgers, wo sich noch der Kopf, das Fell, die Eingeweide, das Fleisch fanden. Der Heilige breitete das Fell aus, legte die einzelnen Stücke zurecht, machte das Kreuz, und siehe, ein leises Brüllen, dann ein lautes, und Katharinchen stand wieder auf allen Vieren. Papst Leo XIII. hat diesen Totenerwecker der Kuh heilig gesprochen. Es ist eben nichts als eine Apotheose, wie das Heidentum, das Orakel zu Delphi, der römische Senat u. s. w. sie oft vornahmen. Auch das Leben des großen Läuserichs Labre wird von Trede in den Schmutz solcher Heiligen eingestellt, gleiches zu gleichem. Der Verfasser sieht mit Hase voraus, daß die Kirchengeschichte einmal zur allgemeinen Bildung gehören werde. Dann wird man auch aus solchen kulturgeschichtlichen Bildern seine Bildung schöpfen müssen. Der Stoff ist so reich, daß der Verfasser noch einen zweiten Teil des Buches in Aussicht stellt.

Monismus. Die Naturwunder in ihrer Einheit mit dem Leben des Geistes nach den großen Entdeckungen der Neuzeit. Von Dr. **R. A. Böhner.** Gütersloh, Bertelsmann, 1889

Örstedts Schrift über den „Geist in der Natur" und Humboldts „Kosmos" sind die Vorbilder, denen die Schriften des Verfassers in populärerer Fassung nachstreben. Sie finden das richtige, eindringliche Wort für das den einzelnen Erscheinungen des Naturlebens zu Grunde liegende geistige Merkmal und beruhen

gewiß auf gründlichern und ausgebreitetern Kenntnissen, als die gewöhnlich zu sein pflegen, über die theologisirende Naturbetrachter verfügen. Nur muß gerade diese Art von Naturbetrachtung, da sie ebenso anmutend und dem Geiste geradezu unentbehrlich ist, doppelt auf der Hut sein, Dinge einzumischen, die bereits in das Gebiet der Naturdichtung gehören und gegen die sich dort auch gewiß nichts einwenden läßt. Hier aber, wo der Geist überzeugt sein will, stören sie ihn aus der schönen Zuversicht, in die ihn eine sonst korrekte, kritische Anwendung der Teleologie in der Naturbetrachtung versetzt, unsanft auf und sind unsers Erachtens gerade imstande, ihn in neue Ketten von Zweifeln zu verstricken. Wir meinen mit diesem Ausfall das Kapitel über Ahnungen und seltsames Zusammentreffen in Menschengeschicken, die hier sehr wohl hätten wegbleiben können, so wenig wir sie dem vertrauten Gespräch und überhaupt jeder geistigen Unterhaltung, in der die Phantasie das Szepter führt, rauben wollen — und können. Denn sie sind hier zu allen Zeiten ein besondres Lieblingsthema. Aber man unterschätze die Bedeutung nicht, die Zeit und Umgebung auch für Ideen haben. Was wir im Drama und Roman als durchaus notwendig hinnehmen, würde uns von Katheder oder Kanzel herab, systematisch vorgetragen, bedenklich stutzig machen. Das Buch läuft in einen Hymnus auf die christliche Religion aus, deren Bedeutung als geistige Macht in der Menschheitsgeschichte (zumal für die Stellung des deutschen Volkes in ihr) jedes seiner Blätter verkündet.

Agnes Bernauer. Historisches Volksschauspiel mit Musik in fünf Akten. Von Arnold Ott. Stuttgart, Bonz, 1889

Eine beachtenswerte Leistung und ein Zeugnis eines ungewöhnlichen dramatischen Talentes, von dem wir gern Kenntnis nehmen. Die Hauptschwierigkeit des Stoffes der Agnes Bernauer liegt in dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn, Herzog Ernst und Albrecht: Ernst, der Mörder der unschuldigen Agnes, geht in der Geschichte straffrei aus, und Albrecht hat sogar später noch geheiratet. Für die Bühne ist dieser Sieg der Roheit unerträglich, vom Parterre aus empfinden wir nur für und mit Agnes, sie hat tausendmal Recht, und wir vermissen im geschichtlichen Stoff die tragische Sühne. Hebbel hat bekanntlich in seiner tiefsinnigen Weise den Gegensatz von Staatsvernunft und persönlicher Leidenschaft in diesem Stoff gesehen; aber sein Stück hat sich trotz aller Vorzüge auf der Bühne nicht einbürgern können. Grillparzer geht es mit der den gleichen tragischen Gedanken enthaltenden „Jüdin von Toledo" ebenso, sie stößt im fünften Akt ab. Ott hat sich nun in eigner Art den Stoff zurechtgelegt, die gewaltige tragische Wucht Hebbels freilich nicht erreicht, wohl auch gar nicht angestrebt, nach unserm Dafürhalten aber die Geschichte bühnenfähig gemacht. Zwischen die zwei harten Köpfe Ernst und Wilhelm hat er einen dritten Mann geschoben, den Schürer des Gegensatzes und Träger der gröbsten Schuld. Das ist der geheime Rat des Herzogs Ernst, Warmund von Pienzenau: ein falscher Mensch, der im Dienste von Ernsts Feind, Ludwig dem Bärtigen, das Vertrauen Ernsts mißbraucht, ihn schlecht berät, aufhetzt gegen den eignen Sohn, um sich wegen Beleidigungen zu rächen, die ihm der jähe, hochfahrende Herzog angethan hat. Auf diesen Rat Warmund wird alle Schuld geschoben, und mit so viel Glück, daß unsre Stimmung gegen Herzog Ernst so böse nicht werden kann. Dieser steht nicht auf dem Standpunkte der Staatsvernunft, sondern ist bloß aus Ahnen- und Adelstolz gegen Albrecht aufgebracht, der allerdings ohne ihn zu fragen in aller Hast und Heimlichkeit Agnes geheiratet und damit sich auch schuldig gemacht hat. Der Bruder Ernsts, Herzog Wilhelm, spielt anfänglich eine vermittelnde Rolle, ist

ein weiser Berater, den beide Herzöge sehr lieben und schätzen; Ernst befolgt auch anfänglich seine Ratschläge in Sachen Albrechts und will sich versöhnen lassen. Da, zum Unglück, stirbt Wilhelm, und der böse Rat Pienzenau behält freie Hand. Dieser Tod des gütigen Wilhelm ist von ganz außerordentlicher Wirkung für den poetischen Gang der Tagödie: wir sehen das Unglück kommen, da wir die Charaktere schon kennen, und unser Gemüt wird mit schwerer Spannung belastet. Diese Erfindung konnte nur ein bedeutendes Talent machen. Darum wirkt auch der Schluß, wo sich Vater und Sohn in tiefster Erschütterung an der Leiche Agnesens die Hand reichen und sich zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind vereinigen, poetisch wahr und richtig. Es müßte allerdings auch noch die Probe auf der Bühne im Angesichte des Publikums gemacht werden, so ein Schluß läßt sich von keinem Menschen bloß nach der Lektüre beurteilen. Es ist ferner in der Gestaltung der Agnes mit vieler Kunst selbst der tragischen Katastrophe vorgebaut: Agnes beschuldigt sich der nachgiebigen Leidenschaft, bleischwer liegt es ihr auf dem Herzen, ihr gretchenhaft zartes Wesen voller Unschuld und Anmut ist aufgestört, mit sich selbst zerworfen: sie atmet tragische Stimmung. Ein Hauptfehler bei der ganzen Geschichte will uns aber in der nicht genügenden Motivirung des Hasses Warmunds von Pienzenau erscheinen. Wir sehen zwar, daß Herzog Ernst roh mit ihm verkehrt, aber das will uns nicht für die Begründung seines so boshaften Handelns genügen. Und die Gründe des Hasses, die der Rat in Monologen vorführt, sind dramatisch mindestens gleichgiltig. So was muß sinnlich sichtbar auf der Bühne in Handlung vorgestellt sein; zur Not kann der Schauspieler ergänzend wirken.

Doch nun zu der künstlerischen Form des Stückes, die uns hauptsächlich gefesselt hat. Ott hat den großen Stil, den breiten Strich in dieser Dichtung merkwürdig gut getroffen. Es fehlt nicht an theatralisch höchst wirksamen Auftritten, wie z. B. im dritten Akt, wo Albrecht zu dem Turnier, das Ernst giebt, gekommen ist. Trotz der persönlichen Absicht seines Herzogs hat Warmund einen furchtbaren Zornesausbruch auf beiden Seiten geschickt eingeleitet. An den Tournierschranken wird Albrecht vom Herold angehalten, als ein unehrbarer Mann, der in wilder Ehe mit einer Dirne lebe. Empört wirft der Sohn dem Vater den Handschuh hin; das ist der Schluß des dritten Aktes. Und an solch wirksamen Auftritten ist die Handlung reich, das ganze Stück umfaßt nur neunzig Seiten, weniger als das übliche Maß, aber es ist zum Verwundern, was alles in dem engen Raume vorgeht, und ohne etwa den Eindruck des Skizzenhaften zu machen. Die schönsten Teile des Stückes sind aber die prachtvollen Volksszenen, mit behaglichem Humor breit ausgeführt. Die Exposition in der Stube des Baders Bernauer ist ein köstliches Werk, wenn auch der alte Kaspar nach dem Muster des Musikus Müller und des Tischlermeisters Anton (von Hebbel) gemacht ist. Das deutsche Bürgertum ist mit seiner ehrenfesten Derbheit vorzüglich geschildert. Auch Shakespearestudien sind in diesen Volksszenen und in der Zeichnung der Agnes merkbar. Der fünfte Akt bringt wieder prächtige Volksszenen; jedesmal dienen sie echt künstlerisch den Handlung. Die Sprache, bald Prosa, bald Verse, ist die eines echten Dichters.

Sollte diese Anzeige dem begabten Verfasser, dem wir sonst noch nirgends begegnet sind, zu einer Aufführung verhelfen, dann hätte sie ihren Zweck erreicht. Otts Dichtung ist dem Herzog Georg von Sachsen-Meiningen gewidmet. Dieser hohe Herr hat die berufene Schauspielergesellschaft für die Aufführung beisammen. Sie dürfte jedenfalls fruchtbarer werden, als es die Versuche mit den kranken Stücken eines Richard Voß, Ibsen u. a. gewesen sind.

Bitte an unsre Leser.

Wir haben die Freude, daß die Verbreitung der Grenzboten stetig zunimmt. Inmitten der Hochflut illustrirter Wochen- und Monatsschriften, die sich in allen erdenklichen Lockmitteln moderner Zeitungsausstattung zu überbieten, auf jede Weise den Neigungen, Wünschen und Launen der großen Menge entgegenzukommen suchen, bricht sich unser ernstes, schlichtes und bescheidnes Blatt, dem es immer nur um die Sache zu thun ist, und das nie um die „Gunst" der Leser gebuhlt hat, von Jahr zu Jahr mehr Bahn.

Aber immer noch giebt es in den Kreisen, an die sich unser Blatt wendet und in denen es seine Freunde hat und sucht, viel mehr Leute, die kaum von seinem Vorhandensein wissen, als solche, die es kennen und schätzen. Fast täglich müssen wir die Erfahrung machen, daß die Grenzboten plötzlich von irgend jemand „entdeckt" werden, daß jemand mit Überraschung wahrnimmt, daß es ein solches Blatt, wie er es immer vermißt hat, wirklich giebt.

Diesem Zustande abzuhelfen giebt es bei der erdrückenden Überproduktion auf dem Gebiete der Zeitschriften nur ein Mittel: daß die Leser und Freunde des Blattes selbst soviel sie nur können für seine Verbreitung wirken. Wir erlauben uns, ihnen dazu folgenden Vorschlag zu machen.

Es wird wohl kaum ein Heft der Grenzboten ausgegeben, nach dessen Durchsicht sich nicht der oder jener Leser sagte: Diesen Aufsatz hier sollte Freund X auch lesen! Diese Meinung hier sollte auch an der und der Stelle gehört werden! In allen solchen Fällen nun, wo es dem Leser erwünscht scheint, daß eine Stimme aus den Grenzboten, die ja oft ganz allein steht und sich anderswo kaum zu äußern wagt, auch anderwärts vernommen werde, bitten wir den Leser, einfach eine Postkarte zu nehmen und uns zu schreiben: Schicken Sie Nr. . . ., die den und den Aufsatz enthält, an Herrn N. N. (oder an die und die Zeitung)! Wir werden dann gern das betreffende Heft — auch wenn sichs um ältere, weiter zurückliegende Nummern handelt — soweit der Vorrat reicht, als Probeheft an die genannte Adresse senden. Ebenso sind wir gern bereit, einzelne Hefte abzugeben, wenn Leser solche von sich aus in Kreisen, wo die Grenzboten noch unbekannt sind, zur Einführung des Blattes benutzen wollen.

Wir hoffen und bitten, daß von diesem unserm Vorschlage und Anerbieten recht reichlicher Gebrauch gemacht werde!

Leipzig, im Dezember 1889

Die Verlagshandlung und die Redaktion der Grenzboten

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Reserveoffiziere und Studenten

Von den vielen beistimmenden Aeußerungen, die unser das Heerwesen verteidigender Aufsatz: „Unsere Reserveoffiziere" hervorgerufen hat, heben wir mit großer Freude eine Stelle aus der Militär-Zeitung Nr. 50 hervor, in der es mit Rücksicht auf den „Sommernachtstraum" heißt: „Die Notwendigkeit wie die Tüchtigkeit unserer Reserveoffiziere wird von allen Berufsoffizieren viel zu sehr anerkannt, als daß sie derartigen unrichtigen Darstellungen beistimmen könnten." Auf eine in unserer Gesellschaft angeblich weit verbreitete Anschauung müssen wir aber noch eingehen. In der vorletzten Nummer der Grenzboten wird die „Schniepelei" in den akademischen Kreisen als eine Folge des Reserveoffiziertums bezeichnet. Wer unsre Kulturgeschichte genauer kennt, wird diese Behauptung schwerlich unterschreiben. Je oberflächlicher, geistloser, gedankenärmer ein Zeitalter ist, desto mehr geht es in äußern Förmlichkeiten auf, desto gewissenhafter und andächtiger werden die Regeln des äußern Scheines behandelt und beobachtet, desto widerwärtiger zeigt sich die Sucht nach Eigentümlichkeiten in Sprache, Tracht und Umgangsformen, die den Einzelnen — obwohl oder eben weil er ein Herdenmensch ist — aus der großen Herde sichtbar herausheben sollen. Brauchen wir an die lächerlichen Sitten gewisser Zeitabschnitte im Mittelalter zu erinnern, an die Albernheiten des Perückenjahrhunderts, an die Verschrobenheiten der Rokokozeit? Wenn wir die geschniegelten, verzierten, weibischen Männergestalten des Rokoko sehen, wie sie mit spitzigen Fingern das Taschentuch ziehen, wie sie in ihrer putzigen Tracht äffisch einhertänzeln, dann überkommt uns geradezu das Gefühl des Ekels oder die brutale Lust, dazwischenzuschlagen. Wer wollte behaupten, daß die abscheulichen Auswüchse jenes Zeitalters durch den Einfluß der Soldateska entstanden seien? Und heutzutage spricht man allen Ernstes davon, dieselben Erscheinungen der verschnörkelten Umgangsform, der gezierten Sprache, des

weibisch eiteln Wesens unter unsrer akademischen Jugend seien eine Folge unsers Militarismus, unsers Reserveoffiziertums!

Die Gründe für diese stetig wachsenden krankhaften Zustände der Gegenwart liegen denn doch etwas tiefer. Die Unnatur ist immer der Fluch des Epigonentums, und unsre Jugend scheint leider Gottes zu schnell in diesen Fluch hineingeraten zu sein. Nur im Erstreben liegt die Kraft. Wenn der Strom sich durch die Felsenklüfte schäumend mit steigender Gewalt über alle möglichen Hindernisse gestürzt hat und die weite, mühelose Ebene erreicht, dann tritt die Gefahr der Ermattung, der Versumpfung ein. Nach den Jahren 1870 und 1871 sind wir in diese gefährliche Ebene geraten, in der wir uns ein sicheres Bett auswühlen oder aber bei Entkräftung im Sande verlaufen werden, wie die Kontinentalflüsse der asiatischen Steppen. Der Angreifer ist immer in sittlicher Beziehung stärker als der Verteidiger. Während jener nach wohlbedachtem Plane und in selbständiger Kraftentfaltung vorwärts geht, besteht die Eigentümlichkeit des Verteidigers im Warten, und dieses erschlaffende, unselbständige Warten ist auch der charakteristische Zug unsrer Zeit. Der Knabe wartet, bis er das Abiturientenexamen gemacht hat, der Jüngling wartet auf der Universität, bis die Staatsprüfung kommt, der junge Beamte wartet, bis er seine feste Anstellung erreicht, und hat er diese erlangt, so ist des Wartens noch immer kein Ende: es wird gewartet auf Gehaltserhöhung, auf Beförderung, auf Auszeichnung, Titel, Orden u. s. w.

Das Moralprinzip des Wartens hat gegenwärtig alle andern Grundsätze des tiefer gehenden Interesses, der uneigennützigen Strebsamkeit, der redlichen Arbeit, des thatkräftigen Erringens verdrängt; es wird nicht mehr gearbeitet, wie es unsre Väter gethan haben, es wird gewartet und gerade nur so viel gearbeitet, wie von den Prüfungskommissionen verlangt wird. Aber zu diesem unverkennbaren Krebsschaden kommt noch der Übelstand, daß von unsrer Jugend auch auf besondre unverdiente Bevorzugung gewartet wird; ja es ist thatsächlich schon unter unsern Primanern die Ansicht verbreitet, wer „Karriere machen" wolle, der müsse vor allen Dingen Korpsstudent werden. In den hohen Ämtern säßen „alte Herren," die fast alle den Korps angehörten und die die „unbedingte Ehrenpflicht" hätten, im Interesse der ganzen Verbindung jeden jungen Korpsbruder so hoch als möglich zu „poussiren." Weshalb also arbeiten? Nur gleich von vornherein der zukünftigen hohen Staatsstellung gemäß recht vornehm thun, recht „patent," „aristokratisch," „feudal"! immer warten! Euch „Kameelen," die ihr eure Lasten durch die Wüsten der geistigen Arbeit schleppt, legen wir Auserwählten doch später die Zügel an! Es ist unbegreiflich, wie die alten Herren, die vor dreißig, vierzig Jahren den Verbindungen angehörten und eine ganz andre Auffassung vom akademischen Leben gehabt haben, so thatenlos den von den Grenzboten geschilderten Verirrungen einiger ihrer jüngern Genossen zuschauen können.

Unsre Jugend — das kann nicht laut und oft genug gesagt werden — bringt in der großen Mehrzahl von der Schulbank her einen wahren Widerwillen gegen alle tiefere geistige Arbeit mit. Es giebt kaum ungebildetere Menschen, als die einseitigen Fachstudenten — gleichviel ob Juristen, Theologen, Philologen oder Mediziner — als diese bloßen Mechaniker des Gedächtnisses, deren spätere Thätigkeit für unser ganzes nationales Leben im Grunde nicht wertvoller ist als die eines Steinklopfers. Einseitigkeit und Verbohrtheit haben aber immer den Dünkel zum Begleiter; und kommt hierzu noch das feudale Feinthun, das steifleinene Fratzentum, das von einigen hohlköpfigen Tonangebern als vorzüglicher Ersatz für wissenschaftliche, litterarische oder künstlerische Bestrebungen entdeckt worden ist, dann haben wir im allgemeinen die Karrikatur unsrer „Herren Studierenden."

Es ist unglaublich, daß solche Menschen, die in ihrem ganzen Gebaren eine völlig unreife Lebensanschauung verraten, von einer höhern Schule das Zeugnis der „Reife" erhalten konnten. Die Universität soll doch eine Pflegstätte der Wissenschaft, des gesunden geistigen Lebens sein und keine Brutanstalt nationaler Schäden.

Ich frage nun, was in aller Welt hat der Reserve- oder Landwehroffizier mit krankhaften Erscheinungen zu thun, die ihre einzige Quelle in unserm zerfahrnen Familienleben haben, in unsern auf Examendressur angelegten höhern Schulen, in unsern oberflächlichen, geistlosen gesellschaftlichen Zuständen, denn eine Gesellschaft, die solche Unnatur des Studententums in ihrer Mitte „originell" findet, muß unzweifelhaft ihrer würdig sein! Was hat der Student mit dem Reserveoffizier zu thun? Sie stehen beide weit auseinander: der Student muß nach seiner militärischen Dienstzeit das akademische Studium beendigt und eine bürgerliche Stellung erreicht haben, um zu dieser Auszeichnung zu gelangen. Wenn man unter der akademischen Jugend eine alberne Sprachziererei und andre Lächerlichkeiten findet, so kann sie also nicht der Reserveoffizier hineingetragen haben; sie sind lediglich Nachahmungen und Übertreibungen des sogenannten „feudalen" Tones, der unter der jeunesse dorée noch als besonders vornehm gepflegt wird. Die Reserveoffiziere, die ihren bürgerlichen Beruf ausfüllen müssen, und die an Jahren schon ziemlich weit vorgeschritten sind, ehe sie zum Offizier gewählt werden, haben besseres und wichtigeres zu thun, als sich mit jenen Albernheiten zu befassen. „Der heutige Dienst, sagt die Militär-Zeitung sehr richtig, die scharfe Zugluft, die in unsern Offizierskreisen weht, machen Ausschreitungen wie die geschilderten einfach unmöglich."

Es ist ein wahrer Segen, daß jene junge Herren, die vor Feinheit kaum mehr lachen können, ein Jahr — „däs fätäle Jähr" — auf dem Kasernenhof oder in der Mannschaftsstube zubringen müssen, wo ihnen wenigstens ziemlich deutlich beigebracht wird, daß die Welt nicht ihretwegen da ist. So lange sie dienen, pflegt auch ihre „Patentthuerei" zu ruhen; leider bricht sie später

gewöhnlich wieder mit doppelter Kraft hervor. Mich begleiten bei dieser ganzen Betrachtung Goethes Worte: „Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüte des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und nur erst zu spät das unerseezlich ihrer Verschwendung einsehen."

Der Verfassungsstreit in Preußen

Eine historisch-politische Studie

Von R. Pape

(Fortsetzung)

Am 6. und 7. Oktober fanden im Abgeordnetenhause die Verhandlungen über die Resolutionen der Budgetkommission statt. Ein vermittelndes Amendement von Vincke wurde abgelehnt, und die früher angeführten Resolutionen wurden mit 251 gegen 36 Stimmen angenommen. Am 10. und 11. Oktober fanden die Budgetberatungen im Herrenhause statt. Das Haus beschloß auf Grund eines Antrages des Grafen Arnim-Boytzenburg: a) den Gesetzentwurf betreffend die Feststellung des Staatshaushaltsetats für 1862 in der Fassung, in der er aus den Beratungen des Hauses der Abgeordneten hervorgegangen war, abzulehnen; b) denselben Gesetzentwurf, wie er von der königlichen Staatsregierung durch Allerhöchste Genehmigung vom 25. Mai d. J. den beiden Häusern des Landtages zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme vorgelegt worden war, anzunehmen.

Am folgenden Tage, am 13. Oktober, eröffnete Grabow die Sitzung mit einer Rede, worin er erklärte, er bedürfe des Beirats des Hauses, „um den verfassungswidrigen Beschluß [der ihm inzwischen zugestellt worden war] von der Barre dieses Hauses zurückzuweisen." Die wenigen Anhänger der Regierung verließen, nachdem sie gegen dieses Vorgehen Einsprache erhoben hatten, den Saal, und die 237 Anwesenden beschlossen dann einstimmig: „Das Haus der Abgeordneten erklärt: der von dem Herrenhause in seiner Sitzung am 11. d. M. in Ansehung des Staatshaushaltsetats für 1862 gefaßte Beschluß, insofern er sich nicht darauf beschränkt, den der Beratung des Herrenhauses allein unterliegenden Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 3. d. M. über die Budgetvorlage der Regierung anzunehmen oder zu verwerfen, vielmehr nach Verwerfung des Beschlusses des Abgeordnetenhauses die Budgetvorlage der Regierung annimmt, mit welcher das Herrenhaus gar nicht befaßt gewesen ist, verstößt gegen den klaren Sinn und Wortlaut des Verfassungsartikels 62 und ist deshalb null und nichtig. Die königliche Staatsregierung kann daher keinerlei Rechte aus

diesem Beschlusse herleiten." Damit war auch zwischen den beiden Häusern des Landtages ein offner Konflikt ausgebrochen, und zwar war er völlig nutzloser- und zweckloserweise herbeigeführt worden. Zunächst lag die Rechtsfrage durchaus nicht so klar, wie in der eben angeführten Erklärung des Abgeordnetenhauses behauptet wurde. Im Art. 62 der Verfassung heißt es durchaus „Staatshaushaltsetats werden nur in der von dem Abgeordnetenhause ihnen nicht: gegebenen Form von der ersten Kammer im ganzen angenommen." Wenn solche Gesetzentwürfe zuerst der zweiten Kammer vorgelegt werden müssen, doch natürlich und selbstverständlich in der von der Regierung ihnen gegebenen Fassung, so ist gar nicht abzusehen, warum sie nicht auch darnach in dieser Form der ersten Kammer vorgelegt werden sollen. Die Behauptung, daß das Herrenhaus sich mit der Regierungsvorlage gar nicht zu befassen habe, sondern nur mit dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses, ist mindestens unerwiesen, und die ganze Frage ist schließlich praktisch völlig wertlos, eine reine Doktorfrage. Darum hätte das Abgeordnetenhaus klug gethan, den Beschluß des Herrenhauses, der an der vorhandenen Sachlage nicht das geringste änderte, ohne irgendwelche Erörterung zu den Akten zu nehmen und sich weiter nicht darum zu kümmern. Wenn aber das Abgeordnetenhaus die Beschlüsse des andern Hauses für null und nichtig erklärte, so überschritt es unzweifelhaft die ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte und maßte sich einfach wieder die unbedingte Souveränität an. Die Regierung hat, nebenbei bemerkt, auf die Annahme des Budgets von seiten des Herrenhauses niemals Gewicht gelegt.

Noch an demselben Tage, am 19. Oktober, wurde der Landtag im weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin geschlossen; Bismarck verlas die Schlußrede; ihre wichtigste Stelle lautete: „Nachdem der Gesetzentwurf über den Staatshaushaltsetat für das Jahr 1862 in der von dem Abgeordnetenhause beschlossenen Feststellung wegen seiner Unzulänglichkeit von dem Herrenhause verworfen worden, findet sich die Regierung Seiner Majestät des Königs in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie ist sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus dem beklagenswerten Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt notwendig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben seinerzeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden."

Die Aufregung im Lande wuchs natürlich fortwährend. Einige Beamte, die allzusehr die schuldige Rücksicht gegen die Regierung, der sie Gehorsam geschworen hatten, außer Augen setzten, wurden gemaßregelt; so wurde Herr von Bodum-Dolffs „im Interesse des Dienstes" von Koblenz nach

Gumbinnen versetzt. Zur Unterstützung dieser Märtyrer der Freiheit wurde ein sogenannter Nationalfonds gebildet, der bis gegen Ende des Jahres auf 75000 Thaler anwuchs. Diese Sammlungen wurden verboten, ihre Veranstalter vor Gericht gestellt, jedoch meistens freigesprochen. Natürlich fehlte es nicht an Preßprozessen. Allerlei Körperschaften, wie Stadtverordnetenversammlungen und Universitäten, die sich besser um Sachen gekümmert hätten, die sie angingen, fingen an in Politik zu machen. Viele Abgeordnete wurden bei ihrer Heimkehr festlich empfangen u. s. w. Aber auch die staatserhaltenden Parteien zeigten nach und nach wieder ein kräftigeres Leben. Zahlreiche Ergebenheitsadressen und Loyalitätsdeputationen aus allen Landesteilen gingen an den König, und dieser selbst ließ es an der nötigen Entschiedenheit des Auftretens nicht fehlen. So sagte er am 23. Oktober zu einer Deputation aus Potsdam und Spandau: „Was die Militärreorganisation betrifft, so ist diese mein eigenstes Werk und mein Stolz, und ich bemerke hierbei, es giebt kein Boninsches und kein Roonsches Projekt; es ist mein eignes und ich habe daran gearbeitet nach meinen Erfahrungen und pflichtmäßiger Überzeugung. Ich werde daran festhalten und die Reorganisation mit aller Energie durchführen; denn ich weiß, daß sie zeitgemäß ist. Es ist auch eine Verleumdung, die geflissentlich verbreitet wird, daß die beschworene Verfassung gebrochen werden solle. Ich halte fest an meinem Eide, halte fest an meinem Programm von 1858. Ich danke Ihnen für die Unterstützung, die Sie mir und meinen ausgesprochnen Absichten schon dadurch leisten, daß Sie sich ermannt und gesammelt haben den Angriffen gegenüber, deren Ziel die Schwächung des Königtums und des Throns ist. Fahren Sie fort in Ihrer Treue und streben Sie darnach, daß Ihre Gesinnung nicht auf die Kreise beschränkt bleibe, von denen Sie hergesandt sind, sondern sich weiter über alle Stände des jetzt so vielfach irregeleiteten Volkes verbreitet." Aber in dem Lärmen und Toben des Parteigetriebes verhallten die Worte des Königs fast wirkungslos.

Dasselbe war der Fall mit der ruhigen und entgegenkommenden Thronrede, mit der Bismarck am 14. Januar 1863 den Landtag wieder eröffnete. Der Präsident Grabow betonte in seiner Eröffnungsrede nur, daß in den letzten drei Monaten der Konflikt sich verschärft habe, und daß der Art. 99 der Verfassung verletzt sei. Die Abgeordneten Virchow und von Carlowitz, unterstützt von mehr als zweihundert Mitgliedern des Hauses, beantragten den Erlaß einer Adresse an den König und legten zugleich den Entwurf dazu vor. Dann heißt es: „Seitdem haben die von Euer Majestät berufenen Minister verfassungswidrig die Verwaltung ohne gesetzlichen Etat fortgeführt. Das oberste Recht der Volksvertretung, das der Ausgabebewilligung, war damit angegriffen. Nur eine kleine, der Nation seit lange entfremdete Minderheit hat, gestützt durch die Minister Eurer Majestät, bis zu den Stufen des Thrones die gröbsten Verleumdungen gegen einen Faktor der Gesetzgebung getragen und

den Versuch nicht gescheut, das Urteil über Maß und Bedeutung klarer Verfassungsrechte zu verwirren. Gleichzeitig ist vielfach ein Mißbrauch der Regierungsgewalt, wie er in den trüben Jahren vor der Regentschaft Eurer Majestät stattfand, hervorgetreten. Es sind verfassungstreue Beamte mit drückenden Maßregeln heimgesucht worden. Es ist die Presse verfolgt worden, wo sie für das Recht offen eintrat. Eure Majestät haben noch jüngst zu erklären geruht, daß niemand an allerhöchst Ihrem Willen zweifeln dürfe, die beschworene Verfassung aufrecht zu erhalten und zu schützen. In der That wagt niemand, einen solchen Zweifel zu hegen. Aber gestatten Eure Majestät, es offen auszusprechen — die Verfassung ist durch die Minister schon jetzt verletzt. Art. 99 ist keine Wahrheit mehr. Das schwere Übel einer budgetlosen Regierung ist über das Land gekommen. Inmitten dieser Bedrängnis läßt das preußische Volk nicht von der Hoffnung, daß Eurer Majestät Weisheit die ehrliche Stimme seiner gesetzlichen Vertreter unterscheiden werde von dem Rate derer, welche in dem Kampfe der Parteien ihre an sich ohnmächtigen Bestrebungen durch den erhabenen Namen Eurer Majestät zu decken und zu stützen sich bemühen. Königliche Majestät! Unsre Stellung als Vertreter des Landes legt uns die gebieterische Pflicht auf, feierlich zu erklären, daß der innere Frieden und die Kraft nach außen dem Lande nur durch die Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen wiedergegeben werden können." Ob die Herren gar nicht fühlten, daß alle diese Vorwürfe und Anschuldigungen, die schwersten, die man gegen eine Regierung, die die Hüterin der Gesetze sein soll und will, erheben kann, schließlich den König persönlich treffen mußten, wenn auch nur immer seine Minister genannt wurden?

Drei Tage, vom 27. bis zum 29. Januar, dauerte die Debatte über diese Adresse. Bismarck griff mit einer langen, inhaltreichen und bedeutenden Rede ein, die aber nur neuen und heftigern Widerspruch hervorrief. Der Entwurf von Virchow und Carlowitz wurde schließlich mit 255 gegen 68 Stimmen angenommen. Der König weigerte sich, die Adreßdeputation des Abgeordnetenhauses zu empfangen, und das Schriftstück wurde eingesandt, (31. Januar). Unter dem 3. Februar erging darauf die Antwort des Königs, nur von ihm persönlich gezeichnet, ohne die Gegenzeichnung irgend eines Ministers, weil er glaubte, „daß es dem Hause darum zu thun sei, seine persönliche Anschauung und Willensäußerung kennen zu lernen." Um nicht zu weit schweifig zu werden, verweise ich in Bezug auf den Inhalt dieser Kundgebung des unvergeßlichen Monarchen, die auch heute noch beherzigenswert ist, auf ein größeres Sammelwerk (z. B. Hahns Fürst Bismarck).

Nachgerade schien den großen Staatsmännern des Fortschritts die Zeit gekommen, auch einmal ihre hervorragende Befähigung für die auswärtige Politik darzulegen. In Russisch-Polen war ein wilder Aufstand gegen die Regierung ausgebrochen. Preußen hatte seine Armeekorps in den Ostprovinzen

auf einen erhöhten Friedensstand gesetzt und einige militärische Maßregeln getroffen, um zu verhindern, daß die eignen, von Polen bewohnten Landesteile in Mitleidenschaft gezogen würden. Der Generaladjutant von Alvensleben und der Flügeladjutant von Rauch waren nach Petersburg und Warschau geschickt worden, um gemeinsame Schritte mit den russischen Behörden zu verabreden, und am 8. Februar war mit Rußland in dieser Frage eine geheime Konvention abgeschlossen worden. Über den eigentlichen Inhalt dieser Konvention wurde nichts genaueres bekannt; umso weitern Spielraum hatte die geschäftige Phantasie der demokratischen Zeitungsschreiber. Eine so günstige Gelegenheit, der Regierung, dem verhaßten Bismarck alle möglichen teuflischen, freiheitsmörderischen Pläne unterzuschieben und daraufhin die leitenden Männer in Preußen und schließlich Preußen selbst anzugreifen, zu verdächtigen und zu verkleinern, durfte sich der Fortschritt unmöglich entgehen lassen. Man verfuhr dabei nach dem Grundsatze des gesinnungstüchtigen Volksmannes, den man später kurz und witzig so zusammenfaßte: „Ich kenne zwar die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie." Bisher hatten sich zwar die Führer des polnischen Aufstandes streng gehütet, auch auf preußischem Gebiete Unruhen zu erregen; aber, wie Bismarck amtlich feststellte, alles war vorbereitet, um im günstigen Augenblicke, d. h. wenn irgend ein entscheidender Erfolg gegen Rußland errungen war, sofort die Flammen der Empörung in den Provinzen Posen und Westpreußen auflodern zu lassen. Zudem mußte jeder, der nur ein wenig Anspruch auf gesundes politisches Urteil erheben wollte, sich doch sagen, daß ein wiederhergestelltes, unabhängiges Polen sofort Ansprüche auf weite Gebiete erheben würde, die seit langem dem preußischen Staate angehörten, und die dieser gar nicht abtreten konnte und durfte, ohne daß die Grundlagen seiner Macht aufs tiefste erschüttert wurden. Das hielt aber die „deutsche Fortschrittspartei" nicht ab, sich sofort „voll und ganz" auf die Seite der Polen zu stellen. Dasselbe Schauspiel erleben wir ja heute auch; sobald das deutsche Reich irgend einen Streitfall mit dem Auslande hat, nimmt der „deutsche Freisinn" und seine ganze Presse sofort die Partei des Landesfeindes. Vor fünfundzwanzig Jahren war es auch so. Da hielten die wackern Führer der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, die Herren Schulze-Delitzsch, von Sybel, von Carlowitz, von Hoverbeck, Twesten u. s. w., Reden so bar jeglicher Vaterlandsliebe, daß dem Patrioten, der sie liest, noch heute die Schamröte in die Wangen steigt. Die Angriffe, die sie gegen das eigne Land, angeblich freilich nur gegen die Regierung dieses Landes, richteten, überschritten alles Maß. Bismarck äußerte darüber: „Meine Herren! Für das Bestreben, das eigne Vaterland vor dem Auslande als erniedrigt darzustellen, weil die eigne Partei nicht am Ruder ist, für dieses Bestreben überlasse ich die Verantwortung denen, die sich in diesem Sinne ausgesprochen haben, in diesem Hause und außerhalb desselben." Und später, am 18. Februar:

„Es ist sehr leicht, die Regierung anzugreifen, wenn man ihr eine Anzahl von Absichten unterlegt und an diese Konjekturen und Betrachtungen knüpft, ohne sich vorher zu vergewissern, ob die Regierungen diese Absichten auch hat. Der Herr Vorredner [von Carlowitz] hat die Politik der Regierung eine kurzsichtige genannt im Vergleiche mit der Rußlands. Nun, ich lasse mich gern von der reifern Erfahrung und tiefern Sachkunde des Herrn Vorredners belehren. Im übrigen will ich mit ihm über das Maß derjenigen Epitheta, die wir uns hier auf kurze Entfernung gegenseitig beilegen, nicht rechten, möchte aber doch darauf aufmerksam machen, daß auch für Schmähungen gegen die eigne Regierung vor der Öffentlichkeit und dem Auslande sich gewisse Grenzen empfehlen." Abgesehen von diesem gänzlichen Mangel an Patriotismus, zeugten die Ansichten, die von den Vertretern des Liberalismus vorgetragen wurden, von einer Unreife des politischen Urteils, die geradezu erstaunlich ist. Es waren die würdigen Nachfolger jener Redner der Paulskirche, die im Jahre 1848 ein einiges Deutschland hatten „auf den Platz schwatzen" wollen.

Zunächst interpellirte der Abgeordnete Kantak die Regierung wegen des Erlasses des Oberpräsidenten und des Militärgouverneurs von Posen vom 1. Februar d. J. Bismarck gab eine ruhige und sachliche Antwort. Dann brachte am 18. Februar der Abgeordnete von Carlowitz eine Interpellation ein bezüglich der geheimen Konvention mit Rußland. Obwohl Bismarck die Beantwortung ablehnte, trat das Haus in eine Besprechung ein. Infolge dieser Besprechung stellten die Abgeordneten von Hoverbeck und von Carlowitz am 26. Februar folgenden Antrag: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, folgende Erklärung abzugeben: Das Interesse Preußens erfordert, daß die königliche Staatsregierung dem im Königreiche Polen ausgebrochenen Aufstande gegenüber sich lediglich auf die zum Schutze der preußischen Landesgrenze erforderlichen Maßregeln beschränke, jede darüber hinausgehende Einmischung vermeide und Bewaffneten nicht gestatte, das preußische Gebiet ohne gleichzeitige Entwaffnung zu betreten." Die weitläufige Erörterung, die sich an diesen Antrag knüpfte und die mehrere Tage in Anspruch nahm, führte einen höchst heftigen persönlichen Auftritt zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Vizepräsidenten Behrend herbei, wobei der letztere durch wüstes Geschrei seiner Parteigenossen unterstützt wurde. Bismarck hatte geäußert: „Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn diese nur auf Kosten des eignen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt. In dieser Diskussion traten nun die deutschen Redner schon unverhüllbar mit ihrer Sympathie für die polnische Sache hervor. Der Abgeordnete Waldeck verglich die Einstellung der preußischen Reserven mit dem Verkauf der hessischen Landeskinder nach Nordamerika. Der Abgeordnete von Unruh deutete unter Ihrem lebhaften Beifall an, daß, wenn aus den Vorkehrungen,

welche die Regierung zur Sicherung unsrer Grenzen und unsrer Interessen getroffen hat, auswärtige Entwicklungen entstehen sollten, Sie die Mittel zur Landesverteidigung dem Könige verweigern wird. Heißt das nicht, dem Auslande zurufen: Kommt her, der Augenblick ist günstig, Preußen — (Unterbrechung und Widerspruch). Nun, es freut mich, daß Sie noch ein Gefühl der Entrüstung äußern." (Unterbrechung; Ruf: Zur Ordnung!) Einen Ordnungsruf hielt nun zwar der Vizepräsident nicht für gerechtfertigt: als aber Bismarck fortfuhr: „Diese Drohung, Preußen wehrlos zu machen, sprach derselbe Abgeordnete von Unruh aus, dessen Name mit der Steuerverweigerung von 1848" — wurde er von neuem unterbrochen, und als er entschieden das Recht zu solchen Unterbrechungen bestritt, verstieg sich Herr Behrend zu dem Ausspruch: „Ich muß den Herrn Ministerpräsidenten trotz dieser seiner letzten Äußerung dennoch unterbrechen. Ich habe dem Herrn Ministerpräsidenten das Wort nicht entzogen und nach der Verfassung nicht entziehen können; der Präsident dieses Hauses übt in diesem Saale seine Disziplinargewalt aus, soweit diese vier Wände reichen; sie endet nicht am Ministertische." (Lebhaftes, anhaltendes Bravo). Daß diese unerhörte Anmaßung, für die es weder in der Verfassung, noch in der Geschäftsordnung des Hauses auch nur eine Spur von Begründung giebt, mit Jubel aufgenommen wurde, ist bezeichnend für die Anschauungen und Bestrebungen der damals herrschenden Partei. Bismarck ließ es selbstverständlich an einer gebührenden Zurückweisung nicht fehlen; als er aber zum zweitenmale Herrn von Unruh und die Steuerverweigerung erwähnte, brach neuer Lärm los. „Stürmische Bewegung in der Versammlung: Das ist unwürdig — Vertagen! Andauernder Ruf der Glocke des Präsidenten," heißt es in dem Bericht über die Sitzung. Eine weitere Folge hatte der Zwischenfall nicht.

Ganz ähnlich wie in der polnischen Frage war auch das Vorgehen des Abgeordnetenhauses in der schleswig-holsteinischen Frage, die damals wieder anfing brennend zu werden. Auch hierin stand die herrschende Mehrheit vollständig auf Seiten der Gegner Preußens, der dänischen Demokraten, des Augustenburgers und der deutschen Kleinstaaten. Twesten brachte am 17. April die betreffende Interpellation ein und äußerte in seiner Begründung: „Die Dänen wissen allerdings, daß unter den gegenwärtigen Umständen eine preußische Regierung, welche mit dem eignen Lande im härtesten Widerspruche steht, welche eine kaum nennenswerte Partei in der Vertretung des eignen Volkes hinter sich hat, daß eine Regierung, welche infolge der innern Zustände auch im übrigen Deutschland ganz ohne Einfluß und ohne jede Möglichkeit ist, eine kräftige Initiative zu ergreifen, welche daneben Preußen auch nach außen hin gänzlich isolirt hat, welche durch ihre Politik in der polnischen Angelegenheit den preußischen Staat in die äußerste Spannung zu den Westmächten gebracht hat, daß die völlig außer stande ist, einen Krieg mit Dänemark zu führen;

und wenn die preußische Regierung unter den jetzigen Umständen dazu geneigt sein sollte, so werden wir einer solchen Neigung entschieden entgegentreten müssen, meine ich, weil wir die jetzigen Zustände nicht als solche betrachten können, unter denen unter irgend welchen Umständen ein glückliches Resultat des Krieges und eine glückliche definitive Lösung dieses Streites zu erwarten wäre." Bismarck sagte in seiner Antwort unter anderm: „Der Herr Vorredner hat Dänemark darüber zu beruhigen versucht, daß es einen Krieg in diesem Augenblicke von Preußen unter unsern nach innen und außen zerrütteten Verhältnissen nicht zu erwarten habe. Zum Glück ist man im Auslande nicht ebenso leichtgläubig, und ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen, mit oder ohne Ihr Gutheißen." Die Entgegnung des Abgeordneten Löwe schloß mit den Worten: „Ich behaupte, daß die Pflicht dieses Hauses dahin geht, diesem Ministerium nicht bloß wegen seiner verwerflichen Grundsätze, nicht bloß wegen seiner Tendenz die Mittel zu versagen, sondern besonders deshalb, weil dieses Ministerium einen so außerordentlichen Mangel an staatsmännischer Geschicklichkeit und Einsicht, an Kenntnis der wirklichen Verhältnisse des Staates, besonders aber der wirklichen Machtmittel dieses Staates gezeigt hat, daß wir ihm keine neuen Mittel, so weit wir es verhindern können, in die Hände geben dürfen, weil wir die Mittel, die wir ihm in die Hände geben, als verwüstet betrachten. In diesem Sinne verwahren wir uns gegen diese Erklärung des Herrn Ministerpräsidenten, welche die parlamentarische Sitte mich hindert näher zu qualifiziren, daß man einen Krieg führen wird ohne die Zustimmung der Volksvertretung. Beginnen kann man ihn, aber diese Männer werden niemals die Geschicke der Nation in Händen haben, wenn die Nation mit ihrem Blute dafür einstehen muß; dann ist der Augenblick gekommen, wo sie diese Sitze, die sie im Rate der Nation immer freiwillig räumen, sobald große Angelegenheiten verhandelt werden, auf immer räumen werden."

Die gesamte „liberale" Presse erhob über diese Vorgänge im Landtage einen ungeheuern Lärm. Doch wurde nicht etwa Entrüstung geäußert gegen die unpatriotischen Männer, die so schmachvoll ihr eignes Vaterland beschimpften und vor dem Auslande herabzuwürdigen strebten, sondern gegen den Ministerpräsidenten, der angeblich den krassesten Absolutismus, die schrankenloseste Willkürherrschaft verteidigte.

Art. 78 der Verfassung lautet: „Der König hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, auch andre Verträge mit fremden Regierungen zu errichten. Letztere bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Zustimmung der Kammern, sofern es Handelsverträge sind, oder wenn dadurch dem Staate Lasten oder einzelnen Staatsbürgern Verpflichtungen auferlegt werden." Wenn Bismarck also das Recht des Königs, allein über Krieg und Frieden zu entscheiden, behauptete, so stand er damit vollständig auf dem Boden der Verfassung, die

hierzu durchaus nicht die Zustimmung der Kammern verlangt. Wenn aber die Fortschrittspartei dieses unbestreitbare Recht des Königs illusorisch zu machen und durch Bewilligung oder Versagung der Mittel zum Kriege die endgiltige Entscheidung über diese hochwichtige Frage in die eigne Hand zu bringen suchte, so war das unzweifelhaft ein Streben nach parlamentarischer Machterweiterung, wie es dreister nicht gedacht werden konnte. Daß sie jemals ein solches Bestreben gehabt habe, hat die Partei freilich damals und später immer aufs lebhafteste bestritten, immer mit jenem Brusttone der Überzeugung, den auch heute noch die Biedermänner vom Freisinn so gut anzuschlagen verstehen, wenn es gilt, eine unbequeme geschichtliche Thatsache abzuleugnen. Sie finden dabei auch fast immer gläubige Zuhörer; denn die Zahl derer, die solche Dinge genau kennen, ist natürlich gering, und sie rechnen immer nur auf die große, unwissende Menge und mit dieser.

Die langwierigen Debatten über den Militär- und Marineetat führten bei einer solchen Zusammensetzung des Hauses natürlich zu keiner Verständigung und waren eigentlich völlig zwecklos. Sie führten aber am 11. Mai zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen dem Kriegsminister von Roon und dem Vizepräsidenten von Bockum-Dolffs. Der letztere nahm für sich wieder Disziplinargewalt über die Minister in Anspruch, Roon bestritt ihm diese; der Präsident wollte sich bedecken; damit die Komik nicht fehlte, wurde ihm ein falscher Hut gebracht, der ihm viel zu groß war; die Sitzung wurde auf eine Stunde vertagt. Das gesamte Staatsministerium richtete auf Grund dieses Vorganges ein Schreiben an das Abgeordnetenhaus, worin erklärt wurde, daß die Minister nicht eher wieder im Hause erscheinen würden, als bis durch eine förmliche Erklärung auf jenes angemaßte Recht Verzicht geleistet würde (12. Mai). Dagegen beschloß die Fortschrittspartei (295 gegen 20 Stimmen) am 15. Mai: 1. daß der Präsident jeden Redner, also auch die Minister unterbrechen könne; 2. daß durch eine solche Unterbrechung das verfassungsmäßige Recht der Minister, jederzeit gehört zu werden, nicht beeinträchtigt werde; 3. daß es dagegen verfassungswidrig sei, wenn die Minister ihre Gegenwart im Hause von Vorbedingungen abhängig machten; 4. daß demnach das Haus sich nicht veranlaßt sehe, auf das im Schreiben des Staatsministeriums vom 11. Mai ausgesprochene Verlangen einzugehen.

Nachdem am 16. das Ministerium eine weitere Erklärung erlassen hatte, erging am 20. eine allerhöchste Botschaft an das Abgeordnetenhaus, die von sämtlichen Ministern gegengezeichnet war. Darin heißt es: „Ein solcher Anspruch entbehrt der gesetzmäßigen Grundlage, und wir können es der Würde unsrer Regierung nicht für entsprechend erachten, daß unsre Minister als Vertreter der Krone den Verhandlungen des Hauses unter Verzichtleistung auf die ihnen rechtlich zustehende und verfassungsmäßig verbriefte selbständige Stellung gegenüber dem Hause der Abgeordneten und dem Präsidium desselben bei-

wohnen. Wir können daher das Haus der Abgeordneten nur ermahnen u. s. w." Hierauf richtete die Mehrheit des Hauses (239 gegen 61 Stimmen) eine Adresse an den König, die ihrem Inhalt und Tone nach nur als unverschämt bezeichnet werden kann. Einige der stärksten Stellen darin lauten: „Die Minister Ew. Majestät haben wider den Wortlaut der Verfassung ihr Erscheinen abhängig gemacht von der unmöglichen Bedingung u. s. w. Die Minister Ew. Majestät fahren fort, verfassungswidrige Grundsätze offen auszusprechen und zu bethätigen. Die Hoffnungen auf Wiederherstellung der Macht und Einheit Deutschlands hatten sich von neuem belebt. Die gegenwärtigen Minister Ew. Majestät haben diese Erwartungen getäuscht. Das Haus der Abgeordneten hat kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Zwischen den Ratgebern der Krone und dem Lande besteht eine Kluft, welche nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden wird. Das Land verlangt vor allem die volle Achtung seines verfassungsmäßigen Rechtes. Die wichtigsten Rechte der Volksvertretung sind mißachet und verletzt. Vergeblich harrt das Land der in der Verfassung verheißenen Gesetze u. s. w." Ob auch damals wieder keiner der Herren auf den Gedanken gekommen ist, daß alle diese unerhörten Vorwürfe, die gegen die Regierung geschleudert wurden, schließlich den König trafen? Entweder waren alle die angeblichen Verfassungsverletzungen und Rechtsbrüche mit Vorwissen und Genehmigung des Monarchen geschehen; dann war er, wenn auch nicht gesetzlich, strafrechtlich, so doch moralisch in erster Linie dafür verantwortlich. Oder aber das alles war vorgegangen, ohne daß es der Herrscher wußte, merkte oder sich darüber kümmerte. Das letztre scheinen die Herren, die die „tiefste Ehrfurcht" vor dem Könige beständig im Munde führten, haben andeuten zu wollen, wenn sie in dem Schriftstücke zweimal ausgesprochen, daß dem Könige „die Verhandlungen und die Absichten des Hauses nicht wahrheitsgetreu vorgetragen" worden seien. Darin liegt aber doch nichts andres als: der König ist entweder zu nachlässig und zu gleichgiltig, sich um die wichtigsten Vorgänge im Staatsleben zu kümmern, und giebt sich nicht die Mühe, sich wahrheitsgemäße Berichte zu verschaffen, oder: der König ist nicht fähig, Wahres von Falschem zu unterscheiden, und ist leichtgläubig genug, sich von seinen Ministern alles aufbinden zu lassen. In beiden Fällen eine so schwere Beleidigung, wie sie nur gedacht werden kann.

Der König lehnte natürlich eine persönliche Entgegennahme des Machwerkes ab und antwortete dem Abgeordnetenhause wieder in seinem eignen Namen, ohne die Gegenzeichnung eines seiner Minister. Leider ist das Schreiben zu umfangreich, als daß hier auch nur die Hauptstellen angeführt werden könnten. Wer sich aber darüber unterrichten will, welche Stellung König Wilhelm dem Konflikte gegenüber einnahm, der versäume es nicht, dieses Muster und Denkmal

echt königlicher Denkart und Gesinnung zu lesen (S. Hahn, Fürst Bismarck, S. 135). Dieses Antwortschreiben des Königs wurde dem Hause am 27. Mai mitgeteilt. Einen tiefer gehenden Eindruck ließ der verbitterte und verbissene Parteigeist nicht aufkommen. Gleich darauf kündigte eine königliche Botschaft den Schluß der Tagung an und entbot für den Nachmittag die Abgeordneten in den Weißen Saal des Schlosses. Hier schloß Bismarck den Landtag mit einer Rede im Namen des Königs.

(Schluß folgt)



Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870



Nach mancherlei Erfahrungen im gewöhnlichen Leben wie in den Kreisen der Politik und der Zeitgeschichte könnte man behaupten, daß es bei großen Niederlagen oder Verlusten die menschliche Schwachheit der Betroffenen nicht oder doch in der Regel nicht zulasse, einzugestehen, daß sie ihr Unglück verdient haben, und daß es eigentlich gar nicht anders habe kommen können. Gewöhnlich suchen die Opfer die Ursache außer sich: ein böser Stern, ein widriges Schicksal, ein Zufall hat veranlaßt, daß sie unterlagen. Dann und wann, aber selten, besonders wo Einzelne einander gegenüber getreten sind, beim Billard, beim Kartenspiel zwischen zweien, auf dem Fechtboden, beim Wettlauf, hören wir wohl, daß ein aufrichtiger Verlierer zugiebt, sein Gegner habe gewonnen, weil er der Stärkere oder Geschicktere bei der Sache gewesen sei. Aber wo irgendwie Aussicht vorhanden ist, die Verantwortlichkeit für die Niederlage oder doch einen guten Teil von sich abzuwälzen und sie einem andern aufzuhalsen, wird die Gelegenheit meist sofort benutzt, und wie der Whistspieler, der verloren hat, seinen Schaden womöglich seinem Partner zuschiebt, der schlecht gerechnet haben soll, so pflegt es auch bei politischen und militärischen Vorgängen gehalten zu werden: der erfolglos operirende Staatsmann oder General hat stets eine Anzahl von Beteiligten neben sich, aus deren feigem oder unklugem Verfahren er seine Niederlage erklären kann, und fast immer wird von dieser Gelegenheit, sich ganz oder hauptsächlich zu rechtfertigen, Gebrauch gemacht.

An diese Beobachtungen wurden wir erinnert, als in diesen Tagen ein französischer Staatsmann wieder von sich reden machte, der schon seit Jahren in Vergessenheit geraten war, und der es von Rechts wegen als ein Werk der

Barmherzigkeit empfunden haben sollte, daß ihn der Lethestrom verschlungen und so lange bei sich behalten hatte. Herr Emile Ollivier, weiland Minister Kaiser Napoleons III. und bekannt durch sein angebliches Wort, er sehe dem Kriege „mit leichtem Herzen“ entgegen, taucht wieder auf, und noch dazu mit einem Buche in der Hand, das in dem, was ihm offenbar die Hauptsache bei seiner Darstellung war, den Beweis liefert, daß er wirklich der Thor ist, als der er bisher in unserm Gedächtnis lebte, obwohl wir inzwischen erfahren haben, daß jenes albern leichtsinnige Wort nicht auf seine Rechnung zu setzen ist. Das „leichte Herz“ vom Sommer 1870 war vielmehr Eigentum eines Amtsgenossen Olliviers, der auf dem Barometer der Staatsklugheit noch ein paar Grad tiefer unter dem Nullpunkte stand als er und namentlich noch weniger Takt besaß — es gehörte zu dem vierschrötigen Körper des berüchtigten Herzogs von Gramont, den Bismarck einmal als sehr geeignet zu einem Forstläufer, aber nicht zu einem Minister bezeichnete. Von dem Buche Olliviers, das soeben unter dem Titel: 1789—1889 in Paris erschienen ist, fassen wir nur den Abschnitt ins Auge, bei dessen Vorgängen der Verfasser mitgewirkt hat, und wo die Schrift den Charakter einer Selbstverteidigung oder Selbstentlastung annimmt. Es kommt ihm dabei zu gute, daß er reichlich freie Hand in der Wahl seiner Entschuldigungen hat. In dieser Hinsicht tritt er dem furchtbaren Gegenstande seiner Betrachtung mit Vorteilen näher, die vielen Staatsmännern, deren Namen sich mit großen nationalen Nöten und Niederlagen verknüpfen, versagt sind. Kein verständiger und billig denkender Zeitgenosse, dem die Ereignisse und Persönlichkeiten der Vorgeschichte der Année terrible der Franzosen noch einigermaßen deutlich vor Augen stehen, wird annehmen wollen, daß den guten Emile Ollivier eine größere Verantwortlichkeit für die darauffolgende Reihe von französischen Schlappen und Verlusten treffe als seine Amtsgenossen. Er stand allerdings dem Titel und Range nach an ihrer Spitze, hatte aber nicht mehr wirklichen Einfluß auf den Gang der Dinge als sie, denn der eigentliche Herr und Meister war der kränkliche, unentschlossene und selbst allerhand Einflüssen, namentlich dem der Furcht vor der öffentlichen Meinung und einer Revolution der Pariser zugänglichen Kaiser. Mag man die Kette von Beweggründen weiter zurück verfolgen bis zu der Stellung der bigotten Kaiserin gegenüber dem emporgekommenen protestantischen Preußen oder bis zu der Sorge des kaiserlichen Paares um die Ansprüche und Hoffnungen des Sohnes, dem die Ironie des Schicksals später statt des Thrones den Tod unter den Speeren afrikanischer Wilden beschied, niemand, der die Krisis aufmerksamen Blickes und gerechten Sinnes bis zur Katastrophe verfolgt, wird auf den Gedanken kommen, daß Ollivier die Hauptrolle dabei gespielt habe oder auch nur in einer besonders wichtigen Nebenrolle dabei beteiligt gewesen sei. Dazu mangelte es ihm sowohl an der erforderlichen Verstandesschärfe als an der nötigen Willenskraft. Ohne

das doppelte Unglück, daß ein Amtsgenosse von ihm in einem unvergeßlichen Augenblicke sich eine wegen ihrer unerhörten Leichtfertigkeit unvergeßliche Redensart entschlüpfen ließ, und daß irgend ein Mißgeschick ihn vor der Welt für ewige Zeit zum Vater dieser großthuerischen Abgeschmacktheit machte, würde der Name Emile Ollivier zwar in den Registern der französischen Minister stehen, aber schwerlich auf den Blättern der Weltgeschichte.

Vergegenwärtigen wir uns, wie geringfügig der Einfluß des ehemaligen Ministers und sein Anteil an der Beschleunigung des Zusammenstoßes vom Sommer 1870 und wie beträchtlich dagegen der seines kaiserlichen Herrn und Gebieters war, so gereicht es ihm unzweifelhaft zur Ehre, wenn er jetzt, wo er als Schriftsteller auftritt, sich bemüht, die Schuld Napoleons möglichst abzuschwächen. Selbstverständlich sind wir nichts weniger als geneigt, die Entschuldigungsversuche Olliviers alle widerspruchslos gelten zu lassen, ja manche davon stimmen uns geradezu heiter; z. B. wenn behauptet wird, Napoleon „habe seit 1866 allerhand Beleidigungen hinuntergeschluckt, um den Krieg mit Preußen zu vermeiden." Wir können uns dem gegenüber getrost auf die öffentliche Meinung Europas mit Einschluß der ehrlichen Franzosen berufen und fragen: weiß jemand auch nur einen einzigen Fall preußischer Dreistigkeit und napoleonischer Langmut als Beleg für diese Behauptung des Verfassers anzuführen? Freilich wenn das bloße Entstehen und Fortbestehen eines norddeutschen Bundesstaates unter preußischer Oberleitung, der die Wahrscheinlichkeit einer ähnlichen allgemein deutschen Vereinigung in sich barg, eine Beleidigung Frankreichs oder seines Beherrschers bedeutete, wie die Unverschämtheit der „Mameluken" des Kaisers und andrer französischen Chauvinisten behauptete, dann müssen wir zugeben, daß König Wilhelm und Graf Bismarck für ein solches Beispiel von Dreistigkeit verantwortlich zu machen waren. Und anderseits unterlag es keinem Zweifel, daß, wenn die ungeheuerliche Phrase „Rache für Sadowa" nur den gerechten Groll einer zum Herrschen und Richten über Europa berufenen Nation über das ungebührliche Benehmen eines Nachbars ausdrückte, wir in der That den Kaiser Napoleon als den duldsamsten aller Monarchen zu betrachten und zu preisen haben, wenn er vier lange Jahre hindurch seinen eignen Ingrimm im Zaume hielt und zu gleicher Zeit den Ausbruch der von Natur rachsüchtigen und eifersüchtigen Gefühlsweise der Franzosen verhütete. Doch müssen wir, wenn Herr Ollivier erwartet, daß wir und andre, denen er sein Werk vorlegt, die „wohlberechtigten Empfindlichkeiten Frankreichs" in diesem Lichte ansehen, wenn er voraussetzt, daß wir der sonderbaren Meinung beistimmen, Preußen habe durch Besiegung Österreichs und Beseitigung seiner Hegemonie über die deutschen Mittel- und Kleinstaaten Frankreich beleidigt und geschädigt, doch die Bitte an ihn richten, ein wenig ausführlicher zu sein und Beweise zu liefern statt nur Behauptungen vorzubringen. Doch ist das am Ende nicht unbedingt erforderlich, da er die

Ansicht ausspricht, der Kaiser der Franzosen würde, sofern es sich um sein persönliches Eingreifen und Vorgehen gehandelt hätte, bis zum letzten Augenblick jene Beleidigungen gelassen ertragen und niemals zum Schwerte gegriffen haben, wenn nicht eine Macht außer ihm ihn dazu gedrängt hätte. „Er wurde — sagt sein Sachwalter — gegen seinen Wunsch auf das Schlachtfeld getrieben, und zwar durch das gebieterische Geschrei seines Parlaments und seines Volkes, die über eine feindselige Herausforderung entrüstet waren,“ womit die Wahl des Prinzen von Hohenzollern zum Könige von Spanien gemeint ist. Es ist das wieder ein Beispiel für die von Ollivier geteilte Anmaßung der Franzosen, sich zur Einmischung in die innern Angelegenheiten ihrer Nachbarn berechtigt zu fühlen und diese Angelegenheiten nach Belieben als „Herausforderungen“ zu behandeln. Nur gut, daß der Verfasser das aufrichtige Zugeständnis folgen läßt, daß die Minister dem Kaiser „einstimmig den Rat erteilten, dem öffentlichen Verlangen zu gehorchen.“ Und noch heute ist Ollivier, wie es scheint, überzeugt, daß Napoleon recht daran that, nach jenem Rate zu handeln. Sein Unglück war nach der Darstellung des Verfassers einzig und allein, daß er sich dabei zu viel körperliche Kraft zutraute; sonst stand alles aufs beste, und man hatte die schönsten Aussichten. Indem der Kaiser glaubte, er sei noch der lebensfrische General, als der er 1859 sein Heer nach Oberitalien geführt und die Österreicher in zwei großen Schlachten besiegt hatte, übernahm er einen Oberbefehl, zu dem er physisch nicht mehr tauglich war. Daher tagelanges Zögern bei einer Krisis, wo schon eine Stunde dem Gegner abgewonnen zu haben von höchstem Werte war, daher schwächlich zauderndes Stillstehen noch, als endlich alles bereitgestellt war, um mit einem kühnen Angriff zu beginnen. Was die vollkommene Güte der Waffe des Kaisers angeht, so hegt Ollivier, wie sichs für jemand schickt, der als Minister ihren sofortigen Gebrauch empfohlen hat, nicht den geringsten Zweifel daran. Er scheint fast geneigt zu sein, sich das Wort Marschall Leboeufs anzueignen: „Es fehlt auch nicht ein Gamaschenknopf!“ Die französische Armee war nach Ollivier, diesem jüngsten und, so viel wir wissen, beinahe einzigen Lobredner ihres Zustandes, alles, was man von ihr billigerweise verlangen konnte. Sie verlor das Spiel und der Kaiser seinen Thron, Frankreich seine zwei Provinzen, seine fünf Milliarden und seine stolze und gebietende Stellung in Europa einzig und allein durch Unentschlossenheit und langsames Vorgehen. So wird uns versichert. Aber kann man dem beipflichten? Gewiß würde es nicht viel helfen, wenn man zeigte, daß, da kein Berichterstatter, selbst kein französischer, erklärt hat, das deutsche Heer sei zu schwach an Zahl oder sonstwie von mangelhafter Beschaffenheit gewesen oder seine Mobilmachung und sein Aufmarsch seien zu langsam vor sich gegangen, der Vorteil, den Frankreich durch rasches Ergreifen der Offensive gewonnen haben könnte, nicht so ohne weiteres auf der Hand liegt. Ohne Zweifel ist es unter Umständen zu empfehlen, daß von zwei

Heeren, die sich gegenüberstehen, das schwächere rasch angriffsweise vorgeht. Haben wir aber, wie hier, zwei Heere vor uns, die gleich stark an Zahl und gleich kriegsbereit sind, so ist nicht mit Notwendigkeit vorauszusagen, daß der Sieg demjenigen zu teil werden müsse, der zuerst zuschlägt. Sicher kann ein erster Erfolg, der erfahrungsgemäß in einigen Fällen errungen wurde, wo der Feldherr, seinen Vorteil ersehend, schnell entschlossen die Initiative ergriff, denen, die ihn zu benutzen verstehen, schon als moralischer Vorteil von großem Werte sein, und ein solcher Erfolg waren die Schlachten bei Wörth und Saarbrücken, insofern sie dazu beitrugen, Österreich und Italien von der Beteiligung am Kampfe gegen Deutschland absehen zu lassen. Niemand jedoch wird behaupten wollen, daß diese ersten, verhältnismäßig kleinen Siege der deutschen Heere den Ausgang des Feldzuges entschieden hätten. Es giebt sogar Leute, die in den Worten, die der Kaiser nach der großen Niederlage äußerte: Tout peut se retablir, den Ausdruck einer Hoffnung erblickten, während sie sicher nur die Verzweiflung eingab, und die des Glaubens lebten, unter einem fähigen Führer würden die Geschicke Frankreichs sich wieder besser gestalten lassen. Sicherlich war es nicht die Schuld des französischen Soldaten, wenn diese Hoffnung sich nicht erfüllte. Keine andre Truppe schlug sich besser als er, das müssen selbst wir, die Gegner, ihm nachrühmen, und wenn die Führung der französischen Heere, die bei Metz und Sedan bluteten, ihrer Tapferkeit gleichgekommen wäre, so würde der Ausgang des Feldzuges wahrscheinlich ein andrer gewesen sein. Unser Werk sagt in dieser Hinsicht nichts, wie es denn löblicherweise auch die einst beliebte Behauptung, es sei bei den Niederlagen Verrat im Spiele gewesen, nicht einmal in Form von Andeutungen enthält, und wenn der Verfassrr es unterläßt, auf die Thatsache hinzuweisen, daß die Generale und die militärischen Einrichtungen der Franzosen 1870 mancherlei zu wünschen übrig ließen, so hat das die Wirkung, daß es seine Erklärung so zu sagen gar zu vollständig erscheinen läßt. Hatte die französische Armee im Sommer 1870 so tüchtige Offiziere, wie sie tüchtige Soldaten hatte, war die Strategie und Taktik ihrer Befehlshaber so wenig mangelhaft als ihre Gliederung, Ausrüstung und Ausbildung, wie kam es dann, daß sie nicht siegte? Oder wenigstens, wie konnte es geschehen, daß sie so vollständig geschlagen wurde, eine solche Reihenfolge der furchtbarsten Schlappen erlitt, die zusammen einer beinahe gänzlichen Vernichtung gleichkamen? Die von Ollivier gerügte Zeitvergeudung in den Wochen unmittelbar vor dem Kampfe mag alle Aussichten auf Verwirklichung des Programms vernichtet haben, das mit den Worten A Berlin! in Paris ausgeschrieen wurde, aber sie für sich allein konnte nicht hinreichen, die deutsche Armee bis nach Paris gelangen zu lassen. Was führte aber dazu? Herr Ollivier antwortet darauf nicht zu unsrer vollen Zufriedenheit, ja er umgeht die Sache beinahe ganz. Aber wir finden nicht, daß die Welt schlimmer dabei fährt, wenn er der Frage ausweichen zu müssen

meint. Versuche, sie zu beantworten, erinnern nur verdrießlich an Carlyles kräftigen Einspruch gegen ähnliche Versuche, die Verantwortlichkeit für eine andre Katastrophe, und zwar für eine schrecklichere als die von 1870, von dem wahren Schuldigen hinwegzudeuteln und auf Rechnung andrer zu setzen. Es sollte, als vor hundert Jahren die Revolution ausbrach, die Schwäche des Königs, die Leichtfertigkeit der Königin, die Selbstsucht des Adels, die schläfrige Gleichgiltigkeit der Kirche, es sollte dies und es sollte jenes die Ursache gewesen sein. „Meine Freunde — sagt der realistische englische Geschichtschreiber —, es war jener quacksalbernde Scheinmensch, der vorgab, etwas zu thun, während er doch nur aß und trank und nichts that." Es war auch 1870 das Scheinwesen der Franzosen, mit dem sie der gegen sie heranziehenden Wirklichkeit erlagen. Ihre Macht gegenüber Europa und zunächst gegenüber Deutschland war Selbsttäuschung und Täuschung andrer, war in doppeltem Sinne Schwindel gewesen, der eine ernste Probe nicht aushielt. Der Hausschwamm der sittlichen Verderbnis hatte das staatliche Gebäude zerfressen, als der Oststurm kam, und so sank es rasch vor seinen Stößen zusammen. Napoleon hatte diese Trockensäule nicht hereingebracht, sondern schon vorgefunden und nur entwickelt. Die parlamentarische Republik hat sie nicht beseitigt, und so kann es einmal ein zweites 1870 geben, wenn man dem friedfertigen Deutschland gegenüber das Schicksal herausfordert.



Buckle und Darwin

3

Mit Staunen und Unwillen vernahm Darwin, wie in Deutschland seine Lehre sogar für sozialistische Zwecke ausgebeutet werde. Dagegen konnte es ihn nicht überraschen, daß in seinem Vaterlande, wo Bibelgläubigkeit zum guten Ton gehört, der Ersatz der Weltschöpfung durch die Zuchtwahl ungeheuern Anstoß erregte. Wir übergehen den Streit darüber, der uns Deutsche ja weiter nicht interessirt, und beschränken uns darauf, darzuthun, daß Darwins Gelehrtengewissen vollkommen rein war. Er war weit entfernt davon, gleich manchen Deutschen die Descendenztheorie nur darum mit Freuden zu begrüßen, weil sie Gott überflüssig zu machen schien, oder gar sie zu diesem Zwecke zu vervollkommnen

(erfunden hat er sie bekanntlich nicht). Er selbst hat über den Entwicklungsgang, durch den er ganz absichtslos und sogar ahnungslos in seine Theorie hineingeführt wurde, in seinen Büchern und Briefen aufs genaueste berichtet.

Als er seine Forschungsreise auf dem Beagle (27. Dezember 1831 bis 2. Oktober 1836) antrat, war er noch vollkommen bibelgläubig. Die Offiziere des Schiffes, obwohl selbst orthodox, lachten manchmal herzlich über die Zuversichtlichkeit, mit der er die Bibel als unanfechtbare Autorität zu Beweisführungen verwendete. In Südamerika zuerst und auf den fünfhundert englische Meilen westlich davon gelegenen Galapagosinseln wurde er an der Unveränderlichkeit der Arten irre, nicht etwa an der Religion, an die er bei der Sache gar nicht dachte. Auf den genannten Inseln sah er sich von eigentümlichen Pflanzen- und Tiergestalten umgeben, wie sie nirgend sonst in der Welt vorkommen. „Doch trugen sie fast alle ein amerikanisches Gepräge an sich. Im Gesange der Spottdrossel, in dem scharfen Schrei des Aasgeiers, in den großen leuchterähnlichen Opuntien bemerkte ich deutlich die Nachbarschaft Amerikas. Noch überraschender war die Thatsache, daß die meisten Bewohner jeder einzelnen Insel dieses kleinen Archipels spezifisch verschieden von denen aller andern, aber trotzdem nahe verwandt unter einander waren. Ich fragte mich, wie diese eigentümlichen Tiere und Pflanzen wohl entstanden seien. Die einfachste Antwort schien zu sein, daß die Bewohner der verschiednen Inseln von einander und alle zusammen von Einwanderern aus Amerika abstammten, und daß sie in langen Geschlechtsfolgen Veränderungen erlitten hätten, die jene Verschiedenheit bei Übereinstimmung der Grundformen bewirkten. Wodurch diese Veränderungen herbeigeführt worden seien, das wäre mir noch lange unerklärlich geblieben, hätte ich nicht die Züchtungsergebnisse an den Haustieren studirt und mir auf diese Weise eine richtige Vorstellung von den Wirkungen der Zuchtwahl gebildet. Nachdem ich mir dann diese Idee schon fest angeeignet hatte, erkannte ich beim Lesen von Malthusens Werk über die Bevölkerung, daß natürliche Zuchtwahl das unvermeidliche Ergebnis der raschen Zunahme aller organischen Wesen war; denn den Kampf ums Dasein in seiner Bedeutung zu würdigen, war ich durch langes Studium genügend vorbereitet.“ Außerdem hatte er in Amerika fleißig Fossilien ausgegraben und sich überzeugt, daß auch diese einen spezifisch amerikanischen Charakter tragen, wonach also die Folgerung nahe lag, daß die jetzt dort lebenden Tiere von den dortigen vorweltlichen abstammen (Das Variiren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation S. 10 bis 11). Über die Kühnheit seines Gedankenganges erschrak er selbst. „Ich bin beinahe überzeugt,“ schrieb er am 11. Januar 1844 an Hooker, „daß die Arten — mir ist, als gestünde ich einen Mord ein — nicht unveränderlich sind. Der Himmel bewahre mich vor dem Lamarckschen Unsinn einer »Neigung zum Fortschritt,« der »Anpassungen infolge des langsam wirkenden Willens der Tiere« u. s. w. Aber meine Schlußfolgerungen sind von den seinigen

nicht sehr verschieden, obwohl die Änderungsmittel es gänzlich sind. Ich glaube — wie anmaßend! — die einfachen Mittel gefunden zu haben, durch die verschiedne Spezies verschiednen Zwecken angepaßt werden. Sie werden seufzen und denken: An was für einen Menschen habe ich meine Zeit verschwendet! Vor fünf Jahren hätte ich selbst noch so gedacht."

Gleichzeitig zwar, aber nicht in bewußter Wechselwirkung mit seiner Naturauffassung, änderte sich seine Stellung zur Religion. Lebhafte religiöse Empfindungen hatten ihn niemals bewegt, zusammenhängendes Nachdenken über religiöse und metaphysische Fragen war nicht seine Sache. Bei fortschreitender Bücherkenntnis meinte er nun einzusehen, daß dem Alten Testament nicht mehr Glaubwürdigkeit beizumessen sei als etwa den heiligen Schriften der Hindu, und später ließen die Wundergeschichten und Widersprüche im Neuen Testament ihm auch dieses unglaubwürdig erscheinen. Doch hing er am christlichen Glauben und gab ihn nicht gern auf. Er hegte zuweilen den phantastischen Wunsch, es möchten irgend welche Urkunden aufgefunden oder Inschriften ausgegraben werden, die die Wahrheit des biblischen Berichts über Jesus unwiderleglich bezeugten; aber so etwas ereignete sich eben nicht. In einer 1876 geschriebenen Selbstbiographie, aus der sein Sohn Bruchstücke mitteilt, erzählt er das und sagt dann: „So beschlich mich der Unglaube ganz langsam, so langsam, daß ich kein Unbehagen empfand." Schließlich kam ihm auch zum Bewußtsein, daß und an welcher Stelle diese nebenherlaufende Umbildung seiner Glaubensansicht in die seiner Naturauffassung eingriff. „Der alte Beweisgrund [für das Dasein Gottes] vom Zweck in der Natur, der mir früher so entscheidend schien, schlägt jetzt fehl, nachdem das Gesetz der natürlichen Auslese entdeckt worden ist. [Fehlschluß!] Wir können z. B. nicht länger folgern, daß das wunderschöne Schloß einer zweischaligen Muschel, ähnlich wie die Angel einer Thür, von einem intelligenten Wesen gebildet sein müsse. In der Variabilität der organischen Wesen und in der Wirkungsweise der natürlichen Zuchtwahl scheint nicht mehr Zweckmäßigkeit zu liegen, als in der Richtung, in der der Wind weht. [Welch ein Vergleich!] Ich habe aber diesen Gegenstand am Schlusse meines Buches »Über das Variiren der Tiere und Pflanzen u. s. w.« erörtert, und die dort gegebene Beweisführung ist, so weit ich es übersehen kann, niemals widerlegt worden." Von der trefflichen Widerlegung, die ein Jahr vorher E. von Hartmann im Anschluß an das Werk eines Fachmanns, des Botanikers Wigand, geliefert hatte, haben also die deutschen Jünger dem englischen Meister nichts verraten. Hartmann beweist u. a., daß Darwin die Wirkungen der Zuchtwahl überschätzt, und daß überhaupt der Aufbau der organischen Wesen ohne eine schaffende Intelligenz nicht denkbar ist, wenn diese auch nicht so verfährt, wie sichs der kindliche Schöpfungsglaube vorstellt, sondern durch Anwendung der von Darwin entdeckten Mittel die ursprünglichen einfachen Gebilde allmählich in zusammengesetztere umwandelt.

War Darwin durch keinen außerhalb seiner Fachwissenschaft liegenden Einfluß in seine Bahn hineingeführt worden, so trat doch, wie wir sahen, allmählich eine Wechselwirkung ein zwischen seiner Botanik und seiner Zoologie einerseits und seiner Metaphysik anderseits; und von da an bestärkte ihn allerdings in seiner Theorie eine Erwägung, die ganz außerhalb der Naturwissenschaften liegt, die aber seinem Herzen Ehre macht. Wie er in dem angeführten selbstbiographischen Bruchstücke und in mehreren Briefen gesteht, war es der Anblick des Leidens in der Tierwelt, was ihm die Annahme eines persönlichen Schöpfers unwahrscheinlich und widerwärtig machte. Der Gedanke widerstrebte ihm, daß ein bewußter Gott Tiere erschaffen haben sollte, die darauf angewiesen sind, einander erbarmungslos an- und aufzufressen. Er war sehr mitleidig gegen Tiere und zog sich durch Einmischung zu Gunsten von Pferden und Vögeln manche Unannehmlichkeit zu. Auch für die Sklavenbefreiung nahm er mit einer Leidenschaft Partei, die sonst seinem gelassen pedantischen und bedächtigen Wesen ganz fremd war. Sehr charakteristisch ist es, daß sich in seinen Schriften und Briefen keine Spur von Teilnahme findet für die Leiden des englischen Arbeiterstandes, der Proletarierkinder, der hungernden Iren. Es hätte ihn, so oft er in London weilte, nur einen Weg von einigen hundert Schritten gekostet, jenen Abschnitt des Kampfes ums Dasein zu studiren, der uns Menschen doch unendlich näher liegt, wie die Leiden der Raupen und Würmer. Der richtige Engländer verschließt eben vor allem Elend und Verbrechen im eignen Vaterlande so lange seine Augen, bis ihn ein besonders packender Fall überwältigt; von diesem Augenblick an macht er dann den Philanthropismus zu seiner Lebensaufgabe. Für Darwin trat diese Krisis nicht ein; bis an sein Lebensende blieb er seinen Würmern, Käfern und Tauben treu. Er gesteht dann weiter ein, daß ihm der brasilianische Urwald eigentümliche Empfindungen eingeflößt habe. Er habe da gefühlt, „daß noch etwas mehr im Menschen sei als der bloße Atem seines Leibes. Jetzt aber (1876) würden die großartigsten Szenen keine derartigen Überzeugungen und Empfindungen mehr in meiner Seele entstehen lassen. Man konnte ganz zutreffend sagen, daß ich in dieser Beziehung farbenblind geworden sei, und daß dem allgemeinen Glauben der Menschheit gegenüber mein mangelndes Wahrnehmungsvermögen nichts beweise." Aber diese Schlußfolgerung sei doch nicht zwingend, weil die Überzeugung vom Dasein Gottes nicht bei allen Menschenrassen allgemein, das religiöse Gefühl von der allgemeinern Empfindung des Erhabenen nicht wesentlich verschieden sei und nur dort religiös werde, wo es sich mit dem schon vorhandenen von außen her erzeugten Glauben an Gott verbinden könne. Das Bild von der Farbenblindheit ist gut. Es wird noch besser dadurch, daß Darwin auch noch seinen Mangel an Sinn für die Musik heranzieht, und er hätte noch hinzufügen sollen, daß ihm überhaupt die ästhetische Empfindung verloren gegangen war.

An einer andern Stelle erzählt er, als Schulknabe sei er von Shakespeare entzückt gewesen. „Jetzt kann ich schon seit vielen Jahren keine Zeile Poesie mehr ertragen. Ich habe vor kurzem versucht, wieder einmal Shakespeare zu lesen, fand ihn aber so unausstehlich langweilig, daß mir übel davon wurde. Auch den Geschmack für Gemälde und Musik habe ich beinahe verloren." Es mag dahingestellt bleiben, wie groß die Zahl derer ist, denen die ästhetischen Gefühle mangeln. Jedenfalls halten wir sie, sowie die, denen alle religiöse Empfindung abgeht, für unvollständige Menschen, und können den mit solchen Mängeln behafteten die Berechtigung nicht zugestehen, in den höchsten metaphysischen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen.

Einen starken Eindruck machte auf ihn der Gedanke, daß nach dem Glauben der Geologen und der Astronomen dereinst die Erde erkalten und das Reich der Organismen untergehen soll. „Glaubt man, wie ich es thue, daß der Mensch in weit entfernter Zukunft ein weit vollkommneres Geschöpf sein werde, als er es jetzt ist, so ist der Gedanke unerträglich, daß er und alle andern empfindenden Wesen zu vollständiger Vernichtung verurteilt sein sollen nach einem so lange dauernden langsamen Fortschritt." Der Fortschritt thut dabei gar nichts zur Sache, wenigstens bei dem gesund empfindenden Menschen. Die Wesen, die nach zehntausend Jahren leben werden, sind uns schon aus dem Grunde ungeheuer gleichgiltig, weil wir gar nicht wissen, ob sie leben werden. Und sollten unsre Nachkommen vollkommnere Wesen als wir, d. h. keine Menschen mehr sein, so würden sie uns noch gleichgiltiger sein. Den Menschen, wie sie sind, und zwar den mitlebenden, gehört unsre Teilnahme; und der Gedanke an ihre Vernichtung ist uns in dem Maße unerträglich, einerseits als wir sie lieben, anderseits als sie in diesem Leben nicht auf die Kosten gekommen sind. In einer jüngst erst erschienenen Novelle hat Ch. d'Héricault sehr gut geschildert, wie die Vernichtung des Unsterblichkeitsglaubens unter Umständen wirken kann. Ein junger Gelehrter hat seine Frau von allem „Aberglauben" gründlich kurirt und sie glücklich — die Liebe zum Manne thut ja Wunder — bis auf die Höhe moderner Anschauung hinaufgeschraubt. Nach dem Tode ihres ersten Kindes wird sie rückfällig. Doch gelingt es dem Manne, ihr die Sehnsucht nach Wiedersehen als eine Thorheit auszureden und aufs neue die Überzeugung zu begründen, daß der Tod weiter nichts sei, als das Ende der „Evolution" eines „Individuums"; daß dieses Ende bei manchen ungewöhnlich früh eintrete, sei ebenfalls in den Naturgesetzen begründet, denen man sich nun einmal unterwerfen müsse. Aber auch das zweite und das dritte Kind stirbt, und nun wird die junge Mutter wahnsinnig. Nachdem sie sich ausgetobt hat, wird sie als geheilt aus der Irrenanstalt entlassen und entfaltet nun eine erzwungene Liebenswürdigkeit, mit der sie den Mann eine Zeit lang täuscht. Bei einem Familienmahle, mit dem die Genesung gefeiert wird, schneidet sie ihm mitten in einer heitern Unterhaltung



die Kehle durch und wendet sich dann zu ihrem auf der andern Seite sitzenden Vater mit der Bemerkung: „Papa, sagen Sie der Mama, daß es weiter nichts ist als das Ende von Edmunds Evolution."

Darwin sagt also mit Recht: „Denen, die an die Unsterblichkeit der Seele glauben, wird die Vernichtung unsrer Welt nicht so furchtbar erscheinen." So ganz, wie er sich zu Zeiten wohl einbildete, hatte er doch die Gründe der Teleologen noch nicht innerlich überwunden. Das Weltganze machte immer wieder tiefen Eindruck auf ihn. „Denke ich darüber nach, dann fühle ich mich genötigt, mich nach einer ersten Ursache umzusehen in Gestalt eines menschenähnlichen denkenden Geistes, und ich verdiene dann Theist genannt zu werden. Diese Folgerung war sehr lebendig in mir um die Zeit, als ich die »Entstehung der Arten« schrieb." In der That sieht man das aus den Schlußsätzen dieses Werkes. Sie lauten: „So geht aus dem Kampfe der Natur, aus Hunger und Tod die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu erfassen vermögen: die Erzeugung immer höherer und vollkommnerer Tiere. Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgiebt, nur wenigen Formen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß, während unser Planet den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfange sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt." Später, heißt es in seinen Aufzeichnungen weiter, sei ihm der Zweck in der Natur wieder zweifelhaft geworden. „Ich darf mir nicht anmaßen, auch nur das geringste Licht auf solche abstruse Fragen werfen zu wollen. Das Geheimnis des Anfangs aller Dinge ist für uns unlösbar, und ich für meinen Teil muß mich bescheiden, ein Agnostiker zu bleiben." Insbesondre ein „entsetzlicher Zweifel" war es, an dem seine Anläufe zur Teleologie scheiterten; der Gedanke nämlich, ob den Überzeugungen eines Wesens, das sich ja aus niedern Tieren entwickelt habe, überhaupt irgend welcher Wert beizulegen sei. „Würde sich wohl jemand auf die Überzeugungen in der Seele eines Affen verlassen, wenn in einer solchen Überzeugungen vorhanden wären?" Damit trifft Darwin, ohne es zu merken, den Nagel auf den Kopf. In der That, von Überzeugung, von dem Werte einer Meinung, von Wahrheit kann nur so lange die Rede sein, als wir an eine ewige und unveränderliche Wahrheit im Geiste eines persönlichen Gottes glauben, der die Fähigkeit, diese Wahrheit zu erkennen, und die logischen Gesetze, nach denen diese Fähigkeit wirkt, in unsre Seele gelegt hat. Giebt es keine solche Wahrheit, d. h. keine unzerstörbare in der Harmonie ihres reichen Inhalts selige Persönlichkeit, die die Fülle ihrer Ideen in Geschöpfen verwirklicht, um diese an der eignen Seligkeit teilnehmen zu lassen, ist der Menschengeist nur eine Phosphorescenz der Materie und die Vorstellung der eignen Persönlichkeit eine unbegreifliche Illusion, dann hat sein Denken gar keinen Wert; Teleologie, Darwins Hypothese

und alle andern Gedankengebäude sind dann gleich wertlos und nichtig. Dann ist ein Kerl, der spekulirt, anstatt zu genießen, mag er nun paulinisch oder darwinisch spekuliren, wirklich ein dummes Tier, das, von der Drehkrankheit erfaßt, auf dürrem Stoppelfelde sich zu Tode rennt und den grünen Klee daneben unberührt läßt. In der That, dem Affen, und mag er noch so hoch entwickelt sein, gebührt keine Stimme in der Philosophie!

Bekanntlich wurde Darwin mit der Gretchenfrage viel geplagt und hat immer nur zögernd und verdrießlich darauf geantwortet. Sein Briefwechsel mit einem holländischen Studenten lief vor zwei Jahren, als das von seinem Sohne herausgegebene Werk „Leben und Briefe" in deutscher Übersetzung erschienen war, durch alle Zeitungen. Seine Antwort auf solche Anfragen lautete der Hauptsache nach regelmäßig, er habe über diese Dinge niemals im Zusammenhange nachgedacht, Theologie und Philosophie seien nicht sein Fach, an eine Offenbarung glaube er nicht, er könne sich aber auch nicht einen Atheisten nennen, er sei ein Agnostiker, er wage nichts zu entscheiden. In einem Briefe an Graham schreibt er: „Ich habe keine Übung im abstrakten Denken und mag wohl ganz in die Irre gehen. Immerhin haben Sie meine innerste Überzeugung ausgedrückt, wenn Sie sagen, das Weltall könne unmöglich ein Werk des Zufalls sein." Über eine Unterredung mit ihm in den letzten Jahren seines Lebens berichtet der Herzog von Argyll, ein tiefreligiöser Mann, der an den wissenschaftlichen und sozialen Bewegungen der Zeit den lebhaftesten und thätigsten Anteil nahm. Der Herzog äußerte, man könne die wunderbar zweckmäßigen Anpassungen in der Natur unmöglich betrachten, ohne das Walten eines vernünftigen Geistes darin zu erkennen. „Ich werde, erzählt er weiter, Mr. Darwins Antwort nie vergessen. Er sah mich scharf an und sagte: „Das kommt wohl oft über mich; aber zu andern Zeiten — und hier schüttelte er leise den Kopf — scheint es vorüberzugehen."

Man sieht, daß Darwin über diesen Punkt niemals mit sich ins Reine gekommen ist, und daß er, weit entfernt davon, andern Leuten den Atheismus aufdrängen zu wollen, ihn vielmehr von sich selbst abzuwehren suchte. Ja er hat nicht einmal den Versuch gemacht, die mechanische Naturerklärung bis auf den tiefsten Grund durchzuführen. „Es wird noch einige Zeit dauern, schrieb er 1863 etwas spöttisch an Hooker, ehe wir sehen, wie Schleim, Protoplasma u. dergl. ein neues Tier erzeugt. Es ist einfach Unsinn, gegenwärtig an den Ursprung des Lebens zu denken [das soll doch wohl heißen, den Ursprung des Lebens erklären zu wollen]; eben so gut könnte man an den Ursprung der Materie denken." Daß die Descendenztheorie eine zwecksetzende und den Prozeß leitende Intelligenz nicht ausschließt, sondern geradezu fordert, hat E. von Hartmann in dem Büchlein, das „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus" mit unübertrefflicher Klarheit scheidet, so überzeugend nachgewiesen, daß es Holz in den Wald tragen hieße, wenn man noch ein Wort hinzufügen wollte. Wie

die vor vierzehn Jahren erschienene Schrift in den Kreisen der Naturforscher, zu denen ich nicht gehöre, gewirkt haben mag, weiß ich nicht; aus den fast alljährlich wiederkehrenden Protesten Virchows gegen den Leichtsinn, mit dem die Darwinisten unbewiesene Hypothesen für unumstößliche Wahrheiten ausgeben, sieht man wenigstens so viel, daß sie in Fachkreisen nicht die Alleinherrschaft behaupten. An dem nicht fachmännischen Publikum scheint Hartmanns Buch spurlos vorübergegangen zu sein. Was in Deutschland nicht kirchlich orthodox ist, strebt nach dem Ruhme darwinischer Rechtgläubigkeit. Für eine dem Standpunkte der heutigen Forschung angemessene Theorie, die außer den geläuterten Bestandteilen der Darwinischen Lehren auch noch andre Elemente aufzunehmen hätte, schlägt E. von Hartmann in jener Schrift den Namen „organische Entwicklungstheorie" vor. Er glaubte schon damals wahrzunehmen, daß sich die Anhänger der Descendenztheorie in Deutschland aus dem Banne des Darwinismus zu einer dem Volke der Denker mehr entsprechenden Auffassung hindurchzuarbeiten strebten. „Es dürfte daher, schreibt er in seinem fremdwörterreichen Deutsch, auch an der Zeit scheinen, den Namen des Darwinismus, der oft in mißbräuchlicher Weise noch für einen nicht unwesentlich modifizirten Theorienkomplex aus Pietät gegen den Urheber der neuen naturphilosophischen Bewegung und Erregung der Geister festgehalten wird, definitiv fallen zu lassen." Damit ist er so wenig durchgedrungen, daß vielmehr, wie kürzlich an dieser Stelle hervorgehoben wurde, der Name Darwins in Deutschland dazu gemißbraucht wird, alles zu empfehlen, was eine üppig wuchernde phantasievolle Spekulation an kühnen Behauptungen nur immer hervorbringt.

Vor E. von Hartmann hatte schon Darwins Freund Huxley geschrieben: „Die teleologische und die mechanische Auffassung der Natur schließen sich keineswegs gegenseitig aus. Im Gegenteil, je logischer der Mechanist denkt, desto sicherer wird er eine ursprüngliche molekulare Anordnung annehmen, die eben zu dem Zwecke eingerichtet ist, damit daraus die Erscheinungen des Weltalls hervorgehen können." Von Atheismus könne dabei keine Rede sein: wenn es nicht gegen den Glauben an Gott verstoße, daß sich aus dem Ei, das doch weder ein Hahn noch eine Henne sei, ein Hühnchen entwickle, dann sei vom gläubigen Standpunkt aus auch gegen die Entwicklung des Weltalls nichts einzuwenden; eins sei gerade so unerklärlich wie das andre. Ja Darwins Sohn rechnet sogar die Neubelebung der Teleologie zu den großen Diensten, die sein Vater der Naturgeschichte geleistet habe. Der Ruhm allerdings, die unlösbare wechselseitige Abhängigkeit von Mechanismus und Zweck allseitig dargelegt zu haben, gebührt unserm Lotze, und es erscheint mir als ein betrübender Beweis weitverbreiteter Denkschwäche, daß sich der Ungedanke einer „gewordenen Zweckmäßigkeit" in Deutschland noch einnisten konnte, nachdem dieser klare Denker den Widerspruch zwischen der vom Materialismus geforderten Einheit der Welt und ihrer gleichzeitig behaupteten Planlosigkeit so allseitig

und zuweilen mit köstlicher Ironie beleuchtet hatte. Möge wenigstens ein Sätzchen aus seiner „Medizinischen Psychologie“ hier Platz finden: „Dieselben Schriftsteller, welche die Trennung von Körper und Geist als eine unstatthafte Zersplitterung der Welt betrachten, haben selten etwas dawider einzuwenden, daß der Weltlauf überhaupt planlos sei, und das jedes Ereignis, jedes Erzeugnis desselben nur a tergo durch die nachwirkende Gewalt seiner vorangehenden Bedingungen in das Leere hinausgeschoben werde, ohne durch eine Macht, die es a fronte bewegt, mit allen andern nach einem gemeinsamen Ziele hingezogen zu werden.“

Darwin war, wie wir gesehen haben, an diesen Verirrungen nicht schuld. Er würde sich über mögliche metaphysische Folgerungen aus seiner Lehre überhaupt nicht ausgesprochen haben, wenn er nicht durch Angriffe und Anfragen gezwungen worden wäre, die ihn peinigten, und die daher ungezogen und lieblos erscheinen. Nur eines, scheint mir, wozu keinerlei Nötigung vorlag, hätte er lieber ungeschrieben lassen sollen: Die erste Hälfte des Buches „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl,“ oder wenigstens jene Schilderung unsrer angeblichen Vorfahren, die er von Seite 151 an entwirft. Abgesehen davon, daß der Stammbaum des Menschen wohl niemals mit Sicherheit wird festgestellt werden können, hat seine Ausmalung weder einen praktischen noch einen theoretischen Zweck. Keinen praktischen, weil wir schon dumme und viehische Menschen genug haben, und es niemand einfallen wird, deren Zahl durch Nachzucht zu vermehren. Keinen theoretischen, weil die Tiere, deren eines vom Schöpfer für das Wunder der Menschenschöpfung verwendet worden sein mag, Tiere waren wie andre Tiere, und unser guter Geschmack ohne allen Nutzen für die Wissenschaft beleidigt wird, wenn uns als Ahnen behaarte und geschwänzte Scheusale vorgestellt werden, bei denen nach Darwins Versicherung die Weibchen mit Bärten und die Männchen mit Milchdrüsen zum Säugen der Jungen versehen waren.

Mag die Bedeutung Darwins, soweit sie über die Botanik und die Zoologie hinausreicht, liegen, wo sie will, darin liegt sie auf keinen Fall, daß durch ihn der alte Atheismus, den David Strauß fälschlich neuen Glauben genannt hat, endlich einmal die bisher noch vermißte wissenschaftliche Begründung erhalten hätte. „Wer Gott mitbringt, der findet ihn in der Natur, und wer ihn nicht mitbringt, der findet ihn nicht,“ sagt der geistvolle Geologe Quenstedt. So war es vor Darwin, so ist es auch nach Darwin geblieben, und so wird es immer bleiben. Wenn Darwin selbst zu Zeiten in einer mechanisch wirkenden Zuchtwahl einen Ersatz für den Schöpfer zu sehen glaubte, so lag das daran, daß er nach seinem eignen Geständnis keine Übung im philosophischen Denken hatte. Wenn aber das Haupt der deutschen Darwinianer verkündet: „Darwin setzt also an die Stelle einer bewußten Schöpferkraft eine Summe von sogenannten blinden, zweck- und planlos wirkenden Naturkräften,“

wenn er solchergestalt den dummen Gedanken einer geistlosen Welt für den Kern von Darwins Hypothese ausgiebt, so verunglimpft er den Meister. Daß das Salz der Erde dumm wird, erlebt man leider zuweilen; allein ganz unerhört ist es, daß jemals ein Dummkopf weise geworden wäre. Die Materie aber, der geistlose Stoff, ist das Urdumme in der Welt; und ehe ich glaube, daß blind sich stoßende Körpermassen von selber schöne und kunstvolle Gebilde hervorbringen oder auch nur das schwächste Geistesfünklein erzeugen, glaube ich lieber an die schwebende Bratpfanne zu Resau.



Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)



n der Deklination der Adjektiva herrscht ein garstiger Mißbrauch bei den Adjektiven, deren Stamm auf —el und —er endigt, wie *edel, eitel, übel, dunkel, lauter, wacker*; auch alle Komparativstämme, wie *besser, größer, unser, euer, immer, außer, ander*, gehören hierher. Bei diesen Adjektiven kommen in der Deklination zwei Silben mit kurzem e zusammen, also: des *eitelen* Menschen, dem *übelen* Rufe, dem *dunkelen* Grunde, *unseres* Wissens, mit *besserem* Erfolge, aus *härterem* Holze. Diese Formen sind unerträglich, man schreibt sie wohl bisweilen, aber niemand spricht sie, eins der beiden e muß weichen; aber welches von beiden? Die richtige Antwort darauf giebt der Infinitiv der Verba, die von Stämmen auf —el und —er gebildet sind. Soviel ich weiß, ist es nur in einer Gegend Deutschlands, in Hannover, Sitte, zu sagen: *tadlen, handlen, wandlen, veredlen, vereitlen, verdunklen, verwechslen, ausbeutlen, mildren, verwundren, erinnren, erschüttren, veräußren, versilbren, erläutren*; im ganzen übrigen Deutschland sagt man *tadeln, veredeln, erinnern, erläutern*, d. h. man opfert das e der Endung und bewahrt das e des Stammes. Und so ist es gut und vernünftig.*) Nicht nur daß das Stamm-e wichtiger ist, als das der Endung, die Formen auf *—eln, —ern* klingen auch voller, kräftiger, sie erfordern

*) Ebenso in der Flexion: er *vereitelt, verändert*, nicht er *vereitlet, verändret*. Eigentlich gehören hierher auch noch die Verbalstämme auf n, wie *rechen, orden*, also überhaupt alle, die auf eine sogenannte Liquida (l, r, n) ausgehen. Die Infinitive können hier natürlich nur *rechnen, ordnen* lauten, wenn ein e geopfert werden soll, das Partizip aber z. B., das wir jetzt *gerechnet, geordnet* bilden, lautete im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert allgemein *gerechent, geordent*. Auch da also die vollen, kräftigen Formen!

einen etwas größern Kraftaufwand der Sprachwerkzeuge; die Formen auf —len und —ren entstehen durch schlaffere Aussprache und haben etwas unschön weichliches. Genau dasselbe aber ist es bei den genannten Adjektiven. In ganz Deutschland, in allen Büchern und Zeitungen druckt man die häßlichen, weichlichen Formen: unsres Volkes, des üblen Rufes, die ältren Ausgaben, mit andren Mitteln, und doch spricht fast alle Welt: unsers Volkes, des übeln Rufes, die ältern Ausgaben, mit andern Mitteln. Man druckt ja nicht: die Eltren. Die werden doch überall richtig Eltern gedruckt, warum also nicht auch: die ältern? Beides ist doch dasselbe.

Auch in der Steigerung der Adjektiva fehlt es nicht an Dummheiten, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Einfache Begriffe, wie groß oder hoch, werden jetzt durch allerhand schwülstige Zusammensetzungen umschrieben, wie hochgradig, tiefgehend, weitgehend, weittragend u. a. Große Erregung, hohes Fieber — pfui, wer wird sich so gewöhnlich ausdrücken! Hochgradige Erregung, hochgradiges Fieber schreibt der gerechte und vollkommne Zeitungsschreiber. Wenn diese schwülstigen Bildungen nun in die Steigerungsgrade gesetzt werden sollen, was dann? Heißt es tiefergehende Anregungen oder tiefgehendere? von weitesttragender Bedeutung oder weittragendster? Das Richtige ist natürlich das erstere; aber das Falsche muß man alle Tage lesen, und schön kann man doch keins von beiden nennen. Noch schlimmer sind die jetzt so beliebten doppelten Superlative: die besteingerichtetsten Posten, die bestbewährtesten Fabrikate, der feinstlaubigste Kohlrabi (statt der besteingerichteten oder der bewährtesten). Für so gut als möglich kann man auch kurz sagen: möglichst gut. Wie muß dieser Ausdruck sich mißhandeln lassen! Die einen bringen den Superlativ an die falsche Stelle und sagen bestmöglich — was vollständiger Unsinn ist, denn es soll ja nicht die höchste Güte, sondern die Güte in dem höchsten Grade der jeweiligen Möglichkeit ausgedrückt werden; andre wissen sich auch hier nicht genug zu thun und rücken wieder mit dem doppelten Superlativ bestmöglichst an! Im übrigen steigert man ja die Adjektiva durch sehr, überaus, ungemein, außerordentlich, äußerst, höchst, in hohem Grade, unglaublich u. s. w. — unsre Sprache hat einen großen Vorrat von Wörtern und Wendungen, womit sie die immer schlimmer werdende Neigung, stark aufzutragen, zu übertreiben, unterstützt. Aber auch hier ist neuerdings eine ganz besondre Dummheit aufgekommen und hat reißend schnell um sich gegriffen: die Bezeichnung eines hohen Grades durch das Adverbium selten: ein selten tüchtiger Fachmann, eine selten günstige Kapitalanlage, ein Mädchen von selten gutem Charakter. Daß mit solchen angeblichen Superlativen gerade das Gegenteil von dem gesagt wird, was gesagt werden soll, davon scheinen die selten klugen Leute, die dieses selten immer im Munde führen, keine Ahnung zu haben.

Aber sollte mans für möglich halten, daß selbst im Gebrauche des Artikels grobe Fehler im Schwange sind? Da ist zunächst die abscheuliche Nachlässigkeit, mehrere Personen oder Gegenstände von gleichem Genus und Numerus unter einem Artikel unterzubringen, also zu schreiben: das alte und neue Buchhändlerheim — die Zustimmung des Bundesrates und Reichskanzlers — eine Sitzung des Bau-, Ökonomie- und Finanzausschusses — der deutsche Handel war bedeutender als der englische und amerikanische zusammen — ein Ausflug nach dem süßen und salzigen See. Doppelt störend wird diese Nachlässigkeit, wenn durch das im Plural stehende Prädikat oder auf irgend eine andre Weise noch besonders fühlbar gemacht wird, daß sichs um mehrere Personen oder Dinge handelt, wie: der lyrische und epische Dichter bedürfen dieses Mittels nicht — an der Nordseite befinden sich der Dresdner, Magdeburger, Thüringer und Berliner Bahnhof — zwischen dem 13. und 15. Grade südlicher Breite — der Unterschied zwischen der Bedeutung der kirchlichen und staatlichen Einrichtungen. In allen diesen Fällen muß unbedingt der Artikel wiederholt werden. Denn wie kann ein Buchhändlerheim zugleich alt und neu, ein See zugleich süß und salzig, ein Grad zugleich der 13. und der 15. sein? Wer soll erraten, daß der Bau-, Ökonomie- und Finanzausschuß drei verschiedne Ausschüsse sind? Der König von Preußen und Kaiser von Deutschland — das ist richtig, denn beide sind ein und dieselbe Person.

Doch es handelt sich hier mehr um einen Verstoß gegen den Satzbau. Ein ganz gemeiner Formfehler aber ist es, eine Lüderlichkeit, die einen Stumpfsinn ohne gleichen verrät, ein Femininum und einen Plural unter ein und demselben Artikel unterzubringen. Und doch muß man täglich auch solche Roheiten lesen, wie: die Höhe und Formen des Gitters — die Sicherung der Post und Transporte — die Gegner der deutschen Landwirtschaft und Getreidezölle — eine Preisfrage aus dem Gebiete der Mathematik und Naturwissenschaften — die Angabe der Bevölkerungsdichtigkeit und Temperaturverhältnisse — trotz der papistischen Gesinnung und Bestrebungen des Herzogs Georg — Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot im dreißigjährigen Kriege (gleich auf dem Titelblatt eines soeben erschienenen Buches!). (Auch beim besitzanzeigenden Adjektiv statt des Artikels kommt der Fehler massenhaft vor, z. B. die karolingische Pfalz zu Aachen, eine Untersuchung ihrer Lage und Bauwerke.) Es ist das eins der kläglichsten Beispiele der herrschenden Papiersprache, in der nicht nach Sinn und Klang, sondern nur nach dem Lautbilde des einzelnen Wortes gefragt wird. Die — der — das ist für den Papiermenschen nichts weiter als ein Aggregat von drei Buchstaben: d—i—e, d—e—r. Daß diese drei Buchstaben das einemal das Femininum im Singular, das andremal den Plural bezeichnen, ist ihm ganz gleichgiltig, dafür hat er alles

Gefühl verloren. Komme mir niemand mit dem Einwande, solche Verbindungen fänden sich bei den „besten Schriftstellern," sogar bei unsern „Klassikern." Ein gemeiner Sprachfehler wird nicht um ein Haar besser, weil er sich gelegentlich auch bei unsern „Klassikern" findet. Ein guter Schriftsteller ist maßgebend, wo er gut und richtig schreibt; wo er falsch schreibt, kann er so wenig maßgebend sein wie ein beliebiger Sudler.

Eine klägliche Unsicherheit herrscht darüber, in welchen Fällen der Artikel mit einer vorausgehenden Präposition verschmolzen werden muß, und in welchen Fällen das nicht geschehen darf, wann es also heißen muß: zum, im, aufs, ins (oder, wenn denn jemand ohne Apostroph nicht leben kann, auf's, in's — vielleicht auch zu'm, i'm?), und wann zu dem, in dem, auf das, in das. Und doch ist die Sache so überaus einfach und selbstverständlich. Der bestimmte Artikel der, die, das hat ursprünglich demonstrativen Sinn, er bedeutet dasselbe wie dieser, diese, dieses, oder wie das herrliche Kanzlei- und Zeitungswort derjenige, diejenige, dasjenige. In dieser Bedeutung wird er ja auch noch täglich gebraucht, er wird dann betont, auch gedehnt gesprochen (man nehme nur seine Ohren zu Hilfe, und nicht immer bloß die Augen!), während er als bloßer Artikel unbetont bleibt und kurz gesprochen wird. Nun ist es doch selbstverständlich, daß die Verschmelzung mit der Präposition nur da eintreten kann, wo der wirkliche Artikel vorliegt. Verschlungen oder verschluckt werden kann nur ein Wort, das keinen Ton hat. Es ist also ganz richtig, zu sagen: Du wirst schon noch zur Einsicht kommen, wenn gemeint ist: zur Einsicht überhaupt, zur Einsicht schlechthin. Sowie aber durch einen nachfolgenden Inhaltssatz eine bestimmte Einsicht näher bezeichnet wird, ist es klar, daß der Artikel dann einen Rest seiner ursprünglichen demonstrativen Kraft bewahrt hat, und dann kann von einer Verschlingung mit der Präposition keine Rede mehr sein. Es kann also nur heißen: Als er nach Jahren zu der Einsicht kam, daß er nicht zum Künstler geboren sei. Und doch muß man täglich so fehlerhafte Sätze lesen, wie: Die Bauern sind zum Bewußtsein gekommen, daß sie auf weitere Schenkung von Grund und Boden nicht rechnen können — man kam zur Überzeugung, daß mit den glühenden Farben des Glases die Wirkung eines Staffeleibildes nicht zu erreichen sei — die Vergleichung seiner Landsleute mit den Deutschen von ehemals führte Melanchthon zur Erklärung, daß die Deutschen leider ihren Vorfahren unähnlich geworden seien — folgende Erwägung führt zur Vermutung, daß die Ohnmacht Gretchens in der Kirche einem geschichtlichen Fall nachgebildet sei — er stand im Rufe, es mit der klerikalen Partei zu halten. In allen diesen Fällen ist die Verschmelzung der Präposition mit dem Artikel ein grober Fehler. Es ist unbegreiflich, wie jemand das Gefühl für so etwas verlieren kann. Wo dagegen wirklich der bloße Artikel vorliegt, da sollte nun aber auch überall die Verschmelzung vorgenommen werden, nicht bloß in der lebendigen

Sprache — da fehlts nicht dran —, sondern auch auf dem Papiere; und zwar ohne das kindische Apostroph, diesen Stolz des ABCschützen der Volksschule. Kein Mensch sagt: eine Anstalt in das Leben rufen, sich auf das bequemste einrichten, sondern ins Leben, aufs bequemste. Warum schreibt und druckt man nicht so? Hält mans vielleicht für gemein, für „plebejisch," für „vulgär"? O dieser Wahn, daß es eine besondre, höhere, feinere Schreibsprache gebe im Unterschied von der Sprechsprache!

Endlich noch ein weit verbreiteter Fehler, der auch hierher gehört. Wenn von einer Präposition mehrere Substantiva desselben Geschlechts abhängen und beim ersten die Verschmelzung mit dem Artikel eingetreten ist, so ist es höchst anstößig, bei den folgenden Substantiven den Artikel gewaltsam aus der Verschmelzung wieder herauszureißen und z. B. zu schreiben: in gewisser Entfernung vom Brandplatze oder dem Platze des sonstigen Unglücksfalles — sich vom Christentum und dessen Sittenlehren lossagen. Die Verschmelzung vom wirkt im Sprachgefühl fort auch auf das folgende Wort; man hört also unwillkürlich: vom dem Platze, vom den Sittenlehren. In solchen Fällen ist es unbedingt nötig, entweder die Präposition zu wiederholen, also zu schreiben: in gewisser Entfernung vom Brandplatze oder vom Platze des sonstigen Unglücksfalles, oder die Verschmelzung von vornherein zu unterlassen und zu schreiben: von dem Brandplatze oder dem Platze des sonstigen Unglücksfalles. Das erstere verdient natürlich den Vorzug. Falsch sind also solche Fälle: im Süden, dem taurischen Gouvernement — am ersten Tage der Verhandlungen, dem 15. November; im und am muß hier wiederholt werden. Vollends anstößig ist es, die Wiederholung der Präposition zu unterlassen, wenn dahinter der bestimmte Artikel mit dem unbestimmten wechselt, z. B. zur Annahme von Bestellungen und direkter Erledigung derselben; es muß heißen: zur Annahme und zu direkter Erledigung.

Ich wende mich zur Flexion des Verbums, um auch da ein paar Fälle zu besprechen. Ein recht beschämendes Beispiel der grammatischen Unwissenheit unsrer Gebildeten ist die Riesenschnelligkeit, womit seit etwa zehn Jahren die falschen Formen frägt und frug um sich gegriffen haben. Die Sache verhält sich so. Unsre Zeitwörter mit ag im Stamme zerfallen in zwei Gruppen; die eine gehört dem starken Verbum an, die andre dem schwachen. Die erste Gruppe bilden die beiden Verba:

ich trage, du trägst — ich trug — ich habe getragen,
ich schlage, du schlägst — ich schlug — ich habe geschlagen;

sie haben dieselbe Ablautsreihe wie fahre, fuhr, gefahren — grabe, grub, gegraben — wachse, wuchs, gewachsen — wasche, wusch, gewaschen u. a. Zur zweiten Gruppe gehören:

ich sage, du sagst — ich sagte — ich habe gesagt,
ich jage, du jagst — ich jagte — ich habe gejagt,

ich plage, du plagst — ich plagte — ich habe geplagt,
ich wage, du wagst — ich wagte — ich habe gewagt.

Fragen hat nun seit vielen Jahrhunderten nie zu einer andern Gruppe gehört als zur zweiten: ich frage, du fragst — ich fragte — ich habe gefragt. Unsre Klassiker kennen fast gar keine andre Form. Zwei der allerbesten deutschen Prosaiker, Lessing und Gellert — (Gellert? ja wohl, lest ihn nur, ihr kennt ihn ja gar nicht!), wissen von frägt und frug gar nichts. Nur ganz vereinzelt findet sich im Verse, also unter dem beengenden Einflusse des Rhythmus, frug; so bei Goethe in den Venetianischen Epigrammen: Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König um mich bekümmert — bei Schiller im Wallenstein: Ja wohl, der Schwed frug nach der Jahrszeit nichts. Auch Bürger hat es (Lenore: Sie frug den Zug wohl auf und ab, und frug nach allen Namen), und da haben wir denn auch die Quelle: es stammt aus dem Plattdeutschen. Bürger war 1747 in Molmerswende bei Halberstadt geboren; wahrscheinlich sagte man dort schon zu seiner Zeit allgemein frug. Aber noch in den fünfziger und sechziger Jahren unsers Jahrhunderts hörte man die Dialektform in der Umgangssprache der Gebildeten so gut wie gar nicht. Da auf einmal tauchte sie auf. Und nun ging und geht es ganz wie mit einer neuen Kleidermode, anfangs langsam, dann schneller und immer schneller. Erst lauscht man: frug? Na, wenn ders sagt, dann muß es ja fein sein, also will ichs nur mitmachen! Schüchtern wirds in der nächsten Unterhaltung gewagt, das nächstemal gehts schon besser, bald ist das Ungewohnte überwunden, und nun kommt man sich auch so fein vor wie die andern. Am meisten zur Verbreitung der falschen Form hat ohne Zweifel Gustav Freytag beigetragen; er kennt gar keine andre Form, obwohl er ein geborner Schlesier ist. Es paßt das ganz zu Freytags Stil, der ja unleugbar viel besser ist, als der manches andern neuern deutschen Schriftstellers, aber dabei doch nicht frei von allerhand Unnatur, Manier und Ziererei. Als Freytags „Ahnen" Modebücher waren, da wurde auch frug Mode. Die Grenzboten veröffentlichten 1882 ein hübsches Sonett aus Süddeutschland, das sich über das Vordringen der falschen Form lustig machte. Es begann mit der Strophe:

Ich frug mich manchmal in den letzten Tagen:
Woher stammt wohl die edle Form: Er frug?
Wer war der Kühne, der zuerst sie wug?
So frug ich mich, so hab ich mich gefragen.

Eine Reihe von Zeitungen brachte dann Gegensonette, aus denen nicht bloß hervorging, daß ihre Verfasser keine Ahnung von den Anfangsgründen der deutschen Grammatik hatten, sondern auch daß ihnen die falsche Form schon so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß sie für das Richtige alles Gefühl verloren hatten. Es entspann sich ein förmlicher Sonettenkampf.

Aber was halfs? Heute schwatzen nicht bloß der Ladendiener und die Ladenmamsell in der Unterhaltung unaufhörlich: ich frug ihn, er frug mich, wir frugen sie, sondern auch der Student, der Gymnasiallehrer, der Professor, alle schwatzens mit, alle Zeitungen, alle Novellen und Romane schreibens, das Richtige bekommt man kaum noch irgendwo zu hören oder zu lesen. Es fehlte nur, daß auch noch gesagt und geschrieben würde: Ich habe gefragen, er hat mich gefragen u. s. w. Das kommt schon auch noch. Und dabei bezeichnet Grimm im Deutschen Wörterbuche die Formen frug und frägt als „höchst unorganisch," und noch in der neuesten (elften) Auflage von Hoffmanns „Neuhochdeutscher Elementargrammatik" (1885) Seite 73 ist das Zeitwort fragen als Beispiel für die schwache Konjugation vollständig ausgeführt, und Seite 83 steht kurz und bündig zu lesen: „Fragen geht schwach; frug ist falsch; ebenso frägst und frägt."

Hier sieht man einmal an einem einzelnen Beispiel, was dabei herauskommt, daß es auf unsern höhern Schulen, aus denen die gebildetern Kreise hervorgehen, nirgends einen ordentlichen Unterricht in der deutschen Grammatik giebt. Ich frage: Wie stellt sich die Schule zu einem solchen Sprachvorgange? Wird etwa bereits gelehrt: fragen ist ein „unregelmäßiges" Verbum, das teils nach der schwachen, teils nach der starken Konjugation geht? Wenn man vor zwanzig Jahren beim Lesen unsrer Klassiker in der Schule auf die Form frug stieß, so stutzte der Schüler, und man mußte die Form als eine Besonderheit besprechen und entschuldigen. Wie stehts heute? Wenn Lessing, Goethe, Schiller gelesen wird, wird vielleicht schon gelehrt, die hätten sich der „veralteten" Form fragte bedient? Und wenn der Junge im deutschen Aufsatze schreibt: Ich fragte, wird das vielleicht schon als „ganzer Fehler" angerechnet? O heilige Einfalt! Wenn zu Gottscheds Zeiten innerhalb weniger Jahrzehnte ähnliche Sprachverirrungen vor sich gingen, so wars kein Wunder. Damals wucherte die Sprache völlig wild, auf den Lateinschulen wurde Latein getrieben, und der Volksschulunterricht wurde in elenden Winkelschulen erteilt, die die Behörden notdürftig überwachten. Daß aber die stolze deutsche Schule der Gegenwart nicht imstande gewesen ist, die Verbreitung einer solchen Dummheit zu verhüten, wie dieses frägt und frug, ist einfach eine Schande für sie.

(Schluß folgt)







Neue Anthologieen

In dem Verlage dieser Blätter erschien vor drei Jahren eine Gedichtsammlung, die durch die Eigentümlichkeit ihres Inhalts, die wissenschaftliche Sorgfalt der Herausgabe und die mit feinem Geschmack besorgte äußere Ausstattung in gleichem Maße die Aufmerksamkeit auf sich zog: das unter dem Titel „Als der Großvater die Großmutter nahm" zusammengestellte „Liederbuch für altmodische Leute," eine mit umfassender Litteraturkenntnis hergestellte Sammlung von Fabeln, Erzählungen, Liedern und Opern- und Singspielnummern, an denen sich unsre Großväter und Großmütter in jungen Jahren erfreut haben, die aber heute natürlich meist aus den Sammlungen und zum guten Teil auch aus dem Gedächtnis verschwunden sind. Das Buch erregte die allgemeinste Freude, erlebte bereits nach Jahresfrist eine zweite Auflage und ist seitdem wohl das beliebteste Geschenkbuch geworden, wenn es gilt, den Großeltern, dem Jubelhochzeitspaare oder sonstigen lieben Alten eine kleine litterarische Extrafreude zu machen.

Aber die Verlagshandlung blieb bei diesem „altmodischen" Buche nicht stehen. Es galt nun auch, ein Seitenstück dazu zu schaffen für das jüngere Geschlecht, eine Auslese des Besten und Schönsten, was die neuere deutsche Lyrik geschaffen hat. Dergleichen Anthologieen giebt es zwar wie Sand am Meere. Aber die meisten sind doch nicht viel mehr als bedrucktes Papier, zusammengerafft ohne Kenntnis und Urteil, in der Regel unter Bevorzugung des Süßlichen, Sentimentalen, vor allem darauf berechnet, jungen Damen von jungen Herren zum Geschenk gemacht zu werden. Sammlungen für das gebildete deutsche Haus, Sammlungen, die auch höhern Ansprüchen genügten, gab es kaum eine oder zwei. So kam denn auch die zweite von der Verlagshandlung herausgegebene Anthologie, der unter dem Titel „Sang und Klang" erschienene „Hausschatz deutscher Lyrik," einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Nicht „aus zwölf Büchern ein dreizehntes" — wie dergleichen Sammlungen zu entstehen pflegen —, sondern ein frisch und neu aus den Quellen geschöpftes Buch, eine Auswahl, wie sie nur die ausgebreitetste Litteraturkenntnis und der reifste und geläutertste Geschmack schaffen konnte, hatte der Herausgeber geboten.

In diesem Jahre nun schüttet die Verlagshandlung ein ganzes Füllhorn neuer Bücher vor uns aus, die sich in derselben Richtung bewegen wie die

beiden genannten und sämtlich in demselben Sinn und Geiste geschaffen sind: eine Sammlung von Vaterlandsliedern, ein Balladenbuch, eine Sammlung geistlicher Lieder und einen Zitatenschatz. Alle vier schließen sich in jeder Beziehung an die beiden frühern an: für jede ist der rechte Mann gefunden worden, der seine Aufgabe mit Ernst und Liebe erfaßt, mit Sachkenntnis und Geschmack gelöst hat, für das äußere Gewand, das bei allen gleichmäßig ist und doch bei aller Gleichmäßigkeit eine feine und charakteristische Mannichfaltigkeit zeigt, hat eine Hand gesorgt, der — das sieht man — diese Fürsorge eine wahre Freude gewesen ist, und was das Beste und Wichtigste ist: jedes dieser vier Bücher füllt eine wirkliche Lücke aus, ja es ist eigentlich zu verwundern, daß sie in unsrer überproduktiven Zeit, die so viel Unnützes, Gequältes, Totgebornes auf den Markt wirft, nicht längst von andrer Seite geschaffen worden sind. Wenn man es als das ganze Geheimnis geschäftlichen Erfolges bezeichnen kann, niemals das zu machen, was andre machen — eine Regel, die der deutsche Buchhandel leider viel zu wenig beherzigt, denn in keinem Geschäftszweige ist die garstige, gemeine Nachmacherei so verbreitet wie in unserm Buchhandel —, dagegen immer das zu machen, was andre nicht machen und was doch einmal gemacht werden muß, so darf man wohl diesen vier Büchern einen schönen Erfolg voraussagen.

An einer guten Sammlung von Vaterlandsliedern hat es uns bisher vollständig gefehlt. Für Schulzwecke erschien vor ein paar Jahren eine, in der Hauptsache aus den Dichtern der Freiheitskriege ausgewählt, um den Bestimmungen gewisser Schulordnungen, die eine halbjährige Beschäftigung mit diesen Dichtern im deutschen Unterricht anordnen, entgegenzukommen. Andre Sammlungen sind aus den dichterischen Erzeugnissen der Jahre 1870 und 1871 versucht worden, wieder für Schulzwecke, um an patriotischen Schulfesten (Sedantag) zum Singen und Deklamiren Stoff und Auswahl zu bieten. Mit solchen Büchern hat das vorliegende, in jahrelangem, liebevollem Sammeln von Eduard Heyck in Stuttgart zusammengebrachte nichts zu thun. Es hat einen weit größern Rahmen und einen viel allgemeinern Zweck. Der Titel „Vaterlandslieder" ist nur gewählt worden, um dem Buche einen kurzen, bequemen Namen zu geben. Deutlicher sagt schon der Untertitel, was es enthält: „die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts," und noch deutlicher spricht sich der Herausgeber im Vorwort über seine Absichten aus. Am wenigsten — sagt er — war eine patriotische Liederharfe oder auch ein Buch mit einseitiger Tendenz beabsichtigt. Vielmehr ist aus einer Anzahl objektiver Gesichtspunkte eine Auswahl von Gedichten nationalen oder politischen Inhalts hervorgegangen, die natürlich von selbst auch einen historischen Charakter trägt. Aber durchaus nicht etwa als eine poetische Begleitung der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Diese ist ja zu dem großen Wendepunkte von 1870 auf ganz andern Wegen gelangt, als wie sie der laute Ton

der öffentlichen Meinung eingeschlagen wissen wollte, und gerade die allgemeinen Wünsche sind ja, außer in den Kammerreden, Zeitungen u. s. w., in ihrer aufrichtigsten und herzlichsten Form in den eigentlichen politischen Zeitgedichten niedergelegt worden. Aus deren erdrückender Fülle sind gerade so viele für dieses Buch der Vergessenheit entrückt worden, daß die Abwege der öffentlichen Meinung hie und da nebenbei erkannt werden können. Im übrigen ist natürlich das Material, das gegen sie zeugt, möglichst beiseite geschoben, und mit mehr Anteil und Liebe das, was ihr Ehre macht, gesammelt und festgehalten worden. Verteilt sind die etwa 370 Stücke der Sammlung unter folgenden sechs Abteilungen: Napoleonische Zeit und Befreiungskriege — Von der Kriegszeit bis zum Jahre 1840 — Drang- und Sturmjahre — Die Jahre der Ermattung und der Kriegsruf für Österreich 1859 — König Wilhelm von Preußen — Der französische Krieg und das neue Reich.

Auch das Balladenbuch — der Herausgeber ist F. A. Krais in Stuttgart, derselbe, dem wir die schöne Sammlung „Sang und Klang" verdanken — darf man als einen Schuß ins Schwarze bezeichnen. Was es leistet und bietet, wird einem wieder am besten zu Gemüte geführt, wenn man es mit den mancherlei für Schulzwecke vorhandnen Sammlungen vergleicht. Auch ein genauer Kenner der deutschen Litteratur wird freudig erstaunt sein, wenn er die Schätze sieht, die hier vor ihm ausgebreitet werden, und es wäre nicht zu verwundern, ja nur zu wünschen, daß diese Sammlung auf unsre landläufigen Schulsammlungen recht befruchtend einwirkte. Die Regung des Dankgefühls, die neben dem der Freude sich unwillkürlich allen diesen Sammlungen gegenüber einstellt, haben wir doch am stärksten diesem Balladenbuche gegenüber empfunden, das so viel Schönes vereinigt, so viel Schönes auch aus Unbekanntem oder Wenigbekanntem, Vergessenem oder Halbvergessenem wieder zu Ehren gebracht hat. Die Sammlung enthält nur Stücke, die in irgend einer Weise bedeutend und charakteristisch sind. Nirgends hat man das Gefühl, daß etwa um der leidigen Vollständigkeit willen ein Gedicht Aufnahme gefunden habe, damit der oder jener auch in dem Buche „vertreten" sei. Mit feinem Sinne sind die einzelnen Stücke nach wechselnden Gesichtspunkten geordnet und außerdem unter drei große Gruppen gebracht worden: Balladen und Romanzen — Stimmen der Sage und der Geschichte — Poetische Erzählungen. Die ganze Sammlung enthält etwa drittehalb hundert Stücke.

Etwas völlig neues bieten auch die Geistlichen Lieder. Ein derartiges Buch hat es bisher unter der vornehmern Geschenklitteratur nirgends gegeben. Man müßte sich unter den eigentlichen Musikalien, den Notenheften umsehen, wenn man etwas annähernd ähnliches finden wollte. Eine richtige Vorstellung von dem Buche zu geben ist nicht ganz leicht: es ist kein Erbauungsbuch, kein Gesangbuch, kein Choralbuch, keine Musica sacra, es ist das alles zusammen, und zwar in so schöner und im guten Sinne moderner äußerer Form, daß

unsre amtlich eingeführten Landesgesangbücher und unsre Erbauungslitteratur nur davon lernen könnten. Ein zierlicher, schmaler Oktavband, die Texte in schöner gotischer Schrift gedruckt, die Noten in sauberstem typographischem Druck hergestellt — wo hat je ein solches Buch auf dem Notenpult eines Klaviers gelegen? Und hierfür, zur stillen, zugleich religiösen, zugleich künstlerischen Erbauung des Einzelnen oder der Familie oder eines Freundeskreises, ist es in erster Linie bestimmt. Wo eine größere Anzahl von Exemplaren benutzt würde, könnte es aber auch das Hauptübungsbuch von Kirchenchorgesangvereinen, Cäcilienvereinen u. dergl. werden. Auch diese Sammlung besteht aus drittehalb hundert Stücken, die ungefähr in der Einteilung unsrer Gesangbücher in 24 Abteilungen gebracht sind. Die meisten darunter sind geistliche Lieder mit Choralmelodien, doch stehen daneben auch kleine Hymnen und Motetten, Oratoriennummern u. ähnl. Die Texte sind meist dem Tonsatz gegenübergedruckt, der Tonsatz links, rechts der Text. Nur bei „durchkomponirten“ Gesängen ist der Text unter die einzelnen Stimmen gedruckt. Die Texte sind meist in ihrer ursprünglichen Fassung gegeben; wo eine Bearbeitung nötig war, ist die Fassung des sächsischen oder des hannoverschen Gesangbuches zu Grunde gelegt worden. Für die Tonsätze ist — wie die Herausgeber im Vorworte bemerken — vor allem die große deutsche Choralzeit von Eccard bis Bach benutzt, und auch für die Motetten, Lieder und Hymnen sind die Tonsätze dieser Zeit mit besondrer Absicht herangezogen worden. Die neuere Zeit ist hauptsächlich durch Stücke vertreten, deren Volkstümlichkeit feststeht. Einige, wie Beethovens „Bitten,“ sind natürlich auf den Chorsatz übertragen worden. Im allgemeinen ist, so weit als möglich, auch bei den Kompositionen die Originalfassung zu Grunde gelegt worden. Die Namen der beiden Männer, die neben dem dritten, jungen Mitarbeiter, Paul Stöbe in Leipzig, als Herausgeber genannt sind, Konsistorialrat Heinrich Ahlfeld in Hannover und Professor Hermann Kretzschmar in Leipzig, bürgen wohl dafür, daß nach allen Richtungen hin, in Wahl und Fassung der Texte wie der Tonsätze, das Richtige getroffen worden ist. An litterarischen Nachweisen fehlt es dieser Sammlung so wenig wie den beiden erstgenannten.

Endlich der Zitatenschatz. Bei diesem Buche wird der Leser fragen: Wird es nicht selbst von dem oben erhobenen Vorwurfe getroffen, eine überflüssige Nachahmung zu sein? Was will es neben Büchmanns allbekannten „Geflügelten Worten“? Der Herausgeber, Dr. Hans Nehry in Leipzig, beantwortet diese Frage im Vorwort. Das Buch — sagt er — steckt seine Grenzen weiter als das von Büchmann, es beschränkt sich nicht auf die sogenannten „geflügelten Worte.“ In den deutschen und den ausländischen Klassikern, die die Grundlage unsrer litterarischen Bildung ausmachen, ist eine Fülle von Aussprüchen, die, einmal gelesen, sich mit ihrem Gedankeninhalte dem Gedächtnis oft wieder aufdrängen, ohne doch in ihrem ursprünglichen Wortlaute sofort wiedererzeugt

werden zu können. Durch die Aufnahme auch solcher Aussprüche hat das Buch einen wesentlich andern Charakter gewonnen als Büchmanns Buch. Es enthält, kann man sagen, den ganzen Büchmann mit, aber es enthält außerdem mehr als noch einmal soviel. Daß es dabei an äußerm Umfang das Buch Büchmanns nicht übersteigt, ist eine Folge seiner höchst zweckmäßigen Einrichtung. Bei Büchmann muß man jedes Zitat zweimal aufschlagen, zuerst im alphabetischen Inhaltsverzeichnis, dann im Buche selbst an der Stelle, auf die das Verzeichnis verweist; und dort muß man sichs aus dem „verbindenden Text," an dem Büchmann die einzelnen Zitate aufgereiht hat, der ihm gewiß viel Mühe gekostet hat und der doch eigentlich unnötig ist, herauslesen und herauslösen. In Nehrys „Zitatenschatz" sind alle Aussprüche streng alphabetisch geordnet, der Nachweis des Ursprungs, Parallelstellen und sonstige Erläuterungen und Zusätze mit kleiner Schrift daruntergedruckt. Bei Aussprüchen, die in ihrer landläufigen Fassung schwanken, die möglicherweise unter verschiednen Stichwörtern gesucht werden könnten, ist durch mehrmalige Aufnahme dafür gesorgt, daß sie leicht und schnell und unbedingt gefunden werden müssen.

Alle vier Bücher, oder sagen wir alle sechs, um auch der beiden ältern nochmals zu gedenken, sind echte, rechte Bücher für das deutsche Haus und die deutsche Familie, gediegen durch und durch, im Innern wie im Äußern. Die „Vaterlandslieder," das „Balladenbuch" und den „Zitatenschatz" mag sich aber vor allem auch die Schule warm empfohlen sein lassen, es sind Prämienbücher ersten Ranges, die „Geistlichen Lieder" eines der schönsten Geschenkbücher für Konfirmanden, die im Elternhause eine gute musikalische Ausbildung genossen haben.



Aus Neuösterreich

2. Ein Ausflug nach Montenegro

Es war Ende Juli 1887. Im Blockhaus C. war nichts zu thun, seit Wochen nicht eine Spur von Räubern oder Schmugglern, die drückende Hitze und die Trockenheit des Bodens erschwerten die Patrouillengänge der Mannschaft im felsigen Gelände; mein Kamerad saß über seinen Vorbereitungsarbeiten zur Kriegsschule und war deshalb den ganzen Tag nicht zu sprechen, und ich war krank. Gott weiß, wo ich mir das hartnäckige Wechselfieber geholt hatte, zu

dem sich ein Kopfschmerz gesellte, der mich mit mathematischer Regelmäßigkeit von neun Uhr bis Mittag ans Bett fesselte und so matt machte, daß ich nicht einmal die gewohnten Pürschgänge unternehmen konnte. Vom Chinin war ich beinahe taub, vom Arsenik ganz appetitlos geworden, mit Sehnsucht sah ich der Ankunft unsers Arztes entgegen, dem ich ausführlich über meinen Zustand berichtet und den ich um schleunige Hilfe gebeten hatte. Im Zimmer war es schon seit fünf Uhr früh nicht auszuhalten, die Hitze und die Fliegen verscheuchten den Schlaf, schon stellten sich die Vorboten des Fieberanfalles ein. Ich ließ mein Bett hinaustragen, lagerte mich im Schatten einer riesigen Fichte, und vertieft in einen alten Schmöker, erwartete ich gefaßt meine Qualen. Da, als ich die müden Augen erhebe und über die Umgebung schweifen lasse, erblicke ich auf der langen Thalwiese zwei Reiter, die sich in gestrecktem Galopp dem Blockhause nähern. Ein Blick durchs Glas belehrt mich, daß es keine Türken sind; bald unterscheide ich Uniformen, europäisch gesattelte Pferde, es fehlen aber die schwarz-gelben Binden des Streifkorps, es muß also entweder eine Inspektion oder der heißersehnte Doktor sein. Und er war es wirklich! Voran die vier Hunde, seine steten Begleiter, die mich auf ihre Art begrüßten, dann er selbst auf seiner kleinen feurigen Halbblutstute, die wegen ihrer unliebenswürdigen Charaktereigenschaften am Kordon unter dem Namen „Krawallfanny" bekannt war; dann der wackere Bursche Istwan, die Perle aller Offiziersburschen. Mit einer Flasche in der Hand trat der Doktor zu mir heran und trank mir lustig zu. „Mensch, rief ich, ich kann nicht, die Anfälle werden dann noch heftiger!" — „Nur keine Faxen, mein Lieber, Alkohol ist auch ein Medikament." Damit nahm er an meinem Schmerzenslager Platz, untersuchte mich sorgfältig und sagte schließlich: „Deinen Brief habe ich richtig erhalten, ein kostbares Aktenstück zur Krankheitsgeschichte eines Melancholikers, und nachdem ich meine Wissenschaft zu Rate gezogen habe, habe ich ein treffliches, auch für dich wirksames Heilmittel ersonnen, das, nicht so bitter wie Chinin, nicht so widerwärtig wie Arsenik, dir doch gute Dienste leisten wird. Ich habe mit unserm Alten [respektswidrige Benennung für unsern Bataillonskommandanten] Rücksprache genommen und bringe dir einen fünftägigen Urlaub, den ich auch mir unter dem Vorwande, meine Handelskenntnisse zu erweitern, erwirkt habe, wir wollen jagen, ohne Plan und Ziel umherstreifen, bei Waldnachtquartieren und bei selbstbereiteter Küche wollen wir fröhlich leben und auf diese Weise das verwünschte Fieber verjagen." „Wenns nur was nützen wollte," stöhnte ich trübselig, „ich wäre gern von der Partie, aber heute hilf mir erst um alles in der Welt." Der Anfall war da, der Doktor nahm aus seiner Diensttasche ein Fläschchen, mit dessen Inhalt er meine Stirn einrieb, was mir Erleichterung verschaffte, dann plauderte er weiter und nötigte mich dabei zum Weintrinken. „Was meinst du, wie wäre es, wenn wir nach Montenegro durchgingen? Den Dormitor hat noch keiner bestiegen, vielleicht

ein paar zerlumpte Ziegenhirten ausgenommen, ich möchte die Bande einmal in ihren Nestern aufsuchen, um mit ihnen zu plaudern, vor allem aber möchte ich den Dormitor besteigen." „Hast du einen Paß?" „Keine Spur, den alten Lump von Kommandanten der nächsten Station, wo die Quasitruppen der Montenegriner liegen, kenne ich genau, er ist auch schon bei mir gewesen, hat mir Arznei und sonst allerlei abgeschwindelt, ich bin ihm einen Gegenbesuch schuldig, und da gehen wir eben zusammen." Ich hatte noch allerhand Bedenken, erst vor vier Wochen hatte ich einen Montenegriner, der sich ohne Paß auf unser Gebiet gewagt hatte, unter Eskorte bis zur Grenze schaffen und ihm dort einen Tritt geben lassen, was mir bei jenem Hauptmann keine günstige Meinung verschafft haben konnte; aber der Doktor beruhigte mich darüber. „Du kommst als mein Freund zu ihm, wir sind seine Gäste, und bei diesen Leuten ist die Gastfreundschaft unverletzlich, da geschieht dir nichts. Schicke nur nach dem Stanko." Stanko war unser „Konfident"; im Jahre 1878 noch Räuber, kurz nachher wohlbesoldeter Pandur, diente er uns als Spion, was uns bei seiner weitverzweigten Verwandtschaft in den Schwarzen Bergen sehr zu statten kam. Sein Monatslohn und vor allem die erhaltene Auszeichnung machten ihn zu einem zuverlässigen Diener. Für einen Dukaten setzte er bereitwillig sein Leben aufs Spiel, um uns sichere Nachrichten von drüben zu bringen. Bald erschien er auch auf unsern Ruf, der Doktor teilte ihm seinen Plan mit, ein paar Gläser Wein und vor allem ein Silbergulden bestimmten ihn zum sofortigen Aufbruch, da er eine mündliche Botschaft, daß wir als Gäste in anderthalb Tagen in Dolanjak zu erscheinen gedächten, überbringen sollte.

Ich weiß nicht, war es die Erregung, in die mich der Plan meines Freundes versetzte, oder war es seine Arznei, der Anfall, der sich so bösartig angekündigt hatte, verschwand nach schwachem Rückzugsgeplänkel. Auch war es Zeit, an unsre Ausrüstung zu denken, wir wollten drei Reitpferde und ein Tragtier mitnehmen, dem letztern wurden die notwendigen Lagerdecken aufgeladen, außerdem Proviant, Kochgerätschaften und Sonstiges, besonders des Doktors Reiseapotheke, da er als fahrender Doktor Eisenbart seinen Einzug in Montenegro halten wollte. Um zwei Uhr brachen wir auf, und bald nahm uns der Wald in seinen Schatten auf. Voran unsre beiden Diener, notdürftig als Einheimische verkleidet, dann wir in Zivil, da Uniform zu tragen in Feindesland uns nicht ratsam schien; den Schluß bildete ein Soldat mit dem Tragtier, das an der Landesgrenze entlassen werden sollte. Der Doktor war von ausgelassener Lustigkeit, freute sich auf die ausgiebige Gemsjagd und ganz besonders darauf, daß er und kein Engländer zuerst die jungfräuliche Spitze des Dormitors besteigen würde. „Ich werde ganz oben, wie einst Kiselack, unsre Namen meterhoch mit schwarzer Farbe anmalen, ich sehe schon das saure Gesicht des spleenigen Engländers, der sich zuerst auf diese Spitze verirrt und

schon einen Vorgänger findet. In einem Zukunftsbädeker, wenn erst auf dem Dormitor grands hôtels mit befrackten Kellnern, meterlangen Rechnungen, Zahnradbahnen und Ballonstationen die Luft unsicher machen werden, sollen unsre Namen prangen; was Wilkinson nicht gelungen ist, müssen wir fertig bringen. Die 3400 Meter müssen überwunden werden, und sollten wir ohne Sohlen herunterkommen." Nach dreistündigem Steigen brachten uns unsre kleinen einheimischen Pferdchen an den Grenzbach, der beinahe 600 Meter unterhalb der bewaldeten Hochebene, auf der wir standen, sich hinschlängelte, und hinter dem sich, gleich einer chinesischen Mauer, die steilen Felswände Montenegros erhoben.

Wir überließen den Dienern die Herrichtung der Lagerplätze, ich nahm mein Skizzenbuch, um einiges aufzunehmen, der Doktor pfiff seinen Hunden, nahm die Büchse und verschwand mit dem verheißungsvollen Rufe: „Ich bringe dir sicher Backhähndl!" im nahen Walde. Nach zwei Stunden kam er, beladen mit drei Haselhühnern und zwei Holztauben; auch zwei Hornvipern, die er wie Gott Äskulap um einen Stock gewunden über seinem Haupte schwang, gehörten zu seiner Beute. Er warf mir das Wild zu und machte sich alsbald daran, die beiden Bestien in seiner umflochtenen Spiritusflasche zu verwahren. Mein Freund sammelt nämlich alles, nur kein Geld.

Doktors Istwan bereitete in kurzer Frist vorzügliche Backhähndl, die uns nebst Thee an dem kühlen Abend in einer Höhe von 1800 Fuß ganz herrlich mundeten. Wir streckten uns in der aus Zweigen rasch errichteten Hütte aufs Lager, vor uns loderte klafterhoch das Wachtfeuer, der Doktor forderte seinen Istwan auf, die Geige zu ergreifen und uns aufzuspielen, und eingewickelt in unsre Decken lauschten wir den wundersamen Weisen, die er den Saiten zu entlocken wußte. Istwan war ein Universalgenie, Huzule von Geburt, diente er schon das elfte Jahr, um, wie er sagte, sich Wagen und Pferde zusammenzusparen; er war zugleich vorzüglicher Koch und leidenschaftlicher Jäger, des Doktors Faktotum und Kammermusikus. Der Naturkünstler entfaltete vor uns seinen ganzen Reichtum an slawischen, ungarischen und böhmischen Liedern, denen wir, in die prasselnden Flammen blickend, andächtig lauschten; zuletzt noch ein Händedruck und ich schlief ein, da ich nach Mitternacht zwei Stunden für die Sicherheit unsers Lagers und Feuers wachen mußte.

Der Leser kennt die Wohlthat einer Lagerdecke nicht, noch dazu bei einem Nachtquartier im Freien. Aus einem großen Stück Kautschukleinwand bestehend, wird sie um den Körper gewickelt, um vor Bodennässe und Regen zu schützen, darüber kommt ein „Kotzen," der die Wärme hält, und den Sattel oder die Faust unterm Kopf, schläft man so süß, wie auf Schwungfedermatratzen und unter Daunendecken nicht. Um zwei Uhr übergab ich die Wache dem Doktor, der mich schon um vier Uhr mit dem Bedeuten weckte, es sei die höchste Zeit, zur Jagd aufzubrechen. In einer halben Stunde waren wir marschbereit, nur mein Diener und der mitgenommene Soldat blieben beim Lager zurück, Istwan, mit kurzem Karabiner bewaffnet, schritt mit den Hunden voran, und bald erreichten wir einige Waldwiesen, wo wir uns der Verabredung gemäß aufstellten, um uns Wild durch die Hunde und den Burschen zutreiben zu lassen. Es war ein wunderbarer Sommermorgen; inmitten von hohem Gras und Blüten, auf denen die Tautropfen hingen, gedeckt durch einen dicken Fichtenstamm, lauschte ich dem freudigen Gebell der Hunde und dem Hoi hoi! des treibenden Istwan. In meiner nächsten Nähe sang eine Singdrossel ihr

Morgenlied auf der Spitze einer jungen Fichte, der Waldzimmermann Specht hämmerte lustig auf einem dürren Ast, immer lebendiger wurde es um mich her, ein bunter Nußhäher flog kreischend aus dem Walde, dann ein Sprung Rehe, zwei Gaisen und zwei scheckige Kitzen, lauter unjagdbares Wild. Plötzlich dröhnte in der Tiefe ein Schuß, in tausendfachem Echo in Wald und Felsen wiederhallend, ein Zeichen, daß die Jagd begann. Da, wie ich mich umblicke, sehe ich im nahen Farnkraut, das meterhoch zwischen den Stämmen stand, sich etwas bewegen, es sind keine Rehläufe — noch einen Augenblick, und der Hammeldieb, der Kompagnon unsrer Nachbarn aus Czernagora, ein Wolf, zeigt mir ahnungslos seine Breitseite. Ein Ruck — ein Knall — ein Knurren — die Kugel saß, und richtig wälzte sich ein starker, ausgewachsener Wolf in seinem Blute. Ich hatte kaum Zeit, die leere Patrone zu ersetzen, als mich ein Schuß in der Tiefe belehrte, daß noch nicht alles aus dem Triebe fort sei; lustiges Hundegebell ließ sich hören, wahrscheinlich war ein Stück krankgeschossen, und die blutlechzenden Bestien waren auf seine Spur gekommen. Bald steht ein stattlicher Rehbock vor mir, nur mühsam sich schleppend, ein Gnadenschuß auf dreißig Schritt Entfernung, und auch er lag auf der Strecke. O die bosnischen Jagden, die werde ich einmal schmerzlich vermissen! Unter türkischer Regierung wurde so gut wie gar nicht gejagt, die waffenbesitzenden Beys machten höchstens Treibjagden auf Wölfe und Wildschweine, deren es noch immer Unmassen giebt, und da das Genießen eines geschossenen Tieres durch Koranvorschriften verboten war, blieben Hasen, Rehe und Steinhühner so gut wie verschont. Unter österreichischer Regierung ist die Jagd den Offizieren, Beamten und sonstigen, gut angeschriebenen Personen freigestellt, durch Lösung einer Jagdkarte, die hier 2 Gulden 50 Kreuzer kostet, erhält man das Recht, überall zu jagen. Ob dies freilich zum Vorteil des Wildstandes ist, darüber läßt sich streiten, für Liebhaber von Gemsjagden bieten die Grenzmarken Bosniens und der Herzegowina ein reiches und müheloses Feld. Die Sumpfjagden in der Narentaniederung finden wohl nirgends ihresgleichen.

Nachdem wir uns auf meinem Standplatz wieder zusammengefunden hatten, zeigte sich, daß die Beute sehr ausgiebig war. Zu meinem Wolf gesellte sich des Doktors Fuchs und der Rehbock, den Istwan für sich beanspruchte. Frohen Mutes traten wir den Rückweg an, da der Verabredung gemäß unser Stanko, den wir nach Montenegro geschickt hatten, gegen Mittag eintreffen sollte. Ich war besonders heiterer Stimmung, denn sonderbar genug: es war elf Uhr vorüber, und noch war der tägliche Fieberanfall nicht erschienen; ich verspürte deutlich die Wirkung der neuen Medizin, das angewandte Mittel war besser als Chinin und Arsenik.

Dem Mittagessen folgte eine längere Ruhe, bis gegen vier Uhr der Doktor ein Fernrohr ergreifend mir verkündigte, daß auf dem schmalen Felssteg drüben in Montenegro zwei Gestalten sichtbar wären, in denen er unser Konfidenten und unsern zukünftigen Gastfreund vermutete. Und so war es auch; nach etwa einer halben Stunde erschien unser Gastfreund, vom Doktor herzlich begrüßt und hoch erfreut über den angekündigten Besuch. Er war eine stattliche Erscheinung, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von scharfen, aber edeln Gesichtszügen, mit langem, schwarzem Schnurbart; den Kopf bedeckte die montenegrinische Kapa (eine niedrige, runde Mütze, der Deckel rot mit einem goldnen Stern, um den halbmondförmig goldne Streifen laufen, der Rand der Mütze

aus schwarzer Seide oder aus Lammfell.*) Die Brust bedeckte ein roter, reich mit Gold verzierter Dzamadan (Weste), über diesen ein langer, weißer, faltiger Gunj (Rock), der vorn offen und über den eine ärmellose Jacke, der Jelek, gezogen war, aus dunkelrotem Tuch und mit einer Unmasse goldner Knöpfe und Kettchen und panzerartig anliegenden getriebenen Goldplättchen verziert. Um den Leib schlang sich ein roter, waffenbespickter Kolan (Gurt), in dem wunderbar mit Gold und Silber beschlagene Pistolen und der einst so furchtbare Handjar steckten. Reich gefaltete dunkelblaue Tuchhosen und hohe weiße mit unzähligen Hefteln geschlossene Tokolenice (Gamaschen) vervollständigten das ebenso reiche wie malerische Kostüm.

Nach kurzer Besprechung brachen wir auf, nachdem wir den Soldaten und das Tragtier heimgeschickt und unsre Reitpferde mit den nötigsten Sachen bepackt hatten, denn es galt noch heute den Wohnsitz unsers Freundes zu erreichen.

Auf schmalen Wegen, durch Abhänge, hart am Abgrunde ging es hin, der nackte Karst, spärlich mit Wachholderbüschchen und Krummholz bewachsen, machte den Marsch sehr beschwerlich. Hie und da kam eine aus Reisig geflochtene Hütte, als einziger Zeuge, daß hier Menschen hausten. Gegen elf Uhr nachts bei tiefer Dunkelheit, die nur die Luchsaugen eines Montenegriners zu durchdringen vermögen, erreichten wir endlich Dolaujak, eine Ortschaft von etwa dreißig Hütten, in der unser Freund die wichtige Stellung eines Sudac (Richter) innehatte.

Die Beschreibung eines montenegrinischen Hauses darf ich dem Leser doch nicht vorenthalten, ich gebe sie um so lieber, als mir jenes Haus wohl lange noch im Gedächtnis bleiben wird. Der Stan (Wohnsitz) unsers Freundes bestand aus einer Holzhütte, die blockhausartig aus starken Balken gebaut, mit breiten Schindeln gedeckt und mit einer längs des ganzen Hauses hinlaufenden Veranda versehen war. Zwei durch einen Gang getrennte Zimmer, wovon das zur rechten Hand als Gastzimmer, das zur linken als Wohnraum benutzt wurde, bildeten die gesamten Räumlichkeiten. Ans Haus lehnten sich die Vieh- und Pferdestallungen und ein langer Schuppen, worin sich Schafe und Ziegen befanden. Vor der Thür erwarteten uns drei saubere, weißgekleidete Frauen, eine ältere wurde uns als die Gemahlin des Hausherrn, die zweite als seine Posestrima, die dritte, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, als die Tochter des Hauses vorgestellt. Nach alter Sitte beeilten sich alle drei, unsre Hände zu küssen, was von uns, ebenfalls nach altem montenegrinischen Brauch, durch einen Kuß auf die Stirn erwiedert wurde. Man führte uns nun in das Gastzimmer, wo uns aus einer Ecke, in der ein Greis in Decken vergraben lag, ein Gruß Gost kuci — Bog kuci (ein Gast im Hause — Gott im Hause) entgegenscholl, der mit einem slava Bogn (Gott sei gelobt) erwiedert wurde. Das Zimmer war etwa zwanzig Quadratmeter groß, mit zwei Glasfenstern versehen, in der Mitte braunte auf einigen Backsteinen, die den Herd vertraten, ein Feuer, das zugleich die Beleuchtung schaffte, über dem Herd hing an einer rußigen Kette ein kleiner Kessel. Der Rauch suchte sich

*) Die Farben der Kapa sind symbolisch, das Rot bedeutet Türkenblut, worin die Freiheit erlangt wird, der Stern ist der von Montenegro und der Streifen darum soll den Regenbogen als die Hoffnung auf baldige Erlösung versinnbildlichen. Früher sollten alle serbischen Mützen ganz rot sein, sie wurden aber nach der Schlacht auf dem Amselfelde mit Trauerflor überzogen, der erst nach der Wiederbefreiung aller Serben entfernt werden soll.

seinen Ausweg durch das offene Dach und durch das schon erwähnte offene Fenster. Längs der Wände waren etwas abschüssige, mit weißen, zottigen Decken belegte breite Bänke angebracht, die zugleich Bett und Sofa vertraten, an der einen Wand, auf einem wunderbaren türkischen Teppich, für den ein Kenner wohl gern 200 Gulden gegeben hätte, hing das ganze Arsenal unsers Gastfreundes, auch seine Kriegstrophäen. Herrliche, reich mit Silber und Gold beschlagene Steinschloßgewehre und Pistolen, silberne getriebene Patrontaschen, Handjars und Jatagans mit Edelsteinen ausgelegt, einige Sattel echt türkischer Abstammung, einige moderne Gewehre, türkische Säbel und Brustbeschläge — das alles zeugte von dem Reichtum des Hauses und von dem Kriegsglück des Hausherrn. Wir nahmen auf dem Sofa Platz, ich neben dem Großvater, der infolge einer Schußwunde aus dem Feldzuge kaum gehen konnte, dann der Doktor, der den Löwenanteil der Unterhaltung auf sich nahm, neben ihm unser Gastfreund.

Bald kreiste ein Becher leichten montenegrinischen Landweins, und die Frauen trugen das Essen in einer großen Zinnschüssel (Zdiela) auf; es bestand aus gebratenem Hammelfleisch und „Fleischbitta" (einer Art Fleischpudding), alles war in Öl zubereitet und mundete uns nach dem langen Marsche, trotz des etwas fremdartigen Geruches, recht gut. Wir mußten uns unsrer eignen Eßbestecke bedienen, die übrige männliche Gesellschaft langte mit Naturgabeln zu, während die Frauen, stumm und ohne sich zu setzen, uns bedienten.

Gegen Mitternacht hörten wir plötzlich Schüsse und lustiges Lachen und Rufen vor dem Hause, ein Zug von fünf Personen, hoch zu Roß, hielt vor der Thür. „Es ist meine älteste Tochter Sorka [Sophie], die mit ihren Brüdern aus Cetinje kommt." Bald war das junge Wesen mitten unter uns, küßte Großvater und Eltern herzlich, machte uns einen schulgerechten Knicks und verschwand dann in dem andern Zimmer. Als sie nach ungefähr zehn Minuten zurückkam, konnte ich mein Erstaunen nicht verbergen, so sehr stach ihre ganze Erscheinung von der Umgebung ab. Ein enganliegendes, braunes Kattunkleid mit schwarzer Schärpe, schwarze Glasperlen um den Hals, an denen eine Goldmünze befestigt war, europäisch frisirte Haare und richtige Stiefelchen bildeten einen seltsamen Gegensatz zu der Tracht ihrer Angehörigen. Lächelnd übergab sie dem Vater ein großes, mit amtlichem Siegel versehenes Schreiben, das er nach einem flüchtigen Blicke dem Doktor, der Russisch verstand, übergab; erst jetzt erfuhr ich, daß das Mädchen eine gebildete Dame, eine Pensionärin des Lehrerinnenseminars in Cetinje war. Da las nun der Doktor lauter ausgezeichnete Zensuren im Französischen, Russischen und im Klavierspiel, Naturwissenschaften, Pädagogik u. s. w., und zerfloß in Komplimenten gegen die Tochter des Hauses. Ich aber dachte: Armes Wesen, wozu das alles, hast ein wenig aus der großen Schale der Kultur genippt, und das wird vielleicht dein Unglück werden! Der Leser wird dies vielleicht mit Befremden hören und glauben, daß mich der Kordon zu einem Feind aller Frauenbildung gemacht habe. O nein, wenn sich irgendwo der Ausspruch, daß, je höher die Bildung eines Volkes ist, desto höher auch die Achtung des weiblichen Geschlechts sei, und umgekehrt, sich bewahrheitet, so ist dies im Orient der Fall. Hier, und besonders in Montenegro, scheut der Mann, mit Ausnahme des Kriegs- und Jagdhandwerks, jede Beschäftigung als schimpflich, die ganze Wirtschaft, die Bearbeitung des Feldes, die Besorgung des Hauses und der Kinder ruht auf den Schultern des Weibes, das von den rohen Gesellen zum mindesten

mit einer gewissen Geringschätzung angesehen wird, und während für den Türken die Frau eine Art Luxusgegenstand ist, muß sich das montenegrinische und auch das serbische Weib vom Augenblicke der Heimführung für den arbeitsscheuen Mann abarbeiten. Die in Pensionaten künstlich beigebrachte Erziehung und Bildung hat gewiß den Gedankenkreis des armen Wesens erweitert und ihm gewisse Begriffe von der gesellschaftlichen Stellung des Weibes beigebracht — welche Enttäuschungen harren ihrer, wenn sie diese im väterlichen Hause und in ihrer Zukunft so wenig verwirklicht sieht! In Montenegro, wo nur Kriegsglück und Mut den Mann machen, blickt ein Junak (Held) mit einer Art Verachtung auf sein Weib, als auf ein nur zur Arbeit bestimmtes Geschöpf, sie naht sich ihm voll Demut, sie wagt es nicht, sich in seiner Gegenwart zu setzen, mag auch der Mann seine Bildung, wie es viele junge Montenegriner thun, in Paris oder in Petersburg erhalten haben, er bleibt aus Furcht, sich lächerlich zu machen, bei dem alten Brauche, die Frau bleibt für ihn immer nur die oberste Magd. Ich will damit nicht sagen, daß die Sittlichkeit darunter litte, es giebt in Montenegro keine Halbwelt, wozu wohl beitragen mag, daß die Gesetze gegen den Ehebruch ungemein streng sind, und daß die Mißhandlung einer Frau als etwas Schimpfliches angesehen wird. Die jungen, meist sehr schönen Mädchen werden von zartester Jugend an daran gewöhnt, im Manne den zukünftigen Gebieter zu sehen, und darauf vorbereitet, daß sie auf Familienverabredung hin, ohne um ihren Willen gefragt zu werden, als Zugabe zu ein Paar Ochsen und allerhand Hausgerät dem Manne übergeben werden. Sie heiraten auch sehr jung, meist im vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre, und da ist es kein Wunder, daß ein dreißigjähriges Weib keine Spuren früherer Schönheit aufzuweisen hat; auf solch ein abgemagertes, abgearbeitetes Geschöpf würden Bezeichnungen wie das „schöne" oder „zarte" Geschlecht sehr wenig passen. Noch vor vierzig Jahren gab es in Montenegro keine Schulen, erst unter Danilo I., dem Vorgänger des jetzigen Fürsten, sind einige Schulen errichtet worden, und unter dem jetzigen Regenten Nikola, der seine Erziehung in Paris, Wien und Triest erhalten hat und in fortwährendem Verkehr mit Europa steht, hat das Schulwesen einen plötzlichen, beinahe unnatürlichen Umschwung erfahren. Es wurden Volksschulen nach dem System der Wanderschulen errichtet, in größern Ortschaften allgemeine Schulpflicht eingeführt, einheimische Lehrer und Geistliche bestellt, auch Pensionate errichtet. Im Lehrerinnenpensionat werden die zukünftigen Lehrerinnen auf Staatskosten gebildet, dorthin senden auch die Reichen ihre Töchter zur Ausbildung, auch Fürstentöchter hat man oft auf dem Wege zur Schule in lustiger Rauferei mit der Straßenjugend gesehen. So wird sich der Leser leicht das Los der Tochter unsers Wirtes vorstellen können; zu reich und zu hochmütig, um Lehrerin zu werden, ohne Aussicht, sich auswärts zu verheiraten, wird sie binnen kurzem, gleich ihrer Mutter und Großmutter, die Sklavin eines Mannes werden.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Reserveoffizierfrage erhalten wir aus Magdeburg noch folgende Zuschrift: Mit großem Interesse habe ich die Abhandlung „Unsre Reserveoffiziere" in Nr. 48 der Grenzboten gelesen. Was die Redaktion nachträglich hinzufügt, ist mir ganz aus der Seele geschrieben. Seit einigen Jahren sehe auch ich mit Staunen das veränderte Gebahren der Jugend und habe oft darüber nachgedacht, bin aber zu dem entgegengesetzten Schlusse gekommen. Nicht die Berufsoffiziere haben diese Unsitten in die Kreise der Reserveoffiziere eingeführt, sondern umgekehrt die letztern in die Armee. Es ist eben nichts weiter als die unerträglich alberne Korpsstudentensimpelei, wie sie hauptsächlich in Bonn und Heidelberg großgezogen und von andern Hochschulen nachgeahmt wird. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein älterer Offizier, der seit einigen Jahren mit Staunen das Umsichgreifen dieses Komments unter den jüngern Kameraden beobachtet. Er fand ihn aber hauptsächlich unter den jungen Juristen, die sich vorzugsweise aus Korpsstudenten ergänzen. Glauben Sie mir, diese Lesart ist die richtige, nicht die Ihrige, denn noch vor zehn bis zwölf Jahren kannte man diese Dinge in der Armee nicht. Da wir im Grunde genommen in der Sache selbst eines Sinnes sind, so fühlte ich mich zu diesen Zeilen veranlaßt. Möchten sie zur Klärung der Erscheinung beitragen!

Für den Weihnachtstisch. Unter den zahlreichen litterarischen Neuigkeiten, die der Redaktion dieser Blätter in den letzten Wochen zugegangen sind und deren Besprechung je nach Zeit und Gelegenheit den Lesern geboten werden soll, befinden sich doch auch einige, auf die wir schon heute kurz hinweisen möchten, weil manchem damit noch ein willkommner Wink für den Weihnachtstisch gegeben werden könnte, einige dieser Bücher uns auch wohl nur in der stillen Hoffnung zugesandt worden sind, daß wir noch vor dem Feste unsre Leser damit bekannt machen. Da wir uns ganz kurz fassen müssen, so bitten wir, auch zu wenigen empfehlenden Zeilen diesmal das Vertrauen zu haben, das man sonst einer eingehenderen Besprechung in diesen Blättern zu schenken pflegt.

Die Grunowsche Verlagshandlung hat uns endlich eine schöne Ausgabe von Schillers und Goethes Werken gebracht; keine illustrirte — diese Kinderkrankheit unsrer Klassikerausstattung haben wir wohl glücklich hinter uns —, sondern eine wirklich vornehm ausgestattete Textausgabe. Gutes Papier, schönes, schlankes Oktavformat, eine charaktervolle Frakturschrift mit einem leisen altertümlichen Anhauch, höchst solide Einbände, nach Belieben einfach oder kostbar — das sind die äußern Vorzüge dieser Ausgaben. Es ist die volle Wahrheit, wenn man sagt, daß derartiges dem deutschen Volke noch nicht geboten worden ist. Aber auch auf die Texte ist die größte Sorgfalt verwendet, namentlich was Orthographie und Interpunktion betrifft, nach den verständigsten Grundsätzen verfahren worden. Beide Ausgaben enthalten eine Auswahl, in dieser aber alles, was der Gebildete heutzutage in seinem Schiller oder Goethe sucht. Der Preis ist nicht ganz niedrig — Groschenausgaben sind es nicht! —, aber bei dem wachsenden Wohlstand und doch wohl auch Geschmack unsers Volkes sollte man meinen, daß wir uns endlich auch von den elenden Löschpapier- und Kalikoausgaben unsrer Klassiker losmachen könnten!

Der Seemannsche Verlag giebt seit einiger Zeit eine Reihe höchst zweckmäßiger „Kunsthandbücher“ heraus, mit deren Besprechung wir leider noch im Rückstande sind. Einige davon sind zwar ausschließlich für den Künstler, den Techniker und den Gewerken bestimmt, andre aber, wie das Handbuch der Ornamentik von Franz Sales Meyer, das Buch von August von Heyden über die Tracht der europäischen Kulturvölker, auch für weitere, ja für weiteste Kreise. Und dieser letzten Gruppe hat sich soeben ein Buch angeschlossen, das von Tausenden mit offnen Armen empfangen werden wird, namentlich von der Frauenwelt, für die es auch, wenn auch nicht ausschließlich, berechnet ist: ein Handbuch der Liebhaberkünste, wiederum herausgegeben von F. S. Meyer, Professor an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe. Dieses reich illustrirte Buch enthält — und zwar nicht lediglich in trocken lehrhaftem Tone, sondern am rechten Orte auch in launiger Darstellung, wovon gleich der Zusatz auf dem Titel: „Zum Gebrauche für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben“ eine Probe giebt — alles Wissens- und Wünschenswerte über die Technik und die Gerätschaften aller jener Künste, die am häuslichen Herde von Liebhabern (Dilettanten) geübt werden (Rauchbilder, Holzbrandtechnik, Seidenmalerei, Thonmalerei, Porzellanmalerei, Glasmalerei, Holzmalerei, Laubsägearbeit, Lederplastik, Pflanzenpressung, Spritzarbeit u. s. w.), dazu eine Sammlung von Zierschriften, Initialen, Monogrammen, eine reiche Sammlung von Sprüchen, wie sie sich zu Inschriften an allem erdenklichen Hausrat eignen, endlich auch eine Fülle von Rezepten. Hoffentlich reicht diese Andeutung für diesmal hin, dem Leser eine Vorstellung von dem reichhaltigen Buche zu geben. Allen, die Lust und Anlage zu dergleichen Beschäftigung haben, wird man mit dem Buche große Freude machen.

Ein prächtiges Bilderwerk hat der Verlag von Wiskott in Breslau gebracht: Spreeathener. Berliner Bilder von C. W. Allers: in schmucker Mappe dreißig Lichtdrucke nach Bleistiftzeichnungen, die sämtlich Bilder und Gestalten aus dem Berliner Volksleben, von der Straße wie aus dem Hause, vorführen. Da aber das deutsche Großstadtleben heute wohl fast überall dieselben oder sehr ähnliche Typen zeigt, so werden diese Darstellungen auch überall, wo offner Sinn und offnes Auge für dergleichen vorhanden ist, dankbare Betrachter finden. Der Künstler hat die mannichfaltigsten Gestalten und Szenen des großstädtischen Volkslebens, rührende und drollige, fein beobachtet, lebendig aufgefaßt und mit erstaunlicher Treue, die oft an die Wahrheit photographischer Augenblicksaufnahmen streift, wiedergegeben. Auch diese Mappe wird überall großes Vergnügen bereiten.

Endlich für heute noch ein paar Bilderbücher für die Kleinen. Das eine nennt sich Kinderreime (Stuttgart, Schmidt u. Spring), das andre Des Kindes Wunderhorn (Breslau, Wiskott). Wir wissen nicht, welchem von beiden wir den Vorzug geben sollen, es ist eins so gut und so hübsch wie das andre. Beide enthalten keine gemachten Kinderverse à la Blüthgen, sondern die echten, alten Kinderverse der Volkspoesie, die unsre neumodischen Mütter leider nicht mehr alle kennen, und beide sind allerliebst illustrirt, das erste von Claudius und Klimsch, das zweite von Flinzer. Der Leser merke sich aber gefälligst die Titel und die Verleger beider Bücher, denn beide gehören nicht zu der gewöhnlichen Fabrikware, die man um die Weihnachtszeit auf der Ladentafel des Sortimenters findet, sondern sie müssen möglicherweise erst bestellt und verschrieben werden!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die brasilische Revolution in andrer Beleuchtung

Aus Rio de Janeiro sind weitere Mitteilungen über den Verlauf der dortigen Revolution eingetroffen, die unsre ersten Nachrichten über das Ereignis teils ergänzen, teils berichtigen, und die, da es hiernach in einem Hauptpunkte in anderm Lichte erscheint als in dem unsers frühern Aufsatzes, zu nochmaliger Betrachtung der Sache auffordern. So lange wir auf die Telegramme beschränkt waren, worin die provisorische Regierung den Hergang dem europäischen Zeitungsleser bekannt machte, mußten wir glauben, die Veränderung der Regierungsform habe sich ohne oder doch beinahe ohne alle Anwendung von Gewaltmitteln, so zu sagen in aller Güte, etwa wie die freiwillige Trennung von Ehegatten, vollzogen. Das Volk Brasiliens, so durften wirs uns vorstellen, erhob sich in seiner großen Mehrzahl, um die Republik auszurufen, wobei es nur Spazierstöcke, vielleicht Regenschirme in der Hand hatte. Der Kaiser wurde höflichst davon in Kenntnis gesetzt, er dachte nicht daran, sich zu sträuben, der abgedankte Monarch ließ sich mit einem guten Ruhegehalte abfinden und ging, nachdem sich beide Teile mit artigen Verbeugungen von einander verabschiedet hatten, an Bord eines Schiffes, das ihn nach der alten Welt brachte. Der zwar ein wenig unregelmäßige, aber leicht und ohne Härten sich abspielende Auftritt endigte mit Blumenwerfen des Volkes und den Klängen einer sanften Musik. Jetzt erfahren wir, daß die Geschichte doch wesentlich anders verlaufen ist. Die Entthronung Pedros II. war nicht die Folge einer Volkserhebung, obwohl es allerdings in den ehemaligen Sklavenhaltern und in den Republikanern Unzufriedene in großer Zahl gab; sie wurde vielmehr durch eine Meuterei der Besatzung Rios herbeigeführt. Diese spielte nicht das bloße Werkzeug, sondern die Hauptrolle bei dem Drama, ja fast die einzige

neben dem Kaiser. Dieser befand sich mit seiner Familie in Petropolis als der Aufstand in Rio ausbrach. Am 15. November früh wurde er, von der Messe zurückkehrend, durch ein Telegramm des Ministers Ouro Preto davon benachrichtigt, ebenso von der Erklärung des Belagerungszustandes durch die Leiter der Meuterei, die ihrer Artillerie befohlen hatten, die Stadt mit geladenen Kanonen zu bedrohen. Dom Pedro begab sich infolge dessen sofort in sein Schloß zu Rio, wo er von Truppen umringt wurde und ein Unterleutnant ihm das Dekret überreichte, durch das der Marschall Deodoro da Fonseca die Errichtung der Republik bekannt gemacht hatte. Der Kaiser beriet sich darauf mit den Ministern und Staatsräten und versuchte ein neues Kabinet zu bilden, an dessen Spitze der radikale Saraiva stehen sollte. Der Marschall da Fonseca aber erhob dagegen Einwendungen, indem er in einem Schreiben an den Kaiser erklärte, der Umstand, daß die Republik ausgerufen worden sei, gestatte den Aufenthalt des Monarchen und seiner Familie im Lande nicht mehr. Das Schreiben klagt, daß das Ministerium vom 7. Juni „alle Gesetze in beispielloser Weise verletzt und umgestoßen" habe, und sagt dann bezeichnend: „Die systematischen Beleidigungen, die der Armee und der Flotte in neuerer Zeit von der kaiserlichen Regierung zugefügt worden sind, bilden eine hassenswerte Politik, was auch von der Nation empfunden worden ist. Die Beseitigung der Rechte dieser beiden Klassen und die Einführung von Elementen amtlicher Unterdrückung, die stets von der liberalen Demokratie verabscheut worden sind, veranlaßten die gestrigen Ereignisse, deren Bedeutung Sie sicherlich begreifen werden. Das Verbleiben der kaiserlichen Familie in diesem Lande würde nach der unwiderruflichen Revolution unvernünftig und unmöglich sein, da es geeignet wäre, Unruhen hervorzurufen, die zu verhüten uns die öffentliche Sicherheit zur notwendigen Pflicht macht. Wir sehen uns daher genötigt, mit aller Achtung vor der Würde des öffentlichen Amtes, das zu bekleiden Sie aufgehört haben, Ihnen kund zu thun, daß die provisorische Regierung von Ihrer Vaterlandsliebe das Opfer erwartet, daß Sie mit Ihrem Hause in möglichst kurzer Frist Brasilien verlassen. In dieser Hinsicht setzen wir das höchste Maß an Zeit fest, das Sie — wir verlassen uns darauf — nicht überschreiten werden." Dom Pedro beschloß nach einer Besprechung mit seiner Umgebung abzureisen. In der Nacht aber wurde ihm von Major Tombolsci, der ihn und seine Familie mit einer Truppenabteilung in ihren Schlafgemächern bewachte, ein schriftlicher Befehl Fonsecas überbracht, angesichts dessen er sich ohne allen weitern Verzug einschiffen sollte, da man seine Abreise erst nach Tagesanbruch nicht gestatten könne, weil die Haltung der Studenten, die eifrige Republikaner und jetzt großenteils bewaffnet seien, bei seiner Durchfahrt durch die Straßen zu Blutvergießen führen würde. Der Kaiser und die Kaiserin fuhren daher schon um drei Uhr morgens nach dem Quai, und seine Tochter und deren Gemahl, der Prinz d'Eu, mußten den Weg dahin zu Fuße

antreten, wobei sie alle von Militär begleitet wurden. Trotz des stürmischen Wetters fand die Einschiffung der Herrschaften ohne Aufschub statt. Eine Dampfjacht brachte sie nach einem Kriegsschiffe, das sofort die Anker lichtete und nach Ilha Grand abging. Am Bord wurden sie als Staatsgefangene festgehalten, bis sie an den Dampfer Alagoas abgegeben wurden, der nach Lissabon in See stach, dabei aber von dem Panzerschiffe Riachuelo begleitet wurde, das Befehl hatte, eine Wiederausschiffung des Kaisers in Bahia oder anderswo an der brasilischen Küste zu verhindern. Erst auf dem Alagoas empfing Dom Pedro das Dekret der provisorischen Regierung, durch das ihm Weitergewährung seiner Zivilliste zugesichert wurde. Er nahm das Anerbieten nicht an, er hat nicht abgedankt, er betrachtet sich einfach als durch Gewalthaber vertrieben und hat erklärt, wenn man ihn auf den Thron zurückrufe, der Aufforderung entsprechen zu wollen.

Das wären die Thatsachen, und nun ein paar Worte über deren Bedeutung. Soldaten und nur Soldaten umzingelten den kaiserlichen Palast in Rio, schnitten den Verkehr zwischen diesem und der Stadt ab, hielten den Monarchen und seine Familie gefangen und begleiteten sie während ihrer erzwungenen Abreise. Diese Ausschließlichkeit gestattet ohne Zweifel die Annahme, daß Fonseca und seine Mitverschwornen wenigstens den Fall für möglich hielten, daß das Volk dem Herrscher, der es fast ein halbes Jahrhundert regiert und sich ehrlich bestrebt hatte, es glücklich zu machen, beim Scheiden seine Liebe und Hochachtung erweisen, ja vielleicht mehr thun werde. Die Befürchtung eines Angriffs übereifriger Republikaner auf den abziehenden Monarchen war höchstwahrscheinlich bloßes Vorgeben Fonsecas, der Eile hatte, einen Nebenbuhler mit Aussichten loszuwerden. Die republikanische Partei stand offenbar im Hintergrunde, und es gab in Rio unstreitig ebensoviel Monarchisten. Nur haben, wenn die bewaffnete Macht sichs belieben läßt, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen, die Bürger wenig Aussicht, die Oberhand zu behalten, mögen sie auch mit sehr starken Sympathien auf der andern Seite stehen. Europa hatte ferner nach dem Inhalte der ersten Kunde von der Umwälzung den Eindruck, daß Dom Pedro sich den Verhältnissen ohne langes Besinnen und Widerstreben gefügt habe. Nach den neuern Berichten irrte man sich auch hierin, es ist vielmehr klar, daß er nur starkem Drängen und Drohen und nur unter Versuchen, sich mit einer neuen Regierung zu halten, und zuletzt unter Wahrung seiner Thronrechte gewichen ist, und daß er in Lissabon seinen Entschluß kund gegeben hat, zurückzukehren, wenn man dies wünsche, was er nicht gethan hätte, wenn er nicht mit einigem Grund gehofft hätte, dieser Wunsch werde ihm bald von einer starken Partei ausgesprochen werden.

So hat denn die neueste Revolution unsers Jahrhunderts bis jetzt kein endgiltiges Ergebnis gehabt, und es ist einfach nicht wahr, wenn die provisorische Regierung behauptet, an dem Bestande der Republik sei nicht mehr

zu zweifeln. Wir haben vielmehr alle möglichen Elemente zukünftiger Unruhe und Erschütterung vor uns beisammen: nur ein kleiner Teil des Volkes, das Militär, war es, das die Monarchie stürzte und die Republik ausrief; neben den bürgerlichen Anhängern der letztern steht eine gewiß nicht kleine, besonders unter der Kaufmannschaft und der besitzenden Klasse überhaupt stark vertretene reaktionäre Partei, auf deren Ruf der Kaiser bereit ist, wieder zu erscheinen und die Regierung von neuem anzutreten; dazu endlich die Wahrscheinlichkeiten, die sich aus dem unstreitigen Vorhandensein nebenbuhlerischer Generale ergeben, die bereit sein werden, das Beispiel Fonsecas in der Richtung gegen ihn nachzuahmen und bei der ersten passenden Gelegenheit die Rolle eines Monk oder eines Bonaparte zu spielen. Wir haben also Grund, Herrn Gladstones freudigen Glückwunsch zu der friedlichen Entstehung Neubrasiliens als verfrüht anzusehen. Es scheint ihm dabei wie 1862 ergangen zu sein, als er verkündigte, Jefferson Davis, der jetzt verstorbene Präsident der Palmettorepublik, „habe nicht bloß ein Heer und eine Kriegsflotte, sondern eine Nation geschaffen." Man muß sich also hüten, wenn man ein Staatsmann sein will, sich auf Telegramme zu verlassen, namentlich wenn der Telegraph ausschließlich einer Regierung zur Verfügung steht.

Es giebt verschiedne schlechte Grundlagen politischer Macht. Der Glaube an den Herrscherberuf einer Familie oder einer Volksklasse kann gefährlich werden, wenn der Inhaber der Gewalt unmündig, von Wahnsinn verblendet oder ein Schwachkopf ist. Das Vertrauen auf die Klugheit der großen Masse aber, die in politischen Fragen stets ohne rechte Kenntnis der Dinge, ohne richtiges Urteil über deren Ursachen und Folgen ist und sich durch Redensarten leicht bethören läßt, hat zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Völker in die Irre und zuletzt zu schrecklichen Katastrophen geführt. Doch finden die beiden extremen Formen des Regierens, der Absolutismus und die Demokratie, doch zuweilen dadurch eine Ausgleichung, daß ein großer Monarch auf die Bühne tritt, oder daß sich hochsinnige Gedanken und Bestrebungen reformirend, aufklärend, segenbringend und befreiend über das Land verbreiten. Wo es dagegen zur Gewohnheit wird, daß die Führer der bewaffneten Macht sich in die politischen Angelegenheiten mengen und dabei den Ausschlag geben, ist es stets verhängnisvoll für das Gedeihen des betreffenden Staates gewesen. Es führte allmählich zum Verderben des altrömischen Reiches, bis die Kaiserwürde zuletzt von den Prätorianern versteigert und dem zugeschlagen wurde, der das höchste Gebot that. Es machte in der Türkei die Janitscharen, in Ägypten die Mameluden zu Gebietern des Volkes und seiner Regenten. Es demoralisirte in Spanien die Armee und die Politik aufs ärgste. Es verwandelte Mexiko und die kleinern Staaten des einst spanischen Amerikas in Theater, auf denen sich unablässig bald blutige, bald lächerliche Meutereien abspielten, die oft wahre Scheusale, bisweilen auch wahre Karikaturen zu

Helden hatten. Man denke an den langjährigen Diktator Rosas in Argentinien und an den Präsidenten Barrios in Guatemala, der vor einigen Jahren, als kein Priester zur Stelle war, seinen Minister die Messe lesen und seine Mätresse dabei nackt über dem Altar die heilige Jungfrau spielen ließ. Sehr häufig waren diese Generale gemeine Egoisten, die lediglich, um die Staatsgelder in ihre Hand zu bringen, sich der Präsidentschaft bemächtigten, fast nie aber waren sie begabte Männer. In der Regel besaßen sie nur dreiste Entschlossenheit und Gewissenlosigkeit in der Wahl ihrer Mittel. Denn es liegt auf der Hand, daß in den meisten Fällen nicht der sich zum Führer einer Revolution aufwerfende General die besten Aussichten auf Erfolg hat, der dabei den Ruf als großer Kriegsmann geltend machen kann, sondern der, der es am besten versteht, sich durch Versprechungen und Bestechungen, Ränke und Schliche die Herzen der Soldaten zu gewinnen. Gelegenheit dazu findet sich immer; er kann sie mit allerlei Zusagen ködern für den Fall, daß sein Pronunciamiento gelingt: Verminderung ihrer Übungen und Dienstleistungen, Erhöhung ihres Soldes und ihrer Rationen, Verleihung von Vorrechten und Beförderung zu höhern Stellen. Sie folgen ihm dann, gleichviel, zu welchem politischen Zweck er sich bekennt, ob er sich selbst oder einen andern, etwa einen Fürsten, ans Ruder bringen, ob er eine Monarchie oder eine Republik errichten oder umstürzen will. Der Bürger, namentlich die besitzende Klasse, hat unmittelbar und mittelbar unter diesem Unwesen zu leiden. Denn die Kasernenpolitik beruht auf keinerlei Grundsätzen, sie kennt keinerlei andre Ideen als den Gehorsam gegen den Führer, der sich ihn zu verschaffen weiß. Heute hält der Marschall Manuel Deodoro da Fonseca in Rio de Janeiro die Zügel der Regierung in seiner meineidigen Hand. Im nächsten Monat oder im nächsten Jahre kann ihn ein andrer General stürzen, indem er sich gleichen Verrates und gleicher Werkzeuge bedient wie er, und dem zweiten Meuterer wird ein dritter und ein vierter folgen, bis das Land durch die ewige Unsicherheit und Unruhe, durch den Raub der Sieger, den steten Wechsel in der Verwaltung, die Störung von Handel und Wandel so gründlich zerrüttet und verkommen ist wie die meisten spanischen Republiken Amerikas, in denen sich dieses Unwesen entwickelt hat — immer vorausgesetzt, daß die Erkenntnis des Schadens sich nicht bald Bahn bricht und die Wiederherstellung der Monarchie herbeiführt. Das Volk wird, da es unbewaffnet ist, mit Einschluß der Republikaner, gleichgiltig und regungslos zusehen, wie der Marschall abdankt oder erschossen wird, und wie die Soldaten eine andre provisorische Regierung errichten oder die kaiserliche Regierung wieder herstellen, die ihnen dann freilich zu Dank verpflichtet wäre. Alle diese Wahrscheinlichkeiten ergeben sich aus den neuesten Nachrichten, nach denen in Rio nicht eine Volkserhebung, sondern eine Militärmeuterei stattgefunden und die Monarchie umgestoßen hat. Wäre der Kaiser Dom Pedro vom Volke für abgesetzt erklärt worden, so ließe sich vielleicht er-

warten, daß die republikanischen Einrichtungen von einer erregten und begeisterten Demokratie im Sinne der Freiheit, der Selbstregierung und des Fortschritts bis zu einem gewissen Maße segensreich entwickelt werden würden. Was aber dürfen wir Gutes hoffen, wo das Volk, wie es nunmehr aussieht, sich zu der Sache schweigend verhielt und nur die Soldateska das Wort hatte und handelte? Eine nur oder fast nur von diesem oder jenem Regiment oder dieser oder jener Brigade aufgespielte politische Umwälzung kann leicht durch zwei Regimenter oder zwei Brigaden ungeschehen gemacht werden, die ein andrer Befehlshaber gegen sie führt. Auch muß man sich erinnern, daß der Mann, der es so leicht fand, einen Kaiser, der kein Kriegsmann, sondern ein sanftmütiger Gelehrter war, zu vertreiben, eine schwerere Aufgabe vor sich haben wird, wenn ein Soldat in fernen Provinzen mit ganz andern Interessen, als die der Zentralregierung sind, die Fahne des Aufstandes erhebt.

Abgesehen von dem fast rein militärischen Charakter der brasilischen Revolution erweckt die Regierung, die aus ihr hervorgegangen ist, noch ein andres Bedenken. Diese Regierung will, wie es heißt, die Jesuiten aus dem Lande treiben und ihren reichen Güterbesitz in Beschlag nehmen. Das wird schwerlich ohne Widerstand und harten Kampf zu bewerkstelligen sein. Das brasilische Volk ist keineswegs zu dem bittern Hasse erzogen, der die französischen und die belgischen Freidenker gegen die Söhne Loyolas erfüllt. Es betrachtet überhaupt die Kirche nicht als Feindin des Staates und der Gesellschaft, und es hat insbesondre keine Ursache, zu wünschen, daß die Väter der Gesellschaft Jesu verbannt und beraubt werden; denn sie haben hier fast nur wohlthätig gewirkt, den Heidenstämmen des Hinterlandes mit dem christlichen Glauben Gesittung und menschliches Empfinden gebracht, Schulen gegründet und Pflanzungen angelegt, kurz in vielfacher Richtung genützt. Die Fortschrittspartei in diesen Gegenden, die sie bekämpft und vornehmlich als Verbündete der konservativen Partei verabscheut, erscheint der Mehrzahl des Volkes als Verächter aller Religion, als Leute, die Plünderung der Besitzenden predigen und an die Stelle von Gesetzen die Pöbelwillkür setzen wollen. Es ist nicht schwer, den Leuten den Glauben beizubringen, die provisorische Regierung wolle den Jesuiten nicht sowohl, weil sie konservativ, als weil sie reich sind, an den Kragen. Und damit wäre man auch gewiß nicht weit von der Wahrheit entfernt. Soldaten plündern eben gern, wo sie es dürfen, und die jetzige brasilische Regierung darf es, wenn sie, die Soldatenregierung, das Volk so auf ihrer Seite hat, wie sie versichert. Das ist aber gewiß nicht der Fall, wenigstens nicht in den innern Teilen des Landes.

Viktor Emanuel rühmte sich, durch Einigung Italiens die Ära der Revolution geschlossen zu haben. Dom Pedro würde nach dem, was wir bei dieser Betrachtung gesehen haben, allen Grund zu der Klage haben, seine Verbannung aus Brasilien habe die Ära der Revolution eröffnet.



Der Verfassungsstreit in Preußen

Eine historisch-politische Studie

Von R. Pape

(Schluß)



In das Jahr 1863 fiel eine Reihe von erhebenden Gedenkfeiern der gewaltigen Ereignisse und der unvergeßlichen Thaten des Befreiungskrieges. Zum fünfzigsten male kehrten die Tage wieder, an denen Friedrich Wilhelm III. den Aufruf: „An mein Volk" erlassen hatte, an denen bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz die preußischen Waffen unsterblichen Ruhm errungen hatten. Das Hetzen und Treiben des Abgeordnetenhauses hatte aber damals, namentlich in den sogenannten gebildeten Klassen, allen gesunden patriotischen Sinn soweit erstickt, daß jener Großthaten der Väter kaum gedacht wurde. Sogar der 18. Oktober, der Gedenktag der Völkerschlacht bei Leipzig, wurde wohl in den Mittel- und Kleinstaaten fast allgemein, in Preußen aber eigentlich nur amtlich und von der Armee, von weitern Kreisen des Volkes fast gar nicht gefeiert. Die demokratische Presse war nicht damit zufrieden, daß an den öffentlichen Gebäuden in Berlin nur preußische Fahnen zu sehen waren, was doch ganz natürlich war, da nur preußische Ruhmesthaten zu feiern waren. Sie beschwerte sich darüber, daß in vielen Städten das Ausstecken von sogenannten deutschen Fahnen verboten wurde. Unter deutschen Fahnen verstanden die „Liberalen" in jener Zeit der politischen Zerfahrenheit und Begriffsverwirrung die schwarz-rot-goldnen Fahnen, obschon diese ganze Farbenzusammenstellung eine willkürliche Erfindung einiger schwärmerischen Studenten in Jena war, denen dabei wahrscheinlich die Abzeichen der Lützowschen Freischar vorgeschwebt hatten. Abgesehen von den traurigen Erinnerungen des Jahres 1848 hatten diese Farben damals nicht den geringsten geschichtlichen Hintergrund; deutsche Farben oder gar Reichsfarben sind sie niemals gewesen. Dagegen lud eine Anzahl von Kölner Bürgern die drei Präsidenten des Abgeordnetenhauses, die sämtlichen liberalen Abgeordneten aus Rheinland und Westfalen und den Herrn Schultze-Delitzsch zu einem großen „provinziellen Bankett" nach Köln ein. Das Fest fand am 18. und 19. Juli statt und gestaltete sich zu einer großen Kundgebung gegen die Regierung, die damals noch den Unfug gestattete.

Im August des Jahres 1863 hatte bekanntlich auf Betreiben Österreichs auch der Frankfurter Fürstentag stattgefunden. Die k. k. Regierung hatte versucht, die alte Politik des Fürsten Felix von Schwarzenberg, die seinerzeit dem preußischen Staate ein Warschau und ein Olmütz bereitet hatte, fortzusetzen und zu Ende zu führen. Die Festigkeit, mit der König Wilhelm auf den Rat seines Ministerpräsidenten allen Zumutungen des Kaisers und der Bundesfürsten entgegentrat, hatten die Versuche, Preußen in seiner deutschen und europäischen Stellung noch mehr herabzudrücken, zum Scheitern gebracht. Die Politik Bismarcks hatte offenbar einen bedeutenden diplomatischen Erfolg errungen; Preußen begann wieder die Stellung einzunehmen, die es auf Grund seiner ruhmreichen Geschichte beanspruchen konnte und mußte. In der Hoffnung, daß dieses kräftige Auftreten nach außen seine Wirkung im Innern nicht verfehlen würde, schlugen die Minister, die einsahen, daß von dem damaligen Hause der Abgeordneten eine Mitwirkung bei einer festen und patriotischen Politik nicht zu erwarten war, dem Könige die Auflösung dieses Hauses und die Anordnung von Neuwahlen vor (2. September). Die allgemeinen Wahlen, die am 28. Oktober stattfanden, täuschten jedoch die Hoffnung der Regierung vollständig. Nur 37 ihrer Anhänger wurden gewählt; die altliberale Fraktion verschwand fast vollständig, und die Sitze, die sie und die katholische Fraktion verloren, fielen der Fortschrittspartei zu.

Der neue Landtag wurde am 9. November durch den König in Person eröffnet; wie immer, war die Thronrede in ruhigem, versöhnlichem und entgegenkommendem Tone gehalten. In der Hauptsache freilich, in der Heeresumgestaltung, konnten wesentliche Zugeständnisse nicht gemacht werden. Denn die Wehrkraft Preußens schwächen, namentlich unter den damaligen Verhältnissen, hätte geheißen den Staat ins Verderben stürzen. Daß mit dem neuen Abgeordnetenhause ebenso wenig eine Verständigung zu erzielen war, wie mit dem vorigen, bewies sofort die Wahl der Vorsitzenden, nämlich der Herren Grabow, von Unruh und von Bockum-Dolffs. Der Nachtragsetat für 1863 und das Budget für 1864 wurden dem Hause zwar vorgelegt, aber vorläufig unerledigt gelassen. Dafür fanden lange Debatten statt über die sogenannte Preßordonnanz, die denn auch vom König aufgehoben wurde. Dann wurde auf den Antrag von Schulze-Delitzsch und Carlowitz eine Kommission eingesetzt zur Untersuchung der gesetzwidrigen Wahlbeeinflussungen und der Verkümmerung der verfassungsmäßigen Wahlfreiheit preußischer Staatsbürger. Dazwischen brachten die Herren Stavenhagen und Virchow im Namen ihrer Parteien eine Interpellation in der schleswig-holsteinischen Frage ein (23. November). Daß sie sich dabei ganz auf einen preußenfeindlichen, mittelstaatlichen Standpunkt stellten, war nach der bisherigen Haltung der Fortschrittspartei fast selbstverständlich. Die Schaffung eines neuen schwächlichen Kleinstaates, der immer zu Preußens Gegnern gehört haben würde, und der trotzdem immer auf

Preußens Schutz angewiesen gewesen wäre, die Einsetzung noch eines neuen Bundesfürsten sollten Deutschland Heil und Rettung verschaffen. Die Debatte über diese Interpellation fand am 1. und 2. Dezember statt; die Herren Sybel und Virchow führten das große Wort gegen Bismarck. Diese Redeübung führte zwar zu einer Resolution in dem angedeuteten Sinne; aber die Regierung ließ sich dadurch in der Durchführung ihrer wohlüberlegten und tiefdurchdachten Politik nicht irre machen. Sie verlangte am 9. Dezember die Bewilligung einer Anleihe von 9 Millionen für den beschlossenen Krieg gegen Dänemark. Statt diese Anleihe zu bewilligen, beschloß das Haus, eine Adresse an den König zu richten, in der der Regierung förmlich vorgeschrieben wurde, welche äußere Politik sie zu befolgen habe, und in der es dann heißt: „Das Haus der Abgeordneten wendet sich an Eure Majestät, um die schwere Schuld von sich abzuwenden, daß es nicht alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen droht. Denn nach dem System des Ministeriums müssen wir fürchten, daß in seinen Händen die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogtümer und Deutschlands, nicht zum Nutzen der Krone und des Landes verwendet werden dürften." Der Übergriff des Unterhauses in ein Gebiet, auf dem verfassungsmäßig unzweifelhaft dem König allein die Entscheidung zusteht, wurde durch eine von dem Gesamtministerium gegengezeichnete königliche Botschaft mit folgenden Worten zurückgewiesen: „Wenn an die Spitze dieser Adresse der Satz gestellt worden ist, daß das Haus der Abgeordneten bereits die Richtung festgestellt habe, welche einzuhalten Deutschlands Ehre und Interessen gebieten, so will ich annehmen, daß damit der Mir nach der Verfassung und den Gesetzen des Landes zustehenden Entscheidung über die Beziehungen der Monarchie zum Auslande nicht hat vorgegriffen werden sollen."

In einer Sitzung der Anleihekommission (18. Januar) erklärte Bismarck: „Wir haben zu Ihnen nach wie vor das Vertrauen, daß Sie uns diejenigen Mittel, welche wir so notwendig bedürfen, auf verfassungsmäßigem Wege zugänglich machen werden; sonst müssen wir sie nehmen, wo wir sie bekommen." Die letzten Worte sind ihm bekanntlich bis zum Überdruß oft vorgeworfen worden. Als die Sache dann im Plenum zur Beratung kam, entwickelte sich daraus eine zweite Schleswig-Holstein-Debatte (21. und 22. Januar). Die Redner der Opposition leisteten Unglaubliches in Schmähungen gegen die Regierung und in Herabsetzung des eignen Vaterlandes. Alle übertraf darin Herr Rudolf Virchow; er äußerte: „Meine Herren, Sie sprechen immer von der Großmacht Preußen. Ich muß sagen, ich bedaure, daß dieses Sprechen von der Großmacht allmählich einen krankhaften Zustand angenommen hat. Nun, meine Herren, was machen Sie denn mit dieser Großmachtstellung? Sagt man Ihnen: Macht doch einmal große Politik, geht doch einmal energisch vor! dann sagen Sie: Ja, das könnte europäische Verwicklungen geben, da

müssen wir zu Hause bleiben; aber wenn die kleinen deutschen Staaten etwa auf dem deutschen Bundestage einen Beschluß fassen wollten, der im Sinne der Majorität der deutschen Nation wäre, dann sagt Preußen: Wir als Großmacht sind nicht in der Lage, uns diesem Beschlusse zu unterwerfen, wir werden uns nicht majorisiren lassen von den Kleinen — aber von den Großen natürlich! Ich meine, Sie könnten uns mit der Großmachtangelegenheit zu Hause bleiben. Wenn Preußen einmal gezeigt haben wird gegen Großmächte, daß es eine Großmacht ist, dann, meine Herren, sprechen Sie wieder davon: so lange Preußen aber nur gegen kleine und Mittelstaaten als Großmacht spricht, so lange, denke ich, wollen wir diese Angelegenheit bei uns schweigen lassen." In derselben Rede hatte er von Bismarck gesagt: „Er ist jetzt dem Bösen verfallen, und er wird von ihm nicht wieder loskommen." Die Komik in diesem Ausspruche war aber eine ziemlich unfreiwillige; denn der „Staatsmann" Virchow meinte das im Ernst, und das war eben das Komische an der Sache. Die Bewilligung der Anleihe wurde verweigert, und die Kosten für die Reorganisation wurden im Ordinarium und im Extraordinarium gestrichen. Das Herrenhaus verwarf zum zweitenmale das von dem Abgeordnetenhause aufgestellte Budget und stellte die ursprüngliche Regierungsvorlage wieder her. Das Unterhaus erklärte diesen Beschluß wieder für null und nichtig und erklärte ferner, daß die Staatsregierung sich eines offnen Verfassungsbruches schuldig mache, wenn sie fortführe, ohne Zustimmung beider Häuser des Landtages über die Mittel des Staates eigenmächtig zu verfügen. Am 25. Januar wurde der Landtag auf Befehl des Königs von Bismarck geschlossen, um erst im Anfange des folgenden Jahres (1865) wieder zusammenzutreten.

Während bis dahin in der innern Politik eine erträgliche Ruhe herrschte, vollzogen sich die weltgeschichtlichen Ereignisse, die die meerumschlungenen Herzogtümer endgiltig von der dänischen Fremdherrschaft befreiten und sie als wirkliche und lebendige Glieder wieder mit dem deutschen Vaterlande vereinigten. Die wackern Regimenter in Schleswig, meist Brandenburger und Westfalen, zeigten, daß die Preußen noch verstanden, zu kämpfen und zu siegen, und Bismarck bewies, daß die Zeit vorüber war, wo eine erbärmliche Diplomatie mit ihren Federn verdarb, was das blanke Schwert errungen hatte. Aufmerksamen Beobachtern konnte es nicht entgehen, daß in der Stimmung des Volkes, die so lange durch wüstes Geschrei und durch fanatische Parteihetzereien irregeleitet worden war, sich eine Umwandlung vorzubereiten und auch bereits zu vollziehen begann. Doch dauerte es noch lange, bis in dem parlamentarischen Leben Preußens die Alleinherrschaft der Fortschrittspartei, die in dem „Konflikt" ihr Lebenselement hatte, gebrochen wurde.

Erst am 14. Januar 1865 wurde der Landtag von neuem eröffnet, wieder durch den König selbst. Die Thronrede ging in ihrer Fassung bis an die Grenze des Möglichen, um dem Hause Entgegenkommen zu beweisen und eine

Verständigung zu erleichtern. Von einer Rückgängigmachung der Heeresreorganisation konnte natürlich gar keine Rede sein, jetzt, wo sie sich im blutigen Ernst so glänzend bewährt hatte. Sogar Grabow, der als früherer Präsident vorläufig wieder den Vorsitz übernommen hatte, konnte nicht umhin, der ruhmreichen Thaten der tapfern Krieger zu gedenken, die in den Nordmarken des Vaterlandes das deutsche Recht und die preußische Ehre hochgehalten hatten. Als er aber, nebst den Herren von Unruh und von Bockum-Dolffs, wiedergewählt war, schlug er einen ganz andern Ton an: „Bei unsrer letzten Entlassung ward einstweilen auf die Hoffnung einer Verständigung mit diesem Hause verzichtet. Seitdem sind die Verfolgungen der liberalen Presse, Disziplinirung der liberalen Beamten, Nichtbestätigung liberaler Kommunalwahlen, Verunglimpfungen, Verdächtigungen und Verleumdungen der liberalen Staatsbürger in noch stärkerm Maße als in den frühern Jahren eingetreten. Die liberale Gesinnung ist in den Bann gethan. Die Überzeugungstreue, der schönste Schmuck des altpreußischen Beamten, ist in die neupreußische Acht erklärt. Die Axt wird an den seit 1808 die schönen Früchte Gemeinsinn und Gemeinwohl treibenden Baum der Selbstverwaltung der Städte und Gemeinden gelegt, um die dreimal erprobte öffentliche Meinung, die stärkste Macht im Staate, zur Umkehr zu stimmen, das Abgeordnetenhaus zur Unterwerfung zu zwingen und damit der Verfassung die Lebensader zu unterbinden."

Der wiederholte lärmende Beifall, den diese Worte Grabows bei der herrschenden Partei fanden, zeigte deutlich, daß mit diesem Hause ebenso wenig eine Verständigung zu erzielen war, wie mit dem vorigen. Es verlohnt sich aber nicht, die Verhandlungen im einzelnen weiter zu verfolgen; denn Neues wußten die Herren von der Opposition nicht mehr vorzubringen, die Beschimpfungen Preußens, seiner Regierung und seiner Einrichtungen, blinde Parteinahme für alles, was gegen Preußen auftrat, Unverstand und Urteilsunfähigkeit wiederholten sich stets. Die Minister mühten sich vergebens ab, den Parteifanatikern Vernunft zu predigen. Ein praktisches Ergebnis hatte die ganze Tagung nicht; die Kosten für die Reorganisation wurden wieder gestrichen, ein gesetzmäßiges Budget kam wieder nicht zu stande, und der Staatshaushalt wurde wieder durch königliche Verordnung geregelt, unter Zustimmung des Herrenhauses. Eine Schleswig-Holstein-Debatte im großen Stil, bei der Virchow, Waldeck, Duncker, Löwe, Twesten große Reden hielten, bewies nur, daß diese Herren und ihre ganze Partei von den thatsächlichen politischen Verhältnissen, von der ganzen Lage in Deutschland und in Europa nicht die leiseste Ahnung hatten. Daß ihnen aller Patriotismus fehlte, war nichts Neues.

Nur einige Vorgänge will ich noch kurz erwähnen, die besonders bezeichnend für die Zustände in der „Konfliktszeit" sind. Am 9. Februar überreichte eine Deputation aus Köln dem Präsidenten Grabow eine silberne Bürger-

krone, die dieser auch annahm „nicht für sich, sondern namens der liberalen Mehrheit des Hauses.“ In dem lieben, lustigen Köln am Rhein hat man von jeher große Neigung zu derartigen Karnevalsscherzen gehabt: die Jahreszeit war sehr passend gewählt. Hätte man gefragt, für welche Verdienste Herr Grabow diese Bürgerkrone erhielt, so hätten sicherlich weder die Schenker, noch der Empfänger, noch die ganze „liberale Mehrheit“ eine befriedigende Antwort geben können. Unbestreitbar hatte sich doch jeder einfache Musketier und Füsilier, der vor Düppel gekämpft und geblutet hatte, ein ungleich größeres Verdienst um das Vaterland erworben als alle Redner der ganzen Fortschrittspartei zusammengenommen.

Am 2. Juni, bei der Debatte über die Marinevorlage, erlaubte sich der Abgeordnete Virchow, eine grobe persönliche Beleidigung gegen den Ministerpräsidenten auszusprechen. Er sagte: „Die Vorlage war gar nicht ernsthaft gemeint, sondern nur ein Scheinmanöver. Es ist eine Umkehr der Wahrheit, zu sagen, die Kommission habe kein Interesse für die Marine an den Tag gelegt. Wenn der Herr Ministerpräsident den Bericht gelesen hat, so weiß ich nicht, was ich von seiner Wahrhaftigkeit halten soll.“ Darin lag doch offenbar der Vorwurf der Lüge. Da Virchow sich weigerte, seine Äußerung zurückzunehmen, der Präsident ihn auch nicht zur Ordnung rufen wollte, so ließ Bismarck den Beleidiger nach der Sitzung in aller Form fordern. Der gelehrte Herr Professor, der sehr wohl wußte, was die bessere Hälfte der Tapferkeit ist, und dem es vielleicht nicht ganz unbekannt war, daß man mit Schießgewehr leicht Unheil anrichten kann, lehnte wohlweislich die Forderung ab. Dafür erboten sich verschiedne aufgeregte Berliner Studenten für ihren allverehrten Lehrer die Sache „auszupauken.“ Daß die erregten Jünglinge das thaten, rechnen wir ihnen nicht zu hoch an; ein Studentengehirn treibt sonderbare Blasen, namentlich abends zu etwas später Stunde und beim Frühschoppen. Daß aber die ganze liberale Presse den Mannesmut dieser jungen Freiheitskämpfer bis in den Himmel erhob, sodaß eigentlich alle Spartaner und Römer sich davor hätten verstecken können, zeigt wieder, wie kindisch man damals ernsthafte Sachen behandelte. Einen ähnlichen Streit hatte am 5. Mai der Kriegsminister von Roon mit dem Herrn Dr. Gneist gehabt. Dieser hatte ihm vorgeworfen, daß er ein Werk durchführe, die Reorganisation des Heeres nämlich, das „das Kainszeichen des Eidbruches an der Stirn trüge,“ das „auf dem Boden des Verfassungsbruches“ stehe. Der wackere Soldat hatte dem Herrn Professor einfach geantwortet, daß seine Äußerung „den Stempel der Überhebung und Unverschämtheit“ an der Stirn trüge. Am 17. Juni wurde die Tagung des Landtages geschlossen.

Zunächst sorgte die gute Stadt Köln wieder dafür, daß der fortschrittlichen Presse und den Bierbankpolitikern der Stoff zum Kannegießern nicht gleich ausginge. Dort hatte ein Ausschuß unter dem Vorsitze des Stadtver-

ordneten Classen-Kappelmann, eines sonst sehr harmlosen und unbedeutenden Menschen, ein großartiges Fest vorbereitet und sämtliche Mitglieder der liberalen Partei des Abgeordnetenhauses dazu geladen. An ein feierliches Festmahl im großen Saale des Gürzenich, gewürzt durch die üblichen Hetz- und Brandreden, sollte sich Tags darauf eine Rheinfahrt schließen. Aber der Polizeipräsident von Köln (Aich) verbot auf Grund des nicht aufgehobenen Gesetzes vom 11. März 1850 die Abhaltung dieses Festes. Der Festausschuß erklärte, sich diesem Verbote nicht fügen zu wollen, und zwar auf Grund des Art. 29 der Verfassung. Auch der Aufforderung des Oberbürgermeisters (Bachem), den Gürzenichsaal zu räumen, wurde nicht Folge geleistet. Herr Classen-Kappelmann hatte nun den genialen Gedanken, zu erklären, daß er den Saal allein zur Abhaltung eines Privatdiners gemietet habe. Aber auch darauf fiel, um einen etwas gewöhnlichen, aber treffenden Ausdruck zu gebrauchen, der Polizeipräsident nicht hinein. Herr Classen-Kappelmann aber war für kurze Zeit der populärste Mann im ganzen heiligen Köln; seine Mitbürger sangen:

Der Bachem und der Aich
Die sind von einem Teig;
Jedoch der Classen-Kappelmann
Das ist und bleibt ein Ehrenmann

Als aber der Tag des Festes gekommen war, hatte der „Ehrenmann" es vorgezogen, eine kleine Reise in das benachbarte Ausland zu machen unter dem Vorwande, daß ihm Verhaftung drohe, woran niemand gedacht hatte. Man darf das dem gefeierten Volksmann, der übrigens bald wieder völlig vergessen war, nicht so sehr übel nehmen; das Märtyrertum ist nun einmal nicht jedermanns Sache.

Von 253 eingeladnen Abgeordneten hatten 150 bis 160 zugesagt; aber nur etwa 80 waren am 22. Juli wirklich in Köln erschienen. Da der Gürzenichsaal polizeilich geschlossen war, so versuchte man, das Fest auf der rechten Rheinseite in Deutz im „Marienbildchen"*) abzuhalten. Doch der Bürgermeister von Deutz wollte das auch nicht gestatten, und als auf seine Aufforderung hin die Versammlung nicht sofort auseinanderging, wurden aus der benachbarten Kaserne einige Mannschaften vom achten Kürassierregiment herbeigeholt, die dann das Räumungsgeschäft ebenso rasch wie gründlich besorgten. Innerhalb der Wälle einer preußischen Festung war also offenbar kein Raum für jene Vertreter der Volksrechte. Also aufs Land! Der Zoologische Garten lag damals auf dem Gebiete der Landgemeinde Longerich. Speisen und Getränke wurden über den Rhein geschafft, und das Mahl begann. Wären nun

*) Dieses früher sehr beliebte Vergnügungslokal hat jetzt den Neuanlagen des Deutzer Bahnhofes Platz machen müssen.

die Herren nur eß- und trinklustig gewesen, so hätten sie wohl volle Befriedigung gefunden. Aber die Redewut war zu groß. Sobald jedoch die erste politische Rede gehalten wurde, erschien der Bürgermeister von Longerich und forderte die Versammlung auf, auseinanderzugehen. Zwar machte ein witziger Kopf sofort den tiefempfundenen Vers:

Herr Bürgermeister von Longerich,
Wir sind noch alle so hongerig!

aber nicht einmal durch diese Berufung auf die heiligsten Gefühle des Menschenherzens wurde der gefühllose Beamte gerührt. Wieder erschien Militär und räumte den Garten. Ebenso waren auch die zur Rheinfahrt gemieteten Dampfer militärisch besetzt. Aber die Zweckesser und Redetiger wollten ihr Vergnügen nicht aufgeben. Preußen war den Krallen der finstern Reaktion verfallen: man beschloß also, dem geknechteten Vaterlande den Rücken zu kehren und das Land der Freiheit, Nassau, aufzusuchen. Nicht etwa, als ob Nassau ein Land der Freiheit für die eignen Bewohner gewesen wäre; beileibe nicht! Die hätten einmal mucksen sollen! Aber man gewährte damals dort eine sehr weitgehende Freiheit im Schimpfen auf Preußen, und darauf war doch hauptsächlich die ganze Sache angelegt. Also auf nach Oberlahnstein! Aber solche Volksvertreter wollte nicht einmal die nassauische Regierung dulden; auch hier erschien, wenn auch etwas spät, Militär, und damit hatte der kleine Sommerscherz sein Ende erreicht. Am auffälligsten bei der ganzen Geschichte war, daß man später gar nicht davon hörte, daß einer oder der andre der Festteilnehmer infolge einer nicht gehaltenen Rede erstickt oder geplatzt wäre. Zum Schlusse sei nur noch bemerkt, daß die Verfügung des Polizeipräsidenten von Köln wegen des Gürzenich wirklich durch richterliche Entscheidung aufgehoben wurde, aber erst am 28. Juli.

Noch ein Vorgang mag hier erwähnt werden, der zwar auf geschichtliche Bedeutung keinen Anspruch machen kann, aber höchst bezeichnend ist für die Art und Weise, in der damals die Volksklassen aufgehetzt wurden. Am Abend des 4. August hatte in Bonn eine „Keilerei“ zwischen Studenten und „Knoten“ stattgefunden, ein Vorkommnis, das leider auch heute noch auf deutschen Hochschulen nicht zu den Seltenheiten gehört. Der Koch des damals in Bonn studierenden Prinzen Alfred von England, ein gewisser Ott, ein Straßburger von Geburt, war auf irgend eine Weise, jedenfalls nicht ohne eigne Schuld, in die Schlägerei verwickelt worden und hatte dabei Verletzungen davongetragen, die seinen Tod herbeiführten. Der Thäter war ein junger Graf Eulenburg, Mitglied des Korps Borussia und damals Einjähriger bei den Königshusaren. Der unglückliche junge Mann, den man doch eigentlich mehr bedauern mußte, wurde später zu drei Monaten Festung verurteilt, aber nach Verbüßung eines Monats begnadigt. Der ganze Vorfall würde heutzutage durch einige Notizen

im „Vermischten“ für die Öffentlichkeit erledigt worden sein. Damals aber war das anders. Der junge Mann war Mitglied eines Korps, diente bei einem aristokratischen Regiment und war von Adel, sogar Graf. Das war ein gefundenes Fressen, das die „liberale“ Presse sich nicht entgehen lassen durfte. Da konnte man doch einmal in spaltenlangen Leitartikeln zeigen, wie die „Junker,“ wenn sie vollends zur Gewalt kämen, das „Volk“ behandeln würden. Wäre plötzlich einer der sprichwörtlichen „Lüderitze und Köderitze, Krachten oder Itzenplitze“ auf magerm Rosse auf der freien Landstraße, etwa zwischen Berlin und Magdeburg, erschienen und hätte angefangen, aus dem Stegreife zu leben, die „Pfeffersäcke“ niederzuwerfen und die unglücklichen Gefangnen bei Molchen und Salamandern in grausigem Burgverließ verschmachten zu lassen, der Lärm hätte unmöglich größer sein können.

Die letzte Tagung des Landtages in der Konfliktszeit wurde am 15. Januar 1866 durch Bismarck eröffnet. Die Verhandlungen bieten dasselbe Bild dar wie die frühern. Die hitzigen Redekämpfe hatten dasselbe thatsächliche Ergebnis wie früher, nämlich gar keins. Die Fortschrittspartei konnte es natürlich nicht lassen, wieder Übergriffe in das Gebiet der auswärtigen Politik zu machen. Diesesmal lieferte der Vertrag zu Gastein den Stoff zu einem heftigen Angriffe auf die Regierung. Da dieser Vertrag dem Staate keinerlei Verpflichtungen auferlegte — König Wilhelm hatte bekanntlich die Entschädigungssumme an Österreich aus seiner eignen Schatulle bezahlt —, so bedurfte er zu seiner Giltigkeit nicht der Zustimmung des Abgeordnetenhauses (Art. 48 der Verf.). Aber man konnte ja versuchen, wie weit man kam. Außerdem lautet Art. 55: „Ohne Einwilligung beider Kammern kann der König nicht zugleich Herrscher fremder Reiche sein.“ Wenn der Herr Abgeordnete Virchow, der den Antrag eingebracht hatte, jenen Vertrag für rechtsungiltig zu erklären, so lange die verfassungsmäßige Zustimmung des Landtags fehle, den letztern Beweisgrund besonders hervorhob, so wollte er offenbar nur zeigen, daß es ihm nicht an Geist fehle; denn den jetzigen „Kreis Herzogtum Lauenburg“ für ein fremdes Reich zu erklären, und zwar in allem Ernste, das war doch ein guter und wohlgelungener Scherz. Trotzdem daß Bismarck in meisterhafter Rede die Anmaßungen des Hauses zurückwies, wurde natürlich der Antrag Virchows angenommen (251 Stimmen gegen 44). Auch mehrere andre Beschlüsse wurden gefaßt, durch die die verfassungsmäßigen Befugnisse des Abgeordnetenhauses überschritten wurden. Am 18. Februar richtete daher Bismarck an das Haus ein Schreiben, dessen wesentlicher Inhalt folgender war: „Nachdem das königl. Staatsministerium von Ew. Hochwohlgeboren gef. Schreiben vom 3., 10. und 16. d. M. durch mich Kenntnis erhalten hat, hat dasselbe beschlossen, die Annahme dieser Schriftstücke zu verweigern, weil die darin mitgeteilten Beschlüsse in der dem Hause der Abgeordneten durch die Verfassung beigelegten Kompetenz nicht nur keine Begründung finden, sondern verschiedne Artikel der

Verfassung ausdrücklich verletzen. Das Haus der Abgeordneten ist weder berechtigt, einen von Sr. Majestät dem Könige geschlossenen Staatsvertrag für rechtsungiltig zu erklären, noch richterliche Urteilssprüche anzufechten, noch den Beamten der Exekutivgewalt Vorschriften zu erteilen. Der Beschluß des Hauses vom 3. d. Mts. verletzt den Art. 48, der vom 10. d. M. den Art. 86, der vom 16. d. Mts. den Art. 45 der Verfassung. Die königliche Staatsregierung vermag über rechtswidrig gefaßte Beschlüsse keine amtliche Mitteilung von dem Präsidium des Hauses entgegenzunehmen, und ich beehre mich daher, Ew. Hochwohlgeboren die überreichten Ausfertigungen der Beschlüsse betreffend das Herzogtum Lauenburg, den Antrag des Freiherrn von Hoverbeck und die Petition des Herrn Classen-Kappelmann wieder zuzustellen."

Dieses Schreiben Bismarcks, datirt vom 18. Februar, rief natürlich wieder starke Aufregung und heftige Debatten hervor. Doch ließ man den Redehelden hierzu nicht lange Zeit; denn schon am 22. wurden sie durch eine königliche Verordnung überrascht, die den Schluß der Tagung verfügte. Der Präsident Grabow hielt zum Schlusse noch eine Rede, die seine Anhänger sicher für sehr „schneidig" erklärt hätten, wenn dieser schöne Ausdruck damals schon allgemein gebräuchlich gewesen wäre. Noch „schneidiger" war es freilich, daß die „liberale" Presse gleichsam triumphirend hervorhob, daß in das zum Schlusse ausgebrachte Hoch auf den König nur „die Feudalen und die Katholiken" eingestimmt hätten. So weit waren die Männer des „latenten Patriotismus" (der Ausdruck ist bekanntlich von Schulze-Delitzsch gebraucht worden für seine eigne Partei) bereits auf der schiefen Ebene gekommen. Das that aber nichts. Am 23. Februar wurde der Landtag durch eine Rede Bismarcks geschlossen. Man hatte mehr und Wichtigeres zu thun, als die völlig frucht- und wertlosen Redekämpfe mit einer Gesellschaft unverbesserlicher und unbelehrbarer Doktrinäre und verbissener Parteifanatiker fortzusetzen.

Immer drohender ballten sich über Deutschland die düstern Wetterwolken zusammen, die nach wenigen Monaten sich in krachenden Schlägen entladen sollten. Bald sollten die eisernen Würfel rollen in dem blutigen Kriegesspiele, in welchem Länder und Reiche, Szepter und Kronen den Einsatz bildeten. An demselben Tage, wo in dem fernen Böhmen auf den Höhen zwischen Elbe und Bistritz die männermordende Feldschlacht brüllte und tobte, in der Preußens waffenfrohe und waffenstarke Krieger zeigten, daß sie ihrer Heldenväter wert waren, am 3. Juli, wurden im ganzen Lande die Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus vollzogen. Die trübe und drückende Atmosphäre, die über Preußen ebenso sehr wie über dem ganzen bundestäglichen Deutschland gelagert hatte, war durch den „frischen, fröhlichen Krieg" mit einemmale gereinigt und geklärt worden. Etwa die Hälfte der neugewählten Abgeordneten waren entschiedne Anhänger der Regierungspolitik. Unter den wiedergewählten Oppositionsmännern waren nicht wenige, die entweder offen oder doch insgeheim ihr bisheriges Unrecht einsahen

und eingestanden. Die Alleinherrschaft der Fortschrittspartei war gebrochen, gebrochen für immer. Hätten die Wahlen noch etwa acht oder vierzehn Tage später stattgefunden, als man die ungeheuern Erfolge, die errungen waren, genauer übersehen konnte, so hätte wahrscheinlich damals schon die ganze Partei in wenigen Droschken spazieren fahren können.

Am 5. August des ewig denkwürdigen Jahres 1866 eröffnete der greise Monarch, der soeben mit unverwelklichen Lorbeeren geschmückt in die Heimat zurückgekehrt war, den neuen Landtag. Die herrliche Thronrede, durch die das geschah, darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Der König kündigte an, daß seine Regierung für die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung Indemnität nachsuchen werde. Was vor drei Monaten noch eine unverzeihliche Schwäche gewesen wäre, das war jetzt ein Schritt, der bewies, welche Geistesgröße und welcher Seelenadel den Herrscher selbst und seine Umgebung erfüllten. Nach Königgrätz, nach einem Kriege, der dem Staate drei neue Provinzen brachte, der die Einigung Deutschlands in fast greifbare Nähe rückte, da konnte man den Gegnern manchen Schritt entgegenkommen, ohne sich irgendwie zu demütigen!

Der bisherige Präsident Grabow hatte, da er nicht mit Unrecht meinte, daß seine Person vielleicht eine Ausgleichung mit der Regierung erschweren könne, eine Wiederwahl zum Vorsitzenden bestimmt abgelehnt und zog sich bald ganz aus dem politischen Leben zurück. Alle seine Anhänger, die nicht den Mut finden konnten, offen einzugestehen, daß sie bisher in Irrtum befangen gewesen waren, hätten nur seinem Beispiele folgen sollen. Unter den Männern, die sich der Annahme der Indemnitätsvorlage, die am 13. August eingebracht worden war, heftig widersetzten, ragte, man könnte fast sagen natürlich, Herr Professor Virchow hervor; sogar Twesten empfahl die Annahme der Vorlage. Sie erfolgte im Abgeordnetenhause am 3. September mit 230 gegen 75 Stimmen, im Herrenhause am 8. September mit Einstimmigkeit.

Damit war der Verfassungsstreit in Preußen beendigt, der Konflikt, der so viele Jahre das öffentliche Leben vergiftet hatte, war aus der Welt geschafft.

Mehr als zwanzig Jahre, voll von gewaltigen Ereignissen, sind inzwischen über Deutschland und Europa dahingegangen; die Vorgänge aus den Jahren 1861 bis 1866 gehören der Weltgeschichte an und sind in weitern Kreisen teilweise schon ganz vergessen, unterliegen aber auch teilweise einer ganz falschen, schiefen Beurteilung. Dieser entgegenzutreten, war der Zweck dieser Arbeit. Denn die Parteibestrebungen, die damals den Konflikt herbeiführten, haben mit ihm nicht aufgehört. Noch heute giebt es nicht nur eine Partei, sondern ein Gemisch, ein Sammelsurium der verschiedensten Parteien, deren gemeinsames Bestreben darauf gerichtet ist, um jeden Preis Konflikte mit der Regierung herbeizuführen und so wiederum Verwirrung, Verhetzung und Unheil über unser Vaterland zu bringen. Ich brauche diese Parteien nicht zu nennen; jeder

Patriot kennt sie und weiß, wie er sich ihnen gegenüber zu verhalten hat. Jeden Deutschen, der treu zu Kaiser und Reich hält, anzuspornen, diese Gesinnung in dem bevorstehenden Reichstagswahlkampfe kräftig zu bethätigen, das war der Hauptzweck dieser geschichtlichen Darstellung. Das aber wird jeder thun, der mit uns den Wahlspruch hochhält:

Das Vaterland, nicht die Partei!



Buckle und Darwin

4



Die Religion wird, wie wir sahen, vom Darwinismus nur insofern berührt, als er den Atheisten eine neue Einkleidung für ihre alten Ansichten, den Christen aber einen großen Reichtum bis dahin unbekannter Fälle von Zweckmäßigkeit darbietet. Wird doch Darwin selbst nicht müde, die „wunderbare Schönheit" der mechanischen Vorrichtungen zu preisen, durch die z. B. die Befruchtung der Blüte mit ihrem eignen Pollen verhindert und die wechselseitige Befruchtung sicher gestellt, das Nektarium der Passionsblumen vor den Kolibris geschützt, dagegen den Hummeln zugänglich gemacht wird u. s. w. Selbst wenn die Entwicklungslehre streng bewiesen wäre, würde sie nicht zu einer Umbildung unsrer religiösen Vorstellungen nötigen, da die mosaische Schöpfungsgeschichte schon vor Darwin auch in gläubigen Kreisen nicht mehr wörtlich verstanden wurde. Vielseitig und tiefgreifend dagegen ist Darwins Einfluß auf das wissenschaftliche Leben; und diesen glaube ich im allgemeinen dahin bestimmen zu dürfen, daß der große Forscher durch seine zahllosen Beobachtungen sowie durch die Kunst phantasievoller Verknüpfung von Thatsachen ungemein anregend und befruchtend gewirkt, freilich durch diese Kunst zugleich die unvorsichtige, kritiklose Hypothesenbauerei befördert hat.

Ein paar Beispiele sollen diese sehr gegen Darwins Absicht eingetretene nachteilige Wirkung veranschaulichen. Wir führen einige Fälle an, wo er seiner Hypothese zu Gefallen offenbar den Thatsachen Gewalt anthut; die weit weniger gewissenhaften Schüler und das gedankenlose Publikum sehen in solchem Beispiele eines so großen Meisters selbstverständlich eine Aufmunterung zu noch größerer Kühnheit. Nach Darwin entstehen Gattungscharaktere dadurch, daß

die den Lebensverhältnissen am wenigsten angepaßten Individuen nur wenige Nachkommen hinterlassen oder schon vor der Begattung zu Grunde gehen, während die am besten angepaßten am Leben bleiben und so ihre Eigentümlichkeiten fortpflanzen. Wenn nun Eigentümlichkeiten vorkommen, die den damit behafteten Wesen eher hinderlich als förderlich sind, so hätte er doch daraus mindestens den Schluß ziehen müssen, daß seine Anpassungstheorie nicht allgemein giltig sei. Aber zu diesem Schlusse war er nicht zu bewegen. Großes Kopfzerbrechen verursachte ihm u. a. der Stirnschmuck der Hirsche. Das Geweih hindert den Hirsch außerordentlich auf der Flucht durch den Wald, und für den Kampf mit Nebenbuhlern sind einfache Hörner weit zweckmäßiger. Die Geweihe zweier kämpfenden Hirsche verwickeln sich nicht selten in einander, sodaß beide das Genick brechen. Als in einer Gegend Nordamerikas zufällig eine Spielart einfach gehörnter Hirsche entstand, verdrängten diese sehr bald die gewöhnliche Art. Ein glänzender Beweis für die Zuchtwahl und zugleich gegen ihre Allgemeingiltigkeit! Darwin aber will auch nicht ein Jota von seiner Theorie preisgeben und nimmt in seiner Verlegenheit seine Zuflucht zu gewundenen Redensarten, bei denen sich kaum noch etwas denken läßt (Abstammung des Menschen, S. 487 ff.).

Wie konnte durch bloße Anpassung überhaupt eine Entwicklung in Gang kommen, da nach Darwins eignem Geständnis die niedern Organismen ihren Lebensverhältnissen ganz gut angepaßt und daher bis auf den heutigen Tag unverändert bestehen geblieben sind? Er sagt (Das Variiren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation I, 8): „Wir sind beinahe gezwungen, die Spezialisation oder Differenzirung von Teilen oder Organen für verschiedene Funktionen als den besten oder selbst einzigen Maßstab des Fortschritts anzusehen; und da die Lebensbedingungen infolge der zunehmenden Anzahl verschiedener Formen und infolge davon, daß die meisten dieser Formen eine immer verwickeltere Struktur erhalten, immer komplizirter werden, so können wir ruhig annehmen, daß im ganzen die Organisation fortschreite. Dennoch kann eine sehr einfache, für sehr einfache Lebensbedingungen passende Form unendliche Zeiträume hindurch unverändert und unverbessert bestehen bleiben; denn was würden z. B. ein Infusorium oder ein Eingeweidewurm für einen Vorteil davon haben, wenn sie hoch organisirt wären?" Sehr richtig! Aber von den übrigen niedrigen Geschöpfen gilt dasselbe. Woher sollte also der Anstoß zur Entwicklung kommen, wenn sie alle ganz gut für ihre Umgebung paßten? Newton fand, die geheimnisvolle Gravitationskraft vorausgesetzt, die Umwälzungen der Weltkörper ganz begreiflich; nur damit die ungeheure Maschine in Gang komme, hielt er doch einen Stoß für notwendig. Sollte es sich hier nicht ähnlich verhalten? Durch verwickeltere Lebensbedingungen, meint Darwin, seien die Organismen künstlicher, und durch die künstlichern Organismen seien die Lebensbedingungen verwickelter geworden. Wenn das kein fehlerhafter Zirkel ist, dann

giebt es keinen. Allerdings ist in der allgemeinen Verkettung der Welt jedes Ding Ursache und Wirkung zugleich; aber hier wird eben gefragt, wodurch die Wechselwirkung ihren Anfang nahm. Wenn Palmbäume und blätterfressende Wiederkäuer schon da sind, läßt es sich leicht vorstellen, wie von den letztern die langhalsigsten am besten fortkommen, und so an hochstämmigen Palmen sich allmählich ein Geschlecht langhalsiger Giraffen heranbildet. Sind Blüten und honigsaugende Insekten einmal vorhanden, dann läßt sichs leicht denken, daß sie einander gegenseitig zu gewissen Änderungen der Formen nötigen. Aber auf dem Wege dieser mechanischen Anpassung und bloß durch sie aus einem Protoplasmaklümpchen einerseits Palmen und Orchideen, anderseits Giraffen und Bienen hervorgehen zu lassen, dazu gehört eine kühne Phantasie und ein starker Glaube.

Wo ihn die natürliche Zuchtwahl ganz und gar im Stich läßt, da nimmt Darwin seine Zuflucht zur geschlechtlichen Zuchtwahl, d. h. dem Überleben derjenigen Eigenschaften, die Männchen und Weibchen gegenseitig an einander am meisten schätzen. Aber hier fühlt sich der gesunde Menschenverstand zu noch lebhafterm Widerspruch herausgefordert. Um jene affenähnlichen Wesen, von denen wir abstammen sollen, zu Menschen zu veredeln, hätten bei ihrer Paarung der Schönheitssinn, die Wertschätzung von Gemüts- und Charaktereigenschaften und die Selbstbeherrschung schon ganz allgemein und beharrlich thätig sein müssen, Eigenschaften, deren Einfluß noch heute bei der Eheschließung so häufig vermißt werden, daß der homo sapiens gerade in diesem Falle mit Vorliebe seinen Unterschied von den Tieren zu vergessen scheint.

Ein wahres Kreuz war für Darwin die Schönheit, die er in den meisten Fällen durch die geschlechtliche Zuchtwahl zu erklären suchte. Symmetrie, darin kann man ihm Recht geben, ergiebt sich in vielen, nicht in allen Fällen aus der zweckmäßigen Anordnung der innern und äußern Körperteile von selbst; aber bei der Zeichnung und Färbung ließ ihn die „Anpassung" im Stich. Daß lebhafter gefärbte Blüten leichter von den die Befruchtung vermittelnden Insekten gefunden werden, und daß männliche und weibliche Schmetterlinge einander desto rascher finden, je mehr sie von ihrer grünen Umgebung abstechen, wird man zugeben müssen. In einzelnen Fällen scheint sogar die Zeichnung von Nutzen zu sein; wenigstens behauptet Darwin, schwarze Striche auf den Blumenblättern wiesen den Insekten den Weg zum Nektarium. Aber schwarze Striche und lebhafte Farben machen die Schönheit noch nicht aus; es giebt auch unscheinbare Blumen und solche, die nach unserm Geschmack unschön sind. Woher kommt es, daß uns die Mehrzahl durch Schönheit erfreut? Die Schönheit der Tiere erklärt Darwin daraus, daß die Männchen die schönsten Weibchen aufsuchen, die Weibchen die schönen Männchen vorziehen. Bei Pferden soll so etwas ja vorkommen, wenn auch nur ausnahmsweise. An den Hündinnen mußte Darwin selbst zu seinem Ärger wahrnehmen, daß sie ohne Wahl jedem

Köter nachlaufen und wenn überhaupt Geschmack, dann einen herzlich schlechten verraten. Aber den Vögeln und Schmetterlingen spricht er entschieden Schönheitssinn zu. Er verhehlt sich freilich die Schwierigkeit nicht, die in der kunstvollen und durch unzählige Geschlechter sich beständig gleichbleibenden Zeichnung der Schmetterlinge und vieler Vögel liegt. Und in der That, es gehört ein starker Glaube dazu, anzunehmen, ein so dummes Vieh wie die Pfauhenne habe die prachtvollen Pfauenaugen und deren regelmäßige Anordnung auf den langen Schwanzfedern des Gemahls samt der Kunst des Radschlagens ersonnen und zu ihrem Vergnügen dem Hahn im Laufe von einigen hunderttausend Jahren angezüchtet; das Allerwunderbarste an der Sache würde die Beharrlichkeit sein, denn donna è mobile.

Aufrichtiger als in seinen Büchern gestand Darwin in seinem Briefwechsel ein, wie lebhaft er diese Schwierigkeiten empfand. So schrieb er z. B. am 11. Mai 1861 an den Botaniker Asa Gray: „Wenn Sie wünschen, mich von einem elenden Tode zu erretten, dann sagen Sie mir, warum [bei Anordnung der Blätter am Stengel] nur die Winkelreihe $1/2$, $1/3$, $2/5$, $3/8$ u. s. w. vorkommt und keine andre. Diese Erscheinung reicht hin, den ruhigsten Menschen toll zu machen.“ In der That müssen derartige Anordnungen in der Natur jeden toll machen, der sich die Darwinsche Theorie in den Kopf gesetzt hat und doch seine Augen den Thatsachen nicht geflissentlich verschließt. Mögen die Blätter in gleicher Höhe am Stengel stehen oder so, daß die ihre Anheftungsstellen verbindende Linie eine Spirale bildet, in jedem Falle beträgt die Entfernung von Blatt zu Blatt einen bestimmten Bruchteil des Stengelumfangs, und dieser Bruchteil bleibt nicht bloß bei derselben Pflanze, sondern innerhalb der Pflanzenart derselbe. Und zwar kommen nur folgende Brüche vor: $1/2$, $1/3$, $2/5$, $3/8$, $5/13$, $8/21$, $13/34$ u. s. w. Diese Brüche bilden eine höchst merkwürdige Reihe. Addirt man nämlich einerseits die Zähler und anderseits die Nenner, so findet man, daß jeder Zähler die Summe der beiden vorhergehenden Zähler und jeder Nenner die Summe der beiden vorhergehenden Nenner darstellt. Dieser künstliche arithmetische Bau scheint allerdings vom Schöpfer besonders zur Verspottung derer erfunden worden zu sein, die alle Wunder seiner Schöpfung auf eine rohe Mechanik und blinde Kräfte zurückführen wollen. Gott ist eben, wie ihn der alte Statistiker Süßmilch nennt, ein großer Arithmetikus. Schon Nägeli hatte hervorgehoben, was später Wigand und E. von Hartmann weiter ausführten, daß gerade jene morphologischen Eigentümlichkeiten, wie Blattstellung oder Zahl der Blütenblätter, die den Artcharakter der Pflanzen ausmachen, für deren Fortkommen im Kampfe ums Dasein ganz gleichgiltig und ohne Nutzen sind. Darwin hilft sich mit dem Troste, daß wir den Nutzen nur nicht kennen, wie er denn überhaupt bei jeder Gelegenheit klagt, daß wir eigentlich nichts wüßten, was zu dem Alleswissenwollen seiner Schule einen sonderbaren Gegensatz bildet.

Eigentümlich berühren seine Geständnisse in einem Briefe an Bentham vom 22. Mai 1863: „Beruht nicht die Schwierigkeit in hohem Grade darauf, daß wir stillschweigend annehmen, wir wüßten mehr, als wir wirklich wissen? Thatsächlich muß sich gegenwärtig der Glaube an natürliche Zuchtwahl auf allgemeine Betrachtungen stützen. Steigen wir jedoch zu Einzelheiten hinab, so können wir beweisen, daß sich nicht eine einzige Spezies verändert hat, oder wir können wenigstens nicht beweisen, daß irgend eine Spezies sich verändert habe; auch können wir nicht beweisen, daß die angenommenen Veränderungen wohlthätig gewesen seien, was doch die Grundlage der Theorie ist. Ebensowenig können wir erklären, warum einige Spezies sich verändert haben und andre nicht. Bronn [ein Zoologe] dürfte die Kreationisten wie die neue Schule vergebens fragen, warum die eine Mäuseart längere Ohren hat als die andre und die eine Pflanze spitzere Blätter als die andre." Der Kreationist würde doch wohl um eine Antwort nicht verlegen sein; er würde sagen, daß der Schöpfer die Wesen mannichfaltig gebildet habe, weil diese Mannichfaltigkeit seinen Reichtum offenbare und zur Schönheit der Welt gehöre. Dies nebenbei. Die Hauptsache ist das Urteil, das Darwin in der angeführten Stelle über seine Hypothese und über sein Verfahren fällt. Seine Lehre ist ihm Gegenstand des Glaubens; dieser Glaube stützt sich auf allgemeine Erwägungen, wie daß jene Lehre die Verschiedenheit der Tiere und Pflanzen erklärlich mache; durch Thatsachen ist die Lehre nicht zu beweisen, und viele Thatsachen scheinen damit in offenbarem Widerspruche zu stehen. Trotzdem hält er daran fest, weil sie ihm ans Herz gewachsen ist, und setzt sich über die widersprechenden Thatsachen mit dem Troste hinweg, daß wir eben alle nichts wissen. Da haben wir Strich für Strich das Bild eines echten Gläubigen! Wird nun das Verhalten des gläubigen Christen mit Recht getadelt, wenn er sich nicht damit begnügt, den naturwissenschaftlichen oder geschichtlichen Schwierigkeiten gegenüber seinen Glauben festzuhalten, sondern auch noch für seine theologischen Gründe Geltung in der Natur- oder Geschichtswissenschaft beansprucht, so darf man das gleiche Verfahren an einem gläubigen Zuchtwähler nicht loben, und beobachtet es der Meister selbst, so kann das nicht ohne schlimme Folgen für die Sicherheit der wissenschaftlichen Forschung bleiben.

Geradezu gefährlich erscheinen mir folgende Sätze Darwins (Das Variiren der Tiere und Pflanzen I, 9): „Bei wissenschaftlichen Untersuchungen ist es erlaubt, irgend eine Hypothese zu erfinden; und wenn eine solche verschiedene große und von einander unabhängige Klassen von Thatsachen erklärt, so erhebt sie sich zum Werte einer wohlbegründeten Theorie. Die Undulationen des Äthers und selbst dessen Existenz sind hypothetisch, und doch nimmt jetzt jedermann die Undulationstheorie [der ungeschickte Ausdruck steht so in der Übersetzung von Carus] an. Das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl kann man als eine Hypothese betrachten; doch wird sie einigermaßen natürlich gemacht

durch das, was wir von der Variabilität organischer Wesen im Naturzustande, von dem Kampf um das Dasein und der davon abhängigen unvermeidlichen Erhaltung vorteilhafter Variationen positiv wissen und durch die analoge Bildung domestizirter Rassen. Diese Hypothese kann nun geprüft werden, und dies scheint mir die einzig passende und gerechte Art, die ganze Frage zu behandeln. Man muß untersuchen, ob sie mehrere große und von einander unabhängige Klassen von Thatsachen erklärt, wie die geologische Aufeinanderfolge organischer Wesen, ihre Verbreitung in der Vor- und Jetztzeit und ihre gegenseitigen Verwandtschaften und Homologien. Erklärt das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl diese und andre große Reihen von Thatsachen, so sollte man sie annehmen. Aus der gewöhnlichen Ansicht, daß jede Spezies unabhängig geschaffen worden sei, erhalten wir keine wissenschaftliche Erklärung, irgend einer dieser Thatsachen." Und da Darwin und seine Jünger überzeugt sind, daß die Hypothese das Geforderte leiste, so sind wir also wissenschaftlich verpflichtet, sie anzunehmen. Genau so wird auch heute in Broschüren, Wochenschriften und Zeitungen die Forderung begründet mit dem neidischen Hinweis auf die angeblich bevorzugten und begünstigten Hypothesen der Physiker. Die bloße Möglichkeit dieses Hinweises ist ein beklagenswerter Beweis für die Denkschwäche, die der Darwinismus verschuldet hat, indem er die ehedem von den verachteten Scholastikern und Systematikern gepflegte Logik unter Hypothesen und einer unübersichtlichen Masse von Thatsachen erstickte.

Wer den Darwinismus für gleichwertig hält mit den physikalischen Hypothesen, der begeht zwei grobe Fehler. Die physikalischen Hypothesen werden benutzt zur Erklärung von Erscheinungen, die sich vor unsern Augen ereignen; die Lehre von der Entstehung der Arten durch Zuchtwahl aber soll Erscheinungen erklären, die kein Mensch gesehen hat, sondern von denen diese Lehre behauptet, daß sie sich vor Millionen Jahren zugetragen hätten. Der Darwinianer mutet uns zu, daß wir die Erscheinungen glauben sollen, die er uns erklären will; die Erscheinungen, die der Physiker erklärt, brauchen wir nicht zu glauben, denn wir sehen sie. Daß beim Zusammentreffen zweier Lichtstrahlen das Licht manchmal verstärkt, manchmal geschwächt und unter besondern Umständen ausgelöscht wird, kann jeder sehen, der nicht blind ist. Und diese sogenannten Interferenzerscheinungen waren es zunächst, die den Physiker Young in der Wellentheorie bestärkten. Denn wenn zwei Wellenreihen zusammentreffen, so können jene drei verschiednen Erfolge eintreten; der dritte in dem Falle, daß die Wellen gleich groß sind, sich mit gleicher Geschwindigkeit bewegen, und je ein Wellenberg der einen Reihe in ein Wellenthal der andern zu liegen kommt. Erst dann würde der Vergleich richtig sein, wenn die Physiker mit ihren Theorien nicht mehr bloß die gegenwärtig sich ereignenden Naturerscheinungen erklären, sondern begreiflich machen wollten, wie vor Zeiten die einfachen Stoffe entstanden sind, an denen jene Erscheinungen sichtbar werden,

und wenn sie einen Stammbaum der chemischen Elemente aufstellten, in dem der leichte Wasserstoff als Wurzel, Gold und Platin als Spitzen der Krone erscheinen würden. Dergleichen Spekulationen werden ja von manchen Physikern wirklich angestellt, aber mit dem klaren Bewußtsein, daß es philosophische Spekulationen und nicht für die exakte Wissenschaft verwendbare Hypothesen seien.

Zweitens beweist der Physiker die Richtigkeit seiner Hypothesen durch das Experiment. Die von Darwin selbst zum Vergleich herangezogene Hypothese wird dadurch gerechtfertigt, daß man Lichtstrahlen gegen einander sendet und voraussetzt, in welchen Fällen verstärktes Licht, geschwächtes Licht oder Dunkelheit eintreten wird. Gelingen dem Physiker die Experimente nicht, mit denen er eine Hypothese beweisen will, dann zieht jedermann ohne Schonung und Erbarmen den Schluß, daß entweder er ein ungeschickter Experimentator oder seine Hypothese falsch sei. In der Wissenschaft darf man nichts glauben, sondern darf nur für wahr annehmen, was durch handgreifliche und augenscheinliche Beweisstücke erhärtet ist; das ist eben der Unterschied zwischen exakter Wissenschaft und religiösem Glauben. Allerdings hat die Annahme des Äthers einige Ähnlichkeit mit dem Glauben, aber sie ist nicht Glauben, sondern eben Annahme. Die Äther- und Wellenhypothese würde ihren vollen Wert selbst dann behalten, wenn es gar keinen Äther gäbe; denn sie setzt uns in den Stand, den Lauf gewisser Naturerscheinungen nach unserm Willen und Bedürfnis zu leiten. Giebt es keinen Äther, so dient seine Annahme dem Physiker, wie das x, die imaginäre Zahl oder eine andre solche Rechengröße dem Mathematiker. Um ihre Hypothese einer solchen physikalischen gleichwertig zu machen, müßten die Darwinianer uns die Verwandlung einer Art in die andre vormachen. Mit den Millionen Jahren, die dazu nötig sein sollen, lassen wir uns nicht abspeisen, denn die Tierzüchter vermögen die Umwandlung ganz außerordentlich zu beschleunigen. Wer eine Geflügelausstellung besucht, erstaunt immer aufs neue über die sonderbaren Gestalten, in die des Züchters Laune Tauben und Hühner hineinzwängt. Warum also nicht eine wissenschaftliche Zuchtanstalt gründen und sich die Züchtung von Hühnern aus Tauben und von Fasanen aus Hühnern zum Ziele setzen? Binnen weniger als fünfzig Jahren braucht ja das Ziel nicht erreicht zu werden. Gelingt der Versuch, so ist der Hauptsatz des Darwinismus bewiesen. Mißlingt er, so ist bewiesen, daß die Natur bei der Bildung der Arten über Kräfte verfügt hat, die heute nicht mehr wirksam sind, und Kunstgriffe angewendet hat, die sie uns nicht verrät.

Der Schlußsatz des oben angeführten Abschnittes aus Darwin enthält noch einen dritten Fehler, den Häckel zum Angelpunkte seiner Bestrebungen gemacht hat, die Ansicht nämlich, es sei Aufgabe der Wissenschaft, zu erklären, wie die Welt geworden ist, und eine Lehre, die das nicht leiste, sei keine Wissenschaft. In seinem Vortrage „Über Entwicklungsgang und Aufgabe der Zoologie“

nennt Häckel den Begriff einer bloß beschreibenden Wissenschaft eine contradictio in adjecto und will daher der Zoologie (und der Botanik) die Würde einer Wissenschaft nur dann zuerkennen, wenn ihre Systematiker „in dem natürlichen System der Organismen den hypothetischen Ausdruck ihres Stammbaumes erblicken.“ Erlangte dieser Satz allgemeine Geltung, so wäre er der Tod der exakten Forschung und würde die zuverlässige Wissenschaft durch einen wilden Hypothesentaumel verdrängen. Wissenschaft ist das geordnete Wissen von den Gegenständen oder Erscheinungen einer bestimmten Klasse. Wer weiß, wie die wichtigsten Pflanzen und Tiere aussehen, wie sie einzeln benannt und unter welchen Benennungen ihre wichtigsten Arten zusammengefaßt werden, der weiß etwas, und zwar etwas Tüchtiges, und es ist lächerlich, ihm die Wissenschaft abstreiten zu wollen und von einer contradictio in adjecto zu sprechen. Ist er außerdem Anatom und Physiolog, kennt er den innern Bau der Tiere und Pflanzen und die chemischen Veränderungen, die der Ablauf ihres Lebens mit sich bringt, so steht sein Wissen höher und greift tiefer, macht aber das einfache Systematikerwissen der untersten Stufe keineswegs zu nichte. Mag er nun auch noch die Pflanzen und Tiergeographie, die Bedeutung der Pflanzen und der Tiere für die Kultur, das Wissen vom Menschen dazu sich aneignen und sein Wissen zur Universalwissenschaft erweitern, so hat er immer noch kein Recht, den einfachen Systematiker zu verachten. Im Gegenteil, je nüchterner dieser bleibt, je weniger dieser sich durch Lieblingsmeinungen und Hypothesen verleiten läßt, Dinge zu sehen, die nicht da sind, und andre unbequeme Dinge, die da sind, nicht zu sehen, desto sicherer steht er selbst, der erhabne Mann.

Wir verkennen nicht den in Häckel mächtigen echt deutschen idealen Drang, wissend das All zu umspannen und das Geheimnis zu ergründen; aber exakte Wissenschaft ist solche Philosophie nicht. Wir verkennen auch nicht den wissenschaftlichen Nutzen, ja die Unentbehrlichkeit der hypothesenspinnenden Phantasie, die sich in der Physik so glänzend bewährt hat. Aber sie hat sich doch nur dadurch bewährt, daß sie der exakten Forschung diente; die Darwinianer kehren das Verhältnis um und ordnen die Thatsachen der Phantasie unter. Häckel gesteht zu, daß seine Zoologie in die innigste Berührung mit der spekulativen Philosophie tritt, aber, meint er, die Zoologie könne eben „so wenig wie irgend eine andre Naturwissenschaft der Spekulation entbehren.“ Gewiß, nur muß das richtige Verhältnis aufrecht erhalten und die Grenze sauber inne gehalten werden. Jede Wissenschaft wird um so menschenwürdiger, je mehr sie den philosophischen Charakter annimmt; aber sobald dieser die Sicherheit und Zuverlässigkeit gefährdet, ist es Pflicht, die Göttin Phantasie vorläufig zu verabschieden und mit kaltem Kopf und klarem Blick ausschließlich dem trocknen Knechte Verstand zu folgen. Der unaufhaltsame Fortschritt der Wissenschaft ist notwendig, weil unsre immer künstlicher werdende Existenz nur noch durch immer ausgedehntere Herrschaft über die Natur möglich bleibt, und der immer

tiefere Einblick in das Walten der Naturkräfte, in ihre Harmonie und Einheit befriedigt zugleich unsern Erkenntnistrieb und gewährt uns einen ästhetischen Genuß. Aber zu ergründen, wie Gott oder das Unbewußte oder der ursprüngliche Atomkomplex es angefangen hat, die Welt zu machen, ist nicht Aufgabe der Wissenschaft. Dieser Überspanntheit gegenüber halten wir es mit Goethe, der u. a. sagt: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."



Allerhand Sprachdummheiten

(Schluß)

In Zeitungen muß man jetzt täglich von überführten Kranken und überführten Leichen lesen, das soll heißen: von Personen, die in das oder jenes Krankenhaus oder nach ihrem Tode in ihre Heimat zum Begräbnis gebracht worden sind. Wie kann sich nur das Sprachgefühl so verirren! Verbrecher werden überführt, wenn ihnen trotz ihres Leugnens ihr Verbrechen nachgewiesen wird; dann aber werden sie ins Zuchthaus übergeführt, wenn denn durchaus „geführt" werden muß. Wie ist die Regel? Es giebt eine Anzahl mit Präpositionen zusammengesetzter Verba, bei denen, je nach der Bedeutung, die sie haben, bald die Präposition, bald das Verbum betont wird, z. B. übersetzen (den Wanderer über den Fluß) und übersetzen (ein Buch), überlegen und überlegen, unterhalten und unterhalten, durchfliegen (durchs Examen!) und durchfliegen (ein Buch), hintergehen und hintergehen, auch wiederholen und wiederholen. Gewöhnlich haben die Bildungen mit betonter Präposition die eigentliche, sinnliche, die mit betontem Verbum eine übertragene Bedeutung. Die Bildungen nun, die die Präposition betonen, trennen bei der Flexion die Präposition ab (ich halte unter, ich gehe hinter) und bilden das Partizip der Vergangenheit mit der Vorsilbe ge— (untergehalten, hintergegangen); die dagegen, die das Verbum betonen, lassen bei der Flexion das Verbum mit der Präposition verbunden (ich unterhalte, ich hintergehe) und bilden das Partizip ohne die Vorsilbe ge— (unterhalten, hintergangen). Wie steht es also mit überführen und überführen? Es ist doch

klar, daß von einem zum andern Orte etwas nur übergeführt, aber nicht überführt werden kann. Ebenso verhält sichs bei übersiedeln, wo das Sprachgefühl neuerdings auch ins Schwanken zu kommen anfängt. Es heißt: Wann siedelst du über? Ich bin schon übergesiedelt, aber nicht: Wann übersiedelst du? Ich bin schon übersiedelt. Bisweilen ist derselbe Unterschied auch zu beobachten, je nachdem das Verbum im intransitiven oder im transitiven Sinne gebraucht wird, wenn es auch beidemal in seiner eigentlichen, sinnlichen Bedeutung steht; es heißt: ich habe nach dem Nachbarhause durchgebrochen, aber: ich habe die Schranken durchbrochen — der Fährmann ist übergefahren, aber: der Fuhrmann hat das Kind überfahren.

Eine weit verbreitete Geschmacklosigkeit, die für unsre Sprache geradezu schon verderblich geworden ist, ist die im Übermaß herrschende Unsitte, am Ende von Nebensätzen das sogenannte Hilfszeitwort wegzulassen, also zu schreiben: Der Bischof war bestrebt, von dem Einfluß, den er früher in der Stadt besessen (nämlich hatte), möglichst viel zurückzugewinnen, der Rat dagegen trachtete, die wenigen Rechte, die ihm noch geblieben (nämlich waren), immer mehr zu beschneiden. Auch beim Infinitiv mit zu läßt man das sein weg und schreibt: Der Ursachen sind mehrere, wenn sie auch sämtlich auf eine Wurzel zurückzuführen (nämlich sind) — eine kolossale Pallas, die einst einen Helm trug, wie aus der oben abgeplatteten Form des Kopfes zu erkennen (nämlich ist). Die Unsitte ist so verbreitet, daß man sie sich nur dadurch erklären kann, daß die Leute sie für eine besondre Schönheit halten und deshalb mit Vorliebe anwenden. Namentlich Romanschriftsteller schreiben fast gar nicht anders, aber auch in wissenschaftlichen, namentlich in Geschichtswerken geschieht es massenhaft. Ja es muß hie und da geradezu in den Schulen gelehrt werden, daß dieses Wegwerfen des Zeitwortes eine Schönheit sei; wenigstens erinnere ich mich, in einer pädagogischen Zeitschrift einen Aufsatz gelesen zu haben, worin verächtlich vom „Hattewarstil“ die Rede war; offenbar meinte der Verfasser damit die pedantische Korrektheit, die das hatte und war nicht opfern will. Nun, wer sich einmal die Mühe nehmen will, bei einem Schriftsteller, der das Zeitwort regelmäßig in dieser Weise wegläßt, nur ein paar Druckseiten lang auf diese angebliche Schönheit zu achten, der wird sehr bald eines Bessern belehrt werden. Er wird schon nach wenigen Seiten täuschend den Eindruck haben, als befände er sich in einem Tiergarten, wo lauter unglückselige Bestien mit abgehackten Schwänzen um ihn herumliefen. Es ist eine ganz abscheuliche Manier. Selbst in Fällen, wo der nachfolgende Hauptsatz wieder mit demselben Zeitwort anfängt, mit dem der Nebensatz geschlossen hat, ist das Wegwerfen des Verbums im Nebensatze unerträglich. Aber namentlich das wird nicht nur für eine Feinheit, sondern geradezu für eine Notwendigkeit gehalten. Es ist ein allgemeiner Schulmeisteraberglaube, daß man nicht ein und dasselbe Wort kurz hinter einander in einem

Satze zweimal brauchen dürfe. Ich erinnere mich genau, daß uns das in der Schule immer und immer wieder eingeschärft wurde. Dieser Aberglaube verschuldet eine ganze Reihe von Dummheiten, z. B. das unnötige und geradezu störende, irreführende Abwechseln zwischen Synonymen, wo einzig und allein der wiederholte Gebrauch desselben Wortes am Platze ist, den störenden, das Verständnis oft in peinlichster Weise erschwerenden Mißbrauch, der mit ersterer und letzterer, dieser und jener getrieben wird, wo einzig und allein die Wiederholung des Hauptwortes das Richtige ist. Ich werde in der Satzlehre mehr dergleichen zu behandeln haben. Man sehe doch, wie Lessing schreibt, und wie wenig er von dieser angeblichen Schönheitsregel weiß! Genau das Gegenteil ist das Richtige. Ich will nicht sagen, daß es beim Lesen störe, wenn man nicht weiß, ob das eine hatte, das dasteht, das Ende des Nebensatzes oder der Anfang des Hauptsatzes sei; dafür sorgt schon das liebe Komma, dieser Augentrost des Lesers. Beim Vorlesen aber, also beim Hören, ist das Weglassen des einen hatte bei weitem störender als die zweimalige Setzung. Denn in lebendiger Rede spricht ja gar niemand so, da setzt jeder ohne weiteres das Verbum doppelt, und es fällt nicht im geringsten auf; es ist eben wieder nur geziertes Papierdeutsch, dieses greuliche Schwanzabhacken!

Doppelt unausstehlich wird es, wenn es in zwei oder mehr auf einander folgenden Nebensätzen verschiedne Zeitwörter sind, die dadurch verloren gehen, haben und sein, z. B.: Es war ein glücklicher Gedanke, dort, wo einst der deutsche Dichterfürst seinen Fuß hingesetzt (nämlich hat), auf dem Boden, der durch seinen Aufenthalt geschichtlich geworden (nämlich ist), eine Kuranstalt zu errichten —, oder wenn das Partizip mit dem Indikativ des Präsens gleichlautet, ohne Hilfszeitwort also das Präteritum vom Präsens gar nicht zu unterscheiden ist, z. B. nachdem 1631 der schwedische General Baner die Stadt vergeblich belagert (nämlich hatte) — er verteilte die Gewehre an die Partei, mit der er sich befreundet (nämlich hatte) — in unsrer Zeit, wo der Luxus eine schwindelhafte Höhe erreicht (nämlich hat) — er ist auch dann strafbar, wenn er sich nur an der That beteiligt (nämlich hat). Aber damit berühre ich ein sehr, sehr trauriges Kapitel, nämlich den verheerenden Einfluß, den dieses Wegwerfen des Zeitwortes schon auf den richtigen Gebrauch der Tempora und vor allem den richtigen Gebrauch der Modi im Deutschen ausgeübt hat und täglich mehr ausübt. Daß selbst unsre „führenden“ Schriftsteller zum großen Teil keine blasse Ahnung mehr davon haben, in welche Nebensätze ein Konjunktiv, und in welche ein Indikativ gehört, daß man täglich hundertfach der syntaktischen Rohheit begegnet, daß Annahmen, Vermutungen, Meinungen, Überzeugungen in den Indikativ, Thatsachen in den Konjunktiv gesetzt werden, daran ist zum größten Teil das Weglassen der Hilfszeitwörter schuld. Wo soll noch Gefühl für die Bedeutung eines Modus herkommen, wenn man jedes ist, sei, war, wäre, hat, habe, hatte, hätte unterdrückt und dem Leser

nach Belieben zu ergänzen überläßt? Auch auf diese Sprachverwüstung gedenke ich später in der Satzlehre noch näher einzugehen.

Für diesmal noch ein paar Beobachtungen über Erscheinungen in unsrer heutigen Wortbildung. Da habe ich eben in anderthalb Zeilen drei Wörter hingeschrieben, die auf —ung endigen. Schreckliches Verbrechen! Allgemein verbreitet ist ja der Aberglaube, diese Wörter klängen häßlich, ja sie seien geradezu eine Verunstaltung unsrer Sprache. In Schulen wird gelehrt, man solle sie möglichst vermeiden; ich erinnere mich sogar, irgendwo die witzige Bemerkung gelesen zu haben, unsre Sprache mit ihrem vielen — ung — ung — ung klinge wie lauter Unkenrufe.

Das ist barer Unsinn. Die Endung —ung ist tonlos und fällt nirgends in solchem Grade ins Gehör, daß ihre öftere Wiederholung in kurzen Zwischenräumen stören könnte. Ein Satz wie der, womit ich diese Betrachtung begonnen habe, oder wie folgender: Wir fassen unser Urteil über die Einrichtung dahin zusammen, daß ihre Einführung eine schwere Schädigung des Rechtsgefühls sein würde —, hat nicht das geringste Anstößige. In lebendiger Rede hört es gar niemand, daß hier kurz hinter einander drei Wörter auf —ung stehen. Hebt man freilich die Endung auffällig hervor, so kann man auch hundert andre Spracherscheinungen anstößig oder lächerlich machen. Das erste Erfordernis alles Ausdrucks ist Richtigkeit und Klarheit; aber gerade das wird bei der thörichten Abneigung gegen die Wörter auf —ung fortwährend vernachlässigt.

Die Wörter auf —ung bezeichnen zunächst eine Handlung, einen Vorgang. Bildung, Erziehung, Aufklärung bedeutet zunächst die Handlung des Bildens, des Erziehens, des Aufklärens. Aus dieser Bedeutung entwickelt sich aber leicht eine weitere, nämlich die des Ergebnisses, das diese Handlung hat, des Zustandes, der durch sie herbeigeführt wird; Bildung, Erziehung, Aufklärung bedeutet auch den Zustand des Gebildetseins, des Erzogenseins, des Aufgeklärtseins (man verzeihe die häßlichen Wörter, hier wo es auf Deutlichkeit ankommt). Vielfach hat nun die Sprache, um den Unterschied zwischen der Handlung und ihrem Ergebnis zu bezeichnen, neben dem Wort auf —ung noch ein kürzeres, meist durch Umlaut, unmittelbar aus dem Stamme geschaffen, gleichsam eine starke Bildung neben der schwachen. So haben wir Anlage neben Anlegung und können geradezu reden von der Anlegung von Gartenanlagen oder von der Anlegung von Gas- und Wasseranlagen. Aber wie verfährt man jetzt in dem blindwütigen Hasse gegen das arme —ung? Da, wo die Sprache eine Unterscheidung an die Hand giebt, mit andern Worten: wo sie es ermöglicht, einen Unterschied zu machen (da haben wir gleich wieder ein Beispiel: Unterscheidung und Unterschied!), verschmäht man ihn und schwatzt von Hingabe, Erwerb, Bezug, Vollzug, Vergleich, Ausgleich, wo Hingebung, Erwerbung, Beziehung, Voll-

ziehung, Vergleichung, Ausgleichung das einzig Richtige ist. Anderseits: da, wo die Sprache wirklich beides, Handlung und Zustand, mit ein und demselben Worte ausdrückt, schafft man künstlich einen Unterschied durch greuliche Neubildungen auf —heit (sie schießen jetzt wie Pilze aus der Erde) und läßt die Menschen aus Geneigtheit oder Abgeneigtheit, in der Zerstreutheit, in der Verzücktheit, in der Verstimmtheit, in der Aufgeregtheit, in der Überraschtheit, unter Merkmalen von Geistesgestörtheit (!) thun, was sie früher aus Neigung oder Abneigung, in der Zerstreuung, in der Verzückung, in der Verstimmung, in der Aufregung, in der ersten Überraschung, in einem Anfalle von Geistesstörung thaten. Fühlt der Leser nicht das Vornehme in den Bildungen auf —ung? Weht ihm nicht klassische Luft daraus entgegen? und aus den Bildungen auf —heit der gemeine Dunst der heutigen Zeitungssprache? Der Strafvollzug, von dem unsre Juristen, die innige Hingabe, von der unsre Romanschriftsteller immer reden (unter andern auch Gustav Freytag wieder, in seinem neuen Buche über den Kronprinzen auf jeder Seite), sind geradezu greulich. Wird jemand Eingabe und Eingebung verwechseln und schreiben: er that das aus göttlicher Eingabe? Das fürchterlichste ist der Bezug. Früher kannte man Bezüge nur an Bettkissen und Stuhlpolstern. Jetzt heißt es: mit Bezug auf, in diesem Bezug u. s. w., und da natürlich auch die, die das Wort so verkehrt anwenden, die Bedeutung der Handlung, die darin liegen soll, ihm doch nicht recht anfühlen, was haben sie gemacht? Sie haben das herrliche Wort Bezugnahme erfunden, das nun freilich eigentlich Bezugnehmung heißen müßte. Das könnt ihr bequemer haben, ihr klugen Leute! Was ihr mühselig durch das doppelt fehlerhafte Wort Bezugnahme auszudrücken sucht, das liegt eben in dem einfachen und richtigen Worte Beziehung! Aber nur ja kein Wort auf —ung! Dem armen —ung ist der Tod geschworen, das muß mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Bald wird es als ein Zeichen von Mangel an Erzug und Gebildetheit gelten, so veraltete Wörter wie Erziehung und Bildung auch nur in den Mund zu nehmen. Vielleicht erleben wirs auch noch, daß vom Lotteriezug geredet wird, statt von der Lotterieziehung.

Eine rechte Dummheit hat in der Bildung der Adjektiva auf —isch um sich gegriffen bei Orts- und Personennamen, die auf e endigen: man schreibt nur noch von der Halle'schen Universität und von Goethe'schen und Heine'schen Gedichten. Der Leser übersehe ja das Apostroph nicht! Ohne das Apostroph würde die Sache den Leuten gar keinen Spaß machen. In dieses Häkchen sind Schulmeister und Professoren ebenso vernarrt wie Setzer und Korrektoren. Die Endung —isch hat stets unmittelbar an den Stamm zu treten. Von Laune heißt das Adjektiv launisch, von Hölle höllisch; niemand spricht von laune'schen Menschen oder hölle'schen Qualen. Und

sagt oder und schreibt wohl ein einziger vernünftiger Mensch: dieses Gedicht klingt echt Goethe'sch? Jeder sagt: es klingt Goethisch. Wenn man aber in der undeklinirten, prädikativen Form das Adjektiv richtig bildet, warum nicht in der attributiven, deklinirten? Es könnte wohl einer denken, der Dichter hieße Goeth, wenn man von Goethischen Gedichten spricht? Es ist doch zu beschämend, daß in der ganzen großen Gemeinde, in dem Jahrbuche und in der ganzen neuern Litteratur, die Goethes Namen tragen, ein solcher Unsinn wie die Goethe'schen Gedichte hat um sich greifen können. Das müßte doch wahrhaftig wieder zu beseitigen sein! Unsre Klassiker, die in die Hallische Litteraturzeitung schrieben (im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sagte man sogar mit richtigem Umlaut hällisch), drehten sich im Grabe herum, wenn sie läsen, daß es jetzt einen Halle'schen Bürgermeister giebt. Und genau so dumm sind die Laube'schen Dramen, die Heine'schen Lieder, die Heyse'sche Sprachlehre und die Taaffe'sche Ära. Neuerdings fängt man auch an, von der meiningen'schen Truppe zu reden, statt von der meiningischen. Dann wollen wir nur auch in Zukunft von den bremen'schen Stadtmusikanten und von plauen'schen Fabrikaten reden (geschieht schon! auch der plauische Bürgermeister heißt bereits der plauen'sche! Die Red.), von thüringen'schen Landgrafen, vom sachsen'schen und vom preußen'schen König. Nein, lieber Leser, die Ortsnamen auf —en sind alte Dative im Plural, und wenn ein Adjektiv auf —isch davon gebildet werden soll, so kann auch das nur vom reinen Stamme gebildet werden; es heißt also einzig richtig: bremisch, plauisch, sächsisch, preußisch, thüringisch, meiningisch. Merke dirs und kämpfe gegen die Dummheit an, wo du nur kannst!

Eine Masse von Unfug ist neuerdings in der Wortzusammensetzung eingerissen. Ich will nur einiges anführen. Bei der sogenannten uneigentlichen Zusammensetzung, d. h. bei der, bei der (Papiermensch, staune! bei der, bei der — welches Verbrechen! du würdest doch schreiben: bei derjenigen, bei welcher) die Wörter ursprünglich unverbunden neben einander standen, muß das erste Glied, das Bestimmungswort, natürlich im Genetiv stehen: Tageslicht, Wirtshaus, Beamtenwohnung, Konfirmandenanzug (eigentlich des Tages Licht, des Wirts Haus, des Beamten Wohnung). Jetzt kann man aber täglich in den Zeitungen lesen: Reisendergesuch, Disponentgesuch und ähnliches. Statt der organischen Verbindung ein bloßes rohes Aneinanderschieben.

Da ist nun auch ein Fall, der wieder schlagend zeigt, was dabei herauskommt, wenn die große Masse anfängt, mit Nachdenken an der Sprache zu ändern. Es giebt alte, gute schwache Singularformen des Feminins. In feststehenden Redensarten und Sprüchen haben sie sich noch erhalten, z. B. auf Erden, von Gottes Gnaden, die Kirche unsrer lieben Frauen, es kommt endlich an die Sonnen u. s. w.; im übrigen sind sie verloren gegangen. Wunder-

voll erhalten aber haben sie sich in der Wortzusammensetzung eben unter dem Schutze der Zusammensetzung. Man denke an Sonnenschein, Frauenkirche (d. i. die Kirche der Jungfrau Maria), Erdenrund, Lindenblatt, Aschenbecher, Taschentuch, Gassenjunge, Kohlenzeichnung, Leichenpredigt, Gnadengesuch, Breitengrad, Muldenthal. Sogar Lehn- und Fremdwörter haben sich in der Zusammensetzung diesem guten, alten schwachen Genetiv angeschlossen, wie in Straßenpflaster, Tintenfaß, Kirchendiener, Visitenkarte, Toilettentisch, Promenadenfächer. Da haben sich nun neuerdings offenbar kluge Leute die Frage vorgelegt: Was soll das n in diesen Wörtern? ein n bezeichnet ja die Mehrzahl, und die hat hier gar keinen Sinn, also hinaus damit! Und so schreibt und druckt man jetzt wahrhaftig: Aschebecher, Aschegrube, Tintefaß, Sahnekäse, Stellegesuch, Muldethal, Visitekarte, Toiletteseife, Promenadeplatz, Chokoladefabrik u. s. w. In allen Bauzeitungen muß man von Lageplan lesen — so haben die Herren Architekten, die ja erfreulicherweise eifrige Sprachreiniger geworden sind, Situationsplan übersetzt —, in allen Kunstzeitschriften von Kohlezeichnungen. Wer nicht fühlt, daß das das reine Gestammel ist, der thut mir aufrichtig leid. Es klingt so, als ob kleine Kinder dahlten, die erst reden lernen und noch nicht alle Konsonanten bewältigen können. Man setze sich auch das nur weiter im Geiste fort. Was wird die Folge sein? Daß wir in Zukunft auch lallen: Sonneschein, Taschetuch, Roseduft, Geigespieler u. s. w. Nein, wenn der alte schwache Genetiv durchaus nicht mehr benutzt werden soll, dann bleibt nur eine Möglichkeit der Zusammensetzung, die, daß man das e abwirft und nur den reinen Stamm beibehält. So haben wir neben Kirchenbuch und Kirchendiener Kirchspiel und Kirchvater, neben Mühlenstraße Mühlgasse, neben Muldenthal und Muldenbett Elbthal, Elbufer und Elbbrücke. Aber eine so klägliche Leimerei wie Saalezeitung ist über die Maßen scheußlich.

Und doch wird namentlich bei der Taufe neuer Straßen oder Gebäude nur noch in dieser Weise geleimt, von organischer Verbindung ist keine Rede mehr. Wer wäre vor hundert Jahren imstande gewesen, eine Straße Augustastraße, ein Haus Marthahaus zu nennen? Da bildete man Annenkirche, Katharinenstraße, und es fiel doch auch niemand ein, dabei an eine Mehrzahl von Annen oder Katharinen zu denken.

Da haben also wohl die Schenkwirte, die statt der früher allgemein üblichen Speisekarte eine Speisenkarte eingeführt haben, etwas sehr Weises gethan? Haben sie nicht den guten, alten Genetiv wieder hergestellt? Nein, daran haben sie nicht gedacht, sie haben die Mehrzahl ausdrücken wollen, denn sie haben sich gesagt: auf meiner Karte steht doch nicht bloß eine Speise. Damit sind sie aber nun auch wieder gründlich hineingefallen. Wenn nur das Volk nicht mit Überlegung an der Sprache ändern wollte, es wird allemal

eine Dummheit fertig! In Speisekarte ist die erste Hälfte nicht durch das Substantivum Speise gebildet, sondern durch den Verbalstamm. Die Speisekarte ist die Karte, nach der man speist, wie die Tanzkarte die Karte, nach der man tanzt, die Spielregel die Regel, nach der man spielt, die Bauordnung die Ordnung, nach der man baut, die Singweise die Weise, nach der man singt, das Stickmuster das Muster, nach dem man stickt, die Zählmethode die Methode, nach der man zählt u. s. w. Hätten die Schenkwirte mit ihrer Speisenkarte Recht, dann müßte man ja auch Tänzekarte sagen. Ähnlich verhält sichs mit dem neuen Modewort Anhaltspunkt. Früher sagte man: ich habe dafür keinen Anhaltepunkt, d. h. keine Stelle, wo ich mich anhalten kann; der erste Teil der Zusammensetzung war wieder der Verbalstamm, wie in Speisekarte. Daneben hatte man noch in demselben Sinne das Substantiv Anhalt; man sagte: dafür fehlt es mir an jedem Anhalt. Aber Anhaltspunkt, so beliebt es auch neuerdings zu werden anfängt — wahrscheinlich glaubt man damit einen feinen Unterschied geschaffen zu haben von den Anhaltepunkten auf den Eisenbahnen, als ob Anhaltepunkt nicht ebensogut den Ort bezeichnen könnte, wo man sich anhält, wie den, wo man anhält! — Anhaltspunkt ist Unsinn.

Auch unter den sonstigen Zusammensetzungen, deren Bestimmungswort ein Verbum ist, sind einige, die man fortwährend falsch gebildet findet, nämlich: Zeichnenbuch, Zeichnenheft, Zeichnensaal, Rechnenheft. Eine dunkle Kunde davon, daß diese Formen falsch sind, und warum sie es sind, ist zwar neuerdings selbst bis in die Kreise der Volksschule gedrungen; dennoch muß man die falschen Formen noch täglich neben den richtigen lesen. Es kommt hier folgende Regel in Betracht. Das Verbum kann in der ersten Hälfte von Zusammensetzungen nur in der Form des Verbalstammes erscheinen; es heißt: Sprichwort, Schreibfeder, Stehpult, Rauchzimmer, Singstunde. Nun giebt es einige Verbalstämme, die auf n ausgehen, nämlich zeichen —, rechen —, trocken —, waffen —, turn —, wovon die Infinitive rechnen (eigentlich rechenen), zeichnen, trocknen, waffnen, turnen heißen. Werden diese zusammengesetzt, so können natürlich nur Formen entstehen wie Rechenstunde, Zeichensaal, Trockenplatz, Waffenrock, Turnhalle. Wäre Rechnenbuch richtig, dann müßte man auch sagen: Waffnenrock, Turnenhalle, Schreibenfeder, Reißenzeug, Singenstunde. Bei der Entstehung der falschen Formen mag wohl wieder ein gewisses Unterscheidungsbedürfnis im Spiele gewesen sein: man wollte den Gleichklang mit den Substantiven Zeichen und Rechen vermeiden. Aber diese Besorgnis vor Mißverständnissen ist doch wahrhaftig überflüssig.

Man schwelgt aber jetzt auch in Zusammensetzungen oder vielmehr Zusammenschiebungen, die man überhaupt nicht bilden, sondern durch Genetive oder Adjektiva ersetzen sollte. Goethehaus, Goethebildnis, Goethe-

biographie, Schillerdenkmal, Shakespearedramen, Rembrandtschüler, Pilotyschüler, Wagnerverehrer, Vischerverehrer, Weimarlose, Japanwaren und ähnliches Schandzeug schießt in Masse empor. Wo ist die Grenze? frage ich wieder. Wollen wir schließlich auch noch von Goethegedichten reden (der Erlkönig ist ein Goethegedicht) oder von Goetheeltern? Man denke sich, daß jemand Berlinlose, Münchenlose, Leipziglose oder Italienwaren, Frankreichwaren, Englandwaren zum Verkauf anböte! Und Wagnerverehrer und Vischerverehrer, das sind doch — nach Bildhauer, Schornsteinfeger und ähnlichem zu urteilen — offenbar Kerle, die gewerbsmäßig jeden verehren, der Wagner oder Vischer heißt.

Eine alberne Nachäfferei des Französischen endlich, wie so vieles in unsrer Sprache, sind Zusammensetzungen wie Malerdichter, Malerradirer und das jetzt bis zum Ekel gebrauchte Dichterkomponist. Es sind das rohe, gänzlich undeutsche Nachbildungen von peintre-graveur, commis-voyageur u. ähnl. Ein Walzerkomponist ist nach deutscher Logik einer, der Walzer komponirt. Nun sage man sich selbst, was ein Dichterkomponist ist.

Hiermit will ich diese Plänkeleien vorläufig abbrechen. Im nächsten Vierteljahre dieser Zeitschrift gedenke ich in einer Reihe von Heften einige der schlimmsten Modedummheiten aus dem Gebiete der Satzbildung vorzuführen. Da wird sichs freilich um Dinge handeln, die für unsre Sprache noch weit gefahrdrohender sind; daher werde ich auch noch etwas gröberes Geschütz auffahren müssen.

Aus Neuösterreich

2. Ein Ausflug nach Montenegro

(Schluß)



Unser Hausherr, sichtlich stolz auf seine gebildete Tochter, hörte seinem ältesten Sohne, der inzwischen eingetreten war und uns als Stammhalter vorgestellt wurde, mit Interesse zu. Er war das Ebenbild des Vaters, eine schöne, martialische Erscheinung, die Tapferkeitsmedaille sowie das an seiner Brust hängende Kreuz des Daniloordens zeigten, daß der etwa vierundzwanzigjährige junge Mann auch schon im Feuer gestanden hatte. Die jungen Leute, die mit

ihm gekommen waren, waren seine Freunde. Nach herzlicher Begrüßung nahmen sie teil an unserm Mahl und unsern Gesprächen, die sich beim Dalmatiner Vino nero bis tief in die Nacht hinein erstreckten.

Die Gaststube wurde uns zum Nachtquartier hergerichtet, doch mußten wir sie mit dem Sohne des Hauses teilen; unsre Diener waren im Pferdestall untergebracht, während die Familie im Nebenzimmer lagerte. Ich weiß nicht, war es Ermüdung oder die außergewöhnliche Reinlichkeit des Hauses, ich schlief prächtig, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als mich mein Freund weckte, um nach dem Frühstück, daß unsre Diener zubereiteten und woran auch unser Wirt teilnahm, einen Spaziergang durch den Ort zu unternehmen. Dobrnjak bestand damals aus dreißig unregelmäßig zerstreuten kleinen Häusern, unter denen das Haus unsres Gastfreundes, der zugleich Richter und Kommandant der Mobiltruppen war, wohl das ansehnlichste war, die andern waren meist nur aus Steinen und Reißig zusammengeflickte Baracken, in denen Menschen und das liebe Vieh gemeinschaftlich hausten. Eine kleine, griechisch-orientalische Kapelle sah einer Festung ähnlicher als einem Gotteshause, was aber nicht Wunder nahm; befanden wir uns doch auf blutgetränktem Boden in dem sog. Kara-dagh (schwarzer Boden), den, der Sage nach, noch kein Türke in den 500 jährigen Kämpfen lebend verlassen hat. Wie ein gothischer Dom erhob sich südöstlich das Ziel unsrer Wünsche, der Dormitor, dessen Abhänge mit ihren schwarzen Wäldern und riesigen Schneefeldern wunderbar von dem blauen Himmel abstachen.

Wir sollten nachmittags aufbrechen und an der obern Waldgrenze übernachten, um am nächsten Tage, bei Sonnenaufgang, die Besteigung der Spitze zu unternehmen. Unser Wirt, sein Neffe und ungefähr 10 montenegrinische Soldaten sollten uns als Führer und Gepäckträger begleiten; ich gab unserm Diener Auftrag, an den Proviant zu denken, wozu der gestern geschossene Rehbock sofort gebraten wurde. Die Kunde von der Ankunft eines Geenik (Arzt) hatte sich schnell verbreitet, sodaß mein Freund alle Hände voll zu thun hatte, um alle Hilfesuchenden mit Rat und Arzneien zu versehen.

Nach dem Essen brachen wir auf, unsre Kolonne war 15 Mann stark, 7 Pferde und des Doktors Meute begleiteten uns. Hinter dem Orte betraten wir uralte Buchenbestände, durch die der Weg bis auf die höher gelegenen Wiesen führte. Den Beschluß unsres Zuges bildeten die mit Decken beladenen Pferde, die hinter einander gekoppelt von einem alten Montenegriner, einem Musikanten seines Zeichens, geführt wurden. Wir kamen über mehrere Waldwiesen, auf denen kleines, aber kräftiges Hornvieh weidete und allerhand junges Volk mit Heumachen beschäftigt war. Der Weg ward immer schwieriger, manchmal nur den kriegspfadgewohnten Augen der Montenegriner erkennbar. Gegen 6 Uhr erreichten wir die äußere Waldgrenze, wo wir unser Nachtquartier aufschlugen. Bald waren einige junge Föhren gefällt, die als Zelt-

stangen dienten, auf ihnen wurden die schwarzen montenegrinischen Decken befestigt. Die Pferde wurden abgezäumt und frei laufen gelassen; sie ergötzten sich an dem wundervollen Alpengras. Ein Teil unsrer Kolonne ging, nach Holz auszuschauen, dessen wir in dieser lustigen Höhe (1960 Meter nach des Doktors Bestimmuug) dringend bedurften. Ein mitgeführtes geschlachtetes Schaf wurde am Spieß gebraten, ich unterhielt mich unterdeß mit dem Neffen unsers Wirtes, dem finstern Marko, und ließ mir von ihm einige Episoden aus dem letzten Türkenkriege, besonders von der Türkenvernichtung beim Dugapaß berichten. Dabei schaute ich dem Spießbraten zu, das ich noch nie mit angesehen hatte. Nach etwa anderthalb Stunden war der Braten gar, und bewaffnet mit einem großen Handjar ging der Hausherr an das Zerlegen des leckern Mahles; jedem von uns reichte er sein Stück, natürlich ohne Gabel und Teller, und binnen kurzem war es verzehrt. Die kreisende Slivovitzflasche und der dampfende Thee verbreiteten bald eine behagliche Stimmung. Der Anblick, der sich dem umherschweifenden Auge bot, war wunderbar genug: vor uns schimmerte im letzten Abendscheine die gewaltige Dormitorspitze mit ihren schneeigen Flächen und Abhängen, weiter unten der dichte, dunkle Urwald, dies alles übergossen vom Mondlicht, das seine Strahlen auch über unser Lager auf der kleinen Waldwiese warf und zu dem rot erglühenden Feuer, um das die bärtigen Gestalten der wilden Gebirgssöhne lagerten, einen seltsamen Gegensatz bildete. Auf unsere Aufforderung begann der Musiker sein dreisaitiges Instrument zu stimmen, und mit klarer Stimme erschollen unter Chorbegleitung einige montenegrinische Schlachtlieder in die stille Nacht hinaus, dem ein ziemlich eintöniger Vortrag einiger Gesänge aus dem nationalen Epos von der Schlacht am Amselfelde folgte. Gegen 11 Uhr war das ganze Lager bis auf die Feuerwachen in tiefen Schlaf versunken, aus dem uns um 3 Uhr früh unser Freund Stero weckte.

Schweigend traten wir unsern Marsch an, anfangs zwischen Krummholzfeldern, dann abwechselnd über Gras-, Moos- und Schneeflächen, bis wir zu einem großen Quell gelangten, wo eine kleine Rast mit Frühstück abgehalten wurde. Die Temperatur des Wassers wurde vom Doktor auf 5,3 Grad Celsius bei einer Lufttemperatur von 12,6 Grad Celsius und einer Seehöhe von 2100 Metern bestimmt. Dann ging es mit Klettern, Sprüngen und Hinaufziehen durch verschiedene Kamine und wackeliges Geröll noch zwei Stunden bergauf, und um 5 Uhr 36 Minuten wurde die Spitze erreicht. Unser Unternehmen war vom besten Erfolge gekrönt, die stolze, kaum unsre Gesellschaft fassende Spitze war genommen!

In unbegrenzte Weiten kreiste das entzückte Auge; das schneebedeckte Gebirge von Montenegro, mit seinen unzähligen Spitzen und Pässen, das zerklüftete Steinmeer der Dormitor-Planina zu unsern Füßen, in weiter Ferne ein blauer Streifen, das Meer, hinter uns das grüne Sandjack und Albanien,

nur an den Grenzwächtern Bosniens, an dem stolzen Maglic und Wolnjak verdeckte eine dichte Nebelschicht den Einblick in das bosnische Gebiet. Für einen Augenblick standen wir sprachlos in stummem Entzücken über die Großartigkeit dieser Rundsicht, dann brachte ein donnerndes Zivio und einige weithinschallende Flintenschüsse dem König des Gebirges unsern Gruß dar. „Nicht so hoch, wie ich glaubte und wie die Angaben lauteten, kaum 2660 Meter," sagte der immer gründliche Doktor; dann verlangte er zu meinem Erstaunen von seinem Diener sein Rasierzeug und ließ sich in aller Seelenruhe seinen kleinen Stutzbart abnehmen. „Das kann mir nicht jeder nachmachen," sagte er, und wir mußten ihm beistimmen. In eine der geleerten Flaschen steckten wir dann eine auf Pergamentpapier geschriebene Urkunde unsrer Besteigung und vergruben sie zwischen den Steinen.

Nach etwa einstündigem Aufenthalt verließen wir die stolze Dormitorspitze und begannen den beschwerlichen Abstieg. Unterwegs stießen unsre Führer auf ein Rudel harmlos grasender Gemsen, auf die sie eine regellose Jagd begannen, was uns etwa zwei Stunden Verzögerung, fünf Gemsen aber das Leben kostete. Gegen elf Uhr erreichten wir unser Lager, wo ich Gelegenheit hatte, ein neues Küchenrezept zu erhaschen, da des Doktors Bursche eben dabei war, einen Räuberbraten, wie er es in seiner Heimat, in den dichtbewaldeten Karpathen gelernt hatte, für uns zuzubereiten. Ein beliebiges Stück Fleisch wird in handtellergroße und fingerdicke Stücke geschnitten, diese werden dann auf einen dünnen Stock, immer abwechselnd mit je einer Speckscheibe aufgespießt, mit Salz und Pfeffer eingerieben und am offnen Feuer so lange gedreht, bis sich die einzelnen Scheiben aufzurollen beginnen. Zuletzt gießt man Rotwein darüber, läßt sie nochmals einige Minuten rösten, und ein äußerst schmackhaftes Gericht ist fertig. Uns allen mundete es so vorzüglich, daß binnen kurzem eine halbe Gemse vollständig verschwunden war.

In fast gehobener Stimmung (kein Wunder, denn es wurde ein 37 Liter haltendes Fäßchen Rotwein, nebst beträchtlichen Mengen Rum und Schnaps, ausgetrunken) erreichten wir gegen Abend Dobrujak, wo uns zu Ehren ein großes Fest veranstaltet wurde, das in einem allgemeinen Schmaus für das ganze Dorf gipfelte, zu welchem außer den von uns gelieferten Gemsen noch etliche Schafe geschlachtet wurden. Ich war froh, gegen Mitternacht endlich meine totmüden Glieder ausstrecken zu können. Am andern Morgen hatte der Doktor schon zu früher Stunde mit seinen Kranken zu thun, ich wohnte unterdeß einer Gerichtssitzung bei, an der außer unserm Gastfreund einige Ortsältesten und der Geistliche Teil nahmen. Später, nach herzlichster Verabschiedung, traten wir gegen Mittag unsern Heimweg an und erreichten spät in der Nacht unser Blockhaus.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist die Gesetzgebung eines Landes das sicherste Kennzeichen seiner Entwicklungsstufe, seines innern Gesamtlebens

und des Vertrauens, das man ihm in internationalen Beziehungen widmen darf; ich glaube also, daß dem Leser mit Anführung einiger in Montenegro maßgebenden Gesetze besser als mit Beschreibungen des Volkscharakters gedient ist. So habe ich mir aus dem Kodex Danilos I. einige bezeichnende Gesetze herausgeschrieben und hoffe, daß sie dem Leser ein wenig Interesse abgewinnen werden. Der Kodex Danilos I., der seit dem 23. April 1855 in Kraft ist (unter dem Titel: Kodex Danilos I. des Fürsten und Herren des freien Montenegro und Brdah) besteht aus 95 Artikeln, die voriges Jahr unwesentlich abgeändert wurden und sämtliche Bürger des Landes binden. Alle Montenegriner und Brdahner sind vor dem Gesetze gleich, Ehre, Eigentum, Leben und Freiheit eines jeden sind unantastbar und können nur durch ein gerichtliches Urteil beeinträchtigt werden. Die Richter sollen unparteiisch sein, jede Partei und ihre Gründe anhören, jede zu Wort lassen und ihr Urteil erst dann fällen, wenn sie vollkommen klar in der betreffenden Sache sind; zeigt sich ein Richter parteiisch, so wird er abgesetzt und muß außerdem 150 Maria-Theresienthaler Strafe zahlen; verlangt oder empfängt ein Richter Geschenke, so wird er ebenfalls abgesetzt und muß 150 Thaler zahlen, von denen der Denunziant 50 Thaler erhält; der aber, der dem Richter Geschenke verspricht oder giebt, muß für jeden versprochnen Dukaten eine Woche im Gefängnis sitzen und darf nie mehr vor Gericht erscheinen. Jeder soll seine Ortsvorsteher, Ortsältesten und Richter achten und lieben, wer sie verleumdet oder mißhandelt, zahlt 10 Thaler Strafe, während der Vorsteher, Älteste oder Richter, der einen Montenegriner beleidigt, 20 Thaler zahlen muß. Wer sich mit dem Feinde ins Einverständnis setzt, um dem Lande zu schaden oder Aufruhr unter dem Volke zu stiften, wird, wenn ihn zwei Zeugen überführen, erschossen, und jeder, der seinen Verrat entdeckt, kann ihn töten. Wer dies unterläßt oder ihn gar verbirgt, unterliegt der gleichen Strafe. Wer in Kriegszeiten nicht zu den Waffen greift, sei es nun ein einzelner oder ein ganzer Stamm, wird entwaffnet, darf nie wieder Waffen tragen, hat keine Ehre mehr und muß noch außerdem eine Weiberschürze tragen, zum Zeichen, daß er kein Mannesherz hat. Wer die Flucht eines Schuldigen begünstigt, wird gleich ihm bestraft. Jeder Montenegriner, der einen andern tötet, ohne in Notwehr zu sein, wird erschossen und kann sich nicht loskaufen; entflieht er, so wird sein Vermögen weggenommen, er selbst darf das Land nicht wieder betreten, da er für vogelfrei erklärt ist. Wer beim Streite den Gegner verwundet, wird mit Geldstrafe belegt, die, wenn die Verwundung vorsätzlich oder aus Übermut geschah, verdoppelt wird. Stößt der Montenegriner einen andern mit dem Fuß, oder schlägt er ihn mit dem Pfeifenrohr (sehr entehrend), so muß er 15 Dukaten Strafe zahlen, auch kann ihn der Betroffene straflos töten. Dies muß aber unmittelbar auf die Beleidigung geschehen, sonst wird er als Verbrecher gestraft. Wer eines seiner Güter verkaufen will, muß zuvor seine Verwandten und

Nachbarn fragen, ob sie es zu dem geforderten Preise kaufen wollen; haben sie keine Lust dazu, so kann er es anderweit verkaufen, dies muß aber im Kaufvertrag ausdrücklich bemerkt werden, sonst ist der Kauf ungiltig. Söhne können sich von ihren Eltern bei Lebzeiten und ohne deren Bewilligung nicht trennen. Denn der Vater kann nach Gutdünken schon bei Lebzeiten sein Vermögen verteilen; stirbt er ohne Testament, so wird das Vermögen zu gleichen Teilen unter die Kinder verteilt, wobei aber der Witwe die lebenslängliche Nutznießung des Gesamtvermögens gesichert bleibt. Verheiratet sich ein Mädchen, so hat sie nur Anspruch auf die Mitgift, die ihr die Eltern freiwillig geben. Eine kinderlose Witwe genießt, so lange sie unverheiratet bleibt, das ganze Einkommen von dem Vermögen ihres Mannes, vermählt sie sich wieder, so erhält sie nur eine Rente von höchstens 10 Thalern. Stirbt der Vater, ohne Söhne zu hinterlassen, so erben die Töchter alles bis auf die Waffen, die der nächste männliche Verwandte erhält; hat der Vater aber Schwestern, so bekommen diese ein Drittel seines Nachlasses. Erhält ein junges Mädchen Güter als Mitgift und bleibt in der Ehe kinderlos, so fallen nach ihrem Tode ihre Güter an ihre Geschwister. Will sich jemand verheiraten, so muß er dies drei Tage vor der Hochzeit dem Ortsgeistlichen mitteilen, damit dieser das Mädchen um ihre Zustimmung frage. Verweigert sie diese, so darf der Geistliche nicht trauen, sonst wird er seines Amtes entsetzt. Nimmt jemand die Frau eines andern, oder entführt er ein Mädchen, das ihm nicht von dessen Eltern oder Verwandten verlobt worden ist, so wird er Landes verwiesen und sein Vermögen weggenommen. Vereinigt sich aber ein Mädchen aus eigner Wahl einem Manne, selbst gegen den Willen der Eltern, so kann ihr niemand etwas anhaben. Verführt ein Montenegriner ein Mädchen und will er sie dann nicht heiraten, so zahlt er ihr 150 Thaler zum Unterhalt des Kindes, und dieses tritt, nachdem es volljährig ist, in die Rechte der ehelich gebornen Kinder. Ueberrascht ein Montenegriner seine Frau beim Ehebruch so kann er sie und ihren Liebhaber töten; entflieht sie, so wird sie Landes verwiesen. Herrscht in der Ehe Unfrieden, so darf sich der Mann von der Frau trennen, doch dürfen beide Teile nicht wieder heiraten, und er muß für den Unterhalt der Frau Sorge tragen, giebt diese aber nach der Trennung Anlaß zu Ärgernis, so fällt die Versorgung weg. Ein auf der That ergriffener Dieb erhält Stockschläge, und zwar gebühren ihm für einen Waffendiebstahl hundert, für ein Pferd oder einen Ochsen fünfzig und für Hammel und kleinere Diebstähle zwanzig Prügel. Wird er zum drittenmal beim Diebstahl abgefaßt, so wird er erschossen; der, der ihn abfaßt, erhält zwanzig Thaler Belohnung. Ein Raubanfall auf fremdem Gebiete hingegen wird nicht als Diebstahl angesehen, nur wenn dem Staate dadurch diplomatische Schwierigkeiten erwachsen, wird der Anführer eines solchen Raubzuges mit Staatsgefängnis bis zu sechs Monaten gestraft, was aber als keine entehrende Strafe gilt. Jeder Flüchtling,

der montenegrinisches Gebiet betritt, ist unverletzlich, so lange er nach den Landesgesetzen lebt.

Ich will die Leser nicht länger mit Beispielen langweilen, ich habe nur die ausgesucht, durch die sich ein Einblick in den Volkscharakter gewinnen läßt, und ich kann versichern, daß der Einfluß dieser Gesetze auf jenes Naturvolk äußerst günstig war; seit Jahrzehnten hört man nichts von Ehebruch und Mord, und Diebstahl und Selbstmord gehören zu den größten Seltenheiten.

Montenegro ist ein armes Land, die nackten Felsen und der Mangel an Erdreich gestatten dem Ackerbau keine Entwicklung. Jahr für Jahr herrscht Hungersnot, der nur die russischen Geld- und Getreidesendungen abhelfen können. Durch diese Sendungen werden die Montenegriner freilich nach und nach zu Söldlingen Rußlands, für das sie bereitwillig ihr Blut in den Kämpfen gegen die Türkei und jetzt als politische Freischärler gegen Bulgarien und Österreich, vergießen. Als gefährliche Gegner einer disziplinirten und an Gebirgskrieg gewöhnten Armee kann ich mir die Montenegriner nicht vorstellen; ihre Hauptstärke besteht in nächtlichen Überfällen und in Ausnutzung des Geländes; da können sie dem arglosem Feinde im Handgemenge höchst verderblich werden. Noch haben sie bis jetzt keine Gelegenheit gehabt im offnen Felde einer regelmäßigen Armee die Stirn zu bieten; auch die Nachrichten von ihrer Treffsicherheit erachte ich für stark übertrieben. Als Nachbar habe ich mit diesem Völklein bei seinen Raubausflügen manchen Strauß zu bestehen gehabt (obwohl diese Scharmützel von Montenegro meist den herzegowinischen Überläufern in die Schuhe geschoben wurden). Verderbenbringend waren sie uns merkwürdigerweise nur auf weite Entfernung, wogegen bei einem wirklichen Nahkampfe die Gegner aus Unkenntnis ihrer eignen Gewehre meist zu hoch schossen.

Schließlich will ich noch einen Charakterzug der Montenegriner erwähnen: die Liebe zur Familie und zur Heimat gehört zu den Hauptmerkmalen des Volkes, namentlich ist es die Liebe zu Eltern und zu Geschwistern, die ihnen eigen ist. Den Verstorbenen beklagt nicht die Gattin, sondern Mutter und Schwester. Die Schwester schwört bei dem Namen ihres Bruders, der Bruder ist die Stütze seiner Schwester, sie ist seinem Schutze anvertraut, wehe dem, der ihre Ehre angreift! Hat die Schwester keine Eltern, so ist ihr der Bruder Vater und Mutter zugleich, sie würde nichts unternehmen, ohne den Bruder zu befragen; er wählt ihr einen Mann, überantwortet sie diesem, und selbst der verheirateten Schwester läßt der Bruder seinen Schutz und seine Liebe angedeihen. Dieser Charakterzug mag den Grund zu einer Einrichtung gegeben haben, die man außer in Serbien nirgendswo sonst antrifft und die im freien Montenegro allgemeine Verbreitung hat. Es ist die sogenannte Wahlverwandtschaft, Wahlbrüderschaft und Wahlschwesterschaft. Zwei einander fremde Menschen fassen den Entschluß, sich Bruder

und Schwester zu sein und durch den einfachen Spruch: Budi mi po bogu brat (sei mir Bruder in Gott) oder Budi mi po bogu sestra (sei mir Schwester in Gott) verbinden sie sich zu einem lebenslänglichen heiligen Bunde. Während die Wahlbruderschaft in ihren Äußerungen nichts andres als ein Freundesbündnis ist, erscheint uns der Bund zwischen einem Manne und einem Weibe, die Wahlschwesterschaft, ziemlich fremdartig. Der pobratim sorgt für seine posestrina genau so, als ob er ihr leiblicher Bruder wäre, er läßt ihr seine ganze Liebe und Fürsorge angedeihen, ohne sie je zum Weibe zu begehren, und selbst die nationale Kirche verbietet ihre Vereinigung.

Berichtigung. Infolge verspäteten Eintreffens der Korrektur sind in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes einige Druckfehler stehen geblieben. Seite 528 lies **Landeskenntnisse** statt **Handelskenntnisse**, S. 529 und S. 532 **Dobrnjak** statt **Dolanjak**, S. 530 3800 statt 1800, S. 531 **Begs** statt **Beys**.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gottfried Kellers Werke. Gottfried Keller hat im Sommer dieses Jahres seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und zugleich die erste Gesamtausgabe seiner poetischen Werke veröffentlicht. So weite Verbreitung und allgemeine Würdigung die Schöpfungen des deutsch-schweizerischen Dichters im letzten Jahrzehnt gewonnen haben, so ist doch zu hoffen, daß die zehn Bände der „Gesammelten Werke" (Berlin, Wilhelm Hertz) noch weit größern Kreisen des gebildeten deutschen Publikums die Augen über die Bedeutung und Eigenart des Dichters öffnen, die Meinung, die sich unter schweren Kämpfen und unglaublichen Widerständen gebildet hat, befestigen und vertiefen werden. Wir dürfen uns in der deutschen Litteratur der Gegenwart kaum einer Erscheinung rühmen, die an Ursprünglichkeit der Begabung, an Frische und Stärke namentlich des Humors mit Gottfried Keller verglichen werden kann, wir haben nur wenige Dichter und Schriftsteller aufzuweisen, die so künstlerisch ernst, so unbeirrt von dem Knabengeschrei nach Weltumwälzung und großen Epochen, so schöpferisch neu und doch in so gutem Einklang mit der großen Entwicklung unsrer Litteratur und ihren unvergänglichen Geistern ihren Pfad verfolgt haben. Selbst wo der höchste und strengste kritische Maßstab angelegt wird, muß man einräumen, daß der schweizerische Lyriker und Erzähler Einzelnes geschaffen habe, was dieses und das nächste Jahrhundert überdauern wird, ja erst bei einer völligen Wandlung der gegenwärtig gesprochnen und geschriebnen deutschen Sprache in den Hintergrund treten kann. Einer Begabung und künstlerischen Reife wie der Kellers wird keiner das Recht zur Sammlung ihrer Schöpfungen und Versuche absprechen; jeder wird mit uns wünschen, daß die Zahl der Genießenden

und Verstehenden sich durch die Gesamtausgabe wesentlich vergrößern möge. Und sicher wird die Vereinigung und der Vergleich der in einer langen Reihe von Jahren entstandenen Dichtungen zum Verständnis der eigentümlichen Phantasie und Gestaltungskraft Kellers um so mehr beitragen, als es sich in diesen zehn Bänden um eine nur mäßige Zahl von größern Arbeiten handelt. Neues, das heißt Ungedrucktes, bieten, ein paar schöne Gedichte ausgenommen, die auch in der letzten Gesamtausgabe der Gedichte noch fehlten, die gesammelten Werke nicht. Es handelt sich nur um die Gedichte, die übermütigen und doch so anmutigen sieben Legenden, um die beiden Romane „Der grüne Heinrich" und „Martin Salander," um die drei Novellensammlungen „Die Leute von Seldwyla," „Züricher Novellen" und „Das Sinngedicht." Aber Neues, das heißt Ungekanntes, noch nicht Erblicktes, noch nicht Empfundenes, wird jeder, auch der beste und mit Kellers Natur und Meisterschaft vertrauteste Leser in diesen zehn Bänden genug finden. Denn der Dichter der „Leute von Seldwyla" gehört nicht zu den Lyrikern und Erzählern, die beim zweiten und dritten Lesen ihrer Schöpfungen bis auf die letzte eigentümliche Wendung, bis auf den verstecktesten feinen Zug erschöpft sind. Vielmehr offenbart er bei wiederholtem Genuß immer neue Reize der Erfindung, der schalkhaft halb verborgenen Schilderung, des immer neuen Reichtums der Beobachtung, des Witzes, neue Tiefen des Gefühls, sprachliche Kühnheiten und Feinheiten, hinter denen das klare Antlitz des Dichters hervorblickt in all seiner Freude an dem guten Weltlauf, in der Lust an der bunten Mannichfaltigkeit des menschlichen Treibens. Keller wird von der jüngsten Kritikerschule ein „Optimist" genannt, zur Zeit seines Beginns wollte man die allzu herbe und derbe Wahrheit in seinen Dichtungen nicht ertragen. Jedenfalls ist es nie der „Optimismus der Niedertracht," der mit dem schlechtesten Bestehenden sein Einverständnis erklärt und die Härten oder Untiefen des Lebens hinweglеugnen will, der seiner Darstellung der Welt in Vergangenheit und Gegenwart zu Grunde liegt, es ist vielmehr die tiefe, echt dichterische Zuversicht, daß die Poesie ein Recht, ja eine Pflicht habe, jedes versöhnende lichte Element des Menschendaseins festzuhalten und weithin nachwirken zu lassen. Das heutige Publikum hat Grund genug, solchen Dichtern vor den sensationslustigen Darstellern, denen keine Grausamkeit der Natur und des Schicksals grausam genug ist, den Vorzug zu geben.

Mit einem andern Kenner des Dichters möchten wir angesichts der Sammlung der Kellerschen Werke wiederholen, daß auch auf kritische Naturen das Ineinanderspiel einer ursprünglichen poetischen Anschauung, die dem Leben mit der gläubigen Hoffnung auf immer neue Offenbarungen zugewendet ist, und einer bewußten künstlerischen Bildung, die die reine und klare Gestaltung dieser Offenbarungen sucht, bei unserm Dichter immer erst in zweiter Linie wirke. „In erster zieht der Dichter alle, die ihm nahen und die geringste Genußfähigkeit für den Zauber ganzen Lebens, den Reiz echter, nicht brutal aufdringlicher Natürlichkeit haben, in die Mannichfaltigkeit seiner Erfindung und Stimmung herein, gönnt uns in vollem Maße das glückselige Gefühl, daß Schicksale und Abenteuer, Leidenschaften und Stimmungen wahr und wahrhaftig erlebt sind, und läßt uns teilnehmen selbst an den flüchtigen Seitenblicken, die er auf die bloßen Wunderlichkeiten des Daseins wirft, und den leisen Träumen, in denen er Seelenregungen enthüllt, die keine feste Gestalt gewinnen können und doch auch zum Leben gehören. Ehe wir über seine künstlerischen Mittel, über die wundersame Abstufung von Licht und Schatten in seinen Gebilden nachzudenken beginnen, sind wir schon ganz im Banne dieser Welt. Der Dichter des »Grünen Heinrich,« der »Leute von Seldwyla« und des »Martin Salander« wäre der letzte, der die Natur unterschätzen, die Natürlichkeit verleugnen möchte.

Gleichwohl hat er mit der unter dem Feldgeschrei »Natur« verkündeten Unnatürlichkeit, die von der ganzen Fülle der Welt- und Menschheitserscheinungen nur noch das Abnorme, Häßliche, Widrige, Verkommene und Verkümmerte sehen kann, nichts zu schaffen; Kellers poetischer Realismus kommt allen Tüchtigen, Lebenverheißenden, Schönen und Anmutigen auf mehr als halbem Wege entgegen."

Wie die Dinge einmal sind, ist alles, was wir hier in des Dichters gesammelten Werken aufs neue froh gewahr werden und an ihnen rühmen, erst langsam aus einer kleinen Gemeinde in einen größern Kreis von Empfänglichen gedrungen. Die Schicksale der Kellerschen Erzählungen, die heute ihren Platz bei den bleibenden Schätzen der deutschen Litteratur haben und ihrer Zeit unter die alltäglichste leichte Unterhaltungslitteratur gesetzt wurden, gegen deren Empfehlung sich der platte Hausverstand und die klägliche Gewöhnung an falsches Pathos und unechten Schwung setzten, gehören zu den zahlreichen Schöpfungen, bei denen noch niemand enträtselt hat, was vorgehen mußte, vorgegangen ist, um plötzlich die Empfänglichkeit für sie, die Lust an ihnen zu erwecken. Wer giebt den Schlüssel zu dieser Wandlung des Publikums, wer sagt uns, unter welchen Umständen die Seelen, die Augen und Ohren für Kellers Novellen geöffnet, unter welchen geheimnisvollen Zeichen man endlich die anfänglich so standhaft geleugneten Vorzüge und höchsten Reize dieser wie andrer Phantasieschöpfungen empfunden hat? Gewisse moderne Litterarhistoriker suchen die Erklärung für die Umbildungen des Geschmacks in der Geschichte der Kritik. Das ist etwas, aber lange nicht alles, und die Untersuchung über die Gründe des augenblicklichen wie des langsamen und späten Erfolgs soll noch angestellt und geschrieben werden. Wer in seiner Jugend oft genug Tadel geerntet hat, weil er die „Leute von Seldwyla" als ein gutes Buch gepriesen, und jetzt den fröhlichen Eifer erlebt, mit dem die Werke des neuesten Klassikers, Gottfried Kellers Werke, der Familienbibliothek einverleibt werden, der kann bei aller Genugthuung hierüber doch ein wenig nachdenklich werden. Die Grenzboten dürfen sich rühmen, daß sie Kellers großes Talent vom Beginn an mit Anteil begrüßt, daß sie seit einer langen Reihe von Jahren immer wieder auf die Gesundheit, die Kraftfülle, den sonnigen Humor und die lichte Anmut, die tiefe Empfindung wie den künstlerischen Ernst in den Dichtungen des Züricher Meisters hingewiesen haben. Ihren Lesern brauchen sie die schöne Sammlung dieser Werke (die mit einem für eine große Medaille gezeichneten vorzüglichen Bilde des Dichters von Arnold Böcklin geziert ist) nicht erst zu empfehlen, es genügt auf ihr Erscheinen hinzuweisen. Dem Dichter aber wünschen wir, daß er viel Freude an dieser Ernte eines echten Künstlerlebens empfinde, und uns, daß den zehn Bänden der Ausgabe noch einer oder der andre sich anreihe, der den alten Zauber in alter Frische entfalte.

Nochmals unsre Studenten. (1. Aus Leipzig.) Indem ich Ihnen für die in Ihrem geschätzten Blatte veröffentlichten Aufsätze über das heutige Studententum meinen Dank sage, erlaube ich mir, noch einige Worte über den Weg, auf dem diesen Auswüchsen entgegengetreten werden kann, hinzuzufügen.

Die Ursache des krankhaften Zustandes wird von Ihnen richtig in der einseitigen Bildung der Studenten erkannt. Unter den Studenten, die sich eine allgemeine Bildung aneignen müssen, weil sie ihnen durch die Prüfungsordnung des Staatsexamens vorgeschrieben ist, unter den Kandidaten des höhern Schulamts, trifft man in der That das Schniepeltum am wenigsten. Von ihnen allein wird wirklich das Studium der Philosophie verlangt, sie allein haben sich im Staats-

examen über philosophische Kenntnisse auszuweisen. Den Theologen ist, soviel mir bekannt ist, zwar das gleiche vorgeschrieben, aber in den beteiligten Kreisen weiß jeder, daß sie eine Vorlesung über Philosophie nur belegen, niemals hören, da sie thatsächlich in diesem Fache nie geprüft werden. Ihre Unwissenheit in philosophischen Dingen ist daher geradezu erstaunlich. Die Juristen und Mediziner kennen selbst Kant meist nur dem Namen nach. Aber selbst in den Kreisen der Schulamtskandidaten wird das Studium der Philosophie nicht so tief betrieben, als es sein sollte. Meist hören sie nur eine Vorlesung über Logik und eine über die Geschichte der Philosophie. Selten kommt einer zum Studium eines Quellenwerkes. Psychologie, Psychophysik, Erkenntnistheorie werden nur von wenigen gründlich getrieben. Diese wenigen sind dann meist Mathematiker oder Naturwissenschafter. Fragt man bei Philologen nach, warum sie Wundts psychologische Vorlesungen nicht hören, so erhält man gewöhnlich zur Antwort, ihre naturwissenschaftliche Bildung sei zu gering, um sie verstehen zu können. Ist es nicht im höchsten Grade beklagenswert, wenn einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart von seinen Landsleuten nicht verstanden wird, während andre Nationen, wie die Franzosen und Russen, seine Bedeutung nicht genug schätzen können?

Die einseitige Schulbildung ist es, die unsrer Jugend das Verständnis für die Gegenwart benimmt und sie zu verächtlichem Dünkeltum erzieht. Auf unsern höhern Schulen, die Realgymnasien nicht ausgeschlossen, wird so wenig Naturwissenschaft getrieben, daß der Abiturient die Fragen der neuern Philosophie gar nicht zu fassen vermag. (Als vor einiger Zeit das „Problem der Materie“ von Abendroth erschien, hörte ich von studirten Leuten, die ich auf das Werk aufmerksam machte, fragen, was denn das für ein Problem wäre!) Der Lehrplan der sächsischen Gymnasien weist naturwissenschaftlichen Unterricht nur bis Obertertia auf und hier nur noch mit einer Stunde wöchentlich. Von da an wird zwar Physik gelehrt, aber die sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften nicht mehr, und doch wäre es sehr notwendig, daß die in den untern Klassen gewonnenen Ergebnisse des Anschauungsunterrichts vergeistigt und zu einem einheitlichen Bilde verwebt würden. Zwei Stunden wöchentlich würden dazu genügen, die bei Beseitigung des selbst von den meisten Philologen als unnütz erkannten lateinischen Aufsatzes ohne Vermehrung der Gesamtstunden angesetzt werden könnten. Wenn die Schüler erst ein Verständnis für die naturwissenschaftlichen Thatsachen und Erscheinungen erlangt haben, werden sie auf der Universität auch den philosophischen Fragen das richtige Interesse entgegenbringen, und da die Anschauungen einer Zeit alle in der herrschenden Philosophie wurzeln, werden sie das Interesse auf alle Erscheinungen der Zeit, auf die der Wissenschaften, der Kunst, der Politik, übertragen.

Der mangelhafte Lehrplan der Schulen trägt aber nur einen Teil der Schuld, der andre fällt auf die Gesellschaft und die Regierung. In Ihrem Aufsatze werden die Auswüchse im Studentenleben zurückgeführt auf die in den Studentenkreisen herrschende Vorstellung, daß die Mitglieder eines Korps in ihrem spätern Leben die Protektion ihrer alten Herren genießen und auf diese Weise rasch zu Stellen und Titeln kommen. Eine solche Vorstellung kann sich aber doch nur festsetzen, wenn ihr Thatsachen zu Grunde liegen. In der That ist die Tüchtigkeit im Beruf nicht die ausschlaggebende Eigenschaft bei Anstellung und Beförderung durch den Staat. In den beteiligten Kreisen ist es ein öffentliches Geheimnis, daß der junge Mann auch nach seiner politischen Stellung gewürdigt wird. Die Korps gelten aber als die Pflegstätte eines streng konservativen Geistes, seine Mitglieder sind von vornherein von dem Verdachte selbständiger Entschließungen im politischen Leben

frei. Kein Wunder, wenn andre außerhalb der Verbindungen stehende Studenten jene nachahmen, so gut es geht, damit sie derselben Vorteile teilhaftig werden, die jene genießen.

Die Gesellschaft schließt sich dem Vorgehen des Staates an. Jene sind nun umworben und werden von allen auf den Händen getragen, die andern werden meist ausgeschlossen. Ein verhängnisvolles Vorgehen! Als ob ein junger Mensch von 25 Jahren eine abgeschlossene politische Meinung hätte! Gerade zu dieser Zeit, wo er politisch selbständig wird von Gesetzes wegen, wo er sich der Verantwortlichkeit seines politischen Denkens und Handelns erst bewußt wird, wird er Belehrungen und Vorstellungen am dankbarsten hinnehmen und sie zu beherzigen suchen. Erst jetzt, wo er herausgerissen wird aus der Sorglosigkeit des Studentenlebens, wo er zu ahnen beginnt, was das Leben bedeutet, wo er die Bedingungen und Gesetze des Einzellebens allmählich erkennt, wird er sich eine bleibende Anschauung von den Bedingungen und Gesetzen des Lebens eines ganzen Volkes bilden. Jemanden verurteilen ist leicht, ihn erziehen freilich ist schwer.

* * *

(2. Aus Heidelberg.) Vielleicht interessirt es, über den Streit, ob die „Reserveoffiziere" die einfachen Sitten verschrauben, den Streit, der sich auch in der Täglichen Rundschau fortsetzt und ihr einen bittern militärischen Kämpfer erweckte, auch die Stimme eines Süddeutschen zu hören, der schon vor 45 Jahren „studirt" und — beobachtet hat.

Damals war nur ein (norddeutsches) Korps Träger gezierten, junkerhaften Gebarens mit sehr viel Überhebung und (trotz Glacees) innerer Roheit, deren gelegentliches Zutagetreten jetzt kaum glaubhafte Erscheinungen zeigte. Die andern Studenten waren nicht solche Rüpel, wie der Kölner Militär sich einbildet, hatten schlichte, joviale Sitten, allgemein humane Interessen und Fühlung mit dem jungen Bürgerstande. Daß auch „Turnsimpelei" und Überschwang der Sängerei einzeln vorkam, ist natürlich.

Wie steht es aber jetzt? Durch die rasche Zunahme des Wohlstandes, ja Reichtums bildete sich eine große, neue Schicht von Familien, denen feinere, innere Bildung nicht vererbt war. Sie kamen in die Lage, ihre Söhne zu der so leicht verschraubenden Gymnasialbildung, zur „Freiwilligen"-Stellung, zur Universität (wir sagen absichtlich nicht „zum Studium") gelangen zu lassen. Und unter diesen Söhnen zeichnen sich nun durch Überhebung und Enge des Wissens und Bildungshorizontes noch viele solche aus, die sich schon auf der Schule zu dem leichtesten, auch in der Praxis durch Protektion (der Korpsbrüder z. B.!) förderſamsten, dem Rechtsfach „entschlossen." Man absolvirt die formale Schulung in den alten Sprachen, macht in sechs bis sieben fidelen Semestern den „Freiwilligen," begiebt sich in die Schnellpresse „zum Zweck des bessern Examens" und wird „ein gemachter Staatsbeamter." Durch alle diese Jahre fehlten dem „hoffnungsvollen" Herrn Sohne nie die Mittel, den reichen Genüssen des Lebens und der lieben Eitelkeit zu fröhnen, fern blieb die bändigende Erfahrung, was es heißt, Geld verdienen, fern lag die Rücksicht auf die Mittel der Eltern, ja oft hörte man die Ansicht: „Mein Alter ist mir bei meiner Stellung und Bildung diese Opfer schuldig!"

So tritt der junge Herr von heute mit einem tüchtigen Stück Größenwahn auf; und diese stets wachsende Schar der „goldnen Jugend" alten und neuen Stammes steigert sich gegenseitig in der Selbstschätzung und Genußsucht, und wenn

sie sich nur bloß durch Verzerrung lächerlich machte! sie verliert stets mehr den doch einzig idealen Gedanken an ihre freiwillige Pflicht gegen Vaterland und Menschheit und wird zu berechnenden Strebern.

Nicht also die Einrichtungen bis zum Reserveoffizier (bei uns ist auch der Leutnant ein sehr geachteter Mann, wenn er tüchtig ist), sondern ganz andre Ursachen tragen die Hauptschuld, daß sich eine ganze Klasse verzogner und verbildeter junger Herren im deutschen Volke breit macht.

Der Mann im Mond-Kalender. Geehrter Herr Redakteur! Gestern schickte mir mein Buchhändler ein neues Buch von etwas ungewöhnlicher Gestalt. Bei dem Anblick des Titels „Mann im Mond-Kalender" rief ich aus: Na endlich! Denn es hatte mich schon lange gewurmt, daß, da doch Tausende Kalender machen, gerade der dazu am meisten berufene hartnäckiges Schweigen bewahrte. Daß er über die Zeitrechnung mehr zu sagen weiß, als irgend ein andrer, das ist ihm, glaub ich, noch niemals bestritten worden, und nun hat man ihn auch als Wettermacher wieder in seine uralten Rechte eingesetzt. Dazu ist er in der Lage, was man so den Weltlauf im allgemeinen und im besondern nennt, von einem höhern Gesichtspunkt aus zu betrachten, als Kavaliers- und Vogelperspektive sind, während in der Kalender- und andrer Litteratur die Froschperspektive an der Tagesordnung ist (demgemäß auch das laute Gequake). Ich las also erwartungsvoll darauf los und muß sagen, daß meine Erwartungen nicht getäuscht worden sind. Wie aber zufällig mein Blick noch einmal auf den Titel fiel, las ich zu meiner Ueberraschung „Zweiter Jahrgang." Darnach läßt sich vermuten, daß der Mann im Monde schon für 1889 einen Kalender gemacht hat, und von dem müßten doch die Zeitschriften berichtet haben, z. B. die Grenzboten. Nun schmeichle ich mir, zu den gewissenhaftesten Lesern Ihrer Wochenschrift zu gehören, kann mich aber durchaus nicht erinnern, über diese „epochemachende Erscheinung" etwas darin gefunden zu haben. Auch in dem Inhaltsverzeichnis für 1888 keine Spur! Wie geht das zu? Meinen Sie etwa, weil der Mond so stille durch die Abendwolken hingeht, dürfe man nicht laut von ihm reden? Das ist er lange genug gewohnt. Oder haben Sie gedacht, was ein so kluger und weitblickender Mann spricht, das müsse ohnehin aufmerksame Hörer genug finden? Als Redakteur sollten Sie die Welt besser kennen. Jetzt läßt sich die Versäumnis vom vergangnen Jahr allerdings nicht mehr ungeschehen machen; aber eine umso dringendere Pflicht der Grenzboten ist es wohl, ihren Lesern zu sagen, was für eine Bewandtnis es mit dem neuen Kalender hat.

Mir für meine Person gefällt besonders, daß der alte Herr da droben ein so gemütliches Haus ist. Geschichten erzählen, ja, das thun alle alten Leute gern, wenn sie auch weniger erlebt haben als er. Aber es muß ein Kern in den Geschichten sein, wie in denen, die Franklin und Abraham Lincoln erzählten. Und an diese erinnern mich manche des Mannes im Mond — was natürlich ein Kompliment für die Amerikaner ist. Dazu gehört, daß man sich hat den Wind um die Nase gehen lassen, was bei dem Mondmann gewiß zutrifft, und daß man die Augen und Ohren offen hält. Von der Stadt der vollkommnen Leute wußten wir wohl, daß die Sozialdemokraten sie bauen wollten; nun erfahren wir, daß sie schon vorhanden ist, aber ein betrübendes Schicksal gehabt hat. Über die Nachricht habe ich Thränen vergossen; erzählen Sie es nicht weiter! Ich bin einmal leicht zu rühren. Ach ja, das Schöne blüht nur im Gesang. Dafür haben mir die größte Freude die Mitteilungen über die neuesten Triumphe der Wissenschaft ge-

macht, die ungefährlichen Zündhölzer und die dreitägige Tinte. Die werden sich die Querschreiber zu nutze machen! Doch, unter uns, alles glaube ich dem guten Manne nicht, wenigstens die Benutzung des Walfisches als Passagierboot ist mir noch nicht klar. Sollte sich der Mond etwa aufs Flunkern verlegen?

Ein Schalk ist er, das wissen wir längst. Das schiefe Gesicht, das er einmal dem Minister Mühler gezogen hat, steht ja aktenmäßig fest. Und ich muß immer lachen, wenn er mit den Professoren, die ihn nicht als Wettermacher gelten lassen wollen, seinen Schabernack treibt. Er sagt z. B. ganz ehrbar: Am 12. August will ich mir eine Unterhaltung machen. An einigen Stellen soll die Erde beben, und wo die Verhältnisse dazu ungeeignet sind, wird es stürmen, daß die Haare davonfliegen. Dann heißt es: Was nimmt sich der alte Narr heraus! Ist kein Professor, nicht einmal Privatdozent, ist nicht promovirt, gar nicht einmal inskribirt gewesen, und will von der Meteorologie mehr verstehen als wir! Gut, wartet nur, denkt der Mond. Und nun läßt er am 12. August die Sonne scheinen, sodaß die Professoren gleich am frühen Morgen anfangen zu höhnen. Aber er wartet nur, bis sie hübsch weit von zu Hause im Grünen sitzen oder eine Wasserfahrt machen, und dann gehts los. Belehren lassen sich natürlich die Herren durch ihren Schnupfen nicht, ein Professor, besonders wenn er freisinnig ist, wird doch nicht seine Überzeugung ändern. Indessen hat der Mond seinen Spaß davon.

Gar nicht einverstanden bin ich jedoch mit der Veröffentlichung des Rezepts zu einem führenden Schriftsteller. Jetzt werden wir in dem Stande wie in allen übrigen eine solche Überfüllung bekommen, daß es nötig werden wird, Romane und Schauspiele auf Staatskosten machen zu lassen. Der Mond kann darüber lachen, der braucht sie nicht zu lesen, zahlt auch keine Steuern, aber unsereins ist ohnehin geplagt genug.

Sie können von Glück sagen, daß mein Briefbogen zu Ende geht, sonst würde ich Ihnen noch allerlei erzählen, was mir bei dem Kalenderlesen eingefallen ist. Treiben Sie keinen Mißbrauch mit meinem Geschreibsel, thun Sie nur Ihre Schuldigkeit, damit in ganz Deutschland und den Kolonien wieder einmal das schöne Lied angestimmt wird: „Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!“



Litteratur

Aus Geschichte und Kunst des Christentums. Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder von Dr. Adolf Hasenclever, Pastor in Braunschweig. Erste Reihe. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1890

Es sind das sechs Abhandlungen, zum Teil aus Vorträgen entstanden; die ersten drei, die sich mehr der Geschichte zuwenden, haben die Überschriften: 1) Warum hat der römische Staat die Christen verfolgt? 2) Die letzte Reaktion

der antiken Welt unter Julianus dem Abtrünnigen; 3) Paulus und Petrus in Rom. Die letzten drei sind überschrieben: 4) Altchristliche Inschriften; 5) Die Stellung der alten Christen zur Kunst; 6) Gottesdienst und Kunst. Der Verfasser ist als Kenner der altchristlichen Kunst in der Litteratur bekannt. Die beiden letzten Abhandlungen wollen offenbar die Hinwendung zur Kunst, wie wir sie jetzt in protestantischen Kreisen gewahren, durch das Beispiel der Alten stärken. Eine eindringliche, auf eigner Anschauung beruhende Kenntnis des christlichen Altertums, wie sie der Verfasser besitzt, ist immer anziehend. Sonst findet sich nicht gerade viel neues in dem Buche. Der Druckfehler sind weit mehr, als das Verzeichnis sie nachweist. Auch findet sich dreimal die Wortverbindung: zeigen von etwas statt zeugen von etwas, ein Fehler, dem man in Zeitungen oft begegnet.

Es war einmal. Märchen von Rudolf Baumbach. Leipzig. A. G. Liebeskind, 1889

Es giebt Leute, die neuerdings etwas geringschätzig von Baumbach reden, und es ist ja richtig: etwas neues bringt er nicht, es ist immer wieder dasselbe. Aber das thut ja bekanntlich die Nachtigall auch, wenn sie im Frühling wiederkehrt; „was neues hat sie nicht gelernt, singt alte, liebe Lieder.“ Thut man einem Dichter nicht Unrecht, wenn man ihm sagt: Du solltest einmal das und das machen? Man mag ihn doch machen lassen, was er will. Baumbach ist sich des Umfanges seiner Begabung gewiß sehr wohl bewußt, im Märchen und in der kleinen poetischen Erzählung liegt seine Stärke, einen Roman zu schreiben, etwa gar einen Roman aus der Gegenwart, liegt ihm ganz fern. Auch das vorliegende neue Bändchen zeigt keine neuen Seiten. Es enthält eine Mandel hübscher Märchen, wie ihrer Baumbach schon mehr erzählt hat. Ob alles darin eigne Erfindung ist — wie in dem kleinen Bierzeitungsscherz „Nicotiana“ — oder ob allerhand ältere Motive glücklich hinein verwoben sind, ist gleichgiltig, wenn sie nur aus einem Guß sind, eine zierliche Spitze haben und graziös erzählt sind. Und das sind die meisten auch in dem vorliegenden Bändchen.

Baumbach verwendet viel Fleiß auch auf die Sprache seiner Märchen. Einen traulich altertümelnden Ton zu treffen, thut er aber doch vielleicht manchmal zu viel des Guten. Aber auch Fehler finden sich. S. 150 steht: aufs Gradewohl. So etwas nicht durchzulassen, wäre Sache des Hauskorrektors gewesen — es heißt: aufs Geratewohl.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Das Deutsche in Elsaß-Lothringen

Nachdem seit der Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem deutschen Reiche beinahe zwei Jahrzehnte verflossen sind, wird man die Berechtigung zu der Frage: Welche Fortschritte hat das Deutsche in dem französischen Sprachgebiete Elsaß-Lothringens gemacht? gewiß nicht bestreiten. Ebenso wenig wird man bei der großen Wichtigkeit, die der Sprachenfrage in Bezug auf die politische und volkswirtschaftliche Entwicklung der betreffenden Landesteile zukommt, leugnen, daß eine möglichst eingehende Beantwortung dieser Frage von hervorragendem nicht bloß wissenschaftlichem, sondern namentlich auch praktischem Interesse ist. Aber die Schwierigkeit der Beantwortung beginnt schon, wenn es sich darum handelt, festzustellen, wie groß die Zahl der nur französisch sprechenden Personen war, als Elsaß-Lothringen in deutschen Besitz überging. Da nämlich die aus französischer Zeit überlieferten Angaben über das Zahlenverhältnis der deutsch redenden Einwohner zu den französisch sprechenden nichts weiter waren als willkürliche Schätzungen, die keinen Anspruch auch nur auf annähernde Richtigkeit hatten, so begannen deutscherseits amtliche Erhebungen über diesen Punkt schon im September 1870. Die dabei gewonnenen Ergebnisse wurden sodann der fachmännischen Beurteilung des Professors Dr. Kiepert und des Regierungsrates Böckh in Berlin unterbreitet und als Grundlage für das Gesetz vom 31. März 1872, die amtliche Geschäftssprache betreffend, verwendet. Diese vorläufigen Berichte lieferten jedoch auch vielfach falsche Ergebnisse, einerseits weil es in der ersten Zeit an zuverlässigen, mit der Bevölkerung genügend bekannten Personen fehlte, anderseits weil sich damals allgemein die Ansicht verbreitet hatte, es handle sich um die Gewinnung von statistischem Material zur Entscheidung der Frage, welche Gebiete an Deutschland abgetreten werden

sollten. Erst 1878 war es möglich, auf Grund der inzwischen gesammelten Erfahrungen endgiltige, die Fehler der frühern Ermittlungen berichtigende Erhebungen anzustellen. Aber auch da mußte auf eine völlig genaue Zählung Verzicht geleistet werden, da mit Sicherheit anzunehmen war, daß auch in den Landesteilen, in denen das Deutsche ohne allen Zweifel die allgemeine Volkssprache ist, eine große Anzahl von französisch redenden Personen angegeben worden wäre. Die Ermittlung des Zahlenverhältnisses wurde nun in der Weise bewirkt, daß man die Einwohner der Gemeinden, in denen ausschließlich deutsch oder ausschließlich französisch gesprochen wird, für sich berechnete und die übrigen Gemeinden, in denen man beide Sprachen spricht, als „sprachlich gemischt“ bezeichnete. Dadurch, daß man dann die eine Hälfte der Einwohner der letztern Gemeinden als deutsch, die andre als französisch redend annahm, ließ sich ein allerdings nur annähernd richtiges Ergebnis gewinnen.

Bei diesem summarischen Verfahren hat sich nun ergeben, daß 77,30 Prozent der reichsländischen Bevölkerung dem rein deutschen Sprachgebiet angehören, während nur 12,12 Prozent ausschließlich französisch sprechen und 10,49 Prozent in dem Gebiete wohnen, wo beide Sprachen neben einander gebraucht werden. Nach Bezirken verteilt, zählt Unterelsaß 4,09 Prozent französisch sprechende Personen, die in 5 Gemeinden des Kreises Schlettstadt und in 22 Gemeinden des Kreises Molsheim leben; Oberelsaß hat nur 3,71 Prozent ausschließlich französisch redende und 17,58 Prozent gemischte Bevölkerung; in Lothringen macht die französisch redende Bevölkerung 30,37, die dem gemischten Sprachgebiet angehörige 16,38 Prozent aus. Im ganzen zählte das Reichsland im Jahre 1875 181737 nur französisch redende Bewohner in 385 Gemeinden, 157269 Personen innerhalb des sprachlich gemischten Gebietes in 86 Gemeinden und 1160015 nur deutsch redende Personen in 370 Gemeinden. Unterelsaß weist 27 rein französische Gemeinden mit 23940, Oberelsaß 17 solcher Gemeinden mit 16617 und Lothringen 341 Gemeinden mit 141179 nur französisch sprechenden Bewohnern auf. Ferner hat Unterelsaß 2 sprachlich gemischte Gemeinden mit 2268 Einwohnern, Oberelsaß 43 Gemeinden mit 78866 Einwohnern und Lothringen 41 Gemeinden mit 76135 Einwohnern.

Wenn man von diesen Ziffern ausgehend die Fortschritte feststellen will, die das Deutsche innerhalb des französischen Sprachgebietes inzwischen gemacht hat, so wird man von dem erwachsenen Teile der Bevölkerung, der von der deutschen Schule unberührt geblieben ist, füglich absehen können, besonders soweit es sich um die Landbevölkerung handelt. Diese hat keine Gelegenheit zum Deutschlernen und bei ihrer Abgeschlossenheit vom Verkehr — jedes Dorf bildet sozusagen eine Welt für sich — und bei dem Umstande, daß alle Anordnungen der Behörden gleichzeitig auch in französischer Sprache erlassen werden, auch keine Nötigung dazu. Rechnet man noch die Abneigung gegen alles Neue dazu, wozu noch die politische Abneigung gegen Deutschland

kommt, so ist es erklärlich, daß das Deutsche keinen nennenswerten Fortschritt aufzuweisen hat. Der Pfarrer predigt und unterrichtet nur französisch, der Gemeinderat verhandelt nur in dieser Sprache, der Gemeindediener hat zwar seine früher blau-weiß-rote Gemeindetrommel mit den deutschen Farben versehen — es ist das so ziemlich das Einzige, was daran erinnert, daß man sich in einem deutschen Dorfe befindet —, ruft aber seine Bekanntmachungen in französischer Sprache aus. Der Bürgermeister schreibt an den Kreisdirektor nur französisch. Die wenigen in das Dorf kommenden Beamten sind alle des Französischen mächtig; muß ein solcher Beamter auf dem Dorfe wohnen, so verwelschen sogar seine Kinder in der französischen Umgebung in wenigen Jahren. Bei dieser Sachlage braucht man sich nicht zu wundern, daß es noch zahlreiche Dörfer giebt, namentlich in den durch ihre Lage und ihre Verkehrsverbindungen auf das französische Hinterland angewiesenen Gegenden, wo vielleicht mit Ausnahme des Lehrers keine in mittlern oder höhern Jahren stehende Person vorhanden ist, mit der man ein deutsches Gespräch führen könnte.

Etwas günstiger liegt die Sache in den Städten und Städtchen des französischen Sprachgebietes. Neben den deutschen Beamten hat hier eine starke Einwanderung deutscher Geschäftsleute stattgefunden. Durch die tägliche Berührung mit den deutschen Elementen, sodann hauptsächlich unter dem Zwange der geschäftlichen Mitbewerbung und mit Rücksicht auf die deutsche Kundschaft haben alle Geschäftsinhaber und ihr Personal sich so viel Deutsch angeeignet, daß sie sich zur Not darin ausdrücken können. So dürfte es z. B. in Metz zur Zeit kaum mehr ein Geschäftslokal geben, wo ein Deutscher, der nur seiner Muttersprache mächtig ist, bei seinen Einkäufen in Verlegenheit kommen könnte. Im großen und ganzen wird das aber bezüglich der Ausbreitung des Deutschen nicht besonders ins Gewicht fallen können, da sich bei den Erwachsenen die Kenntnis dieser Sprache natürlich nur auf einen sehr kleinen Ideenkreis beschränkt.

Das Hauptmittel neben der Militärpflicht wird bei der Ausbreitung des Deutschen immer die Schule bilden, und wenn wir prüfen wollen, inwieweit das Deutsche Fortschritte gemacht hat, so werden wir uns an das heranwachsende Geschlecht wenden müssen, das seine ganze oder doch beinahe sein ganze sieben- oder achtjährige Schulzeit in der nach deutschem Muster umgewandelten Volksschule zugebracht hat. Wir haben es dabei mit den jungen Leuten beider Geschlechter von 14 bis zu 25 Jahren, zum Teil auch mit den zur Zeit noch in schulpflichtigem Alter stehenden Kindern zu thun.

Zunächst richtete ich die im Eingange dieses Aufsatzes stehende Frage an einen höhern Schulbeamten und erhielt von ihm die Antwort: „Das Deutsche hat ganz entschiedne Fortschritte gemacht; sehen Sie diese Verordnung, wonach in einem großen Teile der Schulen im französischen Sprachgebiete von den 30 Wochenstunden 26, in den übrigen wenigstens 15 bis 18 Stunden in den

Dienst des Deutschen gestellt worden sind! Es giebt kaum mehr eine Schule, in der gar kein Deutsch getrieben würde. Nachdem die alten, unbrauchbaren Lehrkräfte beseitigt worden sind, werden zur Zeit nur noch ausnahmsweise Kinder die Schule verlassen, ohne einen mehr oder weniger genügenden Schatz von deutschen Kenntnissen — Lesen, Schreiben und auch Sprechen — mit ins Leben hinauszunehmen. Wenige Jahrzehnte noch, und es werden in den heute noch rein französischen Gegenden von dem unter der deutschen Verwaltung aufgewachsenen Geschlecht beide Sprachen neben einander verstanden und angewandt werden."

Dieselbe Frage, ob die Fortschritte des Deutschen sich bemerklich machten, richtete ich dann an verschiedne Offiziere, die bei der Ausbildung der reichsländischen Rekruten beschäftigt sind, und erhielt folgenden Bescheid: „Es ist nichts geschehen für das Deutsche. Die Rekruten aus dem französischen Sprachgebiete können zwar neuerdings zum Teil etwas deutsch schreiben und lesen und werden deshalb als mit »deutscher Schulbildung« ausgestattet bezeichnet. Aber sie können meist nicht einen Satz ordentlich deutsch sprechen; das lernen sie erst von ihren Kameraden und im Kasernenunterricht. Bei der Garde hat man es sogar für notwendig gehalten, Geldpreise für solche Elsaß-Lothringer, die gute Fortschritte im Deutschen machen, auszusetzen. Daß die Ausbildung der nur französisch sprechenden Rekruten ganz besondre Schwierigkeiten macht und auch an die Leute selbst ganz besondre Anforderungen stellt, liegt auf der Hand."

Ähnlich ungünstig lautete das Urteil eines seit vielen Jahren im französischen Sprachgebiet angestellten Amtsrichters. Er sagte mir: „Die ersten fünfzehn Jahre sind für Verbreitung des Deutschen als verloren anzusehen: wie vor einem Jahrzehnt, muß ich mit den Zeugen oder Angeklagten, die acht Jahre lang in die deutsche Schule gegangen sind, französisch oder im Patois reden. Auf deutsche Fragen bringe ich in der Regel nur einzelne abgebrochene Wörter heraus. Wenn nicht Wandel geschaffen wird, sind wir in einem halben Jahrhundert gerade noch so weit wie zu Anfang der siebziger Jahre."

Ein einheimischer, beider Sprachen mächtiger Geistlicher meinte: „Die jungen Leute können nur ihr Patois geläufig sprechen, das sie von ihren Eltern lernen und das ein paar Stunden von hier kein Mensch mehr versteht. Zu französischer Zeit haben sie wenigstens noch das mit dem Patois verwandte Französisch gelernt. Seit sie auch noch Deutsch, also drei verschiedne Sprachen treiben müssen, lernen sie keine einzige mehr richtig. Wenn das so fortgeht, so muß ich zuletzt in der Predigt und im Katechismus mich des Patois bedienen, um mich verständlich zu machen."

Um mir Klarheit in der Sache zu verschaffen, beschloß ich eine Wanderung durch das französische Sprachgebiet Lothringens zu unternehmen. Von Ort zu Ort gehend besuchte ich dabei eine größere Anzahl von Gemeinden in

den Kreisen Metz, Bolchen, Diedenhofen, Forbach, Saarburg und ganz besonders Chateau-Salins. Beiläufig bemerkt, bietet dieses der Touristenwelt mit wenigen Ausnahmen so gut wie unbekannte Gebiet nicht bloß landschaftlich überraschend schöne Partieen, sondern auch reiche Gelegenheit zu Studien über Volkscharakter und eigentümliche Sitten und Gebräuche. Auch der Altertumsfreund, der Sammler alter Volkslieder, Sagen und Märchen, findet hier für seinen Zweck jungfräulichen, wenigstens von deutschen Forschern noch unberührten Boden. Dem Zwecke meiner Wanderung entsprechend teilte ich das französische Sprachgebiet in zwei Zonen, nämlich in den an das deutsche Gebiet angrenzenden Gürtel und in die mehr einwärts auf das französische Hinterland gestützten Landesteile. Bei Bereisung der Grenzzone, die in erster Linie für das deutsche Sprachgebiet zurückzuerobern ist, stützte ich mich auf die von Constant This in seinem Werkchen „Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen“ enthaltenen Angaben. Überall suchte ich zunächst Fühlung mit der Schule und solchen Personen, die mir für meinen Zweck wirklich Dienste leisten konnten. Das Hauptgewicht legte ich aber darauf, möglichst zahlreiche junge Leute und zwar sowohl solche, die noch in die Schule gingen oder sie vor kurzem verlassen hatten, als auch solche, die schon seit einer Reihe von Jahren aus der Schule entlassen waren, gesprächsweise auf ihre Kenntnisse im Deutschen zu prüfen. Die nachstehenden Urteile beruhen daher fast ausschließlich auf eignen Beobachtungen und Wahrnehmungen an Ort und Stelle.

In den von mir besuchten Gemeinden der an das deutsche Sprachgebiet grenzenden Zone werden jetzt in den Elementarschulen fast durchgängig wöchentlich vier Sprachstunden und eine Katechismusstunde französisch, die übrigen 25 Wochenstunden aber deutsch gegeben. Die Kinder lernen in den beiden ersten Schuljahren nur deutsch lesen und schreiben; erst im dritten Jahre tritt das Lesen und Schreiben des Französischen hinzu. Mehrfach sind die für deutsche Schulen geschriebenen Bücher in Gebrauch. Dieser Schulplan ist übrigens erst seit anderthalb Jahren eingeführt. Von einer Einwirkung auf das praktische Leben wird daher erst in einigen Jahren die Rede sein können.

Die Ergebnisse des frühern Unterrichtsplanes sind mit vereinzelten Ausnahmen — die ganz besonders tüchtigen und eifrigen Lehrkräften zu danken sind — wenig befriedigend. Die jungen Leute, die vor vier oder fünf oder gar acht Jahren die Schule verlassen haben, verstehen zwar zur Not noch einige Sätze, die ihnen schulmäßig vorgesprochen werden; aber die Fähigkeit darauf zu antworten oder sich gar an einem deutschen Gespräch zu beteiligen, ist ihnen, wenn sie sie überhaupt je besessen haben, vollständig abhanden gekommen. Nur solche junge Leute, die geschäftlich in mannichfache Berührung mit den deutschen Nachbarorten gekommen sind oder einige Zeit im deutschen

Sprachgebiete gelebt haben, haben genügende Fertigkeit im Deutschsprechen erlangt. Hierher gehören besonders alle in deutschen Garnisonen gewesenen Reservisten.

Im allgemeinen fand ich es als Regel: je länger die Schüler aus der Schule entlassen sind, desto geringer ist die Fähigkeit, deutsch zu sprechen, bewahrt geblieben. Nicht wenige geben zu, in der Schule auch nicht ein Wort Deutsch gelernt zu haben und führen das darauf zurück, ihr alter Lehrer oder die Schulschwester habe selbst nicht Deutsch gekonnt und während der ganzen Schulzeit nur französisch gesprochen. Von Geschäftsleuten hörte ich die Klage: „Unsre vor einigen Jahren entlassenen Söhne haben nicht so viel Deutsch gelernt, um unsern Kunden einen deutschen Brief zu schreiben oder mit den deutschen Handlungsreisenden zu verkehren. Wir sind, da nun einmal der Geschäftsmann ohne das Deutsche nicht mehr bestehen kann, gezwungen, die Knaben mit großen Kosten auf ein oder zwei Jahre in eine Schule im deutschen Sprachgebiete zu schicken."

Daß bei der Bevölkerung das Bedürfnis, deutsch zu sprechen, immer mehr empfunden wird, konnte ich wiederholt wahrnehmen. So ist es vorgekommen, daß Gemeinden beantragt haben, den nur französisch sprechenden Lehrer durch einen, der auch des Deutschen mächtig ist, zu ersetzen. Seit das Deutsche im amtlichen Verkehr in den letzten Jahren eine größere Ausdehnung gewonnen hat und auch im Landesausschuß und im Bezirkstag eingeführt ist, und seit weder im Gemeindeleben noch im Staatsdienste das Deutsche entbehrt werden kann, und bei dem steigenden Verkehr mit dem deutschen Sprachgebiet auch der Geschäftsmann ohne Kenntnis des Deutschen seine Interessen geschädigt sieht, seit endlich die früher gehoffte Wiedervereinigung mit Frankreich in unabsehbare Ferne gerückt ist, hat sich ganz allgemein, wenigstens in den die Sprachgrenze entlang befindlichen Gegenden, ein Umschwung zu Gunsten des Deutschlernens vollzogen. Inwieweit sich dieser Umschwung zur raschern Erreichung des zunächst anzustrebenden Ziels, nämlich daß das Volk beide Sprachen neben einander mit annähernd gleicher Fertigkeit spreche, verwerten läßt, will ich noch erörtern. Hier sei nur noch bemerkt, daß die Geistlichen überall grundsätzlich als Gegner der deutschen Sprache auftreten. Sie haben ihre Ausbildung französisch erhalten und sprechen deshalb meist nicht deutsch. Den Religionsunterricht erteilen sie nur französisch und stoßen natürlich dabei auf Schwierigkeiten, je mehr der französische Unterricht zu gunsten des deutschen verkürzt wird. Auf allen meinen Kreuz- und Querwanderungen im französischen Sprachgebiet habe ich nicht einen Geistlichen getroffen, der seinen Unterricht deutsch gegeben hätte. Sogar im gemischten Sprachgebiete bevorzugen sie in der Predigt und im Unterricht das Französische, selbst wenn sie persönlich ganz gut Deutsch können. Auch im deutschen Sprachgebiete pflegt der Klerus, wenn er unter sich ist, sich des oft sehr fragwürdig gesprochenen

Französisch zu bedienen. Inwieweit das auf politische Beweggründe zurückzuführen ist, kann hier unerörtert bleiben.

Wenn aber in den an das deutsche Sprachgebiet grenzenden Zonen die Ergebnisse des deutschsprachlichen Unterrichts seither wenig befriedigend waren, so sind sie in den mehr nach innen, namentlich nach der französischen Grenze zu gelegenen Gebieten geradezu trostlos.

In den dort von mir besuchten Gemeinden habe ich nur vereinzelt junge Leute getroffen, die von der Schule her noch etwas Deutsch verstanden. Bei den übrigen ist die Kenntnis des Deutschen wie mit dem Schwamme weggewischt. Die achtzehn Jahre unter deutscher Herrschaft sind also nach dieser Seite hin — Ausnahmen bestätigen die Regel — als verloren anzusehen. Fragt man nach den Gründen, warum nichts, aber auch gar nichts hängen geblieben ist, so hört man sagen: Unser Lehrer war selbst Welscher, der nicht Deutsch konnte, oder: Wir haben nur Vokabeln gelernt, aber keine Sätze gebildet, oder: Man hat mit uns nur Übersetzungen gemacht, uns aber nie einen Satz gelehrt, den wir hätten im täglichen Leben anwenden können. Der Schüler hört bis zu seinem sechsten Lebensjahr und dem dann folgenden Eintritt in die Schule nur Französisch, vielfach auch während des Unterrichts. In den Pausen, auf der Gasse, im Elternhause, in der Kirche hört er keinen deutschen Laut; daß da das Deutsche zu kurz kommt, daß alles, aber auch alles nach der Entlassung aus der Schule wieder vergessen wird, ist erklärlich, zumal da mit Ausnahme der Militärpflichtigen in der Regel die jungen Leute auch beim besten Willen keine Gelegenheit haben, sich später im Sprechen zu üben.

Der Einsicht, daß etwas geschehen müsse, um im Deutschen vorwärtszukommen, scheint sich denn auch neuerdings die Verwaltung nicht verschließen zu wollen. Die endlich begonnene Beseitigung der nicht Deutsch verstehenden Lehrer und der vor zwei Jahren erlassene „Normalplan für den deutschen Unterricht in den einklassigen Schulen des französischen Sprachgebietes“ sind wohl darauf zurückzuführen. Leider sind aber die Anforderungen dieses Unterrichtsplanes derart niedrig gehalten, daß sie nun und nimmer dazu führen können, das Deutsche zur Volkssprache zu machen. Man höre. Als Ziel des deutschen Unterrichts wird angegeben: Die zur Entlassung kommenden Kinder sollen leichte deutsche Sprachstücke ordentlich lesen und mündlich und schriftlich ohne grobe Verstöße wiedergeben können. Der französische Lese- und Schreibunterricht beginnt schon im ersten Schuljahr; deutsch lesen und schreiben lernt der Schüler dagegen erst im dritten Schuljahr. Auf der Oberstufe soll der deutsche Unterricht in alle Fächer „hineinragen“; beim Katechismusunterricht ist auch dieses bescheidene „Hineinragen“ ausdrücklich verboten. Gegen früher, wo jeder Lehrer so ziemlich nach Willkür schaltete und waltete, bildeten diese Bestimmungen — vorausgesetzt, daß sie nicht auf dem Papier stehen bleiben — allerdings einen Fortschritt; daß sie aber völlig unzureichend sind, um dem Deutschen

Eingang im Volke zu verschaffen, wird jeder zugeben müssen, der mit den einschlägigen Verhältnissen vertraut ist.

Das Gesamtergebnis meiner Ermittlungen läßt sich in die Worte zusammenfassen: Die Fortschritte, die das Deutsche innerhalb des französischen Sprachgebietes seit 1870 gemacht hat, sind verschwindend klein; die Schüler haben bei ihrer Entlassung durchschnittlich nur ungenügende Fertigkeit im Deutschsprechen, auf das es doch vor allem ankommt. Diese Kenntnisse sind außerdem nicht nachhaltig genug; wo nicht ganz besondre Umstände eintreten, verflüchtigen sie sich schon nach wenigen Jahren, und die ganze Schularbeit ist dann umsonst gewesen.

Es sei hier ausdrücklich hinzugefügt, daß für dieses unerfreuliche Ergebnis der Hauptsache nach nur die gegebnen Verhältnisse, so namentlich die während der Übergangszeit aus politischen Gründen gebotene Rücksicht und der Mangel eines geeigneten Lehrkörpers — den ältern Lehrern und Schulschwestern fehlte sowohl die Sprachkenntnis als auch die richtige methodische Ausbildung — verantwortlich gemacht werden können. Wer aber mit dem Schreiber dieser Zeilen die Überzeugung hat, daß die innige Verbindung der französisch redenden Landesteile mit den deutsch redenden und dem deutschen Reiche wesentlich auch von der Ausbreitung der deutschen Sprache abhänge, wird zugeben müssen, daß die Übergangszeit jetzt als beendigt angesehen und zu Maßnahmen gegriffen werden muß, durch die endlich nach dieser Seite hin wirkliche und bleibende Erfolge geschaffen werden.

Einige praktische, die Förderung des Deutschen bezweckende Vorschläge, die übrigens keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, mögen hier noch hinzugefügt werden.

Der französischen Schulverwaltung kann ein gewisses praktisches Geschick nicht abgesprochen werden. Es geht dies u. a. daraus hervor, daß sie überall im deutschen Sprachgebiete Kleinkinderschulen (Salles d'asyle) einrichtete, zu dem ausgesprochnen Zwecke, schon im vorschulpflichtigen Alter die Kinder zum Französischsprechen anzuleiten. Die in den letzten beiden Jahrzehnten vor dem Kriege erzielten Erfolge in der Verbreitung des Französischen sind hauptsächlich auf Rechnung dieser Einrichtung zu setzen. Deutscherseits hat man bis vor einigen Jahren diese Schulen, die allerdings die Kinder im zartesten Alter der häuslichen Erziehung entfremden, ziemlich unbeachtet gelassen. Zur Zeit giebt es deren in Lothringen nur 130, während 1450 Volksschulklassen bestehen. Es wäre nun höchst wünschenswert, wenn ihre Zahl vermehrt und wenn sie hauptsächlich in den Dienst des deutschen Unterrichts gestellt würden. Die wenigen Schulen, bei denen ich befriedigende deutschsprachliche Leistungen finden konnte, waren mit einer solchen Kleinkinderschule verbunden, in der die Kleinen so viel deutsch sprechen lernten, daß schon die Unterklasse der Volksschule fast den gesamten Unterricht in dieser Sprache erteilen konnte.

Um zu verhindern, daß die in der Volksschule erlangten deutschen Kenntnisse wegen Mangel an Übung bald wieder verloren gehen, wäre die Einrichtung von Fortbildungsschulen wünschenswert. Gegenwärtig haben von den 752 Gemeinden Lothringens nur 48 eine solche Fortbildungsschule. Es wäre ein wahrer Segen für das Land, namentlich auch für die Hebung des Gewerbes und der Landwirtschaft, wenn es möglich gemacht würde, diesen Schulen eine größere Verbreitung zu geben. Da die Gemeinden die Lokale nebst Heizung und Beleuchtung stellen und wohl auch Zuschüsse zur Bestreitung der Unterrichtskosten geben, so würden die dem Staate erwachsenden Kosten nicht unerschwinglich sein.

Gleichfalls zur Auffrischung der Kenntnisse in der deutschen Sprache würde es dienen, wenn in den Gemeinden des französischen Sprachgebietes deutsche Schulbibliotheken eingerichtet würden, deren Bücher aber auch den der Schule entwachsenen jungen Leuten zugänglich gemacht werden müßten. Aus Landes- und Bezirksmitteln sind seit einer Reihe von Jahren Beiträge zur Beschaffung solcher Bibliotheken bewilligt worden. Sie scheinen jedoch bis jetzt hauptsächlich deutschsprachlichen Schulen überwiesen worden zu sein; wenigstens habe ich auf meinen Wanderungen im französischen Sprachgebiete nur ein paar deutsche Schulbibliotheken vorgefunden.

Wenn der Satz richtig ist: „Wer Lothringen wieder deutsch machen will, muß vor allem deutsche Mütter heranziehen," so muß künftig dem Mädchenschulwesen in den französischen Landesteilen ein größeres Augenmerk zugewendet werden. Gerade im französischen Sprachgebiete wird das Mädchenschulwesen vorherrschend von Ordensschwestern geleitet, während in den deutsch redenden Gegenden in den letzten Jahren die weltlichen Lehrerinnen zugenommen haben. Bei der ungenügenden französischen und einseitig konfessionellen Erziehung und Bildung der Schulschwestern — deutsche Klassiker sind ihnen verboten — und bei ihrer Neigung, den Weisungen der dem deutschsprachlichen Unterricht abholden Geistlichkeit zu folgen, darf man sich nicht wundern, daß die ihnen anvertrauten Mädchen im Deutschen fast durchweg noch weniger leisten, als die Kinder in den von weltlichen Lehrkräften geleiteten Schulen. Besonders schlimm ist es, wenn ihnen gemischte Schulen, in denen Knaben und Mädchen vereinigt sind, anvertraut werden. Ich habe eine Anzahl von jungen Leuten gesprochen, die aus einer derartigen Schule hervorgegangen waren, deren deutsche und auch sonstige Kenntnisse fast Null waren. Daß solche Fälle nicht vereinzelt sind, und daß die Ansicht unter der Bevölkerung, die Schwestern seien mehr für das Französische als für das Deutsche, allgemein verbreitet ist, wurde mir allseitig bestätigt. Es wäre angesichts der Wichtigkeit der Sache wohl der Erörterung wert, ob die Ordenspersonen nicht nach und nach aus dem französischen Sprachgebiete zurückgezogen und mehr in den deutschen Gegenden verwendet werden sollten.

Bei diesem Anlaß mag auch darauf hingewiesen werden, daß es wohl an der Zeit wäre, die Schulpflicht der Mädchen, die seither bloß bis zum dreizehnten Lebensjahre dauerte, wie bei den Knaben bis zum vierzehnten Lebensjahr auszudehnen und den Entlassungsprüfungen, die in ihrer heutigen Gestalt nicht selten nur eine leere Formalität sind, ein größeres Gewicht zu geben. Es wäre ein bedeutender Sporn für Eltern und Schüler, wenn § 2 des Schulgesetzes vom 18. April 1871: „Der Schulbesuch muß so lange fortgesetzt werden, bis das Kind von der Schulbehörde als entlassungsreif erkannt worden ist," nicht bloß auf dem Papier stünde, sondern besonders auch auf das Deutschsprechen richtig angewendet würde.

Vom Lehrpersonal ist neuerdings ein Teil der nicht genügend deutsch sprechenden Lehrer in den Ruhestand versetzt worden. Doch traf ich noch eine Anzahl von ältern Lehrern an, die des Deutschen fast gar nicht mächtig waren. Ferner beobachtete ich wiederholt, daß aus französisch redenden Gegenden stammende junge Lehrer, die vor wenigen Jahren aus dem Seminar entlassen worden waren, ihr Deutsch aus Mangel an Übung verlernen und sich nur noch sehr mühsam und fehlerhaft darin ausdrücken können. Statt daß sie die Jugend in dem Dorfe verdeutschen, verwelschen sie selbst. Es dürfte wohl zweckmäßig sein, solche junge Leute womöglich zuerst einige Jahre in deutsch sprechenden Schulen zu verwenden. Ob nicht von den Lehrern ein entschiedneres Vorgehen zu Gunsten des Deutschen erwartet werden dürfte, wenn sie eine unabhängigere Stellung einnähmen, will ich nur beiläufig erwähnen. Inwieweit die wiederholt von mir gehörte Äußerung: „Der Lehrer ist der Diener des Pfarrers und der Schreiber des Maires; eine kleine Meinungsverschiedenheit mit diesen Hochmögenden, und er fliegt zum Dorfe hinaus" auf Wahrheit beruht, entzieht sich meiner Beurteilung.

Von entscheidender Wichtigkeit ist es schließlich, daß nicht bloß die Sprachgrenze entlang, sondern in sämtlichen französisch redenden Gegenden der französische Unterricht zu Gunsten des Deutschen beschränkt werde. Die seitherigen Mißerfolge sind dadurch entstanden, daß die Schüler zu wenig Übung im Deutschsprechen hatten. Im allgemeinen dürfte es ausreichen, wenn wöchentlich zwei französische Stunden gegeben werden; die ersten drei bis vier Jahrgänge sollten gar keine französischen Stunden erhalten, damit die ganze Kraft des Lehrers und des Schülers dem Deutschen gewidmet werden könnte. Daß die Schüler auch zum Deutschsprechen in den Unterrichtspausen, beim Spielen und auf der Straße angehalten werden müssen, daß ferner der gesamte deutsche Unterricht sich den Bedürfnissen des praktischen Lebens anschließen muß, daß die überfüllten und schlecht eingerichteten Schulen zu beseitigen sind und hinsichtlich der Lehrmittel nicht gekargt werden darf, ist selbstverständlich.

Von einer Unterdrückung der französischen Sprache kann dabei keine Rede sein. Die Kinder hören zu Hause und im täglichen Umgange so viel franzö-

sisch, daß es ihnen trotz aller Bemühungen zu Gunsten des Deutschen ihr Leben lang das geläufigere bleiben wird.

Aber mit Rücksicht auf den gewiß nicht anfechtbaren Satz: „So lange die Lothringer nicht dieselbe Sprache reden, wie die übrigen Bürger Deutschlands, so lange wird sich auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Reiche bei ihnen nicht einstellen," darf wohl angenommen werden, daß möglichst bald Einrichtungen getroffen werden, die uns dem zunächst zu erstrebenden Ziele näher bringen, nämlich daß in den heute noch rein französischen Gegenden beide Sprachen vom Volke neben einander gebraucht werden.

Buckle und Darwin

5

Wieviel vom Darwinismus noch übrig bleiben wird, nachdem das, was an ihm am meisten blendet, als wertloser Schein erkannt sein wird, und ob dereinst die Naturgeschichte Darwin als ihren eigentlichen Begründer verehren wird, wie die Astronomie Kopernikus, die Chemie Lavoisier, den Schöpfer der antiphlogistischen Verbrennungslehre, und die Physik Robert Mayer, der das Gesetz von der Erhaltung der Kraft aufgefunden hat, muß der Zukunft anheimgestellt bleiben. Soviel darf man, ohne den Wert der zahlreichen Einzelergebnisse von Darwins Beobachtungen herabzusetzen, schon heute sagen, daß kein Bestandteil seiner Lehre eigentlich neu ist. Daß die einzelnen Wesen sich aus einem Urstoff stufenweise entwickelt haben möchten, haben die Philosophen von alten Zeiten her für wahrscheinlich gehalten. Die Umgestaltung des Schafes in ein Kamel durch Anpassung an die Umgebung beschrieb Buffon ganz so, wie Darwin das Werden der Giraffe. Daß sich die Eigenschaften der Eltern auf die Kinder vererbten, wußte jedermann, und praktisch verwertet wurde dieses Wissen sowohl vom Gesetzgeber Lykurg wie in den Gestüten. Daß Organe und Fähigkeiten durch Übung gestärkt werden und beim Nichtgebrauch verkümmern, pflegten lange vor Darwin die Prediger und Katecheten in Erinnerung zu bringen, wenn sie das Gleichnis im 25. Kapitel des Matthäus von den Talenten oder Pfunden erklärten; eben durch diesen Zusammenhang ist das Wort Talent, das ursprüng-

lich ein Gewicht, dann eine Geldsumme bedeutete, bei den christlichen Völkern zu der Bedeutung „Geistesanlage“ gekommen. Neu an Darwins Lehre ist die Verbindung dieser Bestandteile zu einem Ganzen, und gerade die Art, wie er diese Verbindung herstellt, enthält viel Anfechtbares.

Die wichtigste und wohlthätigste Wirkung, die der Darwinismus bei uns in Deutschland geübt hat, dürfte darin bestehen, daß er die beginnende Reaktion gegen einen zügellosen, selbstsüchtigen Individualismus verstärkte, indem er die Abhängigkeit des Individuums von der Gattung und den höhern Wert der Gemeinschaft im Vergleich zum Werte der Einzelnen wieder allgemein zum Bewußtsein brachte. Aber nachdem diese Bewegung längst über ihr Ziel hinausgeschossen hat, sollte jetzt die entgegengesetzte, ergänzende Wahrheit wieder mehr beachtet werden, und als deren Vertreter möchte ich Buckle empfehlen. Wenn es einerseits richtig ist, daß der Einzelne nicht vorhanden wäre ohne die Gattung und daß er sich nur in Wechselwirkung mit seinesgleichen entfaltet, so kann doch anderseits nicht geleugnet werden, daß ohne die Einzelnen auch keine Gattung vorhanden wäre, die ja weiter nichts ist, als die Gesamtheit gleichartiger Einzelwesen. Und wenn es Pflicht ist, das eigne Wohl dem Gemeinwohl unterzuordnen, so hat diese Pflicht doch nur so lange einen Sinn, als man unter dem Gemeinwohl das Wohl aller einzelnen Personen versteht, die die Gemeinschaft ausmachen. Im politischen Leben wie in der Wissenschaft wird diese einfache Wahrheit nur allzuoft und allzuleicht aus den Augen verloren, und man mutet den Menschen zu, sich für ein Allgemeines zu opfern, das keine Gemeinschaft lebendiger Menschen mehr ist, sondern nur ein Staats-, Kirchen- oder Gesellschaftsbegriff, ein Abstraktum. Hierdurch verliert das Wort Gemeinwohl allen Sinn, denn Abstrakta befinden sich weder wohl noch übel. Und die Verehrung leerer Begriffe fälscht zu guter letzt die einfachsten Empfindungen, wie denn Mazzini z. B. gestand, daß er die Menschheit zwar liebe, aber jedem einzelnen Menschen gram sei.

Auch daß der Darwinismus dem Menschen die leibliche Seite seines Daseins und deren Wichtigkeit zum lebendigen Bewußtsein brachte, war von großem Nutzen gegenüber einer Staatskunst, Philosophie, Pflichtenlehre und Pädagogik, die den Menschen als reinen Geist, den Leib entweder als Hindernis der Vollkommenheit oder als quantité négligeable auffaßte und so die einfachen Gemüter verwirrte und stets über Mißerfolge klagen mußte. Aber der Darwinismus geht auch hierin zu weit. Buckle weist ebenfalls, von einer andern Seite her, die Abhängigkeit des Geistes von der Natur nach, zugleich aber auch, daß der Fortschritt der Zivilisation diese Abhängigkeit vermindert durch die Denkthätigkeit des Einzelgeistes, der nicht den Naturgesetzen, sondern seinen eignen Gesetzen folgt. Buckle läßt den Geist zwar stets an die Natur gebunden bleiben, aber nicht in ihr untergehen. Die Darwinianer vermögen den Geist aus dem chemischen Brei, in den sie ihn aufgelöst haben, nicht mehr zurückzugewinnen;

und Darwin selbst gesteht, wie wir gesehen haben, mit Betrübnis ein, daß den Meinungen veredelter Affenseelen keine zuverlässige Geltung beizumessen sei, und daß durch diesen „entsetzlichen" Umstand der wissenschaftlichen Forschung der Boden unter den Füßen weggezogen werde, ein Geständnis, das unsre deutschen Darwinianer ihrem Publikum zu verraten sich sorgfältig hüten, dem sie aber selber nicht ausweichen könnten, wenn sie folgerichtig denken wollten. Buckle hingegen zeigt in der prachtvollen Parallele zwischen Bossuet und Voltaire (im 13. Kapitel der fünfbändigen Ausgabe), wie Voltaire die Erfolge der menschlichen Vernunft auf Gebieten studirte, wo sie schlechterdings nicht verkannt und geleugnet werden können, wie hierdurch seine Bewunderung der menschlichen Vernunft und sein Vertrauen zu ihr, aber damit zugleich auch seine Liebe zu den Menschen beständig wuchs. Weder einem Voltaire noch einem Buckle würde die alberne und traurige Redensart entschlüpft sein, die der darwinistische Zug der Zeit den Berichterstattern auf den Schlachtfeldern im Jahre 1870 entlockte: „Der Natur ist es ja nur um die Erhaltung der Gattung zu thun!" Ist die Natur ein blindes, bewußtloses Wesen, dann ist es ihr überhaupt um nichts zu thun; alles, was geschieht, ist dann Unsinn, und jede Betrachtung darüber ist doppelt Unsinn. Wird aber Gott gemeint, dem ist es natürlich um die Personen, seine Kinder, zu thun, und um die Gattung nur insoweit, als diese gleich jeder andern irdischen Ordnung zu den Lebensbedingungen der Personen gehört.

Die Darwinianer wollen nicht bloß die Naturwissenschaften, sondern das ganze Leben vom Schulunterricht bis zu den Gesellschaftseinrichtungen biologisch gestalten; aber wenn wir uns mit dieser allgemeinen Redensart nicht begnügen und nach ihrer Anwendung auf bestimmte Fälle fragen, so erhalten wir entweder gar keine Antwort, oder es werden uns offenbar unausführbare Vorschläge gemacht. Buckle hingegen bietet eine Menge Aufschlüsse von großem theoretischen und praktischen Wert, die bisher viel zu wenig gewürdigt worden sind. Sie leiden an Einseitigkeit und Übertreibung, und ich würde nicht raten, sie unverbessert und uneingeschränkt in ein Handbuch der Geschichte für Primaner aufzunehmen, aber sie geben immer genau die Stelle an, von wo aus der Zusammenhang der Begebenheiten und Erscheinungen gefunden werden kann, und wenn ihn Buckle selbst manchmal nicht richtig bestimmt, so kommt das daher, weil er noch nicht alle hierzu erforderlichen Thatsachen beisammen hatte. Er erkennt und bekennt das selbst mit tiefem Schmerz am Schlusse des 18. Kapitels, der hier wenigstens auszugsweise wiedergegeben werden soll. Buckle ist in der Geschichte der Schotten bei dem auffälligen Widerspruch angelangt, der zwischen den gewerblichen und wissenschaftlichen Leistungen dieses Volkes und seiner Bigotterie zu bestehen scheint, und er verspricht, diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen. Daß er nur scheinbar sein könne, muß jeder zu einer wissenschaftlichen Auffassung der Weltgeschichte befähigte zugestehen.

Denn in der geistigen Welt herrscht so wenig Gesetzlosigkeit wie in der körperlichen; hier wie dort ist alles Übereinstimmung und Ordnung. Alle scheinbaren Widersprüche sind nur Gegensätze, Selbstwiderspruch (inconsistency) kann in einem Volkscharakter nicht vorkommen. Wenn sogar Männer der Wissenschaft einem Volke widersprechende Eigenschaften beilegen, so vergessen sie, daß dieser falsche Schein nicht den Gegenständen anhaftet, sondern nur eine Wirkung ihrer Unwissenheit ist. Diese Unwissenheit zu beseitigen, zu zeigen, daß alle Bewegungen im Völkerleben vollkommen gesetzmäßig verlaufen und in jedem einzelnen Falle nur die notwendige Wirkung andrer vorhergegangener Bewegungen sind, das ist eben die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Löst er sie nicht, so mag er ein Biograph, ein Annalen- oder Chronikenschreiber sein, ein Geschichtschreiber ist er nicht. Das erste Gesetz der Geschichte lautet: Werden gewisse Begebenheiten vorausgesetzt, so müssen gewisse andre Begebenheiten mit Notwendigkeit erfolgen. Dieses Gesetz durchgreifend anzuwenden, ist unendlich schwierig, aber durch seine Anwendung erhebt sich die Geschichte zur Beherrscherin aller Wissenschaften. Freilich muß, wer dieses Ungeheure unternimmt, auf manchen Antrieb verzichten, der sonst wohl die Forschung mächtig fördert: auf Volksgunst, Gunst der Großen und Ehrenstellen. Nicht allein wird man ihn der Unwissenheit beschuldigen, sondern man wird seine Beweggründe verdächtigen und ihm nachsagen, daß er den Wert der Sittlichkeit leugne und die Religion untergrabe. Aber läßt er sich dadurch nicht abschrecken, so wird er die verborgenen Umstände enthüllen, von denen das Schicksal der Nationen abhängt, er wird in der Vergangenheit den Schlüssel zur Zukunft entdecken und die Gesetze der geistigen und der Körperwelt zu einer einzigen Wissenschaft vereinigen. Wer das vollbringt, der wird einen Neubau der Wissenschaft aufführen, in dem alle Widersprüche des ältern Baues gelöst erscheinen. Vielleicht sind wir Heutigen für diesen Bau noch nicht gerüstet. Jedenfalls wird der, der ihn unternimmt, wenig Freunde und Helfer finden. Er wird den Grund legen, andre werden das Gebäude aufführen; diese werden ernten, was er gesäet hat. Und in der That erfordert solch ein Werk nicht bloß das Zusammenarbeiten vieler Forscher, sondern auch die Anhäufung der Erfahrungen mehrerer Geschlechtsfolgen. „Einst, ich gestehe es, war ich andrer Ansicht. Als ich zum erstenmale das Ganze des menschlichen Wissens überblickte und, wenn auch noch so undeutlich, die einzelnen Teile und ihre gegenseitigen Beziehungen erkannte, da ward ich von der überwältigenden Schönheit des Anblicks dermaßen bezaubert, daß ich mein eignes Urteil belog und mir einredete, ich würde imstande sein, nicht bloß das Ganze zu überschauen, sondern auch die Einzelheiten zu bewältigen." Aber ach, je mehr der Gesichtskreis sich erweitert, desto mehr weicht er zurück, und in desto weiterer Ferne zerfließen die anfangs scheinbar so nahen Gestalten! Jetzt wird mir klar, einen wie kleinen Teil nur des ursprünglichen Planes ich auszuführen

vermag. Vielleicht ist die Thorheit meines Wagnisses von dem sittlichen Vorwurfe der Anmaßung nicht freizusprechen. Trotzdem vermag ich sie nicht zu bedauern, sondern möchte vielmehr meine ursprüngliche Stimmung nochmals zurückrufen, denn es giebt kein größeres Glück als eine Hoffnung, deren Schwung noch durch keine Enttäuschung gelähmt ist. „Nun sind sie dahin, diese Gesichte einer ungezügelten Einbildungskraft! Dies Geständnis verursacht mir Pein, aber ich darf es dem Leser nicht vorenthalten, damit er nicht des irrigen Glaubens lebe, ich würde in diesem oder in einem etwa noch folgenden Bande meiner Geschichte [leider folgte keiner mehr; der Tod zerriß den angesponnenen Faden] mein Versprechen einlösen. Etwas wenigstens hoffe ich zu vollenden, was die Denker der Gegenwart anregen und der Zukunft eine Grundlage darbieten wird, auf der sie weiter bauen kann." Dieses Etwas, die Analyse der schottischen Volksseele, hat er denn auch vollendet.

Deuten wir einige der wichtigsten Aufschlüsse, die er giebt, wenigstens an. Im 14. Kapitel erklärt er die Unvermeidlichkeit des Sturzes der Jesuiten in Frankreich aus der Wiederbelebung des Jansenismus, der, wie er denn aus dem kalvinistischen Holland stammte, wesentlich Kalvinismus war. Der Kalvinismus ist nämlich demokratisch, während der Katholizismus (den Buckle in diesem Abschnitt, um den Gegensatz zum Kalvinismus hervorzuheben, stets Arminianismus nennt) ein aristokratisches Gepräge trägt. Der Kalvinismus ist eine Religion für die Armen, der Arminianismus eine Lehre für die Reichen. Denn eine Lehre, die nur Glauben fordert, ist offenbar wohlfeiler als eine, die Werke fordert. Der Kalvinist wird seine Sünde durch die Kraft des Glaubens los, der Arminianer muß sie durch äußere Leistungen tilgen, und wo der Klerus die Macht hat, da nehmen diese Leistungen stets die Richtung auf Bereicherung der Priester und Ausstattung der Gotteshäuser. Aber selbst wenn Werke der Nächstenliebe gefordert werden, machen diese die Religion kostspieliger, als sie bei den Kalvinisten ist, bei denen jeder die Liebe auf seine eigne Person beschränkt. Die Aristokraten sind prunkliebend und ziehen daher den katholischen Gottesdienst vor. „Der gemeine Mann liebt den gottesdienstlichen Pomp nicht weniger als die Vornehmen, allein er bezahlt nicht gern dafür, und er weiß, daß eine zahlreiche Priesterschaft und großartige, reich geschmückte Kirchen einen bedeutenden Teil des Wohlstandes verschlingen, der ohne sie ungeschmälert seiner Hütte zufließen würde." Der Kalvinist blickt mehr in sein Inneres, der Arminianer mehr auf andre; jener ist daher engherziger, aber nicht so knechtisch wie dieser; seiner eignen persönlichen Bedeutung sich bewußt, unabhängig im Denken, fragt er nicht nach Altertum, Überlieferung und Autorität. Die Lehre von der Unfreiheit des Willens offenbart ihm die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens; trotz arger Verirrungen, die sie erzeugt, ist sie daher der Wissenschaft förderlich, während die Arminianer mehr den Künsten zuneigen. Die Hauptvertreter des Arminianismus, die Jesuiten, mußten wohl

fallen in einem Lande und einer Zeit, wo die Staatsmänner Skeptiker und die Theologen Jansenisten waren!

Diese hier stark abgekürzte Darlegung fordert den Widerspruch in vielen Punkten heraus. Unter anderm lehrt die Geschichte wie die Erfahrung der Gegenwart, daß der Katholizismus mindestens ebenso oft die Religion der Armen wie die der Reichen ist. Auch hat Buckle hier und an der früher erwähnten Stelle, wo er den Protestantismus als höhere Entwicklungsstufe des Christentums dem Katholizismus entgegensetzt, einen Umstand gänzlich außer Acht gelassen, der für die Gestaltung und Wahl der Religion von entscheidender Wichtigkeit ist: den Unterschied der Volksseelen, der bewirkt, daß der Katholizismus den Romanen, der Protestantismus den Germanen innerlich verwandter ist. Aber kein Denkender wird verkennen, von welcher Wichtigkeit trotzdem die aufgestellten Gesichtspunkte sind.

Im 15. und 17. Kapitel zeigt er, wie allgemeine Ursachen über jedes Hindernis triumphiren, das die entgegenwirkenden Bestrebungen einzelner ihnen in den Weg legen. An der ersten Stelle legt er dar, wie den Spaniern weder die alten Munizipalfreiheiten ihrer Städte noch die Aufklärungsversuche der Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts etwas nützen konnten, weil beide keine Wurzeln im Volke hatten. An der zweiten Stelle zählt er die Mittel auf, durch die Jakob I. von Schottland sich vergebens die monarchische Gewalt zu befestigen bemühte, und fährt dann fort: „Wie fast alle Staatsmänner, überschätzte er die Wirkungskraft politischer Maßregeln. Obrigkeiten und Gesetzgeber vermögen die Krankheiten des Volkskörpers eine Zeit lang den Augen zu verbergen, heilen können sie sie nicht. Allgemeine Übelstände beruhen auf allgemeinen Ursachen, und diese sind der politischen Heilkunst unzugänglich. Nur die Anzeichen vermag der Arzt zu fassen, die Krankheit selbst spottet seiner Bemühungen und wird durch die Behandlung gewöhnlich bösartiger." Endlich möchte ich noch an die vortreffliche Erörterung des Verhältnisses von Theorie und Praxis im 20. Kapitel erinnern, wo er darthut, daß zwar das Theoretisiren in der Praxis ebenso gefährlich wie in der Wissenschaft notwendig ist, daß aber jene praktischen Leute, die jede Theorie verachten und verspotten, meistens selber nur Sklaven einer einseitigen, blind geglaubten und beharrlich festgehaltenen Theorie sind.

Die mehrerwähnte Analyse des schottischen Volksgeistes, der die letzten beiden Kapitel des Werkes gewidmet sind, darf keiner unberücksichtigt lassen, der auf den Namen eines Historikers Anspruch macht. Dieser Teil ist frei von jenen Einseitigkeiten, schwach begründeten Verallgemeinerungen und schiefen Urteilen, die in den übrigen Kapiteln wohl vorkommen, weil Buckle den Stoff dafür vollständig beisammen hat, durchdringt und beherrscht. Die hinreißende Schönheit der Darstellung und die Wärme eines edeln Gemüts, von der sie durchglüht ist, machen zusammen mit dem gediegnen Inhalt dieses Bruchstück

zu einem Meisterwerke, das wir nur verunglimpfen würden, wenn wir einen leicht mißzuverstehenden Auszug davon geben wollten.

Der Mensch kann nur unter Menschen studirt werden, und nicht unter den Nagetieren, Ameisenfressern, Beuteltieren, Fledermäusen, Halbaffen und Affen, in deren Sippe er als ein „diskoplazentales" Säugetier von den Darwinianern verwiesen wird. Daher leisten Untersuchungen wie die Buckles für das Verständnis des Menschenlebens unendlich mehr und sind auch von unendlich größerm praktischen Nutzen, als alle Untersuchungen über die Vererbung abgehackter Schwänze und alle die zahllosen Szenen aus dem Liebesleben der Sperlinge, Ratten, Maikäfer, Schmetterlinge und Schnecken, mit denen die Darwinianer uns den Appetit zum Essen, Lieben und Handeln verderben. Namentlich zum letztern. Denn wer soll noch Lust, Mut und Freudigkeit zum Schaffen haben, wenn er sich einreden läßt, daß nach Lotzes hübschem Ausdruck alle Geschehnisse nichts sind als das unvermeidliche Ergebnis eines Stoßes von hinten? Wer diesem Glauben verfallen ist, der wird, sofern nicht angeborne Regsamkeit ihn treibt oder ein unmittelbar zu erlangender Genuß ihn lockt, immerdar auf den Stoß warten und sich nur noch gestoßen bewegen.

Freilich verkündigt auch Buckle die Notwendigkeit, aber eine andre. Seine Notwendigkeit ergiebt sich aus dem Weltplan, der für die Darwinianer nicht vorhanden ist. Und die, wenn auch unvollkommen erkannte Schönheit des Weltplans wird dem Erkennenden ein Antrieb zum Handeln, indem der Mensch sich freut, an seiner Verwirklichung mitarbeiten zu können, sodaß seine Handlungen, die an sich und von Gott aus gesehen notwendige Wirkungen außerhalb des Handelnden liegender Ursachen sind, für ihn und von ihm aus gesehen freudige Leistungen seines freien Willens sind. Wunder allerdings, die Störungen der gesetzmäßigen Verwirklichung des Weltplans sein würden, erklärt Buckle für unzulässig, nicht aber den Glauben an Gott, den Allwissenden, Allmächtigen und Allgütigen. Während Darwin sich mürrisch und ängstlich auf seinem Agnostikerstandpunkte verschanzte, um sich und andern die hinter dem botanisch-zoologischen Reichtum seiner Bücher gähnende Öde und Leere eines der Hoffnung beraubten Gemütes zu verbergen, bekennt sich Buckle offen zu einem von Aberglauben freien Christentum. Er bedauert es (im 12. Kapitel) als ein Unglück, daß die französischen Aufklärer, anstatt nur die Macht der Kirche anzugreifen, die Grundlagen des Christentums untergruben. Jenen Männern sei der aus unvollkommner Sachkenntnis entsprungene Irrtum zu verzeihen. Wir Heutigen jedoch, meint er, würden ihn nicht mehr begehen. Wir wissen, daß das Christentum nicht an eine bestimmte Kirchenform gebunden ist. Wir wissen, daß die Geistlichkeit fürs Volk, nicht das Volk für die Geistlichkeit da ist. Wir wissen, daß Fragen der Kirchenverfassung nicht in die Religion, sondern in die Politik gehören. Und weil wir das alles wissen,

wird bei uns (in England) die Religion nur noch von oberflächlichen Geistern angegriffen. Sollten wir eines Tages finden, daß die Vorrechte und Reichtümer unsrer Bischöfe dem Gedeihen des Volkes hinderlich seien, so würden wir darum noch keine Feindschaft gegen das Christentum empfinden, da ja der Episkopat nur eine zufällige Einrichtung desselben ist. Oder versuchte unser Klerus es noch einmal mit einer Willkürherrschaft, so würden wir zwar ihm, aber nicht dem Christentum Widerstand leisten. Wir sehen in dem Klerus eine Körperschaft, die zwar zur Unduldsamkeit hinneigt und an einer in ihrem Stande begründeten Engherzigkeit leidet, die aber einen Teil jener großen und edeln Einrichtung bildet, durch die der Menschen Sitten gemildert und ihre Leiden gelindert werden. So lange die Einrichtung ihre Aufgabe erfüllt, lassen wir sie bestehen, wie sie ist; für den Fall, daß sie einmal den veränderten Verhältnissen einer fortschreitenden Gesellschaft nicht mehr angemessen sein sollte, behalten wir uns das Recht vor und besitzen wir die Macht, ihre Mängel zu verbessern, vielleicht sie selbst teilweise abzuschaffen. Aber nie können, nie dürfen wir die großen religiösen Wahrheiten antasten, die den Menschen trösten, ihn über den augenblicklichen Antrieb seiner Begierden emporheben und ihm durch die Offenbarung seiner persönlichen Unsterblichkeit jene erhabenen Bestrebungen einflößen, die das Vorzeichen und die Bürgschaft seines zukünftigen Lebens darstellen.

Nach dem Zweck des Daseins dürfen wir die Darwinianer nicht fragen: bei ihnen giebt es kein „damit,“ sondern nur ein „weil“; jedes Wesen besteht, nicht damit es irgend etwas leiste oder genieße, sondern nur weil vor ihm ebenso zwecklos vorhandene Wesen es hervorgebracht haben. Sofern Entwicklung gleichbedeutend mit Fortschritt genommen wird, ist sie eigentlich gar nicht vorhanden. Eine nur durch äußere Anstöße erzwungene, an sich aber zwecklose Umbildung kann nicht Fortschritt genannt werden. Fortschreiten setzt ein Ziel voraus, dem man entgegenschreitet, ein Ideal, das verwirklicht werden soll, und das Ziel kann nur von einem bewußten Wesen gesteckt, das Ideal nur von einem Vollkommnen aufgestellt werden, der vor uns da war. Da es, wie Darwin sehr richtig sagt, einem Wurme nichts nützen würde, wenn er höher organisirt wäre, da aber die hoch organisirten Wesen von ihrer künstlichern Einrichtung auch weiter nichts davon haben, als daß ihnen eben unter erschwerenden Umständen das Dasein ermöglicht wird, ein Dritter aber, der von den höhern und niedern Wesen einen Vorteil zöge oder sie zu einem bestimmten Zwecke geordnet hätte, nicht da ist, so ist es nicht ein Fortschritt, sondern eine große Dummheit, daß nicht alle Würmer Würmer geblieben sind; wären wir allesamt noch Würmer, so hätten wir keine Scherereien mit politischen, sozialen und wissenschaftlichen Fragen, schlimmstenfalls erlitten wir den Hungertod ohne vorhergehende Nahrungssorge, und am allerbesten wäre es allerdings, wenn wir in keiner Form, auch nicht als Würmer, am Leben wären.

Buckle wirft die Frage nach dem höchsten Daseinszwecke nicht auf, aber nach allem, was er über Unsterblichkeit, Weltplan und die nähern Zwecke sagt, setzt er ihn in die Vollendung der menschlichen Persönlichkeit, und zwar in der Weise, daß die diesseitige Vollendung den Maßstab für die jenseitige abgiebt. Er ist Optimist und Eudämonist, wie aus folgender Stelle im 19. Kapitel hervorgeht: „Völker wie Individuen können sich nur in dem Maße entwickeln, als sie alle Lebensverrichtungen kühn und furchtlos ausüben. Diese Verrichtungen erhöhen teils das geistige, teils das leibliche Wohlbefinden. Ein ganz vollkommner Mensch würde das höchstmögliche Maß von Befriedigungen genießen, das mit seinem und der übrigen Menschen beständigen Glück verträglich ist. Aber da es keine vollkommnen Menschen giebt, so verlieren wir alle mehr oder weniger das Gleichgewicht nach der einen oder der andern Seite hin, indem wir entweder dem Leibe oder dem Geiste zu viel einräumen. [Einzuräumen geneigt sind, würde ich lieber sagen. Denn neun Zehntel aller Menschen räumen ihrem Leibe nicht halb so viel ein, als sie ihm einräumen würden, wenn sie mehr Geld und weniger Polizei hätten; und die meisten Gymnasiasten würden mit Vergnügen auf einen Teil der Gelehrsamkeit verzichten, die ihnen in den Kopf gestopft wird.] Daß die geistigen Genüsse höher stehen als die leiblichen, bezweifelt niemand; allein auf einen für die geistigen empfänglichen Menschen kommen hundert, die für die leiblichen empfänglich sind. [»Mehr,« muß man beidemal vor »empfänglich« ergänzen; denn Personen, die für die eine oder die andre Art ganz unempfänglich wären, giebt es unter den gesunden überhaupt nicht. Auch die berühmtesten Geistesheroen wissen einen guten Tropfen und einen guten Braten zu würdigen, und selbst ganz rohe Menschen empfinden mitunter Wohlgefallen an schönen Gegenständen und sind den Regungen der Freundschaft, der Eltern- und Kinderliebe zugänglich, fühlen sich auch durch vollbrachte Leistungen befriedigt.] Daher haben die sinnlichen Genüsse einen viel größern Wert, als die Philosophen gewöhnlich zugeben, die ihrem thörichten Vorurteile gemäß das Mögliche thun, um das Maß der Glückseligkeit zu vermindern, dessen die Menschheit fähig ist. Diese Philosophen vergessen, daß wir so gut einen Leib wie eine Seele haben, daß die große Mehrzahl der Menschen mehr mit dem Körper als mit dem Geiste thätig ist, und sie begehen den ungeheuerlichen Irrtum, jene Klasse von Verrichtungen gering zu schätzen, für die neunundneunzig Hundertstel der Menschen am geeignetsten sind. Die gerechte Strafe für diese Verirrung besteht darin, daß mit Ausnahme einiger einsamen Bücherwürmer niemand ihre Schriften liest, niemand sich um ihre Systeme kümmert, und daß sie zum Glück für die Menschheit von jedem Einfluß aufs wirkliche Leben ausgeschlossen bleiben. Das Unheil jedoch, das sie anzurichten zu ohnmächtig waren, haben die Theologen wirklich angerichtet, indem sie ihr Ansehen und ihre Macht dazu mißbrauchten, Genüsse als unerlaubt zu verbieten, die für die ungeheure Mehrzahl der Menschen

wesentlich zum Lebensglück gehören. Diese Theologen haben einen Gott ersonnen, der grausamerweise seine Geschöpfe mit unwiderstehlichen Trieben und Begierden ausgerüstet und zugleich ihnen deren Befriedigung bei Strafe der ewigen Höllenqual verboten haben soll. Bis auf den heutigen Tag noch halten die Theologen an ihrer verkehrten Ansicht fest, wenn sie diese auch mildern und verschleiern. Aber jeder Genuß, durch den weder der Genießende noch ein andrer geschädigt wird, ist erlaubt, und jeder erlaubte Genuß ist löblich, weil er jene zufriedene Stimmung fördert, die uns wohlwollend gegen andre macht. Die Theologen haben noch zu lernen, daß unsre Begierden, die so gut zu unserm Wesen gehören wie unsre Fähigkeiten, befriedigt werden müssen, widrigenfalls der Mensch teilweise unentwickelt bleibt und ein Krüppel wird. Die einzige Grenze im Genießen ist, daß wir weder uns selbst noch andre schädigen. Diesseits dieser Grenze ist alles erlaubt. Mehr noch als erlaubt, es ist notwendig. Wer seine Natur nicht ganz entfaltet, der mag ein Mönch, er mag ein Heiliger sein, ein Mensch ist er nicht. Und mehr als je bedürfen wir heute ganzer Menschen. Kein früheres Zeitalter hat ein solches Stück Arbeit vor sich gehabt wie wir; und um diese Arbeit zu leisten, brauchen wir gesunde, kräftige Menschen, die alle Lebensverrichtungen ohne Einschränkung und Behinderung ausüben. Wir würden der Last unsrer Aufgabe erliegen, wollten wir unsre Lebenskraft und unsern Lebensmut durch die theologischen Vorstellungen früherer Zeiten niederdrücken, brechen und schwächen lassen."

So ungefähr Buckle. Ich habe frei übersetzt und zusammengezogen. Unser heutiges Geschlecht wird weniger von theologischen Vorurteilen gelähmt, als vom Materialismus, der durch Leugnung des Zwecks die Antriebe zur Thätigkeit raubt, und von jenem Pessimismus, der uns unsre Genüsse als Illusionen verleidet, uns unsre großen und kleinen Widerwärtigkeiten hypochondrisch zergliedern lehrt und die unmögliche Zumutung stellt, daß wir Pflichten erfüllen sollen, um die zukünftige „Erlösung des Unbewußten" anzubahnen. Es ist die höchste Zeit, daß ein frischer optimistischer Luftzug in diesen faulen Dunstkreis hineinfahre, sonst erliegen alle passiven Gemüter der Selbstmordmanie, während die thätigern in ihrer Verbitterung einem Vernichtungskampfe gegen die wirklich oder scheinbar glücklichen zustreben. Wer weder glücklich ist noch auf Glück hofft, der ist nicht gut und thut nichts Gutes. Auf eine wichtige Frage bleibt Buckle die Antwort schuldig, oder vielmehr er wirft sie nicht auf: in welcher Beziehung der Fortschritt der Zivilisation zum Lebenszwecke des Einzelnen stehe. Wir merken sie hier einstweilen für spätere Beantwortung vor.







Eine deutsche Geschichte aus dem neuen Reiche

Es war fast selbstverständlich, daß die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches der deutschen Geschichtsschreibung einen mächtigen Antrieb gab. Es war ein so bedeutender Abschnitt in der Entwicklung unsers Volkes erreicht, und zwar trotz eines durch Geschlechter hindurch geführten Traumes von Einheit und Kaiserkrone doch in letzter Stunde für viele noch überraschend schnell, daß der denkende Deutsche unwillkürlich still stehen und Umschau halten mußte, vorwärts und rückwärts. Vorwärts auf eine schöne verheißungsvolle Zukunft, noch unentweiht von Parteigezänk und kleinlicher Mäkelei — die wenn auch nicht die blutgewonnenen Errungenschaften wieder in Frage gestellt, so doch ihre wohlthuende Wirkung auf die Volksseele beeinträchtigt haben —, richtete der Mann des praktischen Lebens und der Politiker den hoffnungsfreudigen Blick, rückwärts von der endlich gewonnenen freiern Höhe schaute in der stillen Studierstube der Geschichtsforscher mit gedankenvollem Auge und suchte sich die Lebensrätsel des deutschen Volkes, die nun ihre vorläufige Lösung gefunden hatten, zurechtzulegen. Es galt zu begreifen, wie das alles so gekommen war, an große Leistungen vergangner Geschlechter zu erinnern, aus den Fehlern früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte zu lernen und den Gewinn zu verwenden zur Befruchtung der Ideen derer, die am Steuerruder des deutschen Volkes standen. Das Studium der deutschen Geschichte an den Hochschulen nahm einen ungeahnten Aufschwung. Historische Gesellschaften und historische Seminare blühten auf, die studierende Jugend fesselte namentlich die urkundliche Erforschung des Mittelalters, und an der Hand großartiger Urkundensammlungen, die, wenn auch früher schon geplant und begonnen, doch jetzt in größerer Fülle der Verborgenheit der Archive entstiegen, entwickelte sich eine fast überreiche Litteratur über einzelne Persönlichkeiten, wirtschaftliche und staatsrechtliche Fragen, Kriegsereignisse. Dazu kam die von örtlichen Interessen beeinflußte Flut tüchtiger Stadt- und Landschaftsgeschichten. Aber nicht nur neuer Stoff kam zu Tage, sondern auch neue Methoden, den Stoff zu betrachten und zu verwerten. Ein guter Teil der Schulweisheit unsrer Lehrbücher und ältern großangelegten Werke über das deutsche Mittelalter zerfloß vor den eigenartigen, biologischen Forschungen eines K. W. Nitzsch in blauen Dunst.

Nicht minder wandelten sich die althergebrachten Urteile über Männer und Verhältnisse der neuern Geschichte, indem einzelne unsrer großen Historiker nach eingehenden archivalischen Forschungen große Persönlichkeiten oder einzelne Geschichtsperioden der gelehrten Welt in ganz neuem Gewande und in neuer Beleuchtung vorstellten. Zur bessern Erkenntnis aber der Geschichte unsers Jahrhunderts schrieb eine größere Anzahl von Staatsmännern ihre Memoiren, und sogar Fürsten ließen durch derartige Veröffentlichungen Blicke in sonst sorgfältig gehütete Geheimnisse thun. Endlich ist in diesen Tagen von dem Altmeister H. von Sybel eine aktenmäßige Darstellung der Begründung des deutschen Reiches erschienen, zu der nicht nur die preußischen Staatsarchive, sondern selbst die Registratur des Auswärtigen Amtes den Stoff geliefert haben.

Wer liest nun alle diese umfänglichen Werke oder einige von ihnen? Wenn man von den Memoirenwerken und ähnlichen absieht, die ein persönliches Interesse bieten, so sind es eben immer wieder nur die Fachleute, die Geschichtsforscher und Geschichtskundigen im engern Sinne des Wortes, oder die mit verwandten Wissenschaften beschäftigten, die Zeit und Neigung haben, sich in solchen Lesestoff zu vertiefen. Aber so selbstverständlich dies auf der einen Seite erscheint, so sehr ist es auf der andern Seite zu bedauern, daß neuerkannte geschichtliche Wahrheiten so schwer und so langsam den Weg zu den breitern Schichten der Gebildeten finden; denn eine gründlichere Kenntnis der Entwicklung unsers Volkes würde manchen häßlichen politischen Zank zum Schweigen bringen, von manchem Abwege zurückrufen. Aber nicht bloß von diesem praktischen Gesichtspunkt aus, sondern auch um der idealeren Forderung willen, daß jeder Mensch, um seines Daseins Rätsel leichter zu verstehen, wenigstens die Geschichte seines Volkes gründlich kennen sollte, ist die Forderung zu erheben, daß geschichtliche Kenntnisse und geschichtliche Anschauungen in den breitesten Kreisen der Gebildeten immer mehr heimisch werden.*) Der Erfüllung dieser Forderung dient eine andre Art der Geschichtsschreibung als die eben genannte gelehrte. Ich möchte diese Art aber auch nicht schlechthin eine populäre oder volkstümliche nennen, weil wir mit diesem Worte oft einen andern Begriff verbinden als den, der hier das Richtige bezeichnet. Die sogenannten populären Geschichtswerke kranken in der Regel an zwei Schwächen, einmal an dem Streben nach Kürze um jeden Preis, das andremal an dem Streben nach Verständlichkeit ohne Bemühung des Lesers. In dem erstern Bestreben wird oft der Stoff, ohne Berücksichtigung des Umstandes, daß zu

*) Unser Kaiser sprach im September dieses Jahres in Göttingen die Worte: „Ich glaube, daß gerade durch das Studium der Geschichte das Volk eingeführt werden kann in die Elemente, aus denen seine Entstehung, seine Kraft sich aufgebaut hat. Je eifriger und eingehender die Geschichte dem Volke eingeprägt wird, desto sicherer wird es das Verständnis für seine Lage gewinnen und dadurch in einheitlicher Weise zu großartigem Handeln und Denken erzogen werden.“

geschichtlichen Anschauungen eine große Menge von Einzelheiten erforderlich ist, so stark beschnitten, daß nicht etwa ein gedrängteres, sondern überhaupt gar kein klares Bild entsteht; das andre Bestreben führt manchmal zu einer Veräußerung des Echten und Wahren, mit der niemand gedient ist. Beide Bestrebungen berücksichtigen im Grunde genommen nur die Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit des Lesers. Von einem jeden Geschichtswerke für das gebildete Volk ist allerdings zu verlangen, daß es knapp und verständlich sei, aber nicht in dem Sinne, daß es sich zur Einleitung des Mittagsschlafes eigne. Ein gutes geschichtliches Volksbuch muß die Gedankenarbeit des Lesers ganz in Anspruch nehmen, und es schadet gar nichts, wenn er sich am Schlusse einer Seite veranlaßt fühlt, sie noch einmal zu lesen; denn nur was sich der Mensch mit geistiger Anstrengung erarbeitet, wird sein Besitz. Wer an ein Geschichtsbuch herantritt, um es durchzujagen wie einen Unterhaltungsroman, der ist schlecht vorbereitet, vom Wohl und Wehe seiner Väter zu vernehmen. Ernsthafte geistige Arbeit wird dem Leser aber niemals ein Buch abnötigen, das selbst ohne ernsthafte geistige, selbstschöpferische Bemühung geschrieben ist. Mag ein Mosaikbild aus den Werken andrer noch so geschickt zusammengesetzt sein, es übt auf den denkenden Leser, auch wenn er kein Fachmann ist, doch niemals den Reiz und Zauber aus wie eine unmittelbare, ursprüngliche Schöpfung. Deshalb bin ich der Meinung, daß auch eine Geschichte für das Volk nicht nur künstlerische Darstellung, sondern auch selbsterarbeiteten Inhalt bieten muß. Der Verfasser muß selbst inmitten des lebendigen Stromes der Forschung stehen, ihn selbst bereichern und doch auch wieder die Gabe besitzen, die Leistungen andrer im größten Umfang in sich aufzunehmen, nicht um sie mechanisch zu verwerten, sonderm um sie bei sich herumzutragen, unter einander auszugleichen, durch innere Erfahrung zu läutern und dann erst wieder in künstlerischer Form aus sich heraus zu gestalten.

Es giebt gewiß nicht viele Menschen, die das vermögen; und so war denn eine wirklich gute deutsche Geschichte für das Volk, die den durch Errichtung des neuen Reiches gewonnenen Gesichtspunkten gerecht würde, bis jetzt ein unerfüllter Wunsch der Gebildeten geblieben.

Den Versuch, diese Lücke auszufüllen, hat nun neuerdings mit der ganzen Kraft eines reichbegabten und auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung vielfach bewährten Geistes Otto Kaemmel in seiner Deutschen Geschichte unternommen. Es muß billigerweise dem Urteile der historischen Fachzeitschriften überlassen bleiben, festzustellen, inwieweit auch die historische Wissenschaft als solche durch das Werk bereichert worden ist; wie weit aber dieses Buch den oben ausgeführten Anforderungen, die an eine deutsche Geschichte für das gebildete Volk zu stellen sind, entspreche oder nicht entspreche, darüber möge einem, der sich an Kaemmels Geschichte warm gelesen hat, ein Wort verstattet sein, das vielleicht den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen ist.

Zunächst fällt in Kaemmels Buch die Fülle des Stoffes auf, den der Verfasser nicht nur beherrscht, sondern auch auf verhältnismäßig knappem Raume zur Anschauung bringt. Neben den allgemeinen Schicksalen des deutschen Volkes ist, der föderalistischen Anlage unsrer Nation entsprechend, auch der Sondergeschichte der einzelnen Landschaften und Fürstentümer, sogar der wichtigern Städte (wie Köln, Straßburg, Lübeck, Nürnberg u. s. w.) ein so breiter Raum verstattet worden, daß in dem Buche der Württemberger so gut wie der Sachse genügende Belehrung über die Schicksale der Heimat finden wird. In der besondern Berücksichtigung der deutschen Kolonisation in Österreich erkennt man den Verfasser der „Geschichte des Deutschtums in Österreich," ebenso ist die Kolonisation der Slawenlande des deutschen Reiches durchaus selbständig und meines Wissens noch nie so im Zusammenhange geschildert worden. Neben der politischen Geschichte ist mit Recht die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte in allen ihren Zweigen, sowie die Geschichte der Litteratur, der Künste, des religiösen Lebens u. s. w. so ausführlich behandelt worden, wie in keinem andern Geschichtswerke ähnlichen Umfangs. Diese Reichhaltigkeit auf verhältnismäßig engem Raume ist erreicht worden durch markige und gedrungene Darstellung, dann aber auch durch rücksichtsloses Wegschneiden des Entbehrlichen.

So sind z. B. die üblichen kriegsgeschichtlichen Schilderungen und ewig sich gleichenden Schlachtberichte, die für den Fachmann zu wenig, für den Laien, weil unverständlich, gar nichts bieten, weggelassen zu Gunsten weniger wirklich eingehenden, lebensvollen, sogar das Wetter genau berücksichtigenden Darstellungen der wichtigen und typischen Schlachten, z. B. im Teutoburger Walde, bei Fehrbellin, der Entsetzung Wiens, bei Höchstädt, Austerlitz, Leipzig, Königgrätz, Metz, Sedan. Eigentlich hätte diese weise Beschränkung auch dazu führen sollen, die spätern Kämpfe der Römer und Germanen zwischen 100 und 375 n. Chr. noch kürzer zu fassen und namentlich in den ersten Abschnitten des Mittelalters z. B. in der Erzählung vom Untergange des weströmischen Reiches manchen überflüssigen Namen wegzulassen. Doch wird sich die an wenigen Stellen hervortretende Überfülle an Namen leicht beseitigen lassen; im allgemeinen ist trotz der Vielfältigkeit des Stoffes die Einheit der Handlung trefflich gewahrt, alle Einzelheiten gruppiren sich harmonisch um den Hauptgedanken: die Entwicklung des deutschen Volkstumes, die Entstehung der nationalen Einheit.

Die Herrschaft dieses Gedankens über alle andern zeigt klar und deutlich die eigenartige, durchaus neue Gliederung. Von dem Gedanken aus, daß die wichtigste Angelegenheit der deutschen Geschichte die Bildung der nationalen Einheit sei, kommt Kaemmel dazu, die althergebrachten Perioden über den Haufen zu werfen und von der Entstehung des Frankenreiches an bis zur Gegenwart nur zwei Hauptteile in der Geschichte des Deutschen zu erkennen:

1. die Reichsbildungen auf germanisch-römischer Grundlage 476 bis 1273, eine Periode, deren Schluß, nachdem unter Barbarossa und Heinrichs VI. das Ziel der Herstellung einer lebensfähigen einheitlichen Reichsverfassung nahe vor die Erfüllung gerückt schien, mit dem Untergange der Hohenstaufen zugleich den Untergang der alten Verfassung und der bereits vorhandnen Keime zur Einheit besiegelte; 2. die Auflösung des römisch-deutschen Kaisertums und die Entstehung des deutschen Bundesreiches 1273 bis 1871. In dieser vom Standpunkte der Gegenwart — und nur diese ist hierin für uns maßgebend — richtigen und streng durchgeführten Gliederung finde ich einen auffallenden Fortschritt. Es ist keine Frage, daß dadurch die Reformation äußerlich aus ihrer führenden Stellung am Beginne der sogenannten neuern Zeit einigermaßen zurückgedrängt wird, aber sie wird dadurch nur um so fester und inniger als ein notwendiges und bestimmendes Glied in die Kette der nationalen Entwicklung hineingeschlossen und demgemäß auch von Kaemmel mit besondrer Liebe dargestellt. Selbständig und feinsinnig sind die Unterabteilungen der Hauptzeiträume bestimmt und wiederum übersichtlich gegliedert bis herab zu den kleinsten, oft nur seitenlangen Abschnitten, die einen Begriff oder Eigennamen am Kopfe tragen. Bei dieser so weitgehenden Gliederung bedurfte es einer besondern Kunst, die einzelnen Teile nicht auseinanderfallen zu lassen; sie stehen aber zusammen in einer innern natürlichen Ordnung, und auch die größern Abschnitte schließen sich natürlich an einander, alle im Dienste des Hauptgedankens. So kommt es, daß auch in den Abschnitten über Kultur- und Geistesleben, z. B. über Philosophie, geschichtliche Wissenschaften, Universitäten und Schulen, Goethes Alter, Dichtung, Baukunst, Bildnerei, Musik, Grundlagen des wirtschaftlichen Aufschwungs, Verkehr, überseeischen Handel, Gewerbfleiß, Landwirtschaft, Wohlstand und Bevölkerung u. s. w., die in die Darstellung der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts eingewebt sind, überall die Fäden bloßgelegt sind, durch die alle diese Dinge von den äußern und innern Schicksalen des Volkes abhängig sind. Dieselbe enge Verflechtung der Staats- und Kulturentwicklung zeigt sich z. B. auch bei der Darstellung der Wiedergeburt Preußens nach 1806 und des deutschen Geisteslebens vor der Napoleonischen Fremdherrschaft, der deutschen Kultur beim Tode Heinrichs VI. u. s. w. So findet sich überall bei durchsichtigster Gliederung des Stoffes doch die straffste Konzentration, das ganze Werk erscheint wie aus einem Gusse.

Nicht minder deutlich tritt des Verfassers Selbständigkeit in der Auffassung großer politischer Ziele und großer Persönlichkeiten hervor, obwohl er sich gerade auf diesem Gebiete dankbar als der Schüler von K. W. Nitzsch bekennt. Unbeirrt durch Schulüberlieferung und alte Vorurteile übersieht er das Ganze und weist jeder Regung deutschen Lebens, jeder Persönlichkeit mit Sicherheit und Schärfe des Urteils den gebührenden Platz zu. Zu Anfang unsers Jahr-

hunderts hatte man unter dem Einflusse der Romantiker die mittelalterliche, auf die Beherrschung Italiens gerichtete Kaiserpolitik als die glänzendste Kraftentfaltung der „edeln, schönen Ritterzeit“ gepriesen, seit der Mitte des Jahrhunderts hatte, unter dem Eindrucke des Mißlingens des deutschen Einheitswerkes, die entgegengesetzte Auffassung Platz gegriffen, daß die italienische Politik der Kaiser, weil sie von der unmittelbaren Fürsorge für eine lebensfähige Reichsverfassung abgelenkt habe, eine verfehlte gewesen sei. Kaemmel zeigt, daß die Beherrschung Italiens und des Papsttums notwendig war, weil die deutsche Verfassung auf der freien Verfügung des Königs über die wirtschaftlichen Kräfte der Kirche beruhte; auch brauchten die überschießenden kriegerischen Kräfte des Volkes ein Arbeitsfeld, sowie jetzt die überfließende gewerbliche Produktion das deutsche Volk zur Gründung von Handelskolonien gedrängt hat und die allgemeine Übervölkerung den Mangel an Ackerbaukolonien schwer empfinden läßt; „was Italien für die Deutschen war, das ist um dieselbe Zeit Südfrankreich für England oder noch früher England für die Normandie gewesen. In diesen Kämpfen sind die Deutschen zu einer Nation zusammengewachsen, haben sich durchdrungen mit dem stolzen Gefühl des Aufschwungs und der Kraft, haben, von ihm getragen und angeregt durch die engen Beziehungen mit den Ländern der höhern, romanischen Kultur, zum erstenmale in Kunst und Dichtung einen glänzenden Höhepunkt erreicht und zugleich den Schritt von der bäuerlich-adlichen Naturalwirtschaft zum städtischen Leben, zur Geldwirtschaft gethan.“ Die wärmste Begeisterung für die deutsche Sache, gepaart mit sittlichem Ernste und tiefer Religiosität, durchwehen das ganze Buch; sie erheben und erquicken den Leser, besonders in der Erzählung der deutschen Erhebung gegen Napoleon und in der Darstellung der Reformation.

Die innerliche Verflechtung des Lebens und Wirkens Luthers, dessen Bild als das eines Gottesmannes und doch zugleich auch als eines mitten unter seinen Volksgenossen stehenden Deutschen gezeichnet ist, mit der gleichzeitigen Geschichte des deutschen Volkes gehört zu den ergreifendsten Stücken des Buches, ebenso die scharfen und packenden Charakteristiken von Karl dem Großen, Heinrich IV., Friedrich Barbarossa, Gustav Adolf, Wallenstein, Friedrich dem Großen, Friedrich Wilhelm IV. und die von Wilhelm I., die den letzten Abschnitt des Buches „Die Gründung des neuen deutschen Reiches“ eröffnet. Endlich möchte ich noch auf die gedrängten Übersichten hinweisen, die Kaemmel am Eingange oder am Ende größerer Abschnitte einschiebt. Sie sind so gedankenschwer und wuchtig, daß ihr volles Verständnis allerdings nur dem vorgeschrittenen Laien klar werden wird; auch zeigen sie im Ausdruck, z. B. im Gebrauche der Pronomina, manches Eigenartige. Übrigens aber sind gerade diese Stellen Meisterstücke des historischen Denkens und zeigen auch am deutlichsten die Meisterschaft, womit der Verfasser über die reichen Mittel der deutschen Sprache verfügt.

Alles in allem ist Kaemmels „Deutsche Geschichte“ ein eigentümliches, vortreffliches Buch, das in der Reihe der für einen größern Leserkreis berechneten deutschen Geschichtswerke einen neuen Abschnitt bezeichnet. Möge der Wunsch in Erfüllung gehen, mit dem Kaemmel sein Buch in die Welt sendet, möge es „dazu beitragen, die jüngere Generation, die Deutschland nur als ein einiges, mächtiges Ganze kennt und aus eigner Erfahrung von den Leiden und Kämpfen der Alten nichts mehr weiß, zu erfüllen mit warmer Begeisterung für deutsche Art und Größe, in ihr den Entschluß befestigen helfen, die große Gegenwart fortzubilden zu einer größern Zukunft, und bei ihr die Kenntnis erwecken, daß die Geschicke eines Volkes nicht allein von seinen Leistungen in Kunst, Wissenschaft und Technik bestimmt werden, sondern vor allem von seiner sittlichen Kraft und seinem religiösen Geiste.“



Baron Frederik

Von Sophus Bauditz

Deutsch von Therese Lorck



Zu den nicht zu unterschätzenden Annehmlichkeiten, deren man sich als Jäger zu erfreuen hat, gehört auch die, daß sich stets ein Vorwand oder eine Gelegenheit finden läßt, ein wenig „auszukratzen,“ wenn man von den vielen Gästen, die gleich einem selbst ihre Ferien auf dem Gute eines Verwandten oder Freundes zubringen, mürbe geschwatzt worden ist. Nimmt man noch dazu, daß ich für meinen Teil mich selten oder nie wohler fühle, als wenn ich auf eigne Hand, die Büchse über die Schulter gehängt, in dem stolzen Bewußtsein, alles Lebende aufs Korn nehmen zu dürfen, herumschlendern kann, so wird man verstehen, daß ich vor einigen Jahren, als ich Weihnachten auf Oberhof zubrachte, fast jeden Tag mich draußen herumtrieb, obgleich es im Grunde nicht viel zu schießen gab. Durch den großen, stillen Wald zu gehen, wo die Pfade mit dickem Schnee bedeckt waren, auf das einförmige Hämmern der Spechte zu hören und dann und wann eine Meise mit lautlosem Flügelschlag zwischen die Stämme hindurch segeln zu sehen, das war mir genug, und ich mußte ordentlich auf mich selbst Acht haben, daß ich die Zeit nicht verpaßte und zu spät zum Mittagstisch kam.

Eines Tages hatte ich meinen Ausflug weiter als gewöhnlich ausgedehnt und befand mich schließlich an einem Waldessaume, denn ich noch nicht kannte. Die Bäume standen hier vereinzelt, und im Schnee waren Fußspuren sichtbar. Es war gegen Sonnenuntergang; am Horizonte breitete sich ein gelbroter Schein aus, weiter hinauf hatte der Himmel schon den grünblauen Ton angenommen, der einem Frosttage so eigentümlich ist. Ich hörte die Krähen schreien, sie kamen näher und näher, und da ich vermutete, daß sie sich auf einen der großen Bäume zur Ruhe setzen würden, so blieb ich stehen, nicht um nach ihnen zu schießen, sondern weil mir ihr Gebaren stets Vergnügen macht. Auf den Krähen liegt ein gewisses Gepräge unfreiwilliger Komik, und der, dem das einmal aufgefallen ist, kann nicht unterlassen, darauf zu achten. Wüßte man es nicht besser, so könnte man glauben, die Krähen kämen alt zur Welt, in solchem Grade haben sie vom Ei ab alle die wenig ansprechenden Eigenschaften des Alters: Streitlust, Habsucht, Mißtrauen und Neigung, das große Wort zu führen, und diese Eigenschaften verlassen sie nie. Die Krähe verbringt offenbar einen großen Teil ihres Lebens damit, sich zu ärgern; sie ist ein geborner Reaktionär, ein geborner Hans Unzufrieden, der auf alle Welt schimpft und am meisten auf jene frohen Sänger, die leichtsinnig auf schwankendem Zweige sitzen und für sich und andre singen; die Krähe weiß recht gut, daß sie zur großen Familie der Singvögel gehört, aber sie schämt sich der Verwandtschaft und thut, als ob sie sie nicht kennte. So auch diese hier. Aus vollem Halse schreiend, schwärmten sie mit kurzem, schwerfälligem Flügelschlag über die hohen Bäume hinweg und setzten sich endlich auf die höchste Spitze. Unwirsch und von einem Zweige zum andern ziehend, saß die würdige Gesellschaft und schrie wie eine Versammlung kuttenbekleideter Tartüffes, die sich über die Schlechtigkeit der Welt erhaben fühlen und sich berechtigt glauben, ihrer Entrüstung Luft zu machen.

Mit einemmale nahm ihr Schreien zu, einzelne flogen empor und es kam Unruhe ins Lager. Eine menschliche Gestalt näherte sich; sie war es, vor der sie sich fürchteten.

Es war aber auch eine etwas ungewöhnliche Erscheinung, die da zum Vorschein kam. Eine in den mittlern Jahren stehende hohe, magere Gestalt, in einen weiten Havelock gehüllt, mit schwarzem, hohem Zylinder auf dem Kopfe, schritt einher, einen Regenschirm in der Hand, mit aufgestreiften Beinkleidern, die Füße in Galoschen.

Als sie näher kam, sah ich einen schmalen Kopf, von einem faltenreichen, langen Halse getragen, und ein mageres Gesicht mit buschigem Knebel- und Spitzbart; die ganze Gestalt erinnerte etwas an den überlieferten Don Quixote-Typus.

Da ich Wasserstiefeln anhatte, trat ich zur Seite, um dem Fremden den schmalen Steg zu überlassen, und grüßte. Er erwiderte meinen Gruß aus-

nehmend höflich, wie ein vollendeter Kavalier der alten Schule, blieb stehen und sprach schnell, gleichsam über seine eignen Worte hüpfend und mit jenem eigentümlich schwachen, aber doch deutlich erkennbaren deutschen Accent, der sich durch viele Geschlechter erhalten kann: Freue mich sehr, Ihre geehrte Bekanntschaft zu machen, freue mich außerordentlich!

Ich verbeugte mich, und er fuhr fort: Ah, Sie sind Jäger! Eine noble Passion, eine außerordentlich noble Passion! Sie sind vermutlich zu Besuch auf Oberhof?

Ich bejahte dies.

Scharmanter Wirt, dieser Carlsen auf Oberhof, außerordentlich scharmanter Wirt! Habe manche angenehme Stunde bei ihm zugebracht. Erlauben Sie, daß ich mich selbst vorstelle: ich bin Baron Frederik Rauch. Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?

Als ich meinen Namen nannte, rief er aus: Das ist wirklich eine angenehme Begegnung! Es würde mir ein besondres Vergnügen sein, wenn Sie, falls Ihr Weg Sie vorüberführte, einmal bei mir vorsprechen wollten. Ich wohne hier im Gasthof, dort hinter dem kleinen Gehölz auf der andern Seite des Weges. Es würde mich ausnehmend freuen, Sie zu sehen! In Wahrheit eine angenehme Begegnung! Aber ich halte Sie auf, es ist schon spät — er sah nach der Uhr —, ich muß mich beeilen, um die Mittagszeit nicht zu versäumen. Meinen Gruß auf Oberhof! Empfehle mich!

Ehe ich recht wußte, wie mir geschah, hatten wir einander die Hand wie gute Bekannte gedrückt, er ging aus dem Walde hinaus, und ich zurück nach dem Gute.

Dort erzählte ich natürlich von meiner Bekanntschaft mit dem Baron und fragte, wer es eigentlich sei, der hier im Walde herumspaziere und im Gasthof wohne.

Baron Frederik, sagte mein Wirt, kennen Sie den nicht? Er lebt doch schon ein paar Jahre hier in der Gegend, es muß ein reiner Zufall sein, daß Sie ihn noch nicht bei uns getroffen haben. Armer Karl — er hat gerade nicht allzu viel zum Leben. Es geschieht auch aus ökonomischen Gründen, daß er seine Residenz hier im Gasthof aufgeschlagen hat. Er hat von Kindheit an bei einem Onkel, der auf dem Stammgute saß, Unterkunft gefunden, und dort betrachtete man ihn wie ein Stück beweglichen Hausinventars. Dann starb der Onkel; ein entfernter Verwandter bekam das Gut, und bei ihm befand sich Baron Frederik wahrscheinlich nicht sonderlich wohl, denn eines schönen Tages ließ er sich hier nieder. Honett und gutmütig ist er, alle Menschen haben ihn gern, aber eine wunderbare Schraube ist und bleibt er. Im übrigen sollten Sie doch seiner Einladung folgen, man stößt nicht alle Tage auf Originale.

Obwohl ich dies bereitwillig einräumte, wäre doch wohl kaum etwas aus dem Besuche geworden, wenn ich nicht bald darauf eines Vormittags meinen

neuen Freund abermals, diesmal aber an einer ganz andern Stelle, getroffen hätte. Ich erkannte schon in weiter Ferne die hohe Gestalt mit dem Regenschirm, und als wir uns einander näher gekommen waren, hob und senkte er mehrmals die Arme, bei welcher Bewegung der Havelock sich gleich *Flügeln* ausbreitete, und begrüßte mich aufs freundlichste.

Das freut mich! rief er aus, Sie halten Wort und kommen, einen alten Junggesellen wie mich zu besuchen! Das ist außerordentlich aufmerksam von Ihnen, ganz außerordentlich aufmerksam! Und nun kommen Sie gerade zum Frühstück, es kann sich gar nicht besser treffen!

Einer so großen Freundlichkeit gegenüber würde es übel angebracht gewesen sein, einzugestehen, daß ich gar nicht daran gedacht hatte, ihm einen Besuch zu machen; ich beschränkte mich also nur auf die Bemerkung, daß ich der sei, der zu danken habe, und nicht er, und so gingen wir zusammen weiter.

Plötzlich sah er nach der Uhr. Ist es möglich! rief er aus. Es fehlen nur noch zehn Minuten an elf! Dann haben wir keine Zeit zu verlieren, wenn wir um elf Uhr zum Frühstück zu Hause sein wollen! Ich muß Ihnen nämlich sagen — fügte er erklärend hinzu —, ich gebe viel darauf, in allen Dingen, großen wie kleinen, präzis zu sein. Ich habe meine Zeit ganz regelmäßig eingeteilt, mein Leben geht wie am Schnürchen. Hätte ich mich nicht so eingerichtet, so würde mir die Zeit ja lang werden; so dagegen habe ich nie eine Stunde übrig, ich führe ein gebundneres Leben als ein Soldat. Schlag sechs im Sommer und Schlag sieben im Winter stehe ich auf und mache Toilette, trinke meine anderthalb Tassen Thee und rauche meine Morgenpfeife. Um zehn Uhr gehe ich aus, mag das Wetter sein, wie es will, und spaziere durch den Wald; dazu brauche ich gerade eine Stunde bis zur großen Eiche, auf langsamen Gang berechnet, sodaß ich, wenn ich jemand begegne und aufgehalten werde, trotzdem die Zeit einhalten kann, wenn ich meinen Schritt etwas forcire. Um elf Uhr frühstücke ich — zwei weiche Eier mit Brot, eine Tasse Kaffee, nichts weiter —, von zwölf bis zwei lese ich oder zeichne etwas, von zwei bis vier gehe ich wieder spazieren und passe immer auf, daß ich dann unten auf der Chaussee bin, dort wo die Eisenbahn sie durchschneidet, wenn der Zug zehn Minuten vor vier Uhr vorüberkommt, dann esse ich zu Mittag, schlafe ein Stündchen und bin dann am Abend mein eigner Herr, denn der will ich sein.

Es lag etwas unwiderstehlich Komisches darin, einen Menschen, der ganz und gar nichts zu thun hat, sagen zu hören, daß er am Abend „sein eigner Herr" sein wolle, sodaß ich mich halten mußte, nicht darüber zu lachen. Aber um doch auch etwas zu sagen, sprach ich meine Bewunderung über die Durchführung einer solchen Regelmäßigkeit aus, fragte aber gleichzeitig, ob er sich nicht ab und zu dadurch genirt fühle.

Dadurch genirt? Ja, so wahr ich lebe, fühle ich mich genirt, und dies einen Tag wie den andern! Glauben Sie nicht, daß ich manchmal mit Freuden

eine blanke Mark in den Kirchenstock legen würde, wenn ich am Morgen ein Stündchen länger liegen bleiben könnte, oder es unterlassen dürfte, auszugehen, wenn das Wetter, geradeheraus gesagt, verdammt ist? Ja, darauf können Sie sich verlassen! Aber der Mensch ist doch nicht in die Welt gesetzt, um seine Gemächlichkeit zu pflegen, er soll ein streng geordnetes Leben führen. Wenn alle so handeln wollten, so würde vieles anders, ganz anders aussehen. Wie beliebt?

Ich gab ihm natürlicherweise Recht und fragte, ob er diese Regelmäßigkeit auch für Handlungen, die sich in längern Zwischenräumen folgten, aufrecht halte oder nur für die tägliche Wirksamkeit.

Ja, so viel es ausführbar ist, antwortete er, aber es ist schwer, außerordentlich schwer; denn versucht man nach bestem Gewissen in das, was man seltener vornimmt, ein System hineinzubringen, so geht die tägliche Ordnung darüber verloren. Ich gehe z. B. einmal monatlich in die Kirche — nicht gerade, weil Pastor Jensen ein besonders begabter Redner wäre, aber ich komme in sein Haus, ich habe persönliche Achtung, große Achtung sowohl vor ihm als vor seiner Familie, und man ist es auch seiner Stellung schuldig, der Gemeinde mit gutem Beispiel voranzugehen. Ich gehe also einmal monatlich in die Kirche, aber dieser Kirchgang stört mir den ganzen Tag. Ja es ist schwer, es ist außerordentlich schwer, ein geregeltes Leben zu führen!

Während dieser Unterredung hatten wir den Gasthof erreicht, mein Begleiter öffnete die Thür, wir gingen hinauf und kamen in das erste der beiden Zimmer, die er bewohnte.

Auf dem Lande muß man es nehmen, wie es ist, sagte er, das ist meine ganze Residenz!

Ich sah mich im Zimmer um. Es war geräumig und behaglich. Das Hausgerät war augenscheinlich Erbgut, von der schwarzbraunen Schatulle mit den vergoldeten Messingbeschlägen an bis zu den hochlehnigen Stühlen; an den Wänden hingen verschiedene Familienporträts, eine gewiß kostbare Porzellanvase stand auf dem Kachelofen, ein kleines hängendes Bücherbrett trug alte, in gelbes Kalbleder gebundene Bücher. Vor dem Sofa mit dem glatten Pferdehaarbezug stand der gedeckte Frühstückstisch; das Tuch war blendend weiß, und das Ganze sah sehr einladend aus.

Der Baron bat mich, Platz zu nehmen, und zog an der Klingelschnur. Ein nettes, aber etwas schwer gebautes Mädchen kam herein, und mein Wirt bat sie, einige Eier mehr kochen zu lassen, auch aufzutragen, was sonst zu haben wäre.

Ein hübsches Mädchen! sagte er, als sie hinausgegangen war, ein außerordentlich hübsches Mädchen!

Ich nickte zustimmend.

Ja, die kleine Marie ist ein gutes Mädchen. Es ist die Wirtstochter. Flinke Leute, ungewöhnlich flinke Leute!

Ich ließ dem Frühstück alle Gerechtigkeit widerfahren und plauderte dazwischen mit dem Baron, der der aufmerksamste Wirt war. Als wir gegessen hatten, wurde sofort weggeräumt, und er bot mir eine Zigarre an.

Erlauben Sie, daß ich eine Pfeife rauche? Schön, es genirt Sie nicht? Ich muß Ihnen sagen, eine gute Pfeife geht mir über alles, ich versichere Ihnen, ich kann mich schon des Abends ordentlich auf meine Morgenpfeife freuen, und diese — er zeigte auf einen großen, silberbeschlagenen Meerschaumkopf, den er in der Hand hatte — schmeckt mir besonders gut. Ich habe sie von meiner Nichte erhalten, die mit dem Kammerjunker Falsen verheiratet ist, sie war so scharmant, sie mir selbst in Wien zu kaufen.

Mein Auge fiel auf ein aufgeschlagenes Buch. Darf ich sehen, was der Herr Baron liest? fragte ich.

Oh, es sind Madame de Sévignés Briefe. Höchst interessant! Etwas flott, etwas frivol, aber schließlich muß sie doch ein teufelsmäßig instruirtes Frauenzimmer gewesen sein. Wie beliebt?

Ich ehrte Madame de Sévignés Andenken durch unverhohlene Anerkennung und fragte, ob er vorzugsweise französisch lese?

Ja, so gut wie ausschließlich. Sie werden das horribel finden, aber ich lese selten dänische Bücher. Die jüngern goutire ich nicht, die sind mir entweder zu subtil oder zu platt, und man liest doch wirklich nicht allein des Vergnügens wegen, sondern auch um seinen Geist zu bilden, um sich in einer Sprache zu vervollkommnen, und es giebt, das müssen Sie gestehen, keine elegantere Sprache als die französische. Ich versichere Ihnen, obgleich ich beinahe meine kleine Bibliothek auswendig weiß, so ist es mir doch immer wieder ein Genuß, darin zu lesen. Und das sind prächtige Ausgaben, die ich besitze, es sind scharmante Kupferstiche drin. Hier, sehen Sie.

Er holte einige Bände hervor, und wir betrachteten gemeinschaftlich verschiedne jener tüchtig gezeichneten, in der Regel freilich etwas bedenklichen Szenen, in denen die Cochins und Moreaus im vorigen Jahrhundert als Meister galten.

Ich liebe diese Bilder sehr, sagte der Baron, zierlich und pikant! Ich verbringe manche Stunde damit, sie zu kopiren. Hier können Sie die Resultate sehen, freilich es ist nur Dilettantenarbeit, aber vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, sie durchzublättern.

Er zeigte mir eine Reihe Blätter, auf denen er mit unglaublicher Geduld jeden Strich des betreffenden Kupferstiches mit Feder und Tusche wiedergegeben hatte. Ich konnte nicht umhin, ihm meine aufrichtige Bewunderung über einen solchen Fleiß auszusprechen, und das freute ihn offenbar. Als er seine Zeichnungen wieder in die Schatulle legen wollte, fiel ein rotes Etui von der Art, wie man sie in Juwelierläden bekommt, auf den Boden; ich beeilte mich, es aufzuheben.

Können Sie raten, was das ist? sagte er. Nein, das können Sie nicht! Es ist eine Kleinigkeit, ein silberner Löffel für des Ortsrichters kleine Tochter, die am Donnerstag getauft werden soll. Ich muß Ihnen sagen, die Leute hier herum sind sehr anständig, außerordentlich anständig; sie legen Wert darauf, einen bei den Hochzeiten und als Gevatter zu haben — Begräbnisse liebe ich nicht, das wissen sie, und deshalb laden sie mich auch nicht dazu ein. Nun, man darf nicht stolz sein, aber kommt man, so muß man seine Stellung behaupten.

Es waren wohl ein paar Stunden vergangen, als ich aufbrach. Mit dem bestimmten Versprechen, es nicht bei diesem einen Besuch zu lassen, verabschiedete ich mich. —

Nach einigen Tagen reiste ich nach der Stadt und kam nicht früher als zu den Sommerferien wieder nach Oberhof.

Eines Vormittags ging ich hinunter nach dem Gasthof, und pünktlich um elf stellte ich mich bei meinem alten Freunde ein.

Scharmant! rief er aus, als ich eintrat. Sie vergessen mich nicht ganz, und Sie sind präzis wie — nun wie ich selbst! Scharmant! Ach, kleine Marie, Sie sind wohl so freundlich und bringen noch ein Couvert!

Das Mädchen kam herein, und es schien mir, als folgte ihr der Baron mit zärtlichen Blicken.

Ein hübsches Mädchen, ein außerordentlich hübsches Mädchen! sagte er schließlich, als sie hinaus war, aber es klang eine gewisse wehmütige Resignation aus diesen Worten.

Ja, man wird alt! sagte er darauf und fuhr ohne Einwendung meinerseits fort: Ja, das müssen Sie zugeben, ich bin kein Jüngling mehr, und wenn man älter wird, fühlt man sich oft einsam, sehr einsam. Finden Sie auch, daß die kleine Marie ein hübsches Mädchen ist? Na, das freut mich! Ein gutes Mädchen ist sie, ein sehr gutes Mädchen; honette Eltern, vernünftige Erziehung. Glauben Sie nicht, daß sie einen Mann glücklich machen könnte? Ja, auf Ehre, das kann sie! Ich sage es Ihnen rein heraus, wie es ist: das Mädchen gefällt mir, und ich bin, unter uns, ziemlich sicher, daß sie ein Auge auf mich hat — versteht sich in aller Ehrbarkeit, denn sie hat Prinzipien, und ich habe Achtung, außerordentlich große Achtung vor Prinzipien, sodaß überhaupt nur die Rede von einer Heirat sein könnte. Nun, das ist natürlicherweise, wie Sie selbst einsehen werden, eine Unmöglichkeit, eine komplette Unmöglichkeit!

Ich hatte den Eindruck, als ob der Baron das letztere mir nur in der Hoffnung sagte, daß ich ihm widersprechen sollte, und ich kam deshalb mit einem langgezogenen: Ja, wie mans nimmt! hervor. Aber darauf sagte er: Nein, mein lieber Freund, es ist, wie ich sagen möchte, eine physische Unmöglichkeit. Gott bewahre, wir sind alle Menschen, wie es in der Schrift heißt, und in jenem Leben weiß man ja nicht, neben wen man zu sitzen kommt, aber

für dieses Leben sind wirkliche Grenzen gezogen, die man respektiren soll und muß. Was würden die Leute denken und was würden sie sagen? Was würde er wohl sagen? Und der Baron zeigte auf eines der Familienporträts.

Ich ließ mich auf keine Beantwortung dieser etwas heikeln Frage ein, sondern beschränkte mich darauf, die Achseln zu zucken.

Er würde sich im Grabe umwenden, das würde er, er würde mich als verlornen Sohn betrachten, als ein Kind der Finsternis! Nein, es ist, Gott straf mich, eine vollständige Unmöglichkeit — jaso, entschuldigen Sie, daß ich fluche, wenn ich in Affekt gerate, das habe ich von meinem seligen Vater, der bei der Garde zu Pferde stand. Aber leid thut mir die kleine Marie, es thut mir wirklich um ihretwegen außerordentlich leid!

Die „kleine Marie" sah aber gar nicht darnach aus, als hätte sie sein Mitleiden nötig, denn als ich den Gasthof verließ, stand sie augenscheinlich ganz heiter draußen im Hofe und plauderte mit einem jungen Knecht, und als ich vorüberging, nickte sie mir ganz vergnügt zu.

Es verging eine Woche, ehe ich den Baron wieder im Walde traf. Ich war nach Wasserschnepfen draußen im Moor, und er begann seine zweite Tour. Ich fragte nach seinem Befinden.

Ach, das ist nun so so, lieber Freund, sagte er. Wenn man in meinem Alter sich zu etwas entschließt, so thut man das nicht ohne gründliches Nachdenken. Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich im letzten Halbjahr manche Nacht auf meinem einsamen Lager herumgeworfen und hin und her gedacht. Ja, was sind Prinzipien, ich frage Sie, was sind Prinzipien! Sie wissen es nicht, und ich weiß es ebensowenig. Ich kann mir es noch so oft sagen, daß es eine horrible Dummheit sei, ich kann mich wie der ärgste Sünder vor Gott fühlen, wenn ich mich an meinen Vorfahren vorüber schleiche, die von der Wand auf mich hernieder schielen, aber es hilft alles nichts, wir haben alle unsre Leidenschaften! Und nun — ja Sie werden mich auslachen —, nun habe ich meine Bestimmung getroffen, aber das bleibt vorläufig unter uns: morgen ist Sonntag, wenn ich mein Frühstück genommen habe, rufe ich die kleine Marie zu mir herauf und teile ihr mit, was ich beschlossen habe, und daß ich sie zu meiner Frau zu machen gedenke. Was sagen Sie dazu?

Ich wünschte ihm natürlich Glück zu seinem Entschluß und sprach die Hoffnung aus, daß die Zukunft hell und heiter vor ihm liegen möge.

Das wird sie, lieber Freund, das wird sie! sagte er, die kleine Marie ist ein gutes Mädchen, ein vernünftiges Mädchen, das ihr Glück zu schätzen wissen wird.

Hiermit endigte die Unterredung, denn ich mußte Abschied nehmen, um rasch heimzukommen.

Und auch Sie, Herr Baron, müssen eilen, wenn Sie zur rechten Zeit kommen wollen, wenn der Zug die Chaussee kreuzt, sagte ich.



Oh, das hat noch Zeit. Ich komme nie zu spät, ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht zu spät gekommen. Adieu, lieber Freund, adieu!

Am nächsten Tage ging ich des Nachmittags hinaus; ich war eigentlich mehr als neugierig, zu wissen, ob die Entscheidung gefallen sei, aber es war keine Hoffnung, den Baron jetzt zu treffen, denn um diese Zeit hielt er ja sein Mittagsschläfchen, und ihn zu Hause aufsuchen wollte ich natürlicherweise nicht. Zu meinem größten Erstaunen sah ich ihn aber doch plötzlich auf der staubigen Landstraße gewandert kommen, es war also offenbar, daß etwas vorgefallen war! Er sah fast noch zusammengeklappter aus als der getreue Regenschirm, den er in der Hand hielt, und ich konnte deshalb weder fragen noch gratuliren, aber er brach selbst das Schweigen, als er mich sah, und sagte: Ja, es ist Ihnen unmöglich, vollständig unmöglich, zu denken, was geschehen ist! Und wenn Sie sich auf. den Kopf stellten, Sie errieten es nicht! Frauenzimmer sind Frauenzimmer, wie mein seliger Vater sagte, und darin hatte er Recht! Denken Sie sich, wenn Sie es können, was geschehen ist! Ich rufe also die kleine Marie zu mir herauf, wie ich mir vorgenommen hatte, und teile ihr mit, welchen Entschluß ich gefaßt habe. Aber was glauben Sie wohl, das sie antwortete? Ja, es ist ganz unmöglich, sich das vorzustellen: sie antwortete, so war ich ein Sünder vor Gott bin, daß sie schon einen Liebsten hätte und daß ich zu spät käme! Nun bitte ich Sie, zu bedenken, daß ich ihr anbiete, sie zu meiner Frau zu machen, und sie antwortet, daß sie nicht will! — Im übrigen ist es aber doch ein deutlicher Beweis, welches determinirte Frauenzimmer sie ist. Wie beliebt? Aber das ist doch komplett lächerlich! Enfin ist es auch ärgerlich; ich versichere Ihnen, ich habe mich mehr über die ganze Geschichte geärgert, als sie wert ist.

Und der alte Kavalier wischte sich eine Thräne aus dem Auge, so hatte er sich geärgert.

Ich kann natürlicherweise nicht im Gasthofe wohnen bleiben, fuhr er fort, ich ziehe aus. Meine Verhältnisse haben sich auch ein gutes Teil geändert, seitdem ich meinen Onkel, den Hofjägermeister, beerbt habe, ich ziehe nach der Stadt. Sehen Sie, ich kalkulire so: wenn Marie sich verheiratet, ein Hochzeitsgeschenk — enfin, aber zum Gevatterstehen, da habe ich denn doch keine Lust!

* * *

Ich sah Baron Frederik zum letztenmale, als ich von Oberhof abreiste. Während ich mich der Stelle näherte, wo der Zug die Chaussee kreuzt, bog ich mich zum Coupeefenster hinaus. Es goß in Strömen, aber unter dem aufgespannten Regenschirm stand mein alter Freund, steif und stramm — er kommt ja nie zu spät.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wieder die böhmische Frage. Die letzten Vorgänge im böhmischen Landtage wie im österreichischen Reichsrate beschäftigen die politischen Kreise Deutschlands in ungewöhnlich hohem Grade, und das ist sehr begreiflich. Die besonnenen Freunde Österreichs haben sich jederzeit bei der Beurteilung der dortigen Zustände große Zurückhaltung auferlegt, schon weil es außerordentlich schwer ist, in so verwickelte Verhältnisse einen klaren Einblick zu gewinnen; und nachdem die Deutschliberalen, während sie am Ruder waren, sich den Anforderungen der praktischen Politik so wenig zugänglich gezeigt hatten, begegnete Graf Taaffe entschiednem Wohlwollen, obgleich die Zulassung einer Rechtsverwahrung von seiten der tschechischen Abgeordneten ernste Bedenken erregen mußte. Freilich konnte man damals nur mutmaßen, was durch die jüngsten Bekenntnisse des Führers der Alttschechen bestätigt worden ist, nämlich daß das Zugeständnis gar nicht nötig gewesen wäre, um jene Partei zum Aufgeben des passiven Widerstandes zu bewegen. Heute aber kann keinem Beobachter mehr verborgen bleiben, daß die Frucht einer zehnjährigen Versöhnungspolitik der Krieg aller gegen alle ist. Auf allen Seiten wird mit Entschiedenheit behauptet, es bestehe zunächst in Böhmen und infolge dessen im ganzen Reiche eine große Aufregung. Jede Partei beschuldigt die Gegner, diese Aufregung künstlich hervorgerufen und genährt zu haben, und jede Partei mag darin bis zu einem gewissen Grade Recht haben. Der Bürger und der Bauer begiebt sich ja nirgends aus eignem Antrieb in den politischen Kampf, und der Arbeiter hat sich, wie es scheint, auch in Österreich einreden lassen, er nehme einen höhern Standpunkt ein, wenn er als internationaler Demokrat solchem Kampfe gleichgiltig zusehe. Aber wie es auch dahin gekommen sein möge: gegenwärtig liegen die Dinge bei den Tschechen und bei den Deutschen doch sehr verschieden. Hat der Absolutismus den erstern die Pflege ihrer Sprache verwehrt, hat Schmerling, um sich die Slawen nicht über den Kopf wachsen zu lassen, eine ungerechte Zusammensetzung der Vertretungskörper als Schranke aufgerichtet, so sind nachher von den Liberalen alle unbilligen Hemmnisse beseitigt worden. Trifft diese ein Vorwurf, dann ist es der, daß sie sich mehr von Prinzipien als von politischer Klugheit leiten ließen. Was die Tschechen jetzt noch mit Berufung auf Gleichberechtigung fordern, das muß ihnen eben wegen dieses Grundsatzes versagt werden. Dafür, daß sie dereinst — vielleicht — unterdrückt gewesen sind, wollen sie nun unterdrücken, die Radikalen gestehen das mit dankenswerter Aufrichtigkeit ein, aber das ist in dieser Frage der ganze Unterschied zwischen Radikalen und Opportunisten, Jungen und Alten. Nun verteidigen die Deutschen ihr Recht, ihre Existenz, und welcher Deutsche könnte ihnen in diesem Kampfe die wärmste Teilnahme versagen! Noch stehen sie nicht auf einem verlornen Posten, wie unsre Stammesgenossen in den russischen Ostseeländern, sie haben die Bevölkerung der Erzherzogtümer, Steiermarks, Kärntens, Salzburgs, Tirols, zum großen Teil Mährens und Schlesiens hinter sich, und diese wird sie nicht im Stiche lassen.

So nahe uns diese ernsten Dinge berühren — näher als wir diesmal ausführen wollen —, sie haben noch eine andre Seite. Was sagen unsre Freisinnigen

und Demokraten dazu, daß zwei von ihnen auf den Altenteil gesetzte Mächte, Nationalität und Religion, in Österreich sich noch so lebensfähig und mächtig zeigen? Den neuen Hussiten, bei deren Reden wohl jeder, der einmal das Prager Museum besucht hat, sich der Sammlung barbarischer Waffen erinnert haben wird, mit denen die alten Hussiten die „reine Lehre“ verbreiteten, den neuen Hussiten ist es allerdings nicht um den Glauben zu thun, sie behaupten ja gute Katholiken zu sein. Sie feiern den Magister Huß nicht als Reformator der Kirche, sondern als den Feind der Deutschen oder vielmehr der „Fremden“ im allgemeinen (die Deutschen im Lande Fremdlinge zu nennen, erfrechen sie sich ganz ungescheut, wie denn ihr Auftreten in Wort und Schrift überhaupt beweist, daß die Begehrlichkeit und Ungeberdigkeit dieses Volksstammes seit den Tagen König Wenzels sich ganz frisch erhalten hat, obgleich er zwischendurch an Gefügigkeit und Unterwürfigkeit das äußerste leistete). Sie haben den Magister Huß, den bekanntlich die Jesuiten durch Unterschiebung eines halb mythischen Johann von Nepomuk vollständig aus dem Gedächtnis des Volkes verdrängt hatten, wieder zum Nationalheiligen gemacht und eben damit Anhang unter der großen Masse der Ungebildeten gewonnen, denen die Landgüter und Fabriken der „Fremdlinge“ sehr verlockend in die Augen stechen mögen. Sie haben alle Ursache, dem Fürsten Schwarzenberg dankbar zu sein, daß er durch seine junkerhafte — dies viel gemißbrauchte Wort ist hier am Platz wie kein zweites — Herausforderung ihnen ein neues populäres Schlagwort verschaffte. Ist dieser Fürst Schwarzenberg derselbe, der die deutschen Abgeordneten bewog, den böhmischen Landtag zu verlassen, so kann ihm ein Platz in der Geschichte Österreichs nicht verweigert werden, mag er in Zukunft auch kein Wort mehr reden! Er hat unverkennbar ein eignes Geschick, Klarheit in eine Situation zu bringen. Nur die Alttschechen sind jetzt übel dran, sie sollen den Ketzer und Revolutionär verabscheuen und verlieren damit vollends den Boden unter den Füßen.

In den südslawischen Gegenden sind die Führer in der glücklichern Lage, Religion und Nationalität auf ihre Fahne zu schreiben, der deutsche Klerus aber scheint sich zum größten Teile des Vaterlandsgefühles und des Stammesbewußtseins so sehr entledigt zu haben, daß er um Roms willen mit den geschwornen Feinden des Deutschtums Bündnisse eingeht.

Und der deutsche Liberalismus? Nach seiner jetzigen Haltung in der böhmischen Frage darf man vielleicht hoffen, er werde endlich zu der Einsicht gekommen sein, daß im Kriege alle untergeordneten Trennungsgründe zurücktreten müssen vor der Frage: „Wo steht der Feind?“ auf die mit Blücher entschlossen zu antworten ist: „Den schlagen wir!“ Gläubig oder ungläubig, Judenfeind oder Judengegner, Freihändler oder Schutzzöllner, Doktrinär oder Realpolitiker — was will das alles sagen in einem Augenblick, wo jeder Deutsche Soldat sein muß, um für sich und seine Nachkommen das Recht, deutsch zu bleiben, zu erstreiten!

Vom „modernen“ Theater. Wenn Personen, die etwas Ernsthaftes zu thun haben, sich nicht um die Marktware kümmern, von der die große Mehrzahl unsrer ach nur zu zahlreichen stehenden Bühnen lebt, so wird das jedermann erklärlich finden. Wie sehr es aber zu wünschen ist, daß wenigstens von Zeit zu Zeit in das Treiben der Herren Dramatiker und Dramaturgen hineingeleuchtet werde, das ersehen wir aus einer äußerst wohlwollend gehaltenen Kritik über ein Lustspiel von Paul Lindau. Gleich der Titel des Stückes berührt aufs angenehmste. „Die beiden Leonoren“ — dabei dachte der Deutsche bisher an die Frauengestalten im Tasso; zwei beliebige Frauenzimmer, die in einunddenselben Mann verliebt

sind, Leonore zu taufen und darnach eine Komödie zu benennen, das ist ein „Witz“ von der Gattung, die in Künstlerkneipen gedeiht. Auch erinnern wir uns, daß ein Kollege des Herrn Lindau sich einmal herausgenommen hat, „Faust und Grete“ auf die Bühne zu bringen. Damals handelte es sich freilich um eine alberne Posse, die auch für nichts andres gelten wollte; Herr Lindau (oder vielleicht Laudau?) pflegt aber das „höhere Lustspiel,“ und er soll sehr „geistreich“ sein, und er fühlte sich wohl verpflichtet, dies gleich bei der Wahl des Aushängeschildes zu beweisen. Nun weiter. Bei der Bewerbung um den natürlich unwiderstehlichen Mann siegt die jüngere Leonore, eben weil sie die jüngere ist. Das Thema ist schon ziemlich oft auf den Brettern in gleichem Sinn abgehandelt worden, sehr hübsch z. B. in La bataille de dames von Scribe. Da kämpft eine junge Witwe gegen ihre Nichte und muß sich besiegt geben, obgleich sie ebenso schön ist und dabei mit allen Vorzügen des Geistes, des Charakters und der Erfahrung ausgestattet. So philisterhaft kann ein „moderner Dichter“ die Sache nicht anpacken. Da lebt natürlich der Mann, und es werden soeben die Einleitungen getroffen, ihn zu betrügen, als die Nebenbuhlerin in der Person — der eignen Tochter auf dem Plan erscheint. Man wird zugestehen, daß dieses Verhältnis viel pikanter ist. Der Liebhaber will der Mama, die ihm für den Abend ein Stelldichein zugesagt hat, Rosen bringen, findet die Tochter, verliebt sich stehenden Fußes in sie (nur umgekehrt, wie sich gebührt), und — nun wollen wir dem wohlwollenden Kritiker das Wort lassen.

„Lorchen fordert ihren Gesprächspartner auf, er möge die mitgebrachten Rosen ihrer Mutter überreichen, worauf er erwidert: Bitte, bringen Sie die Blumen Ihrer Frau Mama. Ich bitte Sie darum. Mir ist, als ob durch Ihre Berührung alles Unschöne und Unreine von diesen Rosen abgestreift würde, als würden sie durch Ihre keuschen Hände geadelt und geweiht. Lorchen: Das verstehe ich wieder einmal nicht, die Blumen sind ja herrlich. Hermann, der ihr nun die Blumen reicht, während sie dieselben in die Hand nimmt, ausdrucksvoll[!]: Jetzt ja!“ Der Kritiker wünscht das Wort keusch hinweg, wir können jedoch diesem Zensurstriche wenig Bedeutung beimessen, eine greuliche Unverschämtheit bleibt die ganze Rede, die gehalten zu werden scheint, damit das junge Mädchen sich Gedanken über die Beziehungen der eignen Mutter zu dem Blumenspender mache. Allein es kommt noch besser. Nach dem ersten Kusse des von der Mutter zur Tochter übergegangenen Liebhabers ruft Lorchen: „Ganz so hab ich mirs gedacht! Ganz so!“ Da sieht man förmlich das Pensionat vor sich, wo die Backfische heimlich Romane gelesen und sich eigne Romane vorgeträumt und die Verhältnisse ihrer jungen Lehrerinnen ausspionirt haben u. s. w., das Pensionat, aus dem die „Naiven“ hervorgehen, und das weiter nichts ist als die ungeschickte Übersetzung des französischen Klosters. Wie verblaßt Kotzebues Indianermädchen, das jeden Mann heiraten will, neben dieser „höhern Tochter,“ die dem Geliebten sagt, ganz so habe sie sich den Kuß der Liebe gedacht! Die liebe Unschuld! Kein Zweifel, daß Herr Lindau glaubt, die beiden Szenen seien poetisch und zart und wahr, so empfänden und so sprächen junge reine Menschen. Aber daß andre es ihm glauben, daß die Deutschen hundert Jahre nach Faust und den Geschwistern, achtzig nach Käthchen von Heilbronn sich solches Zeug bieten lassen, daß es ein „beliebtes Repertoirestück“ werden kann, darüber vermag uns kaum die Thatsache zu beruhigen, daß auch Kotzebue überstanden ist, der denn doch mehr war als Lindau u. Komp.

Litteratur

Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. Von M. von Süßmilch gen. Hörnig, Oberstleutnant z. D. Annaberg, Graser, 1889

Unter der massenhaften Litteratur, die zu der achthundertjährigen Jubelfeier des Fürstenhauses Wettin veröffentlicht worden ist, finden sich zwei für das Erzgebirge wichtige Unternehmungen, die beide im wesentlichen dasselbe Ziel verfolgen, und von denen doch keine die andre überflüssig erscheinen läßt. Der Erzgebirgs-Zweigverein in Chemnitz beginnt die Herausgabe von Jahrbüchern, die in einzelnen wissenschaftlichen Aufsätzen die geschichtlichen, geographischen, naturwissenschaftlichen Verhältnisse des Gebirges behandeln und sich allmählich zu einer umfassenden Heimatskunde des Erzgebirges gestalten sollen; das als Festgabe vorgelegte Heft enthält Abhandlungen von Sophus Ruge, Heinrich Gebauer, H. Hoppe u. a. über die Namen des Erzgebirges, seine Entstehung, über Klima, Bergbau und Spielwarenindustrie. Es ist zu wünschen, daß sich dieses Unternehmen lebensfähiger erweisen möchte, als manche seiner Vorläufer.

Eine Heimatskunde des Erzgebirges will auch das Süßmilsche Buch sein; während jedoch die Jahrbücher erst im Laufe der Zeit zu einer annähernd vollständigen, dann allerdings auch auf sorgfältige Einzeluntersuchungen sich gründenden Darlegung sämtlicher Verhältnisse des Gebirges gelangen werden, finden wir hier eine dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse entsprechende, alle Seiten berührende Beschreibung, die uns nach keiner Richtung die gesuchte Auskunft versagt.

Der Verfasser, der seit früher Kindheit mit dem Erzgebirge vertraut ist, den es trotz genauer Bekanntschaft mit andern deutschen Mittelgebirgen und mit den Alpen immer und immer wieder ins Erzgebirge gezogen hat, gilt längst für einen der besten, wir können wohl sagen, für den besten Kenner desselben. Nachdem er bereits seit einer langen Reihe von Jahren einzelne Ergebnisse seiner Wanderungen und Forschungen in kleinern Schriften sowie in der Leipziger und Chemnitzer Tagespresse mitgeteilt hat, giebt er in dem vorliegenden umfangreichen Werke eine Zusammenfassung alles dessen, was er bei seinen mehr als sechzigjährigen Beziehungen zum Erzgebirge teils durch eigne Anschauung, teils durch fleißige Benutzung der vorhandnen Litteratur*) darüber in Erfahrung gebracht hat, und wie er für sich selbst bei seinen häufigen Besuchen des Gebirges immer neue Erquickung gefunden hat, so will auch seine von warmer Heimatliebe durchwehte Darstellung dem Leser einen Genuß bereiten und dem Erzgebirge neue Freunde gewinnen.

Der allgemeine Teil bespricht zunächst die Begrenzung des Gebirges, die nach Norden zu wegen der ganz allmählichen Abdachung von jeher besondre Schwierigkeiten verursacht hat. Süßmilch geht davon aus, daß der genau

*) Merkwürdigerweise hat Süßmilch das Archiv für Sächsische Geschichte und das Neue Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde unbenutzt gelassen, und doch würde er gerade in dessen 22 Bänden vieles für seine Zwecke, namentlich für die von ihm so beliebten geschichtlichen Abschweifungen, verwendbare gefunden haben; mancher Hinweis auf minderwertige Literatur hätte alsdann wegfallen können.

bestimmbare Südfuß in 300 Metern Meereshöhe liegt, und verlegt nun den Nordfuß in gleiche Höhe. Ist diese Begrenzung auch eine willkürliche, wie mehr oder weniger die aller frühern Schriftsteller über das Erzgebirge, so ermöglicht sie doch eine übersichtliche Teilung des Nordabhanges in Höhenschichten von 100 zu 100 Metern bis zu der 700 Meter hohen Erhebung, dem eigentlichen Kamme des Gebirges. Der hiermit verbundnen Besprechung der Oberflächengestalt und Bewässerung im allgemeinen folgt eine Darlegung der geognostischen und geologischen Verhältnisse; nur mit Rücksicht auf diese hat Süßmilch wohl die etwas seltsame Unterscheidung zwischen Vorzeit und Vergangenheit auf dem Titel des Buches vorgenommen. Dem Klima, der Besiedelung des Gebirges, der Anlage und Bauart der Dörfer und Städte, dem Einzelhaus und Bauerngut, den Verkehrswegen, den Bewohnern, ihrer Nahrung, ihrer Tracht, ihren Sitten und Gebräuchen, Liebhabereien und Vergnügungen, der Sprache, Litteratur, den Karten sind besondre Abschnitte gewidmet. Seinem Werke eine eigne Karte beizufügen, hat der um das Kartenwesen Sachsens selbst verdiente Verfasser mit Recht unterlassen, er verweist vielmehr in der Hauptsache auf die königlich sächsische Generalstabskarte und die Spezialkarte k. k. österreichisch-ungarischen Monarchie.

Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der ausführlichen Schilderung der einzelnen Teile des Gebirges von dem Thale der Gottleube im Nordosten bis zu dem der Zwota im Südwesten; auf diese näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Ist es auch kein eigentliches Touristenhandbuch, so wird doch künftig auch kein Tourist, der dem Gebirge ein tieferes Interesse entgegenbringt, Süßmilchs Buch entbehren können. Es giebt kaum eine Ortschaft, einen Bach, eine Anhöhe im Gebirge, über die er hier nicht anziehende Mitteilungen fände. Es empfiehlt sich schon vor Entwerfen des Reiseplanes wie vor dem Antritt einzelner Wanderungen das Buch zu Rate zu ziehen, wird hier doch auf das wirklich Interessante und das Sehenswerte nachdrücklich hingewiesen; aber auch für das minder Wichtige genügt die von Süßmilch gebotene Belehrung. Diese aber erstreckt sich außer auf die Beschreibung der Landschaft und geographische Merkwürdigkeiten auch auf die Geschichte des Gebirges, einzelner Orte und Verkehrswege, deren Bedeutung in Kriegszeiten, auf Altertümer und Kunstschätze, auf Statistik und die zahlreichen Zweige der hier gepflegten Industrie, sowie auf die meist unterschätzte Landwirtschaft im Gebirge. Zu bedauern ist es, daß die Benutzung des so inhaltreichen Werkes nicht durch ein ausführliches Register erleichtert wird.

In einem frühern Jahrgange der Grenzboten haben wir eine kurze Besprechung der neuern Litteratur des Erzgebirges gebracht. Das Werk von Süßmilch-Hörnig nimmt einen ehrenvollen Platz darin ein, es ist das beste und umfangreichste Handbuch über das Erzgebirge, das wir besitzen, und läßt an Vielseitigkeit, gründlicher und geschickter Behandlung des Stoffes alle Arbeiten seiner Vorgänger hinter sich.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Vorstellungen auf dem Gebiete der Geschichte, mit besondrer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Aufs neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Neunte Auflage. Paderborn, F. Schöning

Die „drei Freunde der Wahrheit" sind populäre Schriftsteller, die ungefähr in der Weise Jansens die Vorwürfe zu entkräften bemüht sind, die im Laufe der Zeit, zuerst von den Magdeburger Centuriatoren, dann von neuern Gegnern gegen die katholische Kirche erhoben worden sind. Aber sie gehen auch von der Verteidigung zum Angriff über und versuchen, Thatsachen und Personen der prote-



stantischen Kirche nach Möglichkeit in ihrem Werte und ihrer Bedeutung herunterzusetzen. In beiden Richtungen hätten sie wohlgethan, sich der guten alten Regel Ne quid nimis zu erinnern; denn häufig verfallen sie gleich denen, die sie bekämpfen, in den Fehler, entweder zu viel zu leugnen oder zu viel zu behaupten und so an die Stelle einer Unwahrheit, Schiefheit oder Uebertreibung nur eine andre zu setzen. Gewiß ist von protestantischer Seite in der Darstellung von Ereignissen, Zuständen und Persönlichkeiten der alten Kirche mancherlei gefehlt worden, und gerne nehmen wir den Nachweis dessen an, wenn er mit guten Gründen und maßvoll und unbefangen geführt wird. Ebenso bereitwillig lassen wir uns belehren, daß der Protestantismus in einigen Beziehungen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat, und daß seinen Koryphäen in manchen Stücken zu hohe Tugenden und Leistungen zugeschrieben worden sind; Verdruß aber und Widerwille erfüllen uns, wenn der angebliche geschichtliche Sinn, der uns darüber aufklären will, dann seinerseits in Befangenheit und Parteilichkeit übergeht und an historischen Größen ersten Ranges so gut wie nichts Gutes und Schönes lassen möchte. Das tritt aber hier an mehr als eine Stelle hervor, obwohl die Verfasser sich im allgemeinen einer gemäßigten Sprache befleißigen. Die Kenntnisse, auf deren Grundlage sie schreiben, sind bis zu einer gewissen Grenze anerkennenswert, nur hätten sie sich nicht auf das eigentlich wissenschaftliche Gebiet wagen sollen, denn hier hat die kirchliche Autorität, der sie sich zur Folgsamkeit verpflichtet fühlen, nur sowie ein Recht zu beanspruchen, als es mit den Ergebnissen der Wissenschaft zusammentrifft und von diesen gedeckt wird. So hätte gleich der erste Abschnitt über das christliche Altertum, über die geschichtlichen Teile des Neuen Testaments, über die protestantischen Kirchenhistoriker des vorigen Jahrhunderts, über die Tübinger Schule und ihre Ausläufer einfach wegbleiben sollen. Wer einen so schwachen und unglücklichen Aufsatz wie den über den Primat und die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom, mit dem dieser Abschnitt schließt, anfertigen und dann damit etwas geleistet zu haben glauben kann, sollte sich nicht herausnehmen, sich neben Männer wie Baur, Zeller, Schwegler und Lipsius zu stellen und sie meistern zu wollen. Mehr Wert kann die zweite Abteilung beanspruchen, die vorzüglich die Vorwürfe zu widerlegen bestimmt ist, die gegen das Papsttum und die von ihm regirte Kirche im Mittelalter erhoben worden sind. Die Verfasser versuchen hier, und zwar zum Teil mit Glück, den Beweis zu führen, daß das Papsttum nicht auf Betrug und Fälschung begründet ist, und das es keine schrankenlose Gewalt besitzt. Es werden dann Rom und die Päpste im zehnten Jahrhunderte charakterisirt und die freilich schon längst von keinen Geschichtskenner mehr geglaubte Fabel von der Päpstin Johanna in ihrer Nichtigkeit darstellt. Die weitern Kapitel beschäftigen sich mit dem Papsttum und den Kaisern in der spätern Geschichte und bemühen sich, irrige Meinungen und schiefe Auffassungen der Kämpfe zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. und zwischen Friedrich Barbarossa und Hadrian IV. sowie Alexander III. zu zerstreuen. Eins betrachtet das „finstere" Mittelalter und findet es in der Art der romantischen Schule eigentlich recht hell und freundlich. Eins rechtfertigt den Cölibat und die Klöster, zwei waschen die katholische Kirche von der Beschuldigung rein, dem Aberglauben Vorschub geleistet und die Hexen in die Welt gesetzt und verfolgt zu haben. Dann macht sich das Buch an die Rettung der kirchlichen Inquisition aus der von Gegnern der Kirche über sie verhängten Verurteilung, wobei namentlich über die Albigenser und über das eigentliche Wesen der spanischen Inquisition dankenswertes Licht verbreitet wird und der grimme Inquisitor Peter Arbues sich unter den Händen seiner Reiniger in einen milden, liebenswürdigen

Heiligen verwandelt und verklärt. Was das 25. Kapitel in diesem Zusammenhange soll, ist uns nicht klar geworden. Es strengt sich an, die Mythe von der Doppelehe des Grafen von Gleichen als grundlos darzustellen, was uns unnütze Arbeit scheint.

Der dritte Abschnitt geht zum Reformationsalter über, wobei das Wort Reformation mit Anführungszeichen versehen ist, als ob die Verfasser nicht wüßten oder nicht anerkennen wollten, daß infolge des Auftretens Luthers auch die katholische Kirche reformirt worden ist und ganz ebenso einen andern Charakter angenommen hat, wie fast alle Staaten nach der Revolution, die das ancien regime in Frankreich zertrümmerte. Hier sind namentlich einige Kapitel über Luther von Interesse, in denen gewisse Legenden zerstreut werden, die, aus Mißverstand, Unkenntnis und Uebertreibung hervorgegangen, auch in unsern Kreisen geglaubt werden.

Von dem letzten Abschnitt, der die neuere Zeit ins Auge faßt, geben wir nur den Inhalt einiger Kapitel kurz an, indem wir vorausschicken, daß die Themen hier ganz besonders kraus neben einander gepackt sind. So folgt auf eine Beleuchtung der Bartholomäusnacht eine Besprechung Galileis, auf diese allerlei Richtiges und Unbegründetes über Gustav Adolf in Deutschland und Tilly in Magdeburg, dann wunderlicherweise ein Artikel in drei Nummern über die „Geschichtslügen" in Schillers Dramen Don Carlos, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Ganz besonders angelegentlich beschäftigt sich unser Werk sodann mit den Jesuiten und ihren Gegnern in Deutschland, mit ihrem Monita secreta, Peter Gurys Moraltheologie, ihrem „unbedingten Gehorsam" u. dgl., um darauf plötzlich zu einer Betrachtung des geweihten Degens überzugehen, den der heilige Vater dem General Daun zugesandt haben soll. Das Ganze schließt mit dem Versuche, die Behauptung zu entkräften, Revolutionen kämen häufiger in katholischen als in protestantischen Ländern vor, und mit einem Blick auf den Arbeiteraufstand, der 1886 in Belgien stattfand.

Das Buch leidet an starken Mängeln und Gebrechen, die sich vorzüglich auf Befangenheit und parteiische Anschauung und Behandlung der Dinge und Menschen zurückführen lassen. Demungeachtet können wir manches daraus lernen, u. a. wie man nicht polemisiren soll, und was ultramontane geistliche Herren (das sind offenbar die „drei Freunde der Wahrheit", unter historischer Wissenschaft zu begreifen pflegen. Wie gut sie es aber verstehen, es dem Publikum mundgerecht zu machen, beweist die neunte Auflage ihrer Arbeit.

Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie von Friedrich Jodl, Professor der Philosophie an der deutschen Universität zu Prag. 2. Bd. Kant und die Ethik im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Cotta, 1889.

Der vorliegende Band gehört zu den rühmenswerten Zeugnissen deutscher Gründlichkeit und ist zugleich ein Beweis, daß diese Eigenschaft wohl zusammengeht mit der Gabe schöner Darstellung. Der Verfasser will sich auf die Prinzipien der Ethik beschränken, aber er ist weit davon entfernt, darunter eine Beschränkung auf abstrakte Sätze zu verstehen. Besonders interessant ist, daß er die Ethik überall zur Religion in Beziehung bringt und die so vielfach behandelte tiefste Frage nicht umgeht.

Der Rahmen des Buchs wird einigermaßen deutlich, wenn wir wenigstens die Kapitel aufzählen: 1) Die Ethik des kategorischen Imperativs (Kant). 2) Die schöne Sittlichkeit (Schiller). 3) Die Ethik der schöpferischen Genialität (Fichte). 4) Der spekulative Idealismus (Krause und Hegel). 5) Spekulative Rekonstruktion

der Kirchenlehre (Baader, Schelling und Hegel). 6) Ausgleich zwischen Idealismus und Naturalismus (Schleiermacher). 7) Ethik des ästhetischen Formalismus (Herbart). 8) Pessimismus (Schopenhauer). 9) Der Eudämonismus (Beneke und Feuerbach). 10) Frankreich. Der Spiritualismus (Cousin, Jouffroy, Proudhon). 11) Der Positivismus (Comte). 12) Das ethisch-religiöse Problem in Frankreich. 13) England. Allgemeine Charakteristik. 14) Die intuitive Schule (Stewart, Whewell und Mackintosh). 15) Der Militarismus (Bentham nnd St. Mill). 16) Das ethisch-religiöse Problem in England (Coleridge, Maurice und Mill).

Der Verfasser ist nicht der Mann, die geschichtlich hervortretenden ethisch-religiösen Formen bloß zu zeigen und objektiv darzustellen. Er nimmt selbst Partei und belebt sein Buch dadurch außerordentlich. Nicht umsonst rühmt er, daß seine Behörde ihm die Möglichkeit geboten habe, in England selbst (und in Frankreich) seine Studien fortzusetzen. Die Fremde hat es ihm angethan. In seinen dankenswerten reichlichen Mitteilungen besonders aus Stuart Mill zeigt es sich, daß er den Grundgedanken des radikal gesinnten großen Mill zustimmt. Daher that es uns einigermaßen leid, daß er von vornherein auf die Darstellung der Ethik Lotzes verzichtet hatte. Wir finden gerade bei Lotze eine befriedigendere Würdigung des Religiösen für die Ethik und das ethische Leben.

Druckfehlerberichtigung

In dem vierten Aufsatz über Buckle und Darwin im vorigen Hefte sind, wiederum infolge Ausbteibens der Korrektur, einige Druckfehler stehen geblieben. Seite 560, Zeile 9 ist zu lesen voraussagt statt voraussetzt, Seite 561, Zeile 25, das Geheimnis des Daseins statt das Geheimnis. Ein Druckfehler, der den aufmerksamen Leser sehr befrembet haben wird, steht Seite 558, Zeile 3 von unten. Dort ist gedruckt: Und doch nimmt jedermann die Undutationstheorie [der ungeschickte Ausdruck steht so in der Übersetzung von Carus] an. Es muß aber heißen: die Undulationstheorie des Lichtes. Nur auf den Genetiv des Lichtes und seine togisch fehterhafte Verbindung mit Undulationstheorie bezog sich ja die in den Klammern stehende Bemerkung.

Die Redaktion kann ja stolz darauf sein, daß es ihr auch ohne Hilfe des Verfassers gelingt, einen Aufsatz wie den über Buckle und Darwin so sauber in die Öffentlichkeit zu bringen, daß nur drei Fehter darin stehen. Erfreulicher wäre es aber doch für alle Beteiligten, für den Verfasser, die Leser und vor allem für die Redaktion, die auf die Herstellung der Hefte die denkbar größte Sorgfalt verwendet, wenn Druckfehlerberichtigungen überflüssig gemacht würden. Das wird nur dadurch möglich, daß die Korrekturen stets umgehend zurückgesandt werden. Wir wollen am Jahresschlusse alle unsre Mitarbeiter nochmals herzlichst darum gebeten haben!



Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 49. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im Dezember 1889

Die Verlagshandlung

Bitte an unsre Leser.

Wir haben die Freude, daß die Verbreitung der Grenzboten stetig zunimmt. Inmitten der Hochflut illustrirter Wochen- und Monatsschriften, die sich in allen erdenklichen Lockmitteln moderner Zeitungsausstattung zu überbieten, auf jede Weise den Neigungen, Wünschen und Launen der großen Menge entgegenzukommen suchen, bricht sich unser ernstes, schlichtes und bescheidnes Blatt, dem es immer nur um die Sache zu thun ist, und das nie um die „Gunst" der Leser gebuhlt hat, von Jahr zu Jahr mehr Bahn.

Aber immer noch giebt es in den Kreisen, an die sich unser Blatt wendet und in denen es seine Freunde hat und sucht, viel mehr Leute, die kaum von seinem Vorhandensein wissen, als solche, die es kennen und schätzen. Fast täglich müssen wir die Erfahrung machen, daß die Grenzboten plötzlich von irgend jemand „entdeckt" werden, daß jemand mit Überraschung wahrnimmt, daß es ein solches Blatt, wie er es immer vermißt hat, wirklich giebt.

Diesem Zustande abzuhelfen giebt es bei der erdrückenden Überproduktion auf dem Gebiete der Zeitschriften nur ein Mittel: daß die Leser und Freunde des Blattes selbst, soviel sie nur können, für seine Verbreitung wirken. Wir erlauben uns, ihnen dazu folgenden Vorschlag zu machen.

Es wird wohl kaum ein Heft der Grenzboten ausgegeben, nach dessen Durchsicht sich nicht der oder jener Leser sagte: Diesen Aufsatz hier sollte Freund X auch lesen! Diese Meinung hier sollte auch an der und der Stelle gehört werden! In allen solchen Fällen nun, wo es dem Leser erwünscht scheint, daß eine Stimme aus den Grenzboten, die ja oft ganz allein steht und sich anderswo kaum zu äußern wagt, auch anderwärts vernommen werde, bitten wir den Leser, einfach eine Postkarte zu nehmen und uns zu schreiben: Schicken Sie Nr. . ., die den und den Aufsatz enthält, an Herrn N. N. (oder an die und die Zeitung)! Wir werden dann gern das betreffende Heft — auch wenn sichs um ältere, weiter zurückliegende Nummern handelt — soweit der Vorrat reicht, als Probeheft an die genannte Adresse senden. Ebenso sind wir gern bereit, einzelne Hefte abzugeben, wenn Leser solche von sich aus in Kreisen, wo die Grenzboten noch unbekannt sind, zur Einführung des Blattes benutzen wollen.

Wir hoffen und bitten, daß von diesem unserm Vorschlage und Anerbieten recht reichlich Gebrauch gemacht werde!

Leipzig, im Dezember 1889

Die Verlagshandlung und die Redaktion der Grenzboten

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig